

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Fünfzehnter Band.

Geschichte der letzten vierzig Jahre

als

Supplement zu allen Ausgaben.

Herausgegeben

von

Eduard Arnd.

I. Abtheilung.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1854.

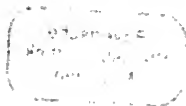
Geschichte

der

letzten vierzig Jahre

von

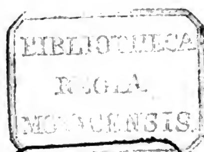
Eduard Arnd.



Erster Theil.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1854.




Inhalt.

Geschichte

der

letzten vierzig Jahre.

I. Abtheilung.

Vom ersten Pariser Frieden bis zur Julirevolution
1814—1830.

1. Rückblick auf Frankreich unter der Republik und dem Kaiserreich.

Noch nie, so weit die Geschichte reicht, war Europa so vielen inneren und äußeren Erschütterungen, so großen Veränderungen in den Zuständen der Völker und dem Geschick der Dynastien, so unaufhörlich sich erneuernden, und besonders so weit reichenden, Alles mit sich fortreißenden Kriegen, wie in den fünf und zwanzig Jahren, von dem Ausbruch der französischen Revolution an bis zu Napoleon's Sturz, ausgesetzt gewesen. Frankreich hatte zwar durch das Organ seiner ersten National-Versammlung ausdrücklich jeder Absicht auf Vergrößerung und Eroberung entsagt, und nur durch den Einfluß seiner Ideen und die Macht des Beispiels die Völker an sich heranziehen zu wollen erklärt. Aber der gewaltsame Charakter, der sich in den inneren Veränderungen aussprach, die gänzliche und plötzliche Aufhebung der überlieferten Einrichtungen, mußte sehr bald auch auf die Stellung zum Auslande einwirken. Einem Volke, wie das französische, das stets in der lebendigsten Berührung mit anderen Nationen gewesen, war auf die Dauer keine Beschränkung auf sich selbst, keine Absonderung und Vereinsamung möglich. Es mußte die in seinem Innern vorgehende Bewegung zu verbreiten suchen, oder sie in sich selbst zum Stillstande bringen.

Die fremden Mächte hatten den ersten Ausbrüchen des revolutionairen Geistes mit mehr Ueberraschung und Erstaunen als Zorn und Furcht zugesehen, und nicht alsbald zu einem Entschluß über die gegen ihn anzunehmende Stellung kommen können. Es trat in der Haltung des Auslandes, der in Frankreich beginnenden Umwälzung gegenüber, eine Zögerung und Schwankung ein, die nicht lange dauerte, aber doch auf den Gang der Ereignisse nicht ohne Einfluß blieb. Man verwarf die Vorgänge, aber entschied sich nicht über die Grundsätze. In letzteren glaubte man nichts durchaus Neues oder Feindliches zu erken-

nen. Denn es war die Welt der Gedanken mehr als die der Thatsachen auf eine Erscheinung, wie die französische Revolution, vorbereitet.

Während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte mehr als eine Regierung in Europa Meinungen gehuldigt und Maßregeln getroffen, bei denen sich eine wenn auch entfernte Aehnlichkeit mit Dem, was jetzt in Frankreich dargelegt wurde, nachweisen ließ, Friedrich der Große, Katharina von Rußland, Joseph II hatten sich gegen manche aus dem Mittelalter stammende Mißbräuche erklärt, und sie, jedoch mehr aus Rücksicht auf ihre eigene Gewalt als die Freiheit der Völker, umzugestalten gesucht. Von den französisch gebildeten Großen des Auslandes war lange vor 1789 viel von dem Glücke der Massen als dem einzigen Zweck des Staatslebens, der ursprünglichen Gleichheit der Menschen, den Vorzügen des Verdienstes vor der Geburt gesprochen worden. Es waren dies aber Ideen und Theorien ohne äußere verbindliche Kraft, ohne durchgreifende Anwendung geblieben. Die Darlegung solcher Grundsätze machte damals den Machthabern in der öffentlichen Meinung Ehre, ohne denselben den entferntesten Zwang aufzulegen. Es war allerdings ein großer Unterschied zwischen solchen jeder beliebigen Auslegung unterworfenen moralischen und philosophischen Doktrinen und deren unbedingter und unmittelbarer Einführung im Dasein eines Volkes vorhanden. Indessen wurden die ersten Regungen der Revolution, eben weil so manche ihrer Ideen schon früher, wenn auch zu anderen Zwecken, im Kleinen und Einzelnen gehegt und begünstigt worden, selbst von Denen, die davon am meisten bedroht werden sollten, nicht mit der Besorgniß und dem Unwillen betrachtet, die sonst natürlich gewesen wären.

Die auswärtigen Mächte wurden auf die volle Bedeutung jener gewaltigen Bewegung erst durch das Erscheinen der Tausende von französischen Ausgewanderten aufmerksam gemacht, zugleich aber durch deren parteiische und leidenschaftliche Darstellung, ihre Klagen, Drohungen und Hoffnungen, über die Stärke und Dauer der in Frankreich eingetretenen Gährung getäuscht. Das Ausland ahnte nicht den unausfüllbaren Bruch, der in der großen Mehrheit der Nation zwischen der Gegenwart und Vergangenheit entstanden war. Man ließ sich überreden, daß es nur eine Partei in Frankreich sei, welche, die persönliche Schwäche Ludwig XVI und die mit den bisherigen Einrichtungen verbundenen Mißbräuche benutzend, das Volk zu einer erkünstelten Aufregung fortgerissen habe, die verschwinden würde, sobald die

Krone durch auswärtge Hülfe in den Stand gesetzt worden, ihre unabhängige Stellung wiederzugewinnen, und aus freiem Entschlusse die bekanntesten und fühlbarsten unter den vorhandenen Uebelständen zu beseitigen. In diesem Sinne waren die ersten Annäherungen und Verabredungen zwischen Oesterreich und Preußen gegen Frankreich getroffen worden, und endlich der Entschluß entstanden, dasselbe durch Waffengewalt zur Wiedereinführung seiner früheren Einrichtungen zu zwingen.

So groß auch die Täuschung des Auslandes über die Tiefe des revolutionairen Princips nnd die Kraft seiner äußeren Entfaltung gewesen, diese Täuschung konnte in jener Epoche nicht wohl vermieden werden. Denn seit Jahrhunderten waren alle politischen Veränderungen einzig von den Machthabern selbst, aber nie von den Völkern ausgegangen. Die einzige Begebenheit, die eine Revolution im üblichen Sinne des Wortes, genannt werden konnte, und deren Spitze die Hinrichtung Karl I und die Vertreibung Jakob II bildet, hatte auf einem abgesonderten Schauplatze gespielt, sich in ihren Folgen auf einen engen Kreis beschränkt, schien halb mittelalterthümlicher, halb religiöser Natur, unter Karl I mehr ein Kampf zwischen zwei Privilegien, dem der Krone und des Parlaments, unter Jakob II zwischen Katholicismus und Protestantismus, als das Erwachen eines neuen Geistes in der Geschichte gewesen zu sein. Auch war die englische Revolution damals noch wenig geprüft uud untersucht, und die veraltete Schale ihrer äußeren Erscheinung machte, daß der Kern von vorher unbekannten staatlichen Anschauungen, der in ihr verborgen lag, nicht begriffen wurde. Die überraschende Neuheit und scheinbare Unvorbereitheit der revolutionairen Ideen in Frankreich bei ihrem ersten Hervorbrechen flößte den fremden Mächten die Ueberzeugung ein, daß die ganze Bewegung eine hohle und unhaltbare sei, und von außen her mit Erfolg bekämpft werden könne.

Die Revolution, durch die Einmischung, die Ansprüche und Drohungen der fremden Mächte zum Kampfe herausgefordert, gab sehr bald den sich auf ihr eigenes ursprüngliches Gebiet beschränkenden Charakter ihrer Unternehmungen auf, zu dem sie, ihr eigenes Wesen verkennend, in ihrer ersten Entwickelung geneigt gewesen war. Nachdem sie eine kurze Zeit über, sich in der Vertheidigung ihrer selbst gehalten, ging sie zum Angriff auf die Gegner über, und ihre Fluth, von dem Sturme der inneren Parteikämpfe unaufhörlich gehoben und geschwellt, strömte weit über die Nachbarvölker hin. Im Laufe weniger Jahre

wurden Savoyen, Belgien, das linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt, und dadurch in den unmittelbaren Kreis der revolutionairen Grundsätze und Einrichtungen hineingezogen, Holland, die Schweiz, Italien in ihren innersten Grundlagen erschüttert, und zur Nachahmung der in der siegreichen Republik herrschenden Formen gezwungen. In der batavischen, helvetischen, cisalpinischen, ligurischen, römischen und parthenopäischen Republik schien die Revolution Kolonien zur Verbreitung ihrer Grundsätze, wie dies früher von den seefahrenden Völkern in anderen Welttheilen zur Vermehrung ihres Reichthums geschehen, angelegt zu haben. Aber die meisten der genannten Völker, die, von den Mängeln uud Mißbräuchen ihrer bisherigen Zustände verletzt und gedrückt, dem in Frankreich erwachten neuen Geiste mit Theilnahme und Hoffnung entgegengesehen hatten, fühlten sehr bald, als er in ihrer Mitte in der Gestalt von revolutionairen Gesetzgebern und triumphirenden Kriegern wirksam erschien, daß sie nur ein Joch mit dem anderen vertauscht, und mehr eine Umwälzung als eine Verbesserung ihrer Lage erfahren hatten. Die vom Kriege und der Anwesenheit fremder Heere unzertrennlichen Uebel und Lasten überwogen in den davon betroffenen Ländern den Drang nach einer Verbesserung ihrer inneren Zustände, die ihnen außerdem nie vollständig zu Theil wurde. Sie konnten es sich nicht lange verbergen, daß sie zu den Franzosen mehr in die Stellung von Unterworfenen als Verbündeten gekommen waren, und sehnten sich zwar nicht nach ihren früheren Regierungen zurück, wuchsen aber auch nicht mit den neuen Einrichtungen vollständig zusammen. Frankreich hatte die Rolle der Eroberung der der Verbrüderung vorgezogen, die es anfangs hoffen ließ, und mit der es die Nationen für sich gewonnen. Auch fing, der Ueberlegenheit und dem Stolze der fremden Sieger gegenüber, sich der Nationalgeist der Besiegten selbst da zu regen an, wo er lange Zeit über, mehr kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Ungeachtet der zunehmenden Erkaltung für die Revolution konnten jedoch einige ihrer Ideen unter den Völkern, die mit ihr in nähere Berührung gekommen, weder von dem Gefühl der Abhängigkeit erdrückt noch von den Kriegsstürmen verweht werden, sondern wurzelten unter dem Wechsel der Ereignisse unbemerkt fort, um eine bessere Zukunft vorzubereiten.

Während die Revolution sich durch Eroberungen oder erzwungene Bündnisse über andere Völker verbreitete, fingen die sie bei ihrem Entstehen erfüllenden Principien zu sinken, das Feuer auf dem Herde, wo

es zuerst angefacht worden, matter zu brennen an. Das französische Volk fühlte erst dunkel, allmälig aber immer klarer, daß es sich durch den ungestümen Drang nach Abschüttelung seiner früheren Fesseln über das von der Wahrheit und Gerechtigkeit gesteckte Ziel, und eine Zeit lang sogar über die von der Menschlichkeit gesetzten Grenzen hatte fortreißen lassen. Die mehre Jahre hindurch geduldete Herrschaft der Schlechtesten und Gewaltthätigsten, die furchtbaren Parteikämpfe, der Untergang fast aller ihrer Führer, das Verschwinden mehrer Generationen auf den Blutgerüsten oder den Schlachtfeldern hatten nach und nach eine geistige Lähmung und Gleichgültigkeit gegen die Ideen hervorgebracht, in deren Namen und um deren Besitzes willen man sich ursprünglich erhoben hatte. Die Massen waren jedoch eine Zeit lang von der revolutionairen Bewegung zu tief ergriffen, die alten Zustände gerade in ihren Grundlagen zu sehr erschüttert worden, als daß eine Herstellung derselben in dem was ihr Wesen ausgemacht hatte, eine ständische Gliederung der Nation und ein bevorrechtetes Eigenthum, möglich gewesen wäre. Die durch die Aufhebung aller aus dem Mittelalter stammenden gesellschaftlichen Unterschiede hevorgebrachte Gleichheit, in Bezug auf Recht, Besitz und Erwerb, war mit den Franzosen so eines geworden, daß die aus dieser Veränderung hervorgegangenen Einrichtungen und Sitten nur mit dem Dasein der Nation selbst hätten aufhören können.

Aber in Allem was nicht mit diesen innersten Forderungen des Volksgeistes zusammenhing, waren Zweifel und Ueberdruß an die Stelle der früheren Zuversicht und Begeisterung getreten. Der große 1789 angestellte Versuch, eine neue Gestalt sittlichen und rechtlichen Lebens zu schaffen, war nur zum Theil geglückt, und das dabei angewandte Verfahren so gewaltsam und zerstörend gewesen, daß eine ruhige Befestigung des Errungenen unmöglich gemacht, und durch die Art, wie die neuen Grundsätze zur Geltung gekommen, der Samen zu neuen Umwälzungen und Stürmen ausgestreut worden war.

Es war weniger das Streben nach Gleichheit als das nach Freiheit gewesen, was die furchtbaren Erschütterungen und Ausschweifungen der Jahre 1792 bis 1795 hervorgebracht hatte. Das gleiche Gesetz und Recht für alle Klassen der Nation wäre mit dem Dasein und selbst der Größe des Thrones vereinbar gewesen. Aber die wilden Kämpfe herrschsüchtiger und blutgieriger Faktionen, die mit der Gleichheit, die ohne sie gegründet und von dem letzten Könige selbst aner-

kannt war, nichts gemein hatten, wurden im Namen der Freiheit geführt, und diese dadurch befleckt und verdächtig gemacht. Alle Formen, durch welche die Idee der Freiheit sich in neueren Zeiten lebendig erweist, Wahlrecht, Vertretung, Presse, waren von den Parteien zu gegenseitiger Bekämpfung, ohne Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, gemißbraucht worden. Es hatte keine einzige auch noch so kurze Epoche von dem Umsturze des Thrones an gegeben, wo die Freiheit thatsächlich und anders als im Munde der Parteien, die damit ihren Gegnern eine Todeslosung entgegenschleuderten, vorhanden gewesen wäre. An der gesetzlichen Gleichheit war dagegen, selbst da wo sonst keines der übrigen Elemente der Revolution, wie z. B. in der Vendée, Anerkennung fand, nie gerüttelt worden. Sie ward ausdrücklich oder stillschweigend, aber von allen Klassen und Parteien, als das unauslöschliche Zeichen der nationalen Erneuerung und eine unumstößliche Thatsache angesehen.

Außer diesem Bedürfniß der Gleichheit war es noch das Nationalgefühl, das durch die Revolution zu einer früher in Frankreich nie gekannten Bedeutung kam. Da die früheren Träger des Volksbewußtseins, Monarchie, Kirche, Stände und Körperschaften verschwunden waren, so trat an deren Stelle die Liebe zu dem einigen Alles umfassenden Vaterlande, das nach der Abschaffung der Provinzialeintheilung Jedem unmittelbar vor die Seele gerückt war, und für das eine unbedingte und ungetheilte Hingebung verlangt würde. Der Patriotismus war eine Zeit lang der einzige Kultus, der der Revolution nicht verdächtig erschien.

Das Nationalgefühl, das seine volle Entwickelung, wie in England, erst durch den Besitz der öffentlichen Freiheit erlangt, entbehrte dieses Zusatzes in Frankreich. Dieser Mangel sollte durch den Kriegsruhm, die Eroberung und Herrschaft über fremde Länder aufgewogen werden. Der Irrthum, die Abwesenheit eines inneren Gutes, wie die Freiheit, durch einen äußeren Erwerb, wie Gebietsvergrößerung und Machtvermehrung, ersetzen zu wollen, war eine der Klippen, an denen die Revolution scheiterte.

Das französische Volk, von dem Besitz der Gleichheit befriedigt, und vor der Freiheit, um des mit ihr getriebenen blutigen Mißbrauches willen, mit Scheu erfüllt und über ihre wahre Natur getäuscht, zog sich allmälig von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens zurück, auf welchen die Heere und deren glücklichste und kühnste Führer tra-

ten, und zuletzt die Entscheidung an sich rissen. Da Frankreich durch die Revolution mit ganz Europa in Krieg verwickelt worden, und die politische Freiheit, von dem Faktionswesen in ihrer Ausbildung aufgehalten und durchkreuzt, keinen festen Boden gewinnen konnte, so war es unvermeidlich, daß die ersten unter den siegreichen Feldherren eine zur Zeit der alten Monarchie und selbst noch im Anfange der Revolution unbekannte Rolle zu spielen anfingen. Die früheren Parteiführer und mit ihnen die Parteien großentheils selbst waren untergegangen und nicht ersetzt worden, während den vielen gefallenen oder hingerichteten Heerführern bald andere von noch größerer Befähigung und Berühmtheit gefolgt waren. Die französische Revolution, die im Namen der Freiheit begonnen, hatte nur die Gleichheit, welche die Grundlage aber nicht die Krone eines vollendeten gesellschaftlichen Gebäudes bildet, errungen. Allmälig trat an die Stelle der politischen Freiheit ihr äußerster Gegensatz, der militairische Ehrgeiz. Es war dies eine unabwendbare Folge der Ausartung der revolutionairen Idee, durch die Verletzung aller sittlichen und rechtlichen Schranken bei dem Drange nach Umgestaltung hervorgebracht.

Schon mit Robespierre's Sturz hatte der Einfluß der Volkstribunen abgenommen und der der Generale angefangen. Unter dem Direktorium, dessen einflußreichste Mitglieder, Barras und Carnot, schon vor der Revolution zur Armee gehört hatten, kündigte es sich deutlich an, daß der erste Akt des großen 1789 begonnenen Drama's mit einer militairischen Diktatur schließen würde. Die bedeutendsten Feldherren, längere Zeit als früher an der Spitze derselben Heere gelassen, nicht mehr von der Eifersucht und dem Mißtrauen der Konventskommissarien und Klubbisten überwacht, und nicht mehr von der Aussicht auf das Blutgerüste erschreckt, fühlten, daß ihnen die erste Stelle in einem Staate gebühre, der, nachdem die Macht der Ideen in ihm geschwächt worden, sich nur noch durch die der Waffen erhalten konnte.

Die Erinnerung an die zahllosen Gräuel der Schreckenszeit unter dem Konvent, die Schwäche und Willkür der Direktorialregierung, ein allgemeines Gefühl des Unbehagens und der Unsicherheit gaben vielen wohlgesinnten und denkenden Männern jener Epoche die Neigung, nicht zu einer Erneuerung des vorrevolutionairen Regiments, aber zu einer bedingungsweise herbeigeführten Wiederherstellung des alten Königshauses ein. Es erschien dies als das einzige Mittel, den unaufhörlichen Schwankungen, die Alles in Frage stellten, ein Ende zu machen.

Die, welche sich damals mit der Hoffnung auf eine solche Restauration trugen, zweifelten nicht daran, daß die verbannten Prinzen, durch Zeit und Erfahrung belehrt, die wesentlichen Ergebnisse der Revolution annehmen und ihre Erinnerungen den Forderungen der Gegenwart unterordnen würden. Ohne die Selbstsucht und den Ehrgeiz der Generale, die fast alle von dunkler Herkunft, ihres Verdienstes ungeachtet, nur vermöge der in der Revolution gegründeten Ordnung der Dinge zu der Höhe, auf der sie standen, emporgekommen waren, und von der Erhebung der gestürzten Dynastie die Herrschaft entgegengesetzter Grundsätze und eine Minderung ihrer Bedeutung besorgten, wäre wahrscheinlich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts der Versuch einer Restauration des Hauses Bourbon gemacht worden. Ob ein solches Unternehmen vom Erfolge gekrönt und von Dauer gewesen wäre, kann zweifelhaft erscheinen. Indessen ließen damals manche Umstände eine Verwirklichung dieses Gedankens als möglich zu. Die Massen in Frankreich, die nie mit dem Gebrauch der politischen Freiheit vertraut geworden, konnten auch deren Verlust nicht befürchten, und würden sich an jede Regierung gewöhnt haben, die ihnen die gesetzliche Gleichheit, die sie allein als ein unentbehrliches Gut betrachteten, zu sichern versprach. Auch waren damals noch nicht alle die Hindernisse vorhanden, welche es später der Restauration schwer machten Wurzel zu fassen. Noch war der alte Königsstamm in Frankreich nicht so vergessen, wie dies in der Folge, theils durch die längere Dauer seiner Entfernung, theils durch die eine spätere Epoche erfüllenden außerordentlichen Begebenheiten, geschah. Das Joch, unter welchem die Faktion der extremen Revolution das Volk eine Zeit lang gehalten, stand noch in frischem Andenken, und eine mögliche Wiederkehr desselben wurde als das größte aller Uebel angesehen. Die Hauptsache war aber, daß es damals noch keine andere Dynastie, wie einige Jahre nachher die napoleonsche, mit besonderen von ihr geschaffenen Interessen und einer an ihre Erhaltung gebundenen Partei gab, was Alles mit der Wiedereinsetzung des alten Königsstammes unvereinbar gewesen wäre. Denn die Republik stand der Legitimität weniger feindlich als eine aus einer anderen Quelle hergeleiteten Monarchie entgegen.

War der Gedanke an eine Restauration unausführbar, so blieb unter den vorhandenen Umständen Frankreich keine andere Wahl als eine militairische Diktatur übrig. Denn die erkaltete Begeisterung der Massen für das revolutionaire Princip hätte zuletzt die Angriffe der

verbündeten Mächte unwiderstehlich gemacht, und die Revolution wäre, wenn nicht ein Mann von ungewöhnlichem Geist und Willen ihre Leitung übernahm, verloren gewesen. Sie war noch zu wenig in sich befestigt und noch zu wenig auf die anderen Nationen übergegangen, als daß die auswärtigen Mächte, im Falle sie das Kriegsglück begünstigte, nicht deren vollkommene Unterdrückung und die Erneuerung der früheren Zustände unternommen haben sollten.

In einem Lande wie Frankreich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts konnte, wenn der alte Thron nicht wiederhergestellt und dadurch eine Aussöhnung mit Europa herbeigeführt wurde, nur ein großer Kriegsmann an die Spitze gestellt werden. Der Gedanke, einen solchen zu suchen, war nach der Auflösung des Konvents zuerst in Sieyès erwacht. Aber es war nicht leicht eine geeignete Persönlichkeit zu einer so schwierigen Stellung zu finden, die Talente mannigfacher Art erforderte. Sieyès hatte zuerst den General Joubert in Vorschlag gebracht, der durch unbefleckten Ruf und Festigkeit des Charakters hervorragte. Da ihm aber vorher Gelegenheit gegeben werden mußte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sich Kriegsruhm zu erwerben, so ward ihm der Oberbefehl über die Armee in Italien anvertraut, wo sein früher Tod in der Schlacht von Novi die auf ihn gebauten Hoffnungen vernichtete. Auch hätte Joubert bei längerem Leben wahrscheinlich doch nicht die außerordentlichen Gaben bewährt, die zu einer Leitung Frankreichs in jener Zeit erforderlich gewesen wären. Hoche, an den die gemäßigten Republikaner nach Joubert's Tode dachten, war zwar ein militairisches Talent erster Klasse, aber nichts beweist, daß er die Kraft und Befähigung besessen, um sich dauernd über die Revolution erheben zu können, ihren Strom in ein festes Bett einzuschließen und ihm ein Ziel anzuweisen. Denn Beides war nothwendig, sollte eine solche Diktatur ihren Zweck erfüllen, und nicht blos als Mittel zur Befriedigung eines persönlichen Ehrgeizes dienen.

Zuletzt blieb nur ein einziger Mann übrig, der die Ausführung einer solchen Rolle, wie sie Joubert und Hoche, vielleicht aus übertriebenem Vertrauen ihrer Freunde, zugedacht worden, zu übernehmen im Stande war. Es war dies Napoleon, an Alter der jüngste unter den in der Revolution berühmt gewordenen Feldherren, und der durch Ursprung und Charakter Frankreich am fernsten stand. Aber selbst dieser Umstand, der bei einem anderen ein Mangel gewesen wäre, kam ihm bei Ausführung seiner Absichten zu statten. Seine Jugend flößte ihm

ein Feuer und eine Kühnheit ein, die, bei demselben Genie, hätte er seine Laufbahn in reiferem Alter begonnen, unmöglich gewesen wären, und die fremdartige Eigenthümlichkeit seines Wesens verlieh seiner Stellung eine Sonderung und Unabhängigkeit von Allem was ihn umgab, die ihn von den der französischen Natur eigenthümlichen Vorurtheilen und Schwächen frei erhielt, keine Verschmelzung mit ihm fremden Interessen erlaubte, und es ihm möglich machte, das Ziel, das er sich gesteckt, unwandelbar fest im Auge zu behalten. Napoleon erfüllte die eine der ihm gestellten Aufgaben, die Revolution zu beschränken und zu zähmen, mit einer Kraft und Beharrlichkeit, die, wenn man die entgegenstehenden Hindernisse, die Größe der vorangegangenen Begebenheiten, die tiefe Erschütterung alles Bestehenden in Betracht zieht, in der Geschichte ohne Beispiel ist.

Wollte Napoleon das Glück Frankreichs und seine eigene Größe auf eine dauernde Grundlage stellen, so mußte er nicht blos die rechtliche Gleichheit sichern, sondern auch der öffentlichen Freiheit einen angemessenen Spielraum gönnen, ihre Auswüchse beschneiden, ihren Kern aber unversehrt erhalten. Dadurch wäre die Ruhe zugleich mit der nöthigen Bewegungskraft im Leben der Nation hergestellt worden. Dann mußte ein solcher Zustand den europäischen Mächten, die keine innere Umwälzungen erfahren, und gegen Alles, was in Frankreich vorgegangen, mit Mißtrauen und Abneigung erfüllt waren, durch Anerkennung der Rechte fremder Staaten, erst erträglich und dann annehmbar gemacht, und ihnen bewiesen werden, daß die Revolution noch mehr eine Wiederbelebung als eine Zerstörung gewesen. Der friedliche Einfluß eines so großen Beispiels von Stärke und Mäßigung würde dem, was in der Revolution Aechtes und Wahres liegt, bei den anderen Nationen mehr Eingang verschafft haben, als alle, selbst bis an das Ende glücklichen Kämpfe hervorzubringen im Stande gewesen wären.

Aber ein ganz entgegengesetzter Weg ward von Napoleon eingeschlagen. Ohne die rechtliche Gleichheit der einzelnen Klassen seines Volkes wesentlich zu verletzen, weil sie zu tief in die Vorstellungen und Sitten eingedrungen und außerdem auch seiner Regierung keine Hindernisse entgegensetzten, unterdrückte er alle öffentliche Freiheit in Frankreich noch mehr, als es einst unter dem alten unumschränkten Königthum geschehen, legte nicht blos der politischen, sondern auch der allgemeinen intellektuellen Bewegung einen gewaltsamen Stillstand auf,

verfolgte jede Richtung, welche die von ihm willkürlich aufgestellten Grenzen überschreiten oder sich nicht zu seinem Dienst hergeben wollte, und trat, obgleich er aus einer Epoche hervorgegangen, in der die Macht der Ideen sich wie selten in der Geschichte ausgesprochen, als ein entschiedener Gegner der Freiheit des Gedankens und des geistigen Fortschrittes auf. Während seiner ganzen Regierung handelte er so, als gehöre ihm allein in Frankreich, nicht blos die Macht zu beschließen und auszuführen, sondern auch das Recht zu denken und zu wollen. Das Glück, das ihn so lange bei den größten und kühnsten Unternehmungen begleitet, hatte seinen natürlichen Stolz und die ihm angeborne Selbstsucht zu einer unerträglichen Höhe gesteigert. Die Mängel in Napoleon's Wesen, die eben so sehr wie seine Vorzüge hervortraten, machten es ihm unmöglich, die Ordnung und Freiheit mit einander zu verbinden, und eine gesetzliche und beschränkte Monarchie zu gründen, wie es der Geist seiner Zeit und seines Landes verlangte. Er hatte die Revolution unterjocht, sich dienstbar gemacht, zu seinem Vortheil ausgebeutet, aber sie nicht gereinigt und veredelt, und deshalb ihre Wiederkehr auch nicht unmöglich gemacht.

Seine ersten Kämpfe, seitdem er an die Spitze des Staates getreten, konnten für Vertheidigungskriege gelten. Bei Marengo und Austerlitz schien er, mehr von der Koalition gezwungen als aus eigener Bewegung, zu den Waffen gegriffen zu haben. Aber von der Zeit an ging er ohne Unterlaß zu Eroberungskriegen über. Denn wenn 1806 Preußen und 1809 Oesterreich die erste äußere Veranlassung zum Ausbruch des Kampfes gaben, so geschah dies doch nur, um einen von seiner Seite mit Gewißheit zu befürchtenden Angriff zuvorzukommen. Er nahm die spanischen Bourbonen gefangen, vertrieb ihre neapolitanischen Stammgenossen, zwang das Haus Braganza zur Flucht, bemächtigte sich der Person des Papstes, war aber zugleich so wenig geneigt, den Schöpfungen seiner eigenen Hand Zeit zu ihrer Befestigung zu lassen, daß er seinen Bruder Joseph von dem neapolitanischen auf den spanischen Thron verpflanzte, und seinen Bruder Louis die holländische Krone aufzugeben zwang. Er erklärte Amsterdam, Rom und Hamburg zu französischen Städten, so als hätte er die von der Natur und Geschichte gesetzten Grenzen zwischen den Nationalitäten und Staaten aufheben wollen, und die von ihm unternommene Continentalsperre gegen England schnitt nicht nur einen Jahrhunderte lang bestandenen Verkehr ab,

sondern legte den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Völker einen sonst nie gesehenen Zwang an.

Während Napoleon das eigenthümliche Dasein vieler lange selbstständig gewesenen Staaten ganz aufhob und sich unmittelbar unterwarf, in die inneren Zustände derer aber, welchen er einen Schatten von Unabhängigkeit ließ, bei jeder Gelegenheit auf das Willkürlichste eingriff, fing in Frankreich selbst, bei Abwesenheit aller freien politischen und intellektuellen Bewegung, das früher so hoch gestiegene Nationalgefühl, das im Anfange der Revolution bei der Vertheidigung des Vaterlandes Wunder gethan hatte, allmälig zu sinken an. In einem Lande wie Frankreich, dem, statt der von der Revolution versprochenen Freiheit, als Ersatz die äußere Eroberung geboten wurde, aber nicht, wie einst unter den Römern, von frei gewählten und wechselnden Obrigkeiten, sondern von einem unumschränkt gewordenen Herrscher vollbracht, mußte das stehende Heer zuletzt die Stelle des Volkes einnehmen, und, wenn es auch aus demselben hervorging, durch die besondere ihm gestellte Aufgabe, von einem den Bedürfnissen und Ueberzeugungen der großen Mehrheit der Nation entfremdeten Geiste erfüllt werden. Die militairische Disciplin, die, über den ihr zugehörigen Kreis ausgedehnt, bei langer und folgerechter Anwendung, den geistigen Tod eines Volkes hervorbringen muß, war, soweit dies unter einer so lebendigen und kräftigen Nation, wie die Franzosen, und die ein Jahr wie 1789 erlebt hatte, möglich ist, die herrschende Form in allen Verhältnissen des Lebens geworden. Die Jugend der höheren Klassen erhielt in den öffentlichen Bildungsanstalten eine fast ausschließend militairische Erziehung, und die Massen wurden alljährlich jenseits der Grenzen geschickt, um auf den Schlachtfeldern zu fallen, oder in den fremden Ländern als Besatzung stehen zu bleiben. Die Familienbande wurden dadurch, ungeachtet des kriegerischen Geistes der Nation, auf eine nach und nach allgemein fühlbar werdende Weise verletzt. Diese Armee war zuletzt mehr von keinem anderen Gedanken als der Bewunderuug für ihren großen Führer und dem Drange nach Beförderung und Auszeichnung erfüllt, ein Drang, der von den übrigen Klassen nicht getheilt wurde, und bei der abgesonderten Stellung des Kriegsvolkes auch nicht getheilt werden konnte. Auch fehlte diesem Kriegsvolke die erhöhte Stimmung, welche die Heere der Republik, so lange sie für die Vertheidigung Frankreichs oder die Verbreitung des revolutionairen Princips kämpften, durchdrungen hatte. Es war dadurch,

ungeachtet aller sonstigen Mängel und Uebelstände, dem materiellen Kriegstreiben ein ideelles Element zugesellt worden. Dies Alles fehlte unter dem Kaiserreich gänzlich. Die Schlachten wurden fern von den Grenzen des Vaterlandes geschlagen und nicht um die französischen Ideen zu verbreiten, sondern um diesen oder jenen Staat Napoleon's Einfluß zu unterwerfen, darin einen Thron für seine Verwandten zu gründen, oder andere dem französischen Nationalinteresse ganz fremde Pläne auszuführen.

Die Abwesenheit aller freien Berathung in der zum Schein bei Abfassung der Gesetze herangezogenen Volksvertretung, das Verstummen der politischen Presse, der Druck, der auf jeder geistigen Thätigkeit lastete, die eine selbstständige Bahn für sich in Anspruch nehmen wollte, brachte zuerst in den aufgeklärten Klassen das Gefühl eines hoffnungslosen Joches, und allmälig in den Massen eine Gleichgültigkeit gegen ein Regierungssystem hervor, das dem Volke keine Ruhe gönnte, immer steigende Opfer verlangte, und nur um der Größe eines einzigen Mannes willen da zu sein schien.

Es war ein äußerlich blendendes, aber seiner innersten Natur nach trauriges Schauspiel, das die letzten Jahre des Kaiserreiches gewährten, wo auf allen Seiten ein unaufhörlicher Kriegssturm brauste, ohne daß irgend eines der großen Motive, die sonst eine solche Erscheinung erklären, wie Religion, Nationalität, Freiheit, dies nothwendig gemacht hätten. Dies blutige Spiel schien nur zur Verherrlichung eines Mannes aufgeführt zu werden, der von einem ruhelosen Drange nach willkürlichem Eingreifen in das Leben der Staaten und Völker getrieben, sich von der Erfüllung der friedlichen Pflichten seiner erhabenen Stellung gelangweilt fühlte, und seine Befriedigung nur in immer neuen Wagnissen, in einem Wirbel von Zerstören und Schaffen suchte.

Als endlich der allein zu dem Eroberer in einem unmittelbaren Verhältniß stehende Theil der Nation, und der allein eine thätige Rolle im französischen Volksleben spielte, die Armee, in Rußland einen unerhörten, durch keine menschliche Anstrengung zu ersetzenden Verlust erlitten hatte, brach das ungeheure Gerüst der Napoleonschen Gewalt und Größe zusammen, und der Alles für sich in Anspruch genommen, verlor auf einmal Alles, außer dem persönlichen Ruhm, den er aber, zur Zeit seines Glückes, mehr als eine natürliche Zugabe zu der Macht, als um seiner selbst willen geliebt hatte. Sein Sturz bot der Welt die noch nie vorher in so großen Zügen dargelegte Lehre, daß, ohne

die Anerkennung und Beobachtung sittlicher und rechtlicher Schranken, selbst die außerordentlichste Vereinigung von Genie und Charakter nicht vor dem Abgrund bewahrt. Frankreich, Europa und in gewisser Weise das menschliche Geschlecht selbst wurden durch Napoleon's Fall für den Mißbrauch gerächt, den der thatkräftigste aber selbstsüchtigste aller Menschen mit der ihm von der Natur verliehenen Ueberlegenheit über Andere, und der vom Glück gebotenen Gelegenheit zu ihrer Bethätigung, getrieben hatte.

2. Stimmung in Frankreich bei Rückkehr der Bourbonen. — Der erste Pariser Frieden. — Verleihung einer neuen Verfassung. — Stellung der Parteien. 1814.

Das Unerwartetste, Außerordentlichste, was noch wenige Monate vorher Niemand, aller Wünsche ungeachtet, für möglich oder wenigstens so nahe bevorstehend gehalten hatte, war wirklich eingetreten. Der größte Schlachtenlieferer und Eroberer der modernen Welt, der Gründer eines Reiches, das die schönsten Theile von Mittel- und Südeuropa umfaßt oder unter seinem Einfluß gehalten hatte, war gestürzt, und das seit länger als zwanzig Jahren vertriebene alte Königshaus zurückgekehrt und in das Erbe seiner Vorfahren wieder eingesetzt worden. Man sollte glauben, daß das Verschwinden einer so außerordentlichen Erscheinung, wie Napoleon, eine große Lücke in dem öffentlichen Leben Europa's überhaupt, besonders aber eine tiefe Leere in Frankreich zurückgelassen hätte. Der Haß, von dem die meisten Völker gegen den allgemeinen Dränger erfüllt gewesen, wurde zwar nicht bis auf diesen Grad von den Franzosen getheilt, aber auch sie waren der langen inneren Unterdrückung und der unaufhörlichen und zuletzt unglücklich endigenden Kriege so überdrüssig geworden, daß sie sich in ihrer großen Mehrheit, mit Ausnahme der persönlichen Anhänger Napoleon's und des ihm zuletzt allein nahe gestandenen Kriegsvolkes, den Bourbonen mit Hoffnung und Vertrauen zuwandten. In allen Klassen der Bevölkerung, namentlich aber in den höheren und mittleren, wurde der Fall des Kolosses als eine Befreiung und der Anfang zu einer besseren Zeit angesehen.

Diese Stimmung unter den Franzosen wurde durch die Schonung

und Milde vermehrt, mit der die Sieger, besonders auf Veranlassung des Kaisers Alexander von Rußland, das eroberte Land zu behandeln sich angelegen sein ließen. Verschiedene Beweggründe wirkten hierzu mit. Die verbündeten Mächte hatten schon vor ihrem Eintritt in Frankreich erklärt, daß sie nur gegen Napoleon selbst, aber nicht gegen das französische Volk unter den Waffen ständen. In der That hatte sich, selbst als der Kampf auf französischem Boden geführt wurde, nirgends eine eigentlich nationale Erhebung gegen die fremden Heere gezeigt. Es war keine Spur von der Begeisterung hervorgetreten, die 1792 zahllose Freiwillige aus den entlegensten Gegenden zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes fortriß. Die Verbündeten hatten nur von Seiten des Napoleon'schen Heeres Widerstand gefunden. Die Sache Frankreichs schien demnach wirklich von der Napoleon's getrennt zu sein, und war es im Grunde, die Consularepoche, wo er die ganze innere Verwaltung feststellte und verbesserte, ausgenommen, auch immer gewesen.

Dann wollten die Sieger, welche in der Wiedereinsetzung der Bourbonen eine Gewährleistung für die innere Ruhe Frankreichs und den Beginn einer neuen Aera für Europa sahen, diesen Fürstenstamm der Nation so annehmbar als möglich machen, was nur dadurch erreicht werden konnte, daß seine Rückkehr mit keinen zu großen Opfern verbunden war. Die persönliche Mäßigung der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, die in ihnen keinen Gedanken an einen Mißbrauch ihres Glückes und eine Demüthigung des französischen Volkes aufkommen ließ, die Genugthuung und Freude über den Sturz dessen, der ihnen als der einzige wirkliche Feind erschien, die besonders unter den englischen Staatsmännern, ungeachtet des langen Kampfes, immer herrschend gebliebene Ansicht, daß Frankreich nicht über Gebühr geschwächt werden dürfe, wenn ein politisches Gleichgewicht in Europa hergestellt werden sollte, verhalfen den Franzosen zu einem Frieden, wie er sonst nicht leicht einem lange siegreichen und zuletzt bezwungenen Gegner gewährt worden ist.

Am 30. Mai 1814 ward ein Frieden, der erste Pariser genannt, zwischen Frankreich auf der einen und Großbritannien, Rußland, Oesterreich, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden auf der anderen Seite unterzeichnet, der sich zunächst mit der Feststellung der französischen Verhältnisse beschäftigte, die Entscheidung über die allgemeinen europäischen Angelegenheiten aber einem in Wien abzuhaltenden Kongreß überließ. Frankreich blieb nicht nur in dem ungeschmälerten Be-

sitz des ihm vor 1792 zugehörigen Gebietes, sondern es wurden ihm von den während der Revolution gemachten Erwerbungen die Departements Montblanc (Savoyen), Vaucluse (Avignon und Venaissin) die frühere würtembergische Enklave Monbeillard, und einige kleinere Landstrecken an der deutschen und niederländischen Grenze, Alles zusammen 150 Quadratmeilen mit 450,000 Einwohnern, gelassen. Frankreich erhielt die vor 1789 besessenen Kolonien, mit Ausnahme der Inseln Tabago, St. Lucia und Isle de France (jetzt St. Mauritius genannt) die es an England abtrat, zurück. Es ward den Besiegten kein Ersatz für die vielen während der langen Kriege den Völkern auferlegten außerordentlichen Geldleistungen, keine Zurückgabe der häufig ganz willkürlich an sich gerissenen Kunstwerke und Seltenheiten aller Art, mit Ausnahme einiger wenigen Fälle, auferlegt. Man nahm von Seiten der verbündeten Souveraine auf die Franzosen so viele Rücksicht, daß diese Großmuth zuweilen als ein Mangel an Dankbarkeit gegen die eigenen Landsleute und Krieger angesehen werden konnte. Die Räumung Frankreichs ward mit solcher Eile angeordnet, daß einem Theile der Sieger nicht die Befriedigung gewährt wurde, das sichtbare Ziel so vieler Kämpfe, Paris, das eine Zeit lang, wie das alte Rom, der Sitz der Weltherrschaft gewesen war, aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Die Bourbonen waren zur Zeit ihrer Rückkehr dem französischen Volke fast unbekannt. Nur die mit der Geschichte ihres Landes vertrauten Klassen wußten etwas von ihrem Dasein. In den Massen war seit Jahren nichts mehr von dem alten Königsstamm vernommen worden. Aber auch das Ausland hatte sich, seitdem er den Kontinent verlassen und in England eine Zuflucht gefunden, nicht mehr um ihn bekümmert. Dieser früher so berühmte Name war zum letzten Mal bei Gelegenheit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien als ein Gegenstand der Theilnahme und des Mitleids genannt worden, seidem aber so gut wie verschollen. Die meisten Monarchen hatten lange jede Berührung mit den Bourbonen vermieden, so als wenn ihr tragisches Schicksal ansteckend gewesen wäre. Sie konnten die Rechte derselben innerlich nicht leugnen, da ihre eigenen auf keiner anderen Grundlage als die der Nachkommen Heinrich IV beruhten, aber wagten es nicht, dieselben äußerlich anzuerkennen. Rußland und Preußen hatten sie früher aus ihrem Gebiet gewiesen. Der unglückliche Gustav IV Adolph von Schweden, der sich ihnen günstig gezeigt, war wie sie vom Throne

gestürzt worden. Man hatte geglaubt, daß sie das Schicksal der letzten Stuarts haben, und in dem Dunkel irgend eines alten Schlosses erlöschen würden.

Ihre unerwartete Erhebung nach so langer Vergessenheit mußte als eine der wunderbarsten Fügungen der Vorsehung erscheinen. Ihre Rückkehr erneuerte nicht blos in ihrer eigenen Partei, sondern überhaupt in den aufgeklärten Klassen, den Widerwillen gegen die Ausschweifungen der Revolution, gegen die ungerechte Hinopferung Ludwig XVI, seiner Familie, und gegen die zahllosen Gräuel, zu denen jener Frevel das Zeichen gegeben hatte, Erinnerungen, die, unter dem Kriegssturm der Napoleonschen Epoche, wie verklungen waren. In dem Gedächtniß der Massen ward die Vergangenheit durch die letzten großen Begebenheiten ebenfalls aufgefrischt. Man erinnerte sich, daß der jetzt zurückgekehrte König ein Bruder Ludwig XVI war.

Die Ursachen des Unterganges dieses Fürsten traten in dem Volksbewußtsein wieder hervor. Obgleich der Sturz Napoleon's in den Massen — das Heer und des Kaisers persönliche Anhänger ausgenommen — mehr Erstaunen als Mitgefühl erregte, obgleich von den jakobinischen und demagogischen Theorien, die erst später während der Parteikämpfe unter der Julimonarchie wieder erneuert wurden, damals in Frankreich keine Spur vorhanden war, so regte sich doch die Besorgniß, daß die Rückkehr der Brüder und Neffen des hingerichteten Königs von Versuchen seinen Tod zu rächen, und die Ordnung der Dinge, mit der Ludwig XVI gefallen, wiederherzustellen, begleitet sein könnte. Es war nothwendig, diese Befürchtung, die in jener ersten Zeit der Restauration mehr ein dunkles Vorgefühl als eine herrschende Ansicht war, um jeden Preis zu beseitigen, weil sonst eine Annäherung zwischen der alten Dynastie und der aus der Revolution hervorgegangenen Nation unmöglich gewesen wäre.

Zu diesem Zweck hatte Ludwig XVIII von dem Schlosse St. Ouen aus (2 Mai) eine Deklaration erlassen, worin er die Grundzüge der Frankreich zu verleihenden Verfassung ankündigte, und deren feierliche Bekanntmachung in Gegenwart des Senates und des gesetzgebenden Körpers auf den 4 Juni festsetzte. Diese Deklaration und die in ihr niedergelegten Principien waren von den aufgeklärten Klassen mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Sie mußten in der That auch alle diejenigen befriedigen, die von den Erschütterungen der letzten fünf und zwanzig Jahre belehrt, in dem legitimen Königthum nicht

ein Joch, sondern, wenn es von einer freien Verfassung umgeben ist, einen Schutz gegen Verletzungen des Rechts und einen Zügel für das gefährliche Treiben der Parteien sehen. Alle seit 1789 in das französische Volksleben eingeführten wesentlichen Reformen waren von der Deklaration von St. Ouen ausdrücklich anerkannt, und die neue Konstitution in diesem Sinne abzufassen versprochen worden. Indessen waren, als es sich um die Erfüllung dieser Verheißung handelte, manche Hindernisse zu beseitigen, die in der eigenthümlichen Stellung einer Dynastie zu einem Volke lagen, die, lange durch eine Alles erschütternde Umwälzung von einander getrennt, in Folge fast ebenso großer Ereignisse, wie die welche den Bruch zwischen ihnen hervorgebracht, unerwarteter Weise zu einer gegenseitigen Annäherung veranlaßt wurden. Es war unvermeidlich, daß die Dynastie nicht zuweilen mit Trauer in die Vergangenheit, das Volk mit Mißtrauen in die Zukunft blickte. Nur von gegenseitiger Mäßigung, und dem vermittelnden Einflusse einer die Rechte der Krone und die Freiheiten der Nation gleich sehr berücksichtigenden Verfassung konnte eine Aussöhnung dieses tiefen Widerspruches erwartet werden.

Zwei entgegengesetzte Auffassungsweisen hatten in den Umgebungen, der Familie und selbst in dem Geiste Ludwig XVIII um die Herrschaft gestritten. Auf der einen Seite fühlte man die Nothwendigkeit einen Zustand zu gründen, durch den der Nation ein bedeutender Antheil an der Leitung ihrer Angelegenheiten eingeräumt wurde; auf der anderen fürchtete man den Mißbrauch, der mit der öffentlichen Freiheit getrieben werden kann, und in Frankreich zu einem so furchtbaren Umsturz geführt hatte. Es konnte nicht geläugnet werden, daß das Unglück Ludwig XVI und seines Hauses mit der Eröffnung einer Volksvertretung angefangen, und daß die Beschränkung seiner Rechte deren völlige Vernichtung veranlaßte. Indessen drängte sich zugleich der Gedanke auf, daß das französische Volk sich 1814 in einer anderen Lage befand, von einem anderen Geiste als 1789 erfüllt war, daß gewisse Grundsätze, die sich damals als neu und außerordentlich ankündigten, jetzt natürlich und nothwendig erscheinen, und in ihren Grenzen gehalten werden könnten. Auch war die Revolution zum Theil erst entstanden, wenigstens so weit über das ihr ursprünglich vorschwebende Ziel hinausgegangen, weil die Krone nicht selbst mit den unvermeidlich gewordenen Reformen vorangegangen, sondern sie sich einzeln hatten entreißen lassen, so daß deren endliche Gewäh-

rung das Ansehen einer Niederlage für sie annahm. Wenn der König jetzt auf einmal zugestehe, was er immer überhaupt nicht versagen könne, so würde die Nation zufriedengestellt sein, und die Parteien keine Gelegenheit zur Verfolgung weiterer Ansprüche finden.

Eine Wiederherstellung der alten vor 1789 bestandenen Verfassung mußte auf den ersten Blick unmöglich erscheinen, da das Princip der rechtlichen Gleichheit der Klassen und Individuen, unter allen aus der Revolution hervorgegangenen Veränderungen, am tiefsten in das Volksleben eingedrungen, und mit dieser Gleichheit das Dasein von Ständen, im engeren Sinne des Wortes, unvereinbar geworden. Mit Anerkennung der gesetzlichen Gleichheit, aber Umgehung aller politischen Garantien, eine unverantwortliche und unumschränkte Staatsgewalt errichten zu wollen, mußte als unausführbar erscheinen, wenn man bedachte, daß von 1789 an gewisse konstitutionelle Formen, für die Regierung wie für das Volk verbindlich, als unerläßlich erachtet worden, und die Nation sich gewöhnt hatte, ohne dieselben keinen rechtlichen Zustand begreifen zu können. Selbst ein Eroberer nach Außen und Unterdrücker im Innern, wie Napoleon, hatte dem Namen nach ein Grundgesetz über sich anerkannt, wenn auch dessen Wesen unaufhörlich von ihm verletzt wurde.

Indem nun 1814 in Frankreich weder eine unumschränkte noch eine ständische Regierungsform möglich war, so blieb nichts übrig, als die restaurirte Monarchie auf parlamentarische Institutionen zu stützen, für deren Muster schon seit lange England galt, und die, sobald das Königthum mit der öffentlichen Freiheit verbunden werden soll, aller einzelnen Modifikationen ungeachtet, im Ganzen und Großen nicht anders als in England aufgefaßt werden können. Wo weder Absolutismus noch mittelalterthümliches Ständewesen, noch Republik denkbar oder ersprießlich sind, werden die parlamentarischen Einrichtungen immer die einzig mögliche Bedingung des Daseins der Monarchie bilden.

Ludwig XVIII hatte sich schon vor der Revolution, in der Versammlung der Notabeln, als ein Anhänger politischer Reformen gezeigt. Er wurde erst ein Gegner der Bewegung von 1789 als sie das Königthum selbst bedrohte, und später in die blutigste Tyrannei ausartete. Sein Aufenthalt in England führte ihn wieder den Eindrücken seiner Jugend zu. Er konnte dort die Montesquieuschen Theorien, mit denen er früh bekannt geworden, im Staatsleben verwirklicht sehen, und sich aus eigener Anschauung überzeugen, daß sie mit der Würde

des Thrones und der Erhaltung des inneren Friedens vereinbar seien. Sein natürlicher Scharfsinn führte ihn von selbst darauf, daß nach der Herrschaft eines Napoleon, der, ungeachtet seines endlichen Unterliegens, den französischen Namen mit einer unauslöschlichen Glorie von Triumphen verherrlicht hatte, eine andere Regierung, die auf diesem Gebiet nicht mit ihm zu wetteifern vermochte, nur dann Aussicht auf Dauer und Befestigung haben konnte, wenn sie der von dem Eroberer verschmähten und gedrückten Freiheit zu ihrem Recht verhalf. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer freisinnigen, zum Theil auf Wahlrecht und Vertretung gegründeten Verfassung war in diesem Könige schon lange vor seiner Wiedereinsetzung der herrschende Gedanke geworden, und er blieb ihm später unter Einflüssen und Umständen treu, die bei anderen weniger geistesstarken Fürsten leicht eine entgegengesetzte Ansicht hervorgerufen haben würden.

Indessen war es Ludwig XVIII nicht möglich, ungeachtet seines Verständnisses für den Geist seiner Zeit und seines Volkes, sich und sein Haus der Revolution unterzuordnen. Indem er den größten und wesentlichsten Theil der durch sie herbeigeführten Zustände anerkannte, mußte er ihr Princip, das der Volkssouverainetät, verwerfen. Er hatte viele Jahre lang aus seinem Lande verbannt, von den fremden Mächten vernachlässigt, nie das ihm durch seine Geburt verliehene Recht auf die französische Krone aufgegeben. Je hoffnungsloser oft seine Lage gewesen, um so mehr hatte er sich dieses Recht vergegenwärtigt, sich in seiner Verlassenheit und Hülflosigkeit an ihm erhoben, in ihm gestärkt, es sich wie einen Spiegel vorgehalten, indem er sich selbst vollständig erkannte. Auch konnte er sich zuletzt auf nichts Anderes als eine unantastbare äußere Thatsache, wie sein Geburtsrecht, berufen. Denn er hatte keine Gelegenheit gehabt, sich Verdienste um Frankreich zu erwerben, und konnte sich bei all' seinem Geiste nicht mit der persönlichen Größe dessen vergleichen, der vor ihm den Thron eingenommen. Die Anwendung von Meinungen und Grundsätzen ist den Umständen und der Anerkennung Anderer unterworfen, nur eine natürliche Erscheinung, kann weder geläugnet noch gedeutet werden. Ludwig XVIII hatte vollkommen begriffen, daß er entweder ein geborner König oder so viel wie nichts war. Sich auf die steile und enge Höhe eines so ausschließenden Princips, wie die Legitimität stellend, war er mehr wie einmal nahe daran gewesen, von dem Sturm der Revolution in den Abgrund gerissen zu werden. Aber er war

nur dadurch, daß er sich auf diesem Felsen, ohne zu wanken und zu weichen, unerschütterlich festhielt, in den Augen der Welt, als die Wogen sich zurückzogen, als derjenige erschienen, für den er genommen sein wollte. Das in ihm personificirte Königthum für das Ursprüngliche haltend, hatte er die ihm vom Senat vorgelegte Verfassung, die mit der, welche er selbst verleihen wollte, in fast allen Einzelheiten übereinstimmte, dennoch ablehnen müssen, weil seine Wiedereinsetzung von deren Annahme abhängig gemacht wurde, und er in solchem Falle nicht als der geborne und unzweifelhafte Herrscher da gestanden hätte. Deshalb rechnete er auch seine Thronbesteigung von dem Tode seines Neffen an, und sprach 1814 von dem zwanzigsten Jahre seiner Regierung, obgleich er während dieser Zeit nicht die geringste Macht in Frankreich ausgeübt hatte. Es war ihm aber nicht möglich, so fremdartig sich diese Haltung auch ausnehmen mochte, anders zu verfahren, ohne das einzige Recht auf das er sich stützen konnte, den Grundsatz einer unveränderlichen Thronfolge, aufzugeben.

Außerdem konnte Ludwig XVIII, ungeachtet seines durchdringenden Verstandes, die Revolution nicht in ihrer ganzen Tiefe und Schwere begreifen, nicht zugeben, daß sie der Anfang zu einer vollkommen neuen Ordnung der Dinge in Frankreich geworden. So richtig er auch die großen von ihr hervorgebrachten Veränderungen auffaßte und deren Anerkennung für nothwendig erachtete, so lebte er doch immer der Ueberzeugung, daß sein Haus, trotz aller Erschütterungen, von der Vorsehung ein unwandelbares Recht auf die oberste Stelle in Frankreich erhalten hatte. Seine Dynastie war die älteste in Europa, und er glaubte, daß sie über alle Stürme hinaus zu dauern bestimmt wäre. Eine fünf und zwanzigjährige Unterbrechung erschien ihm als keine Aufhebung eines achthundertjährigen Besitzes. In der That war in jenem Augenblick Alles dazu geeignet, ihn in solcher Ueberzeugung und Hoffnung zu bestärken. Er hatte einen Theil von Frankreich ohne eine andere Macht als seinen Namen im Triumph durchzogen, die fremden Sieger hatten ihn mit der größten Rücksicht behandelt, die Bewohner seiner Hauptstadt ihn mit Entzücken aufgenommen. Es gehörte keine geringe Mäßigung und Herrschaft über angeborne Neigungen und Meinungen, um über dem berauschenden Eindrucke der Gegenwart der Zukunft nicht zu vergessen, und in den Besitz der höchsten Gewalt gesetzt, diese freiwillig zu beschränken. Indem Ludwig XVIII eine Verfassung erließ, die alle wesentlichen seit 1789 von dem französischen

Volke errungenen Rechte einschloß, ihnen aber das Siegel seiner königlichen Bestätigung zu ihrer vollen Gültigkeit aufdrückte, hoffte er, die Vergangenheit und Gegenwart, die Legitimität und die Revolution, unter einander in Uebereinstimmung zu bringen, die Wiederkehr des Napoleonschen Militairdespotismus, der beide Principien verletzt hatte, zu verhindern, und mit Hülfe der Zeit und Erfahrung die Nation an das Königthum und die Freiheit zu gewöhnen.

In diesem Sinne war die Verfassungsurkunde (la charte constitutionnelle) von einer aus Mitgliedern des Senates und des gesetzgebenden Körpers, die aber alle für Gegner Napoleon's und seines Regierungssystems galten, zusammengesetzten Kommission berathen worden. Es befanden sich darunter auch einige Vertrauensmänner des Königs und persönliche Anhänger und Diener der Bourbonen, die, obgleich mit ihren Ueberzeugungen in der vorrevolutionairen Epoche wurzelnd, den Forderungen der Gegenwart nachzugeben gezwungen waren. Ludwig XVIII, ungeachtet seiner wankenden Gesundheit, geistig sehr thätig, hatte an der Abfassung einen lebhaften Antheil genommen, und alle bedeutenderen Bestimmungen einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Da er längst zu der Gewährung parlamentarischer Institutionen entschlossen war, so legte er deren vollständiger Darlegung keine Hindernisse entgegen, bestand aber auf Beobachtung der Formen, welche diese Verleihung als eine freiwillige Handlung seiner obersten gesetzgebenden Macht bezeichneten. Er glaubte dadurch sich und sein Haus zu sichern, indem er sich erinnerte, daß die Ludwig XVI aufgedrungene Verfassung von 1791 der erste Grund zu seinem Sturze gewesen, und auch sein Werk fester zu begründen, indem er es von dem Belieben und den Meinungen der Parteien unabhängig erklärte. Denn es wäre damals, wo Frankreich eben erst aus einer funfzehnjährigen Unterdrückung hervorging, der politischen Freiheit ganz entwöhnt und von fremden Truppen besetzt war, unmöglich gewesen, eine Verfassung in Gemeinschaft mit einer Volksvertretung zu berathen. Eine solche würde einmal nichts Besseres als der König hervorgebracht, und dann mit den seit dem Sturze Napoleon's wiederauftauchenden Erinnerungen an die Revolution von 1789 zu kämpfen gehabt haben. Ein neuer Zustand konnte damals nur aus der Hand eines Monarchen hervorgehen, der, nach dem außerordentlichsten Wechsel, den die Geschichte kennt, wie durch ein Wunder in das Erbe seiner Vorfahren zurückgekommen war. Keine andere Gewalt, als die des Königs, keine noch so zahl=

reiche Versammlung hätte in jenem Augenblick Ansehen genug gehabt, um eine Willensäußerung von sich zu geben, die nicht alsbald bestritten worden wäre.

Drei Bestimmungen in dieser neuen Verfassung waren es, welche für besonders wesentlich galten und eine allgemeinere Wirkung äußerten: die Befreinng von jeder Art von Verantwortlichkeit für die bis zur Rückkehr der Bourbonen dargelegten politischen Meinungen, Abstimmungen und damit verbundenen Handlungen — die Rechtmäßigkeit der Erwerbung der, während der Revolution, zu Staatsgütern erklärten Besitzungen der königlichen Familie, der Kirche, und der Ausgewanderten — die Beibehaltung der bisherigen Gesetzbücher. — Außerdem wurden alle übrigen Bedingungen einer freien und zeitgemäßen Einrichtung des öffentlichen Lebens erfüllt. Die Theilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung; die Steuerbewilligung; die rechtliche Gleichheit aller Staatsbürger und Zulassung zu allen öffentlichen Aemtern; die Freiheit des religiösen Bekenntnisses (obgleich die katholische Religion für die des Staates erklärt wurde); die Preßfreiheit (später sehr beschränkt); Zuziehung von Geschworenen bei der Aburtheilung von Verbrechen — bildeten, ungeachtet der Wiedereinsetzung der alten Dynastie, einen tiefgehenden Unterschied zwischen der Gegenwart und der vor 1789 bestandenen Ordnung der Dinge.

Die gesammte Staatsmaschine wurde von drei Gewalten, dem Könige, einer Pairs- und einer Deputirtenkammer, in Bewegung gesetzt. In den inneren Einrichtungen des königlichen Hauses, der Erbfolgeordnung, den Titeln u. s. w. trat keine Veränderung ein. Der schon vor der Revolution veraltete Titel: König von Navarra, zu klein, um neben dem eines Königs von Frankreich genannt zu werden, und nach Aufhebung der früheren Eintheilung des Landes noch ungeeigneter, ward beibehalten.

Dem Könige allein stand die vollziehende Gewalt, das Antragerecht auf Erlassung neuer Gesetze oder Abänderung der bestehenden, die unumschränkte Bestätigung oder Verwerfung der Kammerbeschlüsse, der Oberbefehl über die Land- und Seemacht, die Ernennung aller öffentlichen Beamten zu. Die Kammern hatten nur die Befugniß den König bittweise auf Vorlegung neuer Gesetze aufmerksam zu machen. Ward ein solcher Antrag von ihm verworfen, so konnte er in derselben Kammersession nicht wieder in Anregung gebracht werden.

Des Napoleonschen Senats, sowohl durch seine Schmeichelei gegen

seinen Gründer zur Zeit seiner Größe als durch seine Auflehnung gegen ihn, als er unglücklich geworden, bei allen Parteien übel berüchtigt, war in der Verfassungsurkunde keine Erwähnung gethan worden. An seine Stelle trat eine Pairskammer, von der aber vier und funfzig der ehemaligen Senatoren ausgeschloßen wurden. Die königlichen Prinzen waren geborne Mitglieder dieser Versammlung, ein Recht, das aber durch die Bestimmung, die ihnen die Theilnahme an den Berathungen ohne besondere Erlaubniß des Königs verbot, so gut wie aufgehoben wurde. Diese Beschränkung war wegen der schon damals in der königlichen Familie vorhandenen Meinungsverschiedenheit eingeführt worden. Man scheute die ultraroyalistische Opposition des Grafen von Artois und die liberale des Herzoges von Orleans. Die meisten alten und großen-Familien, aber auch viele neuere Notabilitäten wurden in die Pairskammer aufgenommen. Es konnte ihnen diese Würde erblich oder lebenslänglich, je nach dem Willen des Königs, verliehen werden, die Erblichkeit im Recht der Erstgeburt wurde erst später der allgemeine Charakter. Eine Anzahl von Erzbischöfen und Bischöfen ward mit der Pairie bekleidet, aber nur als eine persönliche Auszeichnung, ohne daß dieselbe nothwendig auf ihre Nachfolger überging, und eine Gerechtsame ihres geistlichen Sitzes wurde. Die Einwilligung der Pairskammer war zu allen Gesetzentwürfen der Regierung nöthig, obgleich es von letzterer abhing, solche erst ihr oder der Deputirtenkammer vorzulegen. Nur mit dem Budget mußte der Anfang bei den Deputirten gemacht werden. Die Oeffentlichkeit war bei den Sitzungen der Pairs ausgeschlossen. Die Pairs sollten zugleich einen obersten Gerichtshof bilden, um über die gegen die Sicherheit des Staates begangene Verbrechen zu richten.

Der letzte gesetzgebende Körper des Kaiserreiches dauerte als Deputirtenkammer fort. Nach dem neuen Grundgesetz ward der Eintritt in dieselbe von der Vollendung des vierzigsten Lebensjahres und der Entrichtung einer jährlichen direkten Steuer von tausend Franken abhängig gemacht. Die Deputirten sollten auf fünf Jahre ernannt, aber jährlich ein Fünftheil derselben ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden. Ihre Sitzungen waren öffentlich. Kein Gesetz konnte ohne ihre Zustimmung erlassen oder abgeändert werden. Die Deputirtenkammer besaß das Recht der Anklage gegen die königlichen Minister, die in solchem Falle von den Pairs gerichtet wurden. Der König konnte sie in jedem Augenblick vertagen oder auflösen, mußte sie

aber innerhalb dreier Monate wiederberufen, oder die Wahlen zu einer neuen Kammer ausschreiben. Die beiden Kammern mußten in derselben Zeit eröffnet und geschlossen werden. Die Grundsteuer konnte der Regierung immer nur auf ein Jahr, die indirekten Steuern aber auf mehre Jahre hinaus bewilligt werden. Um Wähler zu sein gehörte ein Alter von dreißig Jahren und die jährliche Entrichtung einer direkten Steuer von drei hundert Franken. An den unter dem Kaiserreich bestandenen Formen der Verwaltung und Rechtspflege ward nichts verändert.

Im 74. Art. versprach der König nicht nur für sich selbst eine treue Beobachtung dieser Verfassung, sondern legte auch seinen Nachfolgern die Verbindlichkeit auf, dieselbe bei ihrer Krönung zu beschwören. Er entzog sie dadurch, obgleich er sie aus freier Bewegung erlassen, seiner eigenen Willkür, und stellte sie als ein für die Krone und die Nation gleich verbindliches Grundgesetz auf.

Diese Verfassung von 1814 ist allen seit 1789 bis auf diese Stunde angestellten Versuchen, dem öffentlichen Leben in Frankreich eine freie und dauernde Gestalt zu verleihen, bei Weitem überlegen gewesen. Sie hätte, in sich selbst betrachtet, sehr wohl dazu dienen können, der seit Ludwig XIV etwas veralteten und gesunkenen Dynastie eine verjüngte und erhöhte Bedeutung zu verleihen, und das durch die Revolution zerrissene Band zwischen ihr und der Nation zu erneuern. Sie würde unter glücklicheren Umständen Frankreich für immer vor der Wiederkehr der Revolution bewahrt haben. Denn der endliche Ausgang ist nicht der einzige Probierstein dessen was geschieht. Es giebt Dinge, die an und für sich wahr und gut sind, wenn sie auch von der Verblendung und Verkehrtheit einer gewissen Zeit nicht begriffen werden, und auf die ein Volk nach langen Irrwegen und großen Opfern zurückzukommen gezwungen wird.

Zwei Bestimmungen in diesem Verfassungswerk können, unbeschadet der Trefflichkeit des Ganzen, gerügt werden. Es war dies die Errichtung einer erblichen aristokratischen Körperschaft wie die Pairskammer, und die in dem Art. 14 dem Könige allein beigelegte Befugniß, die nöthigen Veranstaltungen zur Ausführung der Gesetze und der Sicherheit des Staates zu treffen.

Ludwig XVIII schwebte die hohe Stellung vor, welche das Haus der Lords, ungeachtet der fortschreitenden Bedeutung der Gemeinen, noch immer in England einnimmt, und es zur Ausführung der ihm von der Verfassung zugedachten Rolle, eine zwischen dem Königthum

und dem Volke vermittelnde Gewalt zu bilden, und deren zu scharfe und schroffe Gegensätze auszugleichen, geeignet macht. Aber es gehört dazu die ganze übrige politische und sociale Organisation Englands. Die englische Pairschaft, auf sich selbst beschränkt, ohne die weiteren Verzweigungen und Wurzeln in der Nation, würde nicht stark genug sein, um zwischen Monarchie und Demokratie ein Gleichgewicht zu erhalten, und entweder sich dem Königthum unbedingt unterordnen oder in dem Volke ganz aufgehen müssen. In Frankreich wäre die Errichtung einer wahrhaften, nicht blos in Namen und Titeln bestehenden Aristokratie schon vor 1789 schwer gewesen, war aber von jener Zeit an fast unmöglich geworden. Es fehlte dem französischen Adel, und von diesem konnte bei einer solchen Institution allein die Rede sein, an der nöthigen moralischen und materiellen Unabhängigkeit, und an Ansehen und Einfluß im Volke. Eine erste Kammer konnte indessen in der 1814 eingeführten Verfassung nicht vermißt werden. Eine solche hätte aber, um ihre Bestimmung zu erfüllen, ebenfalls aus Wahlen, nur unter anderen Bedingungen als die Deputirtenkammer, hervorgehen müssen. Der alte und in der französischen Geschichte berühmte Name der Pairie täuschte über die Angemessenheit einer solchen Schöpfung im neuen Frankreich, die kaum ein Schatten von dem gewesen ist was sie sein sollte.

Der Art. 14 war von Ludwig XVIII nicht in der Absicht aufgestellt worden, um unter gewissen Umständen eine unumschränkte Gewalt auszuüben, sondern um in von der Verfassung nicht vorhergesehenen Fällen, bei Abwesenheit der Kammern oder plötzlich hereinbrechender Gefahr, die öffentliche Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten. Denn hätte er die vor 1789 bestandene Willkürherrschaft an sich reißen wollen, so würde er es 1815, nach der Schlacht von Waterloo und der gänzlichen Unterwerfung Frankreichs, wenigstens versucht haben. Es ist aber von ihm nie der geringste Schritt solcher Art gethan worden. Indessen flößte der Art. 14, nicht gleich im Anfange der Restauration, aber etwas später, selbst manchen ihrer Freunde Mißtrauen ein, gab den Gegnern einen Vorwand mehr zu ihrer Bekämpfung, und veranlaßte den Nachfolger Ludwig XVIII zu einer offenbaren Verletzung des Grundgesetzes, ohne daß er, auf jene Bestimmung gestützt, seinen Eid zu brechen, und sein Gewissen zu beschweren glaubte. Der Art. 14 stand im Widerspruch zu dem übrigen Verfassungswerk, dessen Bestimmung es war, jede monarchische oder revolutionaire Willkür für immer

fern zu halten, und erhöhte die wirkliche Macht der Krone nicht. Denn ein Fürst, der, bei Verfolgung seiner Pläne, zu einem Staatsstreiche seine Zuflucht nimmt, hört auf ein solcher im wahrenSinne des Wortes zu sein, und setzt sich in die Lage eines Usurpators oder Faktionschefs.

In den dem Hofe nahe stehenden Kreisen war man schon vorher über den Inhalt der Charte constitutionnelle vollkommen unterrichtet, für den größten Theil der hauptstädtischen Bevölkerung trat dies erst mit ihrer feierlichen Bekanntmachung ein. Die Deklaration vom 2 Mai hatte zwar die Grundzüge des neuen Verfassungswerkes angegeben, aber es konnte immer noch zweifelhaft bleiben, in welchem Sinne manche derselben ausgeführt werden würden. Der Kaiser Alexander, der bei den Berathungen der verbündeten Monarchen und ihrer Minister nach der Einnahme von Paris immer für eine milde und großmüthige Behandlung Frankreichs gestimmt, der die Deklaration von St. Ouen beschleunigt, und ausdrücklich auf einige der politischen Freiheit besonders günstige Bestimmungen in ihr gedrungen hatte, war auf die Abfassung der Verfassung selbst nicht ohne Einfluß gewesen. Seine Unterstützung machte es Ludwig XVIII möglich, die Bedenklichkeiten zu besiegen, die sich in seiner Familie und seinen Umgebungen gegen die Gründung einer wahrhaft konstitutionellen Monarchie geltend machten, und die bei der außerordentlichen Lage, in der er sich befand und bei dem Rückblick auf eine so stürmische Vergangenheit zuweilen in ihm selbst aufsteigen mußten. Der Kaiser von Rußland waltete in seinem eigenen Reiche so gemäßigt nnd freisinnig, wie es der Charakter des russischen Volkes und die von demselben erreichte Stufe der Gesittung nur immer erlaubten. In Bezug auf Frankreich aber war er überzeugt, daß eine offene Anerkennung des in der Nation seit Napoleon's Sturz wieder erwachten Geistes der Freiheit allein dem restaurirten Königthum Dauer verleihen und den so schwer errungenen Frieden Europa's sichern konnte.

Am 4 Juni eröffnete Ludwig XVIII die neuen Kammern. Unter den Mitgliedern des ehemaligen Senates hatten nur die Einladungen erhalten, welche in die Reihen der Pairschaft aufgenommen worden. Der Napoleonsche gesetzgebende Körper war unter dem Namen Deputirtenkammer vollständig erschienen. Nur ein einziges Mitglied, welches in dem Proceß Ludwig XVI für dessen Tod gestimmt, hatte sich freiwillig zurückgezogen. Der König, der selbst in der Verbannung und unter den beschränktesten Verhältnissen immer, so viel als mög-

lich, durch sein äußeres Auftreten seine Abkunft und seinen Rang dargelegt hatte, erschien bei dieser Gelegenheit, wo er die feierlichste Handlung seiner Regierung vollzog, von einem an die alte Monarchie erinnernden Glanze umgeben. Sein Hofstaat, seine Leibgarden waren auf dem vor 1789 bestandenen Fuß, und in manchen Dingen mit noch größerer Pracht, eingerichtet worden. Außer den Prinzen, den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Ministern und der nächsten Umgebung des Königs, befanden sich unter den Zuschauern, fast alle den obersten Klassen angehörig, viele Personen, welche den Untergang Ludwig XVI und die Schrecken der Revolution mit eigenen Augen gesehen: Andere, die lange im Ausland unter Entbehrungen aller Art geweilt, und jetzt, wie ihr König, endlich am Ziel so viele Jahre hindurch vergeblich gehegter Wünsche und Hoffnungen angelangt waren. Ueberall sah man die so lange geächtet gewesene weiße Farbe der alten Dynastie, auf der Kopfbedeckung der Männer, dem Putze der Frauen, überall prangten auf den Sesseln, dem Fußboden, an den Wänden, die goldenen Lilien des französischen Königswappens, die seit 1791 nicht mehr zum Vorschein gekommen waren. Die auffallende Aehnlichkeit in den Zügen der meisten Mitglieder des Bourbonschen Hauses, die Anwesenheit so vieler großen Namen des alten Frankreichs, vermehrten die Erinnerung an eine verschwundene Zeit, die wie durch einen Zauber plötzlich erneuert zu sein schien.

Indessen kündigte sich die eigentliche Bedeutung dieser Feierlichkeit sehr bald in der Rede des Königs an, und ließ keine zu große Täuschung über den tiefen Unterschied zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, ungeachtet der Aufstellung mancher Symbole der letzteren, zu. Ludwig XVIII theilte den Kammern die Nachricht von dem eben abgeschlossenen ersten Pariser Frieden mit, suchte den Gedanken an eine Demüthigung Frankreichs zu entfernen, erwähnte der seit Wiederherstellung der Ruhe in Europa wieder frei gewordenen Wege für Handel und Schifffahrt und der sich daran knüpfenden Aussichten, und wies auf die Charte constitutionnelle als ein Unterpfand seiner Absichten für das Glück und die Freiheit seines Volkes hin. Am Schluß seiner Rede berührte er in gefühlvoller Weise das Schicksal seines Bruders, dessen Stelle er einnahm, und das Testament desselben, in welchem er nicht nur seinen Feinden vergiebt, sondern auch seinem Sohn, wenn er je in den Besitz der Macht gelangen sollte, diese Vergebung zur Pflicht macht. Der König erklärte solcher Gestalt, mild und wür-

dig, daß er auch diesen Theil des Vermächtnisses seines Bruders annehme. Bei der Erwähnung Ludwig XVI und seines Sohnes, deren Persönlichkeit damals noch in frischem Andenken stand, und in deren Untergang so viele unter den Verwandten und Freunden der Anwesenden hineingezogen worden, bemächtigte sich eine allgemeine Rührung der Versammlung, in der jene tragischen Erinnerungen, von dem ausgesprochen, der selbst an ihnen so nahe betheiligt gewesen, mit besonderer Stärke erwachten.

Diese erste Berührung Ludwig XVIII mit den Vertretern seines Volkes brachte alsbald, selbst auf die Ueberreste der bonapartistischen Partei in den Kammern, und später auf die ganze Bevölkerung, einen für ihn und seine Sache ungemein günstigen Eindruck hervor. Man verglich den würdigen und zugleich wohlwollenden Ausdruck seiner Züge, seiner Stimme, seines Vortrages, sein offenbares und aufrichtiges Bestreben, die alte Größe seines Hauses mit der neuen Gestaltung des nationalen Lebens in Einklang zu bringen, mit der tragisch-despotischen Erscheinung Napoleon's, der, in seinen Reden bei der Eröffnung der großen Staatskörper, anstatt seine Zuhörer zu gewinnen, zu überzeugen, nur in kurzen abgebrochenen Sätzen, wie ein Orakel, seinen Willen zu erkennen gab, und selbst nicht die Möglichkeit widerstrebender Meinungen zuzugeben geneigt war. Ungeachtet der hinfälligen Gestalt Ludwig XVIII, sprach aus seinen großen klaren Augen und ruhte auf seiner edel geformten Stirn, für die Vorstellung seiner Zuhörer, die Majestät so vieler Jahrhunderte, während bei Napoleon Alles nur an ihn selbst, an seinen plötzlich aus dem Dunkel hervorgebrochenen Glücksstern, dessen Aufgang nicht ohne Erstaunen betrachtet worden, dessen Zukunft aber immer ungewiß geblieben, erinnert hatte. Das Recht, das Ludwig XVIII, als der Erbe einer langen Reihe von Königen, für sich in Anspruch nahm, schien dem französischen Wesen gemäßer und für sein Unabhängigkeitsgefühl weniger drückend zu sein, als die auf einen fremden Ursprung hinweisende, auf sich gestellte, einsame Natur Napoleon's, der bei jeder Gelegenheit den tiefen Unterschied zwischen ihm und Anderen zu erkennen gab, der nicht im Namen eines Princips, einer Geschichte und Verfassung, sondern einzig um seiner persönlichen Ueberlegenheit willen, Unterwerfung verlangte, und der überhaupt etwas in sich trug, von dem der französische Volksgeist geblendet, hingerissen werden, mit dem er sich aber nicht vollkommen vertraut machen konnte.

Napoleon's Persönlichkeit ward in jenem Augenblick nicht einmal nach Gebühr gewürdigt, geschweige denn überschätzt. Es mußte sein gänzliches Verschwinden, die Betrachtung, daß durch seinen Sturz nicht Alles erreicht wurde, was man sich versprochen hatte, und die Sympathie für eine Größe, deren Druck nicht mehr gefühlt wird, hinzukommen, um sein Bild in seiner ganzen Macht und Höhe zu erneuern. Selbst der jähe Sturz Napoleons nahm damals das Gefühl weniger als das von den Bourbonen durch die Revolution erfahrene Unglück in Anspruch. Ohne Rücksicht auf die Stellung, die der Eroberer so lange in den Augen der Welt eingenommen, sah man seine Rückkehr in das Dunkel des Privatstandes, unter immer noch glänzenden Bedingungen, als ein mit seiner ursprünglichen Bestimmung, seiner Geburt und Herkunft verträgliches Loos an, während die wiederhergestellte Herrschaft der Bourbonen als die Zurückerstattung eines widerrechtlich entrissenen, unveräußerlichen Besitzes, und ein natürlicher Ersatz für erlittenes Unrecht erschien.

Auf welche Hindernisse später die alte Dynastie bei ihrer Verpflanzung auf den Boden des neuen Frankreichs stoßen sollte, ward damals wenig begriffen, wo die durch Verleihung einer freisinnigen Verfassung möglich gewordene Annäherung zwischen der Vergangenheit und Gegenwart als eine Lösung des politischen Räthsels für die Nation aufgefaßt wurde, und in der That so aufgefaßt werden konnte. Als Ludwig XVIII am 4 Juni von seinem Schlosse aus, das Pariser Volk betrachtete, das, von seiner vor den Kammern gehaltenen Rede unterrichtet, sich den lautesten Freudens- und Beifallsbezeugungen überließ, rief er, auf seinen Ahnherrn Heinrich IV anspielend: „Ich habe meine Schlacht von Ivry gewonnen!“ —

Diese Begeisterung für den König und seine Familie in jenen ersten glücklichen Tagen der Restauration war nöthig, um den übeln Eindruck aufzuwiegen, den die veralteten Vorurtheile und die herausfordernde Verkennung des Geistes der Zeit und der Stimmung der Bevölkerung von Seiten des Ministeriums hervorbrachten.

An der Spitze desselben stand Talleyrand, der aber fast ausschließend von der auswärtigen Politik in Anspruch genommen wurde, und sich, nach Abschließung des Friedens vom 30 Mai, mit den Vorbereitungen zu seiner Sendung nach Wien beschäftigte. Er glaubte für die inneren Verhältnisse genug gethan zu haben, durch seine Theilnahme an der Abfassung der Charte constitutionnelle, und den dem Könige ge-

gebenen Rath, in ihrem Sinne zu regieren, als der einzigen Bedingung der Sicherheit für seine Krone. Er überließ die eigentliche Verwaltung seinen Kollegen im Ministerium, und man argwohnte, daß er mehre derselben nur deshalb zu ihren Aemtern vorgeschlagen hatte, weil er von ihrer Mittelmäßigkeit und Unzulänglichkeit überzeugt war, und seine Bedeutung dadurch um so sicherer bewahren zu können hoffte. Talleyrand befand sich zu der Restauration in einer Stellung, deren Schwierigkeiten schon damals vorhanden waren, obgleich erst später an den Tag kamen. Er war es gewesen, der durch Vermittlung seiner Freunde und Anhänger den Senat und den gesetzgebenden Körper zur Entsetzung Napoleon's veranlaßt, und eben so den Entschluß des Kaisers Alexander, Napoleon's Entsagung zu Gunsten seines Sohnes zu verwerfen, eingegeben hatte. Nur dadurch war die Wiederherstellung der alten Dynastie möglich geworden. Ludwig XVIII wußte wie viel er Talleyrand schuldig war, fühlte sich aber, wie dies in solcher Lage gewöhnlich ist, von dieser Nothwendigkeit des Dankes gedrückt und verletzt. Auch waren die Bourbonen, Talleyrand's Sinnesart in Betracht gezogen, überzeugt, daß er nicht aus Neigung für ihr Haus oder aus Pflichtgefühl ihre Restauration befördert hatte, sondern weil die Erhaltung Napoleon's auf dem Throne, oder die Herrschaft seines Sohnes mit einer Regentschaft, unter den vorhandenen Umständen, sehr schwierig und für ihn selbst am gefährlichsten gewesen wäre. Außerdem stieß aber Talleyrand's Vergangenheit, sein Aufgeben des geistlichen Standes, seine Theilnahme an der Revolution, seine lange Verbindung mit Napoleon namentlich den Grafen von Artois ab, der, weniger staatsklug als der König, die Dienste, die seinem Hause geleistet wurden, nicht von dem Charakter und der Lebensgeschichte des leistenden Individuums zu trennen vermochte. Talleyrand mischte sich deshalb wenig in die inneren Zustände Frankreichs, da er dabei zwischen seiner halb revolutionairen Vergangenheit und den jetzt herrschenden Legitimitätsideen hier und da in das Gedränge gekommen wäre. Er war damit zufrieden, zu der Entscheidung der Krise beigetragen zu haben, und überließ es Anderen, die weiteren Folgen der eingetretenen Veränderung zu tragen.

Ludwig XVIII hatte die von der Revolution aufgehobene Würde eines Kanzlers von Frankreich wiederhergestellt, und damit das Justizministerium verbunden. D'Ambray, einst General-Advokat am Pariser Parlament, war zu dieser Stelle ausersehen worden. Der König hatte

sich bei dieser wie bei einigen anderen Ernennungen, von der Gewohnheit der alten Monarchie leiten laßen, die hohen Staatsämter vorzugsweise mit Mitgliedern der erblichen Magistratur zu besetzen. D'Ambray war während der Revolution nicht ausgewandert und hatte sich der neuen Ordnung der Dinge scheinbar unterworfen, aber im Stillen den Bourbonen seine Treue bewahrt, und mit Ludwig XVIII lange einen geheimen Briefwechsel unterhalten. Er hatte zu der Kommission gehört, die mit der Ausarbeitung der Verfassungsurkunde beauftragt gewesen, und sich deren Abfaßung nicht widersetzen können, war aber entschlossen, das Princip derselben, ein für die Krone und das Volk verbindendes Grundgesetz zu sein, nicht anzuerkennen, und nur die eine Seite derselben, die sie als einen Ausfluß der königlichen Macht bezeichnete, hervorzuheben. Er übersah, daß in dem Artikel 74 derselben, Ludwig XVIII sie zu beschwören versprochen, und seinen Nachfolgern dieselbe Verbindlichkeit auferlegt hatte.

Nach der königlichen Eröffnungsrede las D'Ambray den Kammern die Einleitung zu dem Verfassungswerke vor. Ludwig XVIII hatte darin seine Beweggründe zu der Verleihung eines Grundgesetzes angegeben, dasselbe aber an die Regierungshandlungen einiger seiner Vorfahren anzureihen gesucht, um es nicht als etwas vollkommen Neues erscheinen zu lassen. D'Ambray nahm diese von der Absicht des Königs, die Ergebnisse der Revolution, aber nicht ihre Grundsätze anzuerkennen, was im Grunde nur eine Sache der Konvenienz war, eingegebene Form der Gewährung im buchstäblichen Sinne, übertrieb dieselbe sogar und nannte die Charte constitutionnelle eine Ordonnance de Reforme, wie solche von den alten Königen häufig erlassen und von ihnen oder ihren Nachfolgern beliebig wieder zurückgenommen worden. Noch auffallender und für seine Ansicht bezeichnend war der Ausdruck: Notabeln — den er den Pairs und Deputirten beilegte, da solche im alten Frankreich immer nur berathende, von dem Willen der Krone unbedingt abhängige Versammlungen gewesen waren. Diese Auslegung der Verfassung brachte schon auf die Kammern selbst einen üblen Eindruck hervor, der sich außerhalb dieses Kreises noch verstärkte, und den Gegnern der Restauration Gelegenheit zu Beschuldigungen und Verläumdungen aller Art bot.

Ein anderes Mitglied des Ministeriums, Ferrand, an die Spitze der damals sehr wichtigen Postverwaltung gestellt, mit welcher eine geheime Aufsicht über die Bewegungen der Parteien und die Erfor-

schung ihrer Geheimnisse verbunden war, nahm nach d'Ambray das Wort. Ferrand, der ebenfalls zu der alten Magistratur gehörte, war ausgewandert, später nach Frankreich zurückgekehrt, und bei Napoleon's Regierung in Gunst gekommen, weil er ein Buch: „L'Esprit de l'histoire" betitelt, herausgegeben hatte, in welchem der geistliche und weltliche Absolutismus vergöttert, und die Vergangenheit als ein Muster für die Gegenwart aufgestellt wurde. Napoleon, dem alle solche Ideen gefielen, auch wenn sie sich ursprünglich auf ein anderes politisches System als das seinige bezogen, hatte Ferrand's Theorien Beifall gespendet, und auf seine Veranlassung war jenes Werk von dem obersten Unterrichtsrath empfohlen und unter der Jugend verbreitet worden.

Ferrand ging wo möglich noch über d'Ambray's Meinungen hinaus, nannte die Charte constitutionnelle ein königliches Geschenk, auf welches die Nation kein Recht gehabt, und bedauerte die Umstände, durch welche ein solches Zugeständniß herbeigeführt worden. Er erwähnte der von der Revolution begangenen Uebertreibungen und Frevel, wobei er, weil es nur allzu gegründet war, ein leichtes Spiel hatte. Diese Angriffe mußten aber, bei einer Gelegenheit vorgebracht, wo der König selbst sich bemühte, über die Vergangenheit einen mildernden Schleier zu werfen, als in hohem Grade ungeeignet erscheinen. Die Unzufriedenheit der Zuhörer, besonders in der Deputirtenkammer ward fühlbar, und konnte kaum durch die Gegenwart des Königs gezügelt werden. Als aber endlich Ferrand die Verfassungsurkunde selbst vorlas, von der d'Ambray nur die Einleitung mitgetheilt, verschwand der üble Eindruck, den beide Minister gemacht hatten. Die in ihr niedergelegte Verwirklichung freisinniger Grundsätze und die Verleihung bestimmter Gewährleistungen überwog alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und Alles gab sich der Hoffnuug auf eine ungetheilte Beobachtung der geleisteten Zusagen hin. Die Adressen der beiden Kammern an den Thron sprachen dieses Gefühl auf das lebhafteste aus, indem darin der Bund zwischen dem alten Königsstamme und einer freien Verfassung für das Palladium Frankreichs erklärt wurde. Die Deputirtenkammer ernannte einen berühmten Advokaten aus Bordeaux, Lainé, einen beredten und unerschrockenen Mann, der bei der Erhebung seiner Vaterstadt gegen die kaiserliche Regierung am thätigsten gewesen war, zu ihrem Präsidenten, eine Wahl, die allgemeinen Anklang fand. Lainé galt für den reinsten Ausdruck dieser Vereinigung von persönlicher Anhänglichkeit an die Bourbonen und eben so aufrichtiger Liebe zur

Freiheit, die, wenn sie in der Nation allgemein geworden wäre, die Revolution für immer geschlossen hätte.

Ludwig XVIII war der Konstitution vom 4 Juni aufrichtig zugethan, sowohl aus Ueberzeugung von ihrer Nothwendigkeit, als auch aus Vorliebe für sie als sein eigenes Werk, da der erste Gedanke einer solchen Schöpfung in ihm selbst entstanden, und auch die wesentlichsten Bestimmungen von ihm ausgegangen waren. Er konnte sich indessen die großen Widersprüche nicht verbergen, die in dem neuen Zustande, unter dem er regieren sollte, enthalten waren. Auf der einen Seite stand eine Dynastie, die Jahrhunderte lang unumschränkt zu walten gewohnt gewesen, deren glänzendste Erinnerungen sich auf Epochen, wie die Ludwig XIV, Heinrich IV, Franz I bezogen, wo die königliche Machtvollkommenheit allgemein anerkannt war — auf der anderen eine Nation, von der diese Dynastie hingeopfert oder vertrieben worden, und in welcher die umfassendste aller politischen und socialen Umwälzungen eine gänzliche Veränderung der Anschauungen, Sitten und Einrichtungen hervorgebracht hatte. Einem Fürsten von weniger hellem Blick und starkem Geist würde es in solcher Lage wahrscheinlich an aller eigenthümlichen Kraft des Urtheiles und Willens gefehlt, und er sich blind einer exklusiven Idee, einer extremen Partei hingegeben, seine Regierung auf die unbedingten Anhänger des Alten oder die eben so befangenen Bewunderer des Neuen zu stützen versucht haben. Ludwig XVIII, dessen hinfälliges Aeußere von einem ungewöhnlich klaren und festen Sinne belebt wurde, war entschlossen, zwischen dieser Alternative eine unabhängige Mitte zu halten, sich weder auf die eine noch auf die andere Seite ausschließend zu neigen, und wenn dies zuweilen von den Umständen unvermeidlich gemacht wurde, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit, das gestörte Gleichgewicht durch eine selbstständige, allen Parteibestrebungen und einseitigen Richtungen überlegene Haltung wiederherzustellen. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, waren größer als in irgend einer ähnlichen Epoche der Geschichte. Als die Stuarts unter Karl II nach England zurückkehrten, hatten sie nur den Thron von Neuem einzunehmen, die übrigen Einrichtungen waren dieselben geblieben. Die Bourbonen fanden aber 1814 ein Land vor, in welchem Alles, selbst die Namen der Provinzen, Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung, von Grund aus verändert worden war. Ludwig XVIII unternahm es diese Hindernisse zu überwinden, indem er sich auf sein Recht zur Krone, auf die Nothwendigkeit seines

Hauses für Frankreich, dem, da Republik und Kaiserthum gestürzt und abgenutzt worden, keine andere Wahl übrig geblieben zu sein schien, und auf die von der Nation gemachten Erfahrungen verließ. Denn der Ueberdruß an der revolutionairen Anarchie und dem Napoleonschen Despotismus, so wie der Beifall, mit dem die durch Ludwig XVIII gegebene Verfassung von der Mehrheit der Bevölkerung begrüßt worden, konnte damals von der Restauration mit Recht als eine Bürgschaft für die Zukunft angesehen werden.

Leider stand Ludwig XVIII mit seiner Meinung, seinem Streben, in seiner Familie vereinzelt da. Während er sein Geburtsrecht für das Fundament seiner Existenz, die Konstitution aber für eine unerläßliche Bedingung bei dessen Ausübung ansah, ward letztere von seinem Bruder und Thronfolger, dem Grafen von Artois, als eine lästige Zugabe, ein gefährliches Hinderniß betrachtet. Dieser sah allerdings nicht die Möglichkeit ein, den vor 1789 vorhanden gewesenen Zustand in der Wirklichkeit und vollständig zu erneuern, aber er hing den Ideen und Theorien an, welche die alten Einrichtungen überlebt hatten, und zeigte sich Allem geneigt, was in Personen und Dingen an das vorrevolutionaire Frankreich erinnerte. Die von der Charte constitutionnelle den Kammern und damit der Nation selbst verliehenen Freiheiten erschienen ihm als eine Verletzung des monarchischen Princips, als eine Anerkennung der Revolution, als ein Aufgeben der Macht und des Ruhmes seines Hauses. Unfähig dem System seines Bruders ein anderes ausführbares gegenüber zu stellen, durchkreuzte der Graf von Artois, so viel an ihm war, die Maßregeln Ludwig XVIII, zog die geheimen und öffentlichen Gegner der Verfassung an sich, und ließ aus seiner Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge auf den Wunsch eines Umsturzes derselben schließen, ein Gedanke, der ihm in jener Zeit, bei dem Mangel an allen Mitteln zur Ausführung gewiß fern lag, an dessen Verdacht im Volke er aber gleichwohl schuld war. — Seine Nichte und Schwiegertochter, die Herzogin von Angouleme, hatte von der Revolution zu viel gelitten, war in allen ihren Gefühlen zu tief verletzt worden, als daß sie sich mit den Ergebnissen dieser großen Veränderung, wozu die von dem Könige gegebene Verfassung offenbar gehörte, und an welche der ganze sie umgebende Zustand erinnerte, auszusöhnen im Stande gewesen wäre. Auch sie wollte etwas Anderes als das Bestehende, ohne zu wissen, wie und durch wen es herbeizuführen. — Die beiden Söhne des Grafen von Artois, Herzog

von Angouleme und Herzog von Berry, theilten nicht die Vorurtheile ihres Vaters, und neigten sich mehr zu den Ansichten des Königs, ihres Oheims, hin. Die Freude über die Rückkehr in das lang entbehrte Vaterland und die Wiedereinsetzung in die frühere Größe überwog bei ihnen die Trauer um das was ihr Haus durch die Revolution verloren hatte. Auch waren sie zur Zeit ihrer Auswanderung zu jung gewesen, um an der Vergangenheit mit der zähen Macht der Gewohnheit zu hängen. Aber von diesen beiden Prinzen war der ältere, Angouleme, zu sehr von den Eigenschaften entblößt, die dem französischen Volke gefallen, und ihm Liebe und Ehrfurcht einflößen. Er war kalt, langsam, unentschlossen, und sein jüngerer Bruder, Berry, obgleich geistreicher und lebendiger, ließ sich von dem erneueten Glanz seiner Familie häufig zu einem eigenmächtigen herrischen Wesen verleiten, das ihm besonders in den Augen der Ueberreste des Napoleonschen Heeres schadete, mit dem er durch seine militairische Stellung in Berührung kam, und wo die antibourbonsche Gesinnung, durch wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzungen hinter den neugebildeten Haustruppen und den Söhnen der Ausgewanderten aufgestachelt, sich im Stillen immer mehr verbreitete. Beide Prinzen waren übrigens ohne politisches Talent und ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung. — Der Herzog von Orleans nahm gleich im Anfange der Restauration eine zweideutige Stellung an, indem er zwar die Rechte eines Mitgliedes des königlichen Hauses für sich beanspruchte, zugleich aber den Erinnerungen der Revolution huldigte, und diejenigen um sich versammelte, deren Abneigung gegen die ältere Linie seiner Familie ihm bekannt war, und die auf ihn eine schon damals vorhandene, wenn auch noch sehr fern liegende Hoffnung bauten. — Die beiden letzten Erben des Condéschen Namens waren von Alter und Unglück gebrochen, und unter allen Prinzen der Dynastie von der Nation am meisten vergessen.

Ludwig XVIII fand demnach in seiner Familie entgegengesetzte Meinungen, oder, wo dies nicht der Fall war, wenigstens keine Unterstützung bei seinem Regierungssystem vor. Zugleich standen ihm diese Verwandten durch die gemeinsam erduldeten Leiden und die lange Zurückgezogenheit in der Verbannung näher, als es sonst bei Mitgliedern regierender Häuser der Fall zu sein pflegt. Hierzu kam noch die Kinderlosigkeit des Königs, seine wankende Gesundheit, die dadurch gebotene Einsamkeit, was Alles ihn den Ansichten und Einflüssen seiner Umgebungen, nicht in der Hauptsache, aber in manchen Nebendingen

die indessen durch die eigenthümliche Lage fast immer bedeutend wurden, oft zugänglicher machte, als er es sich selbst gestehen mochte.

Die königliche Familie war, wie vor der Revolution, von der alten Hof- und Adelswelt, mit Ausnahme einiger aus der Revolution und dem Kaiserreich stammender Generale und Politiker, die sich der Restauration besonders eifrig angeschlossen, der Graf von Artois und die Herzogin von Angouleme außerdem noch von einem Kreise meist aus der Verbannung zurückgekehrter geistlicher Würdenträger und Gewissensräthe umgeben, die von dem Volke gleich bei ihrem Erscheinen mit Mißtrauen betrachtet wurden.

Solchen Einflüssen war es zuzuschreiben, daß das Ministerium zwei Maßregeln traf, die großen Unwillen in allen den Klassen erregten, die nicht entschiedene Gegner der Revolution waren, und die einen Bund der Nation mit den Bourbonen, durch Vermittlung einer freien Verfassung, aber nicht die Rückkehr der alten Einrichtungen wollten.

So wie Talleyrand sich fast ausschließend die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten vorbehalten hatte, eben so stand der Abbé von Montesquiou, wie jener zu einer der ältesten französischen Adelsfamilien gehörig, an der Spitze des Departements des Innern. Er war schon 1790 Mitglied der ersten National-Versammlung gewesen, und hatte sich in dieser Eigenschaft den Eingriffen derselben in die inneren Zustände der Geistlichkeit widersetzt. Montesquiou war immer ein Anhänger der Bourbonen geblieben, mit Ludwig XVIII lange in geheimem Briefwechsel gestanden, und in der Zwischenzeit von Napoleon's Sturz bis zu der Rückkehr dieses Königs sein einflußreichster Rathgeber gewesen. Er gehörte nicht zu der Partei des Grafen von Artois, und hielt wie der König dafür, daß Frankreich ohne eine liberale Konstitution nicht mehr regiert werden könne. Aber seine Erinnerung an die Schrecken der Revolution machte ihn zum Mißtrauen gegen das französische Volk geneigt, und flößte ihm den Wunsch ein, den Sitten und der öffentlichen Meinung eine von jener Epoche möglichst verschiedene Richtung anzuweisen. Er entschloß sich deshalb zu einer Verordnung, die, äußerlich unbedeutend, dennoch tief in das Volksleben eingriff, und anderswo von selbst beobachtet oder ohne Widerstreben eingeführt, damals in Frankreich großes Mißfallen erregte. Es wurde eine strenge Sonn- und Festtagsfeier eingeführt. Alle öffentlichen Arbeiten sollten eingestellt, alle Verkaufslokale während der Messe und Vesper geschlossen bleiben. Unter Napoleon war, ungeachtet seine Polizei sich sonst

in Alles mischte, nichts Aehnliches geschehen. Er hatte sogar einen Antrag der Art mit der Antwort zurückgewiesen, daß der Staat, wenn er die ärmeren Klassen des Sonntags am Arbeiten hindern wolle, auch für deren Ernährung an diesem Tage sorgen müsse. Der Verkehr war seit 1789 ganz unbeschränkt gewesen, und diese Neuerung brachte deshalb in den größeren Städten und namentlich in Paris eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Die arbeitende und Handel treibende Bevölkerung fühlte sich gehemmt und gedrückt. In einem Theile der höheren Stände und überhaupt unter denen, die in der Restauration eine Veränderung der Regierung aber nicht der Gesetze sahen, erwachte der Verdacht, daß es mit dieser strengen Sonntagsfeier nicht sowohl auf das Beste der Religion, als vielmehr auf eine Begünstigung des Katholicismus und seines Klerus abgesehen sei. Unter allen durch die Revolution entstandenen Veränderungen hatte aber die Trennung der geistlichen von der weltlichen Gewalt, die politische Gleichstellung der verschiedenen Confessionen, am tiefsten in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt. Man argwohnte, daß der Hof und die Minister die Erneuerung der früheren Vorrechte der Geistlichkeit, die Aufhebung der bürgerlichen Ehe, die Rückgabe der Civilstandsregister an die Pfarrer und Aehnliches beabsichtigten. Diese Verordnung erregte ein solches Widerstreben, daß sie nur kurze Zeit über mit Strenge gehandhabt werden konnte, dann aber, ohne ausdrücklich zurückgenommen zu werden, in völlige Vergessenheit gerieth. Dieser Versuch, die Gesinnungen des Volkes, nicht von Innen heraus, sondern durch äußeren Zwang verbessern zu wollen, verschaffte den Einflüsterungen derer Gehör, welche die Restauration, obwohl im Ganzen mit Unrecht, beschuldigten, die religiöse Unduldsamkeit und moralische Finsterniß früherer Jahrhunderte zurückführen zu wollen. Besonders war Ludwig XVIII weit von einem solchen Streben entfernt, weiter als die meisten anderen Fürsten seiner Zeit.

Eine andere damals von dem Ministerium getroffene Maßregel ward weniger vom Volk, das dadurch nicht unmittelbar berührt wurde, als von den aufgeklärten Klassen mit Befremdung und Unzufriedenheit aufgenommen. Montesquiou legte den Kammern einen Gesetzentwurf, die Einführung oder vielmehr Beibehaltung der Censur betreffend vor, die unter Napoleon mit äußerster Strenge gehandhabt, deren Abschaffung aber sowohl in der Deklaration von St. Ouen als in der Charte constitutionnelle versprochen worden war.

Nirgends war der Unterschied zwischen der Theorie und der Praxis der Revolution mehr als in Bezug auf die Freiheit der Presse hervorgetreten. 1789 war sie als eines der ursprünglichen Rechte einer Nation, die sich von selbst verstehen, und keiner Bestätigung von Seiten der Staatsgewalt bedürfen, hingestellt worden. Aber unter dem Konvent war dieses Recht in der Ausübung so beschränkt gewesen, daß häufig Hinrichtungen wegen Preßvergehen statt gefunden hatten. Wer den Wohlfahrtsausschuß, das Revolutionstribunal und die Jakobinerklubs anzugreifen wagte, ward mit der Strafe des Hochverrathes belegt. Unter dem Direktorium bestand gesetzlich die Preßfreiheit, konnte aber, wegen der vielen Gewaltstreiche, die von dieser Regierung verübt wurden, in den Gewohnheiten des öffentlichen Lebens keine Wurzel fassen. Das Consulat und Kaiserreich führten eine Censur, der in Rußland und Oesterreich ähnlich, ein. Indessen hatte sich von 1789 an in dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung die Meinung befestigt, daß die Censur ein Zeichen politischer Unfreiheit sei. Diese Idee war, ungeachtet der widerstrebenden Realität, hierin wie in so manchen anderen Dingen, nicht mehr auszurotten gewesen. Man erwartete deshalb von der Restauration, selbst von ihren ausdrücklichen Verheißungen abgesehen, die Befolgung eines freieren Systems, und war erstaunt, sie in dieser Beziehung in die Spuren des Napoleonschen Despotismus treten zu sehen.

Montesquiou behauptete bei der Begründung seines Antrages, daß das französische Volk zu wenig an die Freiheit der Presse gewöhnt sei, als daß sie jetzt, während des Ueberganges von einer politischen Epoche zu einer anderen, ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe, ganz und auf einmal gewährt werden könne. Eine Beschränkung sei selbst im Interesse der Freiheit, da die konstitutionellen Institutionen noch zu wenig befestigt wären, um von den Angriffen der entgegengesetzten Parteien, welche unfehlbar die Presse dazu benutzen würden, nicht gefährdet werden zu können. Es werde eine stufenweise Befreiung von den jetzt nothwendigen Schranken eintreten.

Der Entwurf stieß in beiden Kammern, und selbst in der der Pairs, wo so viele unbedingte Anhänger des Königthums und Häupter altadeliger Familien saßen, auf einen lebhaften Widerstand, und ward nur mit geringer Stimmenmehrheit angenommen. Im Vergleich zu der Napoleonschen Gesetzgebung konnte das neue Preßgesetz wirklich für eine Erleichterung gelten. Alle Schriften über dreißig Bogen wa-

ren von der Censur frei. Die Strafen auf Uebertretung der gegebenen Bestimmungen waren gemäßigt. Unter dem neuen Grundgesetz fielen die früher von den kaiserlichen Behörden gegen mißliebige Schriftsteller verübten willkürlichen Verfolgungen, und was die Hauptsache war, der Schrecken des Napoleonschen Namens und das allgemeine Verstummen vor demselben fort. Ungeachtet der Censur, ward von der Restauration den Franzosen die Zunge gelöst Die unbeschränkte und unverantwortliche Berathungsfreiheit in den Kammern, nur von Anordnungen abhängig, die diese sich selbst gegeben hatten, theilte der ganzen Nation einen politischen Schwung mit, der ihr seit 1789 unbekannt geworden.

Uebrigens hatten die Bourbonen in jener Zeit weniger von dem Mißbrauch der Presse, die meist nur von den gebildeten Klassen gehandhabt und wiederum auf diese berechnet war, als von dem in dem Heere und einem Theil der unteren Volksschichten herrschenden Geiste zu fürchten, der, gegen die politische Freiheit verschlossen, die Restauration feindlicher Absichten gegen die von der Revolution gegründete und von Napoleon bewahrte Gleichheit beargwohnte. Dort lag der Stein des Anstoßes und die Gefahr für den alten Königsstamm. Denn die große Mehrheit der höheren und mittleren Stände war damals den Bourbonen aufrichtig ergeben, und erwartete von ihnen nur Gutes. Diese Gesinnung sollte erst durch die unglücklichen Ereignisse des folgenden Jahres, die Rückkehr Napoleon's von Elba, die Unterbrechung in der Entwickelung freisinniger Einrichtungen, und durch das neu entzündete Parteitreiben verändert werden.

Montesquiou hatte sich zur Ausarbeitung des neuen Preßgesetzes zweier Männer, Royer-Collard's und Guizot's bedient, die später allgemein bekannt wurden, und von denen namentlich der letztere einen entschiedenen Einfluß auf die öffentliche Meinung und selbst auf das Geschick seines Landes ausüben sollte.

Royer-Collard war noch sehr jung, schon unter dem Direktorium, Mitglied des Rathes der Fünfhundert gewesen, aber immer ein Anhänger des verbannten Königshauses geblieben, und eine Zeit lang mit Ludwig XVIII in geheimem Briefwechsel gestanden. Während des Kaiserreiches hatte er sich auf seine Wirksamkeit als Professor der Philosophie an der Sorbonne beschränkt, und für diese in Frankreich lange vernachlässigt gewesene Wissenschaft eine neue Theilnahme anzuregen gewußt. Royer-Collard war Einer der Ersten unter den von Napoleon

mit Abneigung und Mißtrauen betrachteten sogenannten Ideologen gewesen. Die Restauration übergab ihm die mit dem Ministerium des Innern verbundene General-Direktion des Buchhandels und der Presse. Er besaß eine große Unabhängigkeit des Charakters, eine seltene Schärfe und Klarheit des Geistes, und ragte durch eine in dieser Art unerreicht gebliebene, eigenthümlich gediegene Gabe des Vortrages unter allen französischen Rednern hervor. Er war damals den Bourbonen, in denen er den äußersten Gegensatz zu Napoleon zu erkennen glaubte, eifrig ergeben, erst später sollte er mehr von der Vertheidigung der liberalen Institutionen in Anspruch genommen werden. Seine innerste Gesinnung kann indessen aus der Antwort ersehen werden, die er einer Person ertheilte, die ihn darüber aushorchen sollte, ob ihm die Verleihung eines Adelsdiploms angenehm sein würde: „nur meine Anhänglichkeit an den König kann mich die Beleidigung vergessen machen, die in einer solchen Zumuthung liegt!“ — Seine religiösen Ideen stimmten mit seinen politischen überein. So wie er die legitime Monarchie mit den Forderungen einer freien Verfassung in Uebereinstimmung gesetzt sehen wollte, eben so war er, obgleich dem katholischen Glauben zugethan, der unumschränkten Herrschaft des Pabstthums entgegen, und hielt an den Grenzen fest, welche diesem von der gallikanischen Kirche gezogen worden.

Guizot, von Royer-Collard begünstigt, hatte sich früh hervorgethan, und war Professor der Geschichte an der Sorbonne geworden. Die Größe und Mannigfaltigkeit der seit 1789 in Frankreich und Europa vorgefallenen Ereignisse, der Kampf verschiedener politischer Principien, der von der Revolution angefacht worden, hatten seinen historischen Studien eine vorherrschende Richtung auf Ergründung der allgemeinen Formen des Staats- und Volkslebens, wie es von Montesquieu in großen Zügen für immer angegeben, aber mit mehr Berücksichtigung der wirklichen Geschichte als bei diesem, verliehen. Von umfassendem und zugleich durchdringendem Blick, suchte er überall zu dem Ursprunge und den Wurzeln der verschiedenen politischen Institutionen niederzusteigen, und über ihre Natur, ihren Charakter ein wahres und vollständiges Licht zu verbreiten, wie es in Frankreich vor ihm noch nicht geschehen war. Zu Untersuchungen über das Einzelne mehr als Royer-Collard geeignet, verlor er doch nie den Faden des Ganzen, und verstand es, den inneren Zusammenhang der geschichtlichen Erscheinungen festzuhalten und zu vergegenwärtigen. Obgleich er damals (1814)

noch nicht vollkommen entwickelt war, so erregten seine seltenen Anlagen und sein reiches Wissen in den ihm nahe stehenden Kreisen schon große Aufmerksamkeit. Montesquiou und mehre andere Minister nach ihm wandten ihn bei der Ausarbeitung ihrer Gesetzentwürfe und der Vertheidigung ihrer Maßregeln in der Presse an, da er wegen Mangel an Alter und Vermögen noch nicht Mitglied der Deputirtenkammer sein konnte, und er erwarb sich durch diese praktischen Vorarbeiten, während er zugleich alle theoretischen Studien sorgfältig fortsetzte, jene genaue Kenntniß der äußeren Zustände mit den sie in Bewegung setzenden Ideen, durch die er während seiner späteren Laufbahn als Minister und Redner fast einzig in Europa da stand. Obgleich von weniger unabhängigem Wesen wie Royer-Collard, war ihm die Napoleonsche Herrschaft eben so drückend erschienen. Einem litterarisch-politischen Talent, wie das Guizot's, mußte der ausschließend militairisch-administrative Charakter des Kaiserreiches ganz besonders zuwider sein. Von dem Drange getrieben, sich auf einem doppelten Gebiete Bedeutung und Einfluß zu erwerben, gab er sich denen, welche die öffentliche Macht ausübten, gern als williges Werkzeug hin, um auf deren Schultern emporzusteigen und einst ihre Stelle einzunehmen, und er ordnete ohne Schwierigkeit gewissen politischen Nothwendigkeiten, scheinbaren wie wirklichen, seine ursprüngliche Ueberzeugung unter, aber nicht um dieselbe aufzugeben, sondern um sie bei günstiger Gelegenheit desto eher zur Anerkennung zu bringen. Er war damals, wie die ganze Partei und Schule, zu der er gehörte, ein eifriger Anhänger der Restauration, uud blieb es auch, so lange diese nicht ihre eigenen Grundsätze verläugnete.

Die Deputirtenkammer hatte das königliche Haus mit großer Freigebigkeit ausgestattet, die Civilliste auf 33 Millionen Franken jährlich festgesetzt, und auch die von dem Könige während der Verbannung gemachten Schulden zu tilgen versprochen. Ludwig XVIII sah aber mit Trauer, und als einen Vorwurf für ihn selbst, so manche Mitglieder des alten Adels, die wegen der Treue für ihn gelitten hatten, nach der Rückkehr in das Vaterland, besitz- und oft obdachlos umherirren. Viele darunter eigneten sich nicht zur Uebernahme der von der Regierung zu verleihenden Aemter, und die Privatspenden der königlichen Familie reichten zu ihrer Unterstützung nicht aus. Die Erwerbung von Staatsgütern, zu denen während der Revolution die Besitzungen des ausgewanderten Adels geschlagen worden, war von der Verfassung anerkannt,

und es wäre auch ohne dies nicht möglich gewesen, sie aufheben zu wollen, da ein zu großer Theil der Bevölkerung an ihnen betheiligt war. Es war dies einer der Krebsschäden der Restauration, der nur von der Zeit allmälig geheilt werden konnte. Es wurden an die Bourbonen von der eigenen Partei Ansprüche gestellt, die sie nicht befriedigen konnten, und der im Ganzen geringe Ersatz, den sie ihren Anhängern gewährten, wurde ihnen von den Gegnern zum Vorwurf gemacht.

Das Ministerium legte, um wenigstens Etwas für die Ausgewanderten, ihre Familien und Erben zu thun, den Kammern einen Gesetzentwurf vor, vermöge dessen die noch nicht verkauften Besitzungen den ehemaligen Eigenthümern zurückgegeben werden sollten. Bei der damals in einem großen Theile der Nation herrschenden Geneigtheit, die Ungerechtigkeiten der Revolution so viel als möglich wieder gut zu machen, ward dem Antrage mit Theilnahme entgegengekommen. Aber die Unkenntniß des Geistes der Zeit und die Ungeschicktheit im Vortrage von Seiten des Ministers Ferrand, der den Entwurf vertheidigte, machten böses Blut. Derselbe erging sich nach seiner Gewohnheit abermals in Unterscheidungen zwischen Legitimität und Revolution, zwischen den Ausgewanderten und dem Volke, das sich 1792 erhoben hatte. Er erreichte dadurch nichts, als die ohne dies vorhandenen Gegensätze noch schärfer hervortreten zu lassen. Das Recht der Revolution, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen, ward in der Deputirtenkammer stark hervorgehoben, und zu verstehen gegeben, daß, wenn Frankreich auch die alte Dynastie wieder anerkennen wolle, es unversöhnlich gegen die vorrevolutionairen Institutionen sei. Der Gesetzentwurf ward angenommen. Indessen war die Hof- und Adelspartei geneigt, dieses Zugeständniß nur als den Anfang zu einer größeren Entschädigung anzusehen, und die Besitzer der ehemaligen Staatsgüter gaben den Vorspiegelungen Gehör, die sie zu überreden suchten, daß für sie unter den Bourbonen keine Sicherheit zu erwarten sei.

Ungeachtet der eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die Restauration umgaben, ungeachtet der von ihr begangenen Fehlgriffe, würde sie sich befestigt, und die Nation allmälig ganz mit sich ausgesöhnt haben. Die Politik Ludwig XVIII, die praktischen Resultate der Revolution anzuerkennen, aber ihre Theorien zu beseitigen, war der beste und einzig mögliche Weg, um nach und nach eine Verschmelzung der beiden Principien und Epochen, der Legitimität und Revolution, des alten und neuen Frankreichs, hervorzubringen. Die von ihm verlie-

hene Verfassung enthielt alle Bedingungen religiöser, intellektueller und politischer Freiheit, und bedurfte nur einer ungestörten Entfaltung, um ihre Früchte zu tragen. Diese, wenn man die Vergangenheit betrachtet, unerwartet günstige Wendung der Dinge ward plötzlich von Napoleon's Ehrgeiz und Kühnheit und den verlockenden Erinnerungen, die er in dem Heere und einem Theile des Volkes zurückgelassen, aufgehalten, Frankreich aus seiner naturgemäßen Bahn herausgerissen, und wiederum einem Abgrunde entgegengeführt.

3. Der Wiener Kongreß.

Nach den langen Erschütterungen und Kämpfen, welche in Folge der Reformation entstanden, war in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, bei der Erschöpfung beider Parteien, in Münster und Osnabrück zuletzt ein Frieden geschlossen worden, der bis zu der französischen Revolution hin, ungeachtet aller einzelnen Veränderungen und Abweichungen, im Ganzen und Großen für die Grundlage des europäischen Staatsrechts gegolten hat. Für Deutschland war das wichtigste Ergebniß jener Versammlung, die den dreißigjährigen Krieg beendigte, die endliche bestimmte Anerkennung der Reformation als einer politischen Macht im Reiche, und das Verschwinden einer bedeutenden Anzahl größerer und kleinerer geistlicher Staaten, die zu der Vergrößerung mehrer protestantischer Reichsstände, namentlich Brandenburg's, beitragen sollten, dessen zunehmende Bedeutung erst von da an möglich geworden war. Bis zu dem Kongreß von Münster und Osnabrück hatte in Deutschland noch Alles zwischen dem Alten und Neuen, dem Uebergewicht des religiösen und politischen Princips geschwankt, mit dem Abschluß desselben fing die Herrschaft neuer staatlicher Anschauungen und Einrichtungen, die Epoche eines von dem früheren wesentlich verschiedenen Regierungssystems und der damit zusammenhängenden Institutionen zu walten an. Die religiösen Ideen des Mittelalters traten in den Hintergrund zurück und eine rein politische Aera begann. So geschwächt auch Deutschland als Ganzes aus seinen langen inneren Kämpfen und deren Beendigung in dem genannten Frieden hervorging, es war dies der unvermeidliche Preis seiner geistigen Befreiung gewesen, und durch die Besiegung des theokratischen Princips der Aufgang einer neuen und besseren Zeit vorbereitet worden.

Obgleich die europäischen Staaten schon seit dem funfzehnten Jahrhundert in mannigfaltige Berührung zu einander gekommen, so hatten sie sich doch bis dahin nie zu einer allgemeinen Berathung über ihre gegenseitigen Ansprüche, Forderungen und Interessen veranlaßt gesehen, weil die zu behandelnden Fragen nie allgemeiner Natur gewesen waren. Damit eine allgemeine Staatenversammlung für nöthig erachtet wurde, dazu hatte das Erscheinen eines neuen Princips, wie das der Reformation, gehört, von dem sie alle berührt und in dessen Kämpfe sie alle hineingezogen gewesen. Hundert sechs und sechzig Jahre nach dem Kongreß in Münster trat eine ähnliche Versammlung in Wien zusammen, weil unterdessen ebenfalls eine Begebenheit von Alles umfassender Bedeutung, die französische Revolution, sich erhoben hatte. In Münster war, ungeachtet der Wichtigkeit der politischen Verhandlungen, der erste Anstoß von den religiösen Interessen ausgegangen, in Wien war, dem verwandelten Geiste der Zeit gemäß, die Politik der einzige Hebel, der Alles in Bewegung setzte. Die Beschlüsse des Kongresses in Münster sind damals von der öffentlichen Meinung nicht bestritten worden, und haben einen längeren Einfluß behauptet, weil er in das Ende einer historischen Epoche fiel, und die folgenden Geschlechter, weniger erregt, nur langsam eine neue Bahn zu suchen anfingen; das in Wien Vollbrachte dagegen sollte in mehren seiner wesentlichsten Bestimmungen sehr bald angegriffen werden, weil die ganze eingetretene Veränderung im Grunde nur durch den Sturz eines Eroberers und die Auflösung seines Reiches entstanden war, die übrige hiervon unabhängige Bewegung im Innern des Völkerlebens aber unaufhaltsam fordauerte, und dem beabsichtigten Abschlusse entgegenstrebte.

Noch nie hatte eine Stadt im modernen Europa eine so glänzende und zahlreiche Versammluug hoher und ausgezeichneter Personen wie diesmal Wien gesehen. Auf manchen der früheren Reichstage, denen die Kaiser persönlich vorstanden, hatte sich wohl eine große Menge geistlicher und weltlicher Fürsten und Herren gezeigt, und die damals übliche Pracht entfaltet, aber es waren dies immer nur Vasallen des Reichsoberhauptes gewesen, und andere unabhängige Fürsten nur selten, zufällig und vereinzelt dabei gesehen worden. Diesmal aber umschloß dieselbe Stadt die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Bayern, Würtemberg, Dänemark, mehre Großherzöge, regierende Herzöge, und viele andere Mitglieder souverainer Häuser oder solcher, die es lange gewesen (die Mediatisirten) und dazu

die Gesandten und Bevollmächtigten aller europäischen Staaten, mit einziger Ausnahme der ottomannischen Pforte. Ungeachtet des von einer solchen Versammlung unzertrennlichen Gepränges, und des, bei Anwesenheit so vieler zu den Verhandlungen selbst nicht zugezogenen zum Theil jugendlichen Erscheinungen, unvermeidlichen Hanges zu Zerstreuung und Lustbarkeit, bewahrte das Ganze den Charakter eines hohen Ernstes, ward eine unausgesetzte Thätigkeit entwickelt, und konnte sich weder persönliche Günstlingsschaft noch weiblicher Einfluß, und keine der damit verbundenen Schwächen geltend machen.

Der Kongreß ward wegen der zu so großen Arbeiten nöthigen Vorbereitungen später eröffnet, als es ursprünglich in Paris beschlossen worden. Erst Anfang September (1814) waren die meisten Bevollmächtigten und Gesandten der Mächte in Wien erschienen, und erst am 25. September hielten der Kaiser Alexander von Rußland und der König Friedrich Wilhelm III von Preußen, unter dem Jubel des Volkes und dem Entgegenkommen des Kaisers Franz und sämmtlicher Prinzen seines Hauses, ihren feierlichen Einzug in der österreichischen Hauptstadt. Erst von dem Eintreffen dieser Monarchen an, die bei den bevorstehenden Unterhandlungen über Gründung einer neuen Ordnung in Europa, eben so wie bei dem vorangegangenen Kriegswerk, besonders betheiligt waren, konnte der Kongreß als eröffnet betrachtet werden.

Der vorherrschende Einfluß gehörte natürlich den vier Mächten, Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen, die den Kampf gegen Napoleon unternommen und glücklich zu Ende geführt hatten. Indessen kam den Franzosen, die sich zum ersten Mal, seitdem es ein europäisches Staatensystem giebt, in eine untergeordnete Stellung versetzt sahen, der Umstand zu statten, daß ihr alter Königsstamm wieder zurückgekehrt war, und sie mit ihm gewissermaßen ein neues staatliches Dasein anzufangeu schienen. Es ward ihnen auf diese Weise möglich, ihre nächste Vergangenheit in Rücksicht auf deren politische Wirkung abzuläugnen, während sie dieselbe in nationaler Beziehung nach wie vor auszubeuten fortfuhren, und sich immer auf Grund ihrer früheren Thaten als die erste unter den Nationen hinstellten. Ludwig XVIII konnte sich nichts von dem Ruhme Napoleon's aneignen, aber er war auch nicht geneigt, die durch dessen Unfälle herbeigeführte Unterordnung Frankreichs unter die anderen Großmächte anzuerkennen. Er behauptete, so viel als möglich, die alte Stellung seiner Krone an der Spitze

der europäischen Dynastien, und die völlige Gleichheit seines eben erst besiegten Staates mit den Siegern. Dieser König wurde hierin trefflich von seinem ersten Bevollmächtigten am Kongreß, dem Fürsten von Talleyrand, unterstützt, der mit einer sonst nie gesehenen Gewandheit von der Rolle eines Unterhändlers des Direktoriums und des Kaiserreiches zu der eines Vertreters der Interessen des Oberhauptes des Hauses Bourbon, ohne Ueberwindung und Zwang, als ob es sich so von selbst verstände, überzugehen wußte. Ungeachtet alles Dessen was eben erst vorgegangen, und ungeachtet der Kongreß zum Theil gegen Frankreich gerichtet war, wußte es Talleyrand durchzusetzen, daß ihm von den Plänen und Anordnungen der verbündeten Mächte, so weit sie allgemeine europäische Angelegenheiten betrafen, eine vollständige Uebersicht mitgetheilt, und er als ganz gleich berechtigtes Mitglied zu den Verhandlungen der vier Großmächte zugezogen werden mußte, ja er erreichte noch mehr, indem auf sein Verlangen der Ausdruck „Verbündete“ von Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen bei den Berathungen aufgegeben wurde, indem er behauptete, daß da Frankreich jetzt eine allen übrigen befreundete Macht sei, jene Bezeichnung seit Napoleon's Sturz überflüssig geworden und für Ludwig XVIII beleidigend sei. — Es kam Talleyrand allerdings der Umstand zu Hülfe, daß durch den ersten Pariser Frieden Frankreich mit Europa wieder ausgesöhnt war, und die revolutionaire und Napoleonsche Vergangenheit nicht in Betracht gezogen werden sollte, es gehörte aber immer eine ungewöhnliche Feinheit und Schärfe des Verstandes dazu, um diese Verhältnisse so zu benutzen wie er es that, und über so widersprechende Erscheinungen, wie sie sein Land in der letzten Zeit gewährt, einen täuschenden Schleier zu werfen.

Die Arbeiten und Ergebnisse des Wiener Kongresses lassen sich unter zwei Hauptgesichtspunkte bringen: der Wiederaufbau eines europäischen Staatensystems mit Herstellung eines politischen Gleichgewichts, um die Wiederkehr so großer Erschütterungeu und Kriege wie während der letzten zwanzig Jahre zu verhindern — und die Anordnung der inneren Verhältnisse Deutschlands mit möglichster Berücksichtigung des Bestehenden. — Diese beiden Richtungen der Thätigkeit jener großen Friedensversammlung liefen ziemlich unabhängig neben einander hin, und drohten nur auf einem Punkt, in Bezug auf das Schicksal des Königreichs Sachsen und des damit verbunden gewesenen Herzogthumes Warschau, sich zu verwirren. Die Anordnung der allgemeinen

europäischen Verhältnisse war verhältnißmäßig leicht, indem sie theils von der Natur der Dinge geboten, theils im voraus im ersten Pariser Frieden entschieden worden. Was die deutschen Zustände betrifft, so war die Aufgabe eine der schwierigsten, die es je gegeben, aber auch die Lösung eine der am wenigsten gelungenen.

Die Grenzen Frankreichs sind bei Gelegenheit des ersten Pariser Friedens erwähnt worden. Es trat hierin eben so wenig wie bei Spanien und Portugal eine Veränderung ein.

Was Italien betrifft, so erhielt der König von Sardinien das Gebiet der ehemaligen Republik Genua, unter lebhaftem Widerspruch der damit unzufriedenen Bevölkerung, die, den Versprechungen des Lord William Bentink auf Wiederkehr der früheren Zustände trauend, denselben Anfang März (1814) in einer Zeit, als jede Diversion gegen Napoleon noch ihre Bedeutung hatte, mit 9000 Mann englischen Truppen in ihre Stadt aufgenommen hatte.

Der Kongreß schlug das Genuesische zu den sardinischen Staaten, um dieselben zu kräftigen, und an ihnen eine Vormauer gegen Frankreich auf dieser Seite zu gewinnen. Die Stadt Genua ward, um sie einigermaßen zu entschädigen, zu einem Freihafen erklärt, und der Municipalität der alte Titel: Senat — verliehen, obgleich sie nach wie vor nichts als eine städtische Verwaltungsbehörde blieb. Das Haus Savoyen, eine von den Dynastien, die am meisten durch den Kampf gegen die Revolution gelitten, aber von jener Zeit an auch mehr kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte, sah auf diese Art jene altberühmte Republik zu seinen Füßen, deren Unterwerfung es früher nie hatte hoffen können.

Oesterreich trat in den Besitz des Mailändischen zurück, wie es ihm vom spanischen Erbfolgekrieg an gehört hatte. Es erhielt außerdem, als Entschädigung für die verlorenen Niederlande, das Gebiet der ehemaligen Republik Venedig, die Hauptstadt selbst, die Terra ferma, Friaul, Istrien, Dalmatien, und Stadt und Gebiet Ragusa, die früher einen kleinen Freistaat unter ottomannischem Schutze gebildet hatten. Die jonischen Inseln, einst eine Hauptbesitzung Venedigs, waren schon von England besetzt worden, sollten aber erst später unter dessen Schutz gestellt werden.

Dem Pabst ward der Kirchenstaat wiedergegeben, wie er vor dem Vertrage von Tolentino bestanden, nur Avignon und Venaissin blieben unwiderruflich bei Frankreich. Sein Bevollmächtigter am Wiener Kon-

greß, der Kardinal Consalvi, arbeitete besonders an der Wiedererlangung der sogenannten Legationen, die den reichsten Theil des Kirchenstaats bilden, und von denen Ankona und Urbino damals noch von Joachim Murat, Ferrara, Bologna und Ravenna aber in Folge des Krieges von den Oesterreichern besetzt waren. Später erhielt der römische Stuhl Alles sammt den neapolitanischen Enklaven Benevent und Ponte-Corvo zurück.

Der Großherzog von Toskana, ein Bruder des Kaisers Franz von Oesterreich, verließ Würzburg, wo er als Rheinbundsfürst unter dem Titel eines Großherzoges regiert hatte, und zog in Florenz ein. Sein Gebiet wurde durch Elba und Piombino vermehrt. Gegen seine definitive Anerkennung erhob der spanische Hof durch seinen Bevollmächtigten am Kongreß, den Ritter Gomez Labrador, den lebhaftesten Einspruch, und verlangte Toskana für den Infanten Karl Ludwig, der von Napoleon zum König von Hetrurien ernannt, dann aber beseitigt worden, und jetzt unter Vormundschaft seiner Mutter stand. Offenbar kam das nächste Recht auf Toskana dem österreichisch-lothringischen Stamme zu, der einst, gegen Abtretung Lothringens, unter Gewährleistung von ganz Europa, in den Besitz des Erbes der Mediceer gekommen war. Spanien, überhaupt dadurch verletzt, daß es auf dem Kongreß nicht den Einfluß ausübte, den es vermöge des Alters seiner Krone und des im Kampfe gegen Napoleon davon getragenen Ruhmes für sich in Anspruch nahm, bestand so hartnäckig auf den Ansprüchen seines Schützlings, daß es erst nach den bestimmtesten Erklärungen Oesterreichs zurücktrat. Der Streit entbrannte von Neuem bei Gelegenheit des Herzogthumes Parma, das der ehemaligen Kaiserin der Franzosen, der Erzherzogin Marie Louise, Gemahlin Napoleon's, und ihrem Sohne bestimmt worden war. Gomez Labrador verlangte Parma, nebst Piacenza und Guastalla für den oben genannten Infanten, dessen Vorfahren vor der französischen Revolution über Parma geherrscht hatten. Oesterreich war einen Augenblick lang geneigt, dieses Gebiet, das es besetzt hielt, mit Ausnahme des militairisch besonders wichtigen Piacenza herauszugeben, als endlich die fünf Großmächte dahin übereinkamen, Parma nebst Zubehör der ehemaligen Kaiserin der Franzosen zu lassen, dagegen das Erbrecht ihres Sohnes aufzuheben, statt dessen dem Infanten Karl Ludwig die nächste Anwartschaft zu ertheilen, und demselben das Herzogthum Lukka mit einer Jahresrente von

500,000 Franken zu überlassen. Nach dem Ableben der Erzherzogin Marie Louise sollte Lukka an Toskana fallen.

Der Erzherzog Franz von der Linie Oesterreich-Este ward wieder in die Regierung über das Herzogthum Modena eingesetzt. Er war ebenfalls ein Verwandter des Kaisers Franz, und Modena eine Tertiogenitur des Hauses Oesterreich, wie Toskana eine Sekundogenitur. Oesterreich war durch die Errichtung des lombardisch-venetianischen Königreiches und die Herrschaft von Mitgliedern seines Hauses in Florenz, Parma und Modena in Italien mächtiger geworden, als dies eit den Zeiten Karl V der Fall gewesen.

Die meisten Schwierigkeiten bei Behandlung der italienischen Verhältnisse kamen von der eigenthümlichen Stellung her, in welcher sich Joachim Murat, König von Neapel und Schwager Napoleon's, zu den übrigen Mächten befand. Derselbe hatte, um nicht in den Untergang Napoleon's hineingezogen zu werden, im Januar 1814 einen Verrag mit England und Oesterreich abgeschlossen, in welchem er nicht nur dem französischen Bündnisse entsagte, sondern auch seine Streitkräfte mit den österreichischen verband, und die französischen Garnisonen aus dem Kirchenstaat und Toskana vertreiben half. Dieser Abfall Murat's von dem, welchem er Alles verdankte, war eine Handlung der größten Undankbarkeit, ward ihm aber in jenem Moment, wo der Ausgang des gegen Napoleon unternommenen Kampfes noch ungewiß war, zum Verdienst angerechnet. Oesterreich garantirte ihm seine Krone und seine Besitzungen. Unterdessen waren aber die Bourbonen in Frankreich und Spanien wieder auf den Thron gestiegen, und arbeiteten aus allen Kräften an dem Sturze Murat's und der Wiedereinsetzung ihres Stammverwandten in das Königreich Neapel. Rußland und Preußen waren Murat wegen seiner Verwandtschaft mit Napoleon abgeneigt, England trauete ihm nicht. Auch liefen damals über den persönlichen Charakter Murat's, der leichtsinnig und planlos aber wohlwollend und selbst großmüthig war, an den europäischen Höfen die nachtheiligsten Gerüchte umher, die ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzten. So gab man ihm einen Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien schuld, was aber wie mehres Andere sich später als irrig herausgestellt hat. Die Anhänger der bourbonschen Dynastie im Königreich Neapel wirkten unaufhörlich, namentlich unter der Geistlichkeit und dem Landvolk, gegen den von Napoleon eingesetzten König. Murat beschickte den Wiener Kongreß, wogegen Oesterreich nichts einwenden konnte,

aber seine Bevollmächtigten wurden von Frankreich, Spanien, Portugal und Sardinien nicht anerkannt und zu keiner Berathung zugelassen. Murat verlangte von Oesterreich dessen Vermittlung und Unterstützung bei Frankreich für seine Anerkennung als König von Neapel, fand aber kein Gehör. Durch die Kälte und Entfremdung, auf die er überall stieß, verletzt, und für seinen Thron fürchtend, beschloß er endlich, sich lieber den Folgen eines offenbaren Bruches auszusetzen, als länger eine so gespannte und zweideutige Lage zu ertragen. Sein zugleich hochfahrender und ungewisser Sinn ward, von Napoleon's Rückkehr nach Frankreich und der schwierigen Stimmung der Italiener gegen ihre wiedereingesetzten Regierungen, zu übertriebenen Hoffnungen und einer Verkennung seiner wahren Stellung fortgerissen. Er ließ sein Heer an den Po vorrücken und forderte die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf. Oesterreich antwortete mit einer Kriegserklärung, und Murat vom Feinde geschlagen und seinen eigenen Unterthanen verlassen, ward zur Flucht nach Frankreich gezwungen. Ferdinand IV, der unterdessen Palermo verlassen, hielt am 7. Juni 1815 seinen Einzug in Neapel, und vereinigte demnach wieder die Krone beider Sicilien auf seinem Haupt. Murat's weiteren Schicksals wird später gedacht werden. Auf diese Weise waren noch vor Abschluß des Wiener Kongresses die vor der Revolution bestandenen monarchischen Regierungen Italiens wiederhergestellt worden, während, als ein Zeichen der Zeit, die drei aristokratischen Republiken, Venedig, Genua und Lukka, von denen die beiden ersten weltberühmt gewesen, nicht wieder erneuert wurden.

Die Schweiz, durch ihre Lage zwischen den beiden Großmächten Frankreich und Oesterreich, ihre geschichtlichen Erinnerungen, die Eigenthümlichkeit ihrer inneren Zustände und den Durchgang mehrer Handelsstraßen wichtig, nimmt dadurch in dem europäischen Staatensystem eine höhere Stellung ein, als ihre Ausdehnung, Bevölkerungszahl und sonstige materielle Kraft bedingen würde. Sie hatte, nach den Kämpfen und Verheerungen des Jahres 1798, bei denen namentlich die alten Kantone einen zuletzt vergeblichen, aber rühmlichen Muth und eine seltene Aufopferungsfähigkeit bewiesen, sich dem Willen des Direktoriums und später Napoleon's unterwerfen müssen. Die Schweizer waren den Fahnen des Eroberers von Spanien bis Rußland gefolgt, und fast ihr ganzes Kontingent im Feldzuge von 1812 geblieben. Alles innere Parteileben schien unter dem Schirme und Zwange der Mediationsakte und der Unmöglichkeit eines Widerstandes gegen den

gewaltigen Willen des Mannes, dem Frankreich, Deutschland und Italien gehorchten und dessen Macht die Schweiz auf allen Seiten umgab, erstickt zu sein. Indessen waren in der Schweiz, wie in anderen unter französischen Einfluß gekommenen Ländern, die neuen Verhältnisse zu plötzlich eingetreten, hatten zu wenig Zeit gehabt, um im Volksleben Wurzeln zu schlagen, als daß sich nicht, bei dem großen Umschwunge der Dinge im Jahre 1813, in den Einen die Sehnsucht nach Wiederherstellung der alten Verfassungsformen, in den Anderen der Drang nach Rückkehr der vollen früheren nationalen Unabhängigkeit hätte regen sollen.

Schon vor der Annäherung der verbündeten Heere im December 1813 hatte die Tagessatzung in Zürich die Neutralität der Eidgenossenschaft in dem großen Kampfe proklamirt, und ihre Kontingente zu deren Beschützung nach den Grenzen abgeschickt. Aber die Macht entsprach nicht dem Willen. Zugleich waren Bevollmächtigte an Napoleon nach Paris und in das Hauptquartier der verbündeten Monarchen nach Frankfurt am Mayn, behufs der Anerkennung dieser Neutralität, entsendet worden. Napoleon ging auf diesen Antrag, der ihm nur vortheilhaft sein konnte, bereitwillig ein, die Verbündeten verwarfen ihn aber, da er sie bei ihren militairischen Operationen in offenbaren Nachtheil gesetzt hätte, sprachen sich indessen günstig für die Erhaltung der Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft aus. Eine große österreichische Streitmacht rückte in der zweiten Hälfte Decembers in die Schweiz ein, um von da gegen Frankreich weiter zu ziehen. Alsbald ward die Mediationsakte in den meisten Kantonen abgeschafft. Wallis und Genf erhoben sich gegen die französische Herrschaft. Eine Gefahr drohende Verwirrung trat ein. Bern wollte die früher von ihm abhängig gewesenen Kantone Waadt und Aargau mit Gewalt wieder unter seine Bothmäßigkeit bringen. Ueberall regten sich die Anhänger des Alten, die früher bevorrechteten Stände und Landschaften, und ein Bürgerkrieg schien unvermeidlich zu sein, da die Partei derer, welche seit der Mediationsakte am Ruder gesessen, in der Masse des Schweizervolkes mehr Anhang als ihre Gegner besitzend, sich ebenfalls anschickte, ihre Rechte mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen. Die uneigennützige Vermittlung der verbündeten Monarchen, namentlich die Rathschläge des Kaisers Alexanders, dem eine Wiederherstellung des Alten in der Schweiz, eben so wenig wie einige Monate später in Frankreich, geeignet erschien, und die Spannung, die der Krieg gegen Na-

poleon erregte, der mehre Monate lang Alles in der Schwebe hielt, verhinderten eine größere Bewegung, und halfen den Schweizern über diesen bedenklichen Wendepunkt in ihrer Geschichte hinaus.

In dem Entwurfe zu einem neuen Bundesvertrage, von den Gesandten aller Kantone, mit Ausnahme von Bern, Wallis und Freiburg, unterzeichnet, wurde durch das Hinzutreten drei neuer Kantone, Genf, Wallis, Neufchatel, die Zahl derselben auf zwei und zwanzig gebracht (12. Sept. 1814). Hierauf wurde der Wiener Kongreß beschickt, und an die Spitze dieser Gesandtschaft der damalige Landammann von Reinhard aus Zürich gestellt. Die neuen, damals noch nicht allgemein anerkannten Kantone besaßen ebenfalls Vertreter ihrer Interessen in Wien, die jedoch bis zur endlichen Entscheidung der schweizerischen Angelegenheiten mit keinem officiellen Charakter bekleidet waren.

Der Kongreß ernannte einen engeren Ausschuß für die Schweiz, in welchem sich der russische Minister Graf Capo d'Istria, ein Grieche aus Korfu, schon damals durch seine freisinnigen Meinungen bekannt, der Sache der neuen Kantone und überhaupt des Fortschrittes in der Schweiz besonders günstig erwies. Capo d'Istria war gewissermaßen schon aus nationalem Instinkt zur Unterstützung jeder rechtmäßigen Emancipation geneigt. Noch mehr wirkte in dieser Richtung, obwohl nur in privater Stellung, ein ehemaliger Advokat aus Lausanne, La Harpe, später russischer Oberst und General, der an der Erhebung des Waadtlandes gegen den Druck des Berner Patritiats einen thätigen Antheil genommen hatte, Erzieher des Kaisers Alexander gewesen, und diesem Souverain werth geblieben war. Die Ansprüche Berns, des vornehmsten Hindernisses für eine Neugestaltung der Schweiz und eine Zeit lang von England befürwortet, wurden endlich abgewiesen, und es kam am 20. März die Enderklärung des Kongresses über die schweizerischen Angelegenheiten zu Stande. Die zwei und zwanzig Kantone sollten, jeder souverain in Bezug auf Verfassung und Gesetzgebung, einen immerwährenden Bund, mit einer gemeinsamen Regierung für allgemeine Angelegenheiten und einer Vertretung aller Kantone, bilden. Der preußischen Krone ward das Schutzrecht über das Fürstenthum Neufchatel zurückgegeben, das aber zugleich als Kanton in die Eidgenossenschaft trat. Genf erhielt von Frankreich und Sardinien eine Gebietsvergrößerung mit zwölftausend Seelen, damit es in unmittelbaren Zusammenhang mit der Schweiz käme, was früher nicht der Fall gewesen war. Die ursprüngliche Schweiz hatte nur aus deutschen

Elementen bestanden. Jetzt trat durch die Kantone Genf, Neufchatel und Wallis eine bedeutende französische Mischung, und in dem Kanton Tessino ein italienischer Bestandtheil hinzu. Die Tagessatzung in Zürich nahm am 27 Mai die Erklärung des Wiener Kongresses an, dessen Bestimmungen bis zu den Erschütterungen des Jahres 1830, obgleich unter immerwährender Eifersucht der verschiedenen Parteien gegen einander und geheimen Versuchen der Störung, gültig blieben. Obgleich vieles Alte wiederhergestellt wurde, so kann man doch behaupten, daß in Bezug auf den die Schweiz von dieser Epoche an belebenden Geist die Anhänger des Neuen den Sieg davon getragen hatten.

Schon auf dem Kongreß von Chaumont (März 1814) war, bei der Gewißheit des Sturzes des von Napoleon befolgten politischen Systems, wenn auch noch nicht seiner persönlichen Herrschaft, über die Vereinigung Belgiens mit Holland unter dem Fürsten von Oranien, um im Norden eine Vormauer gegen Frankreich zu gewinnen, verhandelt worden. Die Holländer hatten sich aus eigener Kraft von dem französischen Joche befreit, den Sohn ihres letzten Erbstatthalters zurückgerufen, und derselbe bereits am 1 December (1813) seinen Einzug in Amsterdam gehalten. Dieser Umstand hatte in jenem Augenblicke, wo alle Kräfte gegen den gemeinsamen Feind aufgeboten wurden, einen bedeutenden Eindruck gemacht. Auch hatte das Haus Nassau-Oranien noch von der Zeit Wilhelm des Dritten her, des unvergeßlichen Befreiers Englands, überall in Europa in großem Ansehen und bei den protestantischen Mächten in besonderer Gunst gestanden, und sich eines weit über seine äußere Macht hinausgehenden Rufes erfreut. Der Charakter des gegenwärtigen Fürsten von Oranien, der sich immer als einen standhaften Gegner Napoleon's gezeigt, die Theilnahme der englischen Nation für ihn, die ihn während seiner Verbannung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, seine nahe Verwandtschaft mit dem preußischen Königshause, politische und moralische Rücksichten bereiteten für diesen Fürsten eine größere Stellung vor, als seine Vorfahren seit langer Zeit eingenommen hatten.

Oesterreich hatte auf diesen Theil seiner alten Besitzungen, die so weit von dem Kern seiner Macht entfernt lagen, und deren Vertheidigung so schwer und kostspielig gewesen, freiwillig Verzicht geleistet. Preußen, Oesterreich und namentlich England wollten sie um keinen Preis mit Frankreich vereinigt lassen. Aus Belgien oder den österreichischen Niederlanden einen besonderen Staat zu bilden, wie dies spä-

ter in Folge der Ereignisse von 1830 geschah, lag der Anschauung der damaligen Staatsmänner fern, welche dieses Volk zur Darstellung und Erhaltung eines unabhängigen Gemeinwesens nicht für geeignet hielten. Man wollte im Norden Frankreichs einen Staat bilden, der im Stande gewesen wäre, wenigstens einem ersten Andringen der Franzosen zu widerstehen, was von Belgien und Holland, wenn sie getrennt blieben, nicht zu erwarten war. Es wurde demnach aus den ehemaligen Vereinigten Provinzen und den ehemaligen österreichischen Niederlanden das neue Königreich der Niederlande, mit dem Fürsten Wilhelm von Oranien als König an der Spitze, gebildet, und ihm alles Land zwischen der französischen Nordgrenze, wie sie durch den ersten Pariser Frieden bestimmt worden, dem Meer und der Maas übergeben. Auch das früher zum deutschen Reich gehörige Hochstift und Fürstenthum Lüttich, sammt einigen Gebieten auf dem linken Rheinufer, die seit 1793 bis 1814 zu Frankreich gehört, wurden mit dem neuen Staat vereinigt.

Am 31 Mai 1815 ward in Wien zwischen Großbrittanien, Rußland, Oesterreich und Preußen einerseits und dem Königreich der Niederlande andererseits ein Vertrag abgeschlossen, der die näheren Bestimmungen über die Zusammensetzung, die Grenzen und sonstigen politischen Verhältnisse dieser neuen Monarchie enthielt. Das Herzogthum Luxemburg wurde zu einem Großherzogthum erhoben, und dem Könige Wilhelm I als Ersatz für seine an Preußen abgetretenen deutschen Stammlande, welches dieselben wiederum, zur Abrundung seiner rheinischen Gebiete, an die herzogliche Linie des Hauses Nassau vertauschte, von dem Kongreß verliehen. Der neue Großherzog trat in dieser Stellung in den deutschen Bund, und die Hauptstadt Luxemburg wurde zu einer Bundesfestung bestimmt. Auch sollte das Großherzogthum eine besondere von den Niederlanden unabhängige Verfassung und Verwaltung erhalten. Wilhelm I überließ dagegen an England die im ersten Pariser Frieden zurückerstatteten Kolonien, Demerary, Essequebo, Berbice u. s. w., was von den eigentlichen Holländern, deren Seehandel dadurch verlor, und die in der Vereinigung mit Belgien mehr eine Vergrößerung der Dynastie als einen Gewinn für ihr Land sahen, mit Unzufriedenheit betrachtet wurde.

Diese Schöpfung des Königreiches der Niederlande ging allerdings vornehmlich nur aus politischen Beweggründen, aus der Nothwendigkeit einer Sicherstellung gegen Frankreich auf dieser Seite hervor. Es

war dabei so wenig wie in anderen Fällen eine Rücksicht auf die Wünsche und Gesinnungen der Bevölkerung genommen worden. Indessen konnten die vier Großmächte, von denen die Entscheidung hierüber ausging, hoffen, daß beide Völker, Belgier und Holländer, von welchen ersteren ein bedeutender Theil, die Flamänder, wie letztere niederdeutschen Ursprunges waren, allmälig in einander verwachsen, und sich an das Leben unter einer gemeinsamen Regierung und Verfassung gewöhnen würden. Auch glaubte man, daß Belgien, ein Fabrikland, aber ohne Seemacht, durch die Benützung der holländischen Schifffahrt und die bedeutende Ausfuhr in die holländischen Kolonien für die Vereinigung gewonnen werden würde. Indeß enthielten der Unterschied der Religion, das Uebergewicht, das der romanische Theil Belgiens über den flamändischen ausübte, eine Verfassung, die mehr für Holland als Belgien geeignet war, die Lasten, welche die Mitübernahme der großen holländischen Staatsschuld und ein ungewöhnlich starker Militairetat auflegten, den Keim zu einer inneren Trennung, welche auch ohne die von der neuen Regierung später in Belgien begangenen Mißgriffe zum Durchbruch gekommen sein würde.

In der Lage und Stellung der beiden skandinavischen Reiche, Schweden und Dänemark, ging durch den Wiener Kongreß keine Veränderung vor. Der König von Schweden blieb im Besitz der norwegischen Krone, wie sie ihm von England und Rußland zugesichert und zuletzt von Dänemark selbst abgetreten war. Das norwegische Volk wußte durch seine einmüthige kräftige Haltung sich die freie Verfassung zu bewahren, die es bei Gelegenheit seiner Trennung von Dänemark sich gegeben hatte. Vergebens war der König Friedrich VI nach Wien gekommen, vergebens suchten seine Bevollmächtigten eine Entschädigung für den Verlust von Norwegen nach. Sein langes Festhalten an dem Bündniß mit Napoleon und die Unmöglichkeit eines Ersatzes für ihn, ohne Hannover zu beeinträchtigen und die Hansestädte zu opfern, bildeten ein unübersteigliches Hinderniß für seine Wünsche. Zuletzt ward ihm der schwedische Antheil an Pommern nebst der Insel Rügen übergeben, die aber von ihm, als außer aller Verbindung mit seinen übrigen Staaten liegend, an Preußen gegen das Lauenburgsche und zwei Millionen Thaler ausgetauscht wurden. Er ward als Herzog von Holstein in den deutschen Bund aufgenommen. So geschwächt hatte Dänemark im europäischen Staatensystem nur noch eine Bedeutung als Hüter des Sundes, bis es später wieder, durch die Erhebung von

Holstein-Schleswig gegen seine Versuche, die deutsche Nationalität daselbst zu unterdrücken, und die daraus entstandenen Kämpfe, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Durch Napoleon's Sturz und die Wiedereinsetzung des französischen Königshauses war das Princip der monarchischen Legitimität, d. h. des einzig durch die Geburt begründeten Herrscherrechtes, mehr als je emporgekommen. Besonders war es Talleyrand, der diesen Grundsatz zur Vertheidigung der Rechte seines Monarchen geltend machte, und darin den einzigen Schild gegen die Revolution und das von ihr aufgestellte Princip der Volkssouverainetät und Wahl erkennen wollte. Der Wiener Kongreß huldigte ebenfalls dieser Ansicht, konnte aber nicht umhin, in einem bedeutenden Falle, eine Ausnahme von diesem Priucip zu gestatten, und dadurch stillschweigend zuzugeben, daß es weniger ein solches als vielmehr nur eine politische Konvehienz ist, die nicht das Wesen der Monarchie ausmacht, sondern nur unter gewissen Umständen zu deren Vertheidigung aufgestellt wird. Der 1809 vertriebene König von Schweden Gustav Adolph IV, der zum Theil, wegen seiner Feindschaft gegen Napoleon, den gekrönten Repräsentanten der Revolution, und der in Gemäßheit dieser Gesinnung von ihm befolgten Politik, gestürzt worden, wandte sich an den Kongreß, und hob ebenfalls das Recht der Legitimität und seine für die Sache der Könige dargebrachten Opfer hervor. Er nahm allerdings nicht seine eigene Thronentsagung zurück, obgleich sie ihm mit Gewalt abgezwungen worden, protestirte aber gegen das Thronfolgerecht Bernadotte's, und verlangte die Anerkennung der Rechte seines Sohnes auf die schwedische Krone. Ungeachtet der stillen Abneigung der französischen Bourbonen gegen den Napoleonschen Marschall, der ihr geborener Unterthan war und jetzt dem Throne so nahe gekommen, ungeachtet der Eifersucht Talleyrand's auf den früheren Gefährten an Napoleon's Hofe, stand der große Dienst, den Bernadotte im entscheidenden Moment von 1812 Rußland schon dadurch geleistet, daß er sich nicht mit Frankreich verband, und später seine oberste Leitung des Feldzuges der Verbündeten bis zu der Schlacht von Leipzig, seine ausdrückliche Anerkennung als Kronprinz von Seiten der drei verbündeten Monarchen, noch in zu frischem Andenken, als daß in Bezug auf die schwedische Thronfolge eine Abänderung möglich gewesen wäre. Außerdem blieb gegen Bernadotte nicht wie gegen Joachim Murat das Mittel übrig, einen Theil der Bevölkerung gegen ihn aufzuregen, da die schwedische Nation

in der Verwerfung der alten Dynastie und der Anerkennung der neuen einstimmig blieb. Die Protestation Gustav Adolph's blieb deshalb nicht nur ohne Wirkung, sondern ward von dem Kongreß nicht einmal beantwortet, was übrigens der einzige Ausweg war, um nicht in einen handgreiflichen Widerspruch zu fallen. Denn wenn das Princip der Legitimität, wie es damals aufgefaßt wurde, eine unbedingte Geltung besaß, so hätten keine Mißgriffe des ehemaligen Königs von Schweden zu dessen Entsetzung berechtigen, und keine Verdienste des Marschalls Bernadotte ihn zur Thronfolge geeignet machen können. Der Sohn des vertriebenen Königs führte noch einige Jahre hindurch den Titel eines Prinzen von Schweden, wurde aber später gezwungen, selbst dieser Erinnerung zu entsagen, und den Namen Wasa anzunehmen.

Eine Frage, die nicht blos einzelne Staaten, sondern die Menschheit überhaupt anging, und die auf dem Wiener Kongreß eine Zeit lang eifrig verhandelt wurde, war die Abschaffung des Sklavenhandels. Schon in dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts war dieser Gegenstand im englischen Unterhause zur Sprache gekommen. Die religiös gestimmten Gemüther aller Parteien waren über die Unterdrückung eines so verruchten Menschenhandels einig. William Wilberforce trat als der Apostel dieser geheiligten Sache auf. Die entgegengesetzten Interessen wurden allmälig zur Nachgiebigkeit gezwungen. Selbst die beiden großen parlamentarischen Gegner, Pitt und Fox, vereinigten sich über diesen Punkt. Im Jahre 1807 war endlich diese Frage im Sinne der Würde und Freiheit der menschlichen Natur entschieden worden. England arbeitete von dieser Zeit an in Verträgen mit Portugal, Schweden, Dänemark, und gleich im ersten Jahre der Restauration mit Frankreich, rastlos daran, um die übrigen Kolonialstaaten zu einem ähnlichen Verbot zu bewegen. Auf dem Kongreß wurde diese Angelegenheit von dem ersten englischen Bevollmächtigten, Lord Castlereagh, kräftig vertreten. Am wenigsten kam den philantropischen Bemühungen Englands, denen man vergebens selbstsüchtige Beweggründe unterzulegen versuchte, das spanische Kabinet entgegen. Sein Bevollmächtigter, der Ritter Labrador, war anfänglich sogar geneigt, den ganzen Antrag für einen Eingriff in die Rechte seiner Regierung anzusehen. Nach langen Unterhandlungen versprachen endlich Frankreich, Portugal und Spanien dem Sklavenhandel nach einer gewissen Zeit zu entsagen, ihn vorläufig an einzelnen Strichen der afrikanischen Küste zu verbieten, und einzuräumen, daß in solchen Gegen-

den brittische Kriegsschiffe die Aufsicht ausüben, des Sklavenhandels verdächtige Handelsfahrzeuge untersuchen, und im schuldigen Falle aufbringen und zur Bestrafung abliefern konnten. Später nahm auch Frankreich an dieser Seepolizei einen thätigen Antheil. In den ersten Jahren erlaubte es der Zustand seiner Marine nicht. Die menschenfreundlichen Gesinnungen und der Einfluß des Kaisers Alexander trugen viel zum Gelingen der Bestrebungen Englands bei, und es ward endlich eine von den acht Mächten, die den ersten Pariser Frieden geschlossen, unterzeichnete Erklärung erlassen, in welcher der Sklavenhandel für eine Herabwürdigung der Menschheit und als ein Gegenstand allgemeinen Abscheues hingestellt, jedoch den einzelnen Kolonialstaaten kein bestimmter Zeitpunkt zur gänzlichen Unterdrückung desselben vorgeschrieben wurde. England sorgte dafür durch Verträge mit den einzelnen betheiligten Regierungen. So ward wenigstens ein großes Princip der Menschlichkeit allgemein anerkannt. Es geschah damals zum ersten Mal, daß eine die Vertreter aller europäischen Staaten umfassende Versammlung sich mit einem Gegenstande der Philanthropie, und nicht blos der Konfession und Politik, wie früher immer der Fall gewesen, beschäftigte. So wenig der Sklavenhandel damals und später ganz ausgerottet wurde, er ward wenigstens allmälig immer mehr beschränkt, und die Verwerfung desselben aus Princip hatte die große praktische Wirkung, die Abschaffung der Sklaverei überhaupt vorzubereiten, da es nicht wohl möglich war, daß man sich für immer damit begnügt hätte, die Zweige eines Uebels zu beschneiden, ohne dasselbe in der Wurzel anzugreifen. Jetzt hat nicht blos der Sklavenhandel, sondern die Sklaverei selbst, in den Kolonien der beiden größten europäischen Seemächte, England und Frankreich, aufgehört. Die nordamerikanische Union, die damals noch wenige politische Verbindungen mit Europa unterhielt, war auf dem Wiener Kongreß nicht vertreten. Indessen ward der Sklavenhandel auch dort verboten, obgleich die Sklaverei selbst, als ein schmachvoller Widerspruch dieser Demokratie zu ihrem Lebensprincip, in ihrer ganzen Stärke fortbesteht.

Die Entscheidung über das Schicksal des Königreiches Sachsen und des Herzogthumes Warschau war, durch die besondere Lage der Dinge und die verschiedenen Interessen der Mächte, ein Gegenstand von allgemeiner Wichtigkeit und schwer zu lösender Verwickelung geworden, was unter etwas anderen Umständen nicht in diesem Grade der Fall gewesen sein würde. Die Theilung eines ganzen großen Rei-

ches und Volkes, wie das alte Polen, hatte einst weniger Aufmerksamkeit und Widerspruch, als jetzt auf dem Wiener Kongreß die Bestimmung über im europäischen Staatensystem viel geringer wiegende Verhältnisse erregt.

Friedrich August, König von Sachsen und Herzog von Warschau hatte, theils von Napoleon's langem Glücksstern geblendet, theils von übel verstandener Treue an die gegen denselben eingegangenen Verpflichtungen gefesselt, bis zum letzten Augenblicke, wo die Entscheidungswürfel bei Leipzig fielen, zu dem Eroberer gestanden. Nach jener Schlacht war er in die Gewalt der Verbündeten gerathen, und eine Zeit lang in Berlin und dessen Nähe, obwohl unter Beobachtung aller seinem Range gebührenden Rücksichten, unter preußischer Aufsicht gehalten worden. Später begab er sich nach Preßburg, wo er bis gegen Ende des Kongresses blieb.

Preußen hatte durch seine eigenen begeisterten Anstrengungen, und durch den Einfluß, den sein Beispiel auf die Erhebung Norddeutschlands gegen die französische Herrschaft hervorgebracht, am meisten zum Sturze Napoleon's beigetragen. So viel England, Rußland und Oesterreich auch gethan, die entscheidendsten Schläge waren den Franzosen von der Katzbach an bis zum Montmartre von dem preußischen Heere beigebracht worden. Es war nothwendig, daß bei dem Wiederaufbau Europas auf diese Macht eine besondere Rücksicht genommen wurde. Außerdem war Preußen im Vertrage von Reichenbach eine wenigstens gleiche Stärke und Seelenzahl, als es im Jahre 1805 besessen, versprochen worden. Es hatte aber das von ihm bis zum Tilsiter Frieden besessene Südpreußen, das den Kern des nachmaligen Herzogthumes Warschau bildete, Rußland, dieses ihm dagegen das Königreich Sachsen, zugesichert. Diese besonderen Uebereinkünfte konnten indessen erst durch die Zustimmung der übrigen auf dem Kongreß versammelten Großmächte ihre volle Gültigkeit erlangen. Die Erwerbungen am Rhein und in Westphalen vermochten den Verlust von Südpreußen und der beiden fränkischen Fürstenthümer, Anspach und Bayreuth, die Bayern behalten sollte, nicht aufzuwiegen. Nach allen Ausgleichungen fehlten Preußen zu den 9,884,000 Einwohnern, die es 1805 enthalten, noch 2,926,000. Rußland und Preußen, eng mit einander verbunden, glaubten beide, die ihnen, nach Dem was sie vollbracht und gelitten, zustehende Vergrößerung, ersteres nur durch den Besitz

des Herzogthumes Warschau, letzteres durch die Einverleibung des Königreiches Sachsen, erlangen zu können.

Der Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen und einer anderweitigen Entschädigung des Königs Friedrich August schienen anfänglich keine großen Hindernisse entgegenzustehen. Eine preußische Verwaltung war in Sachsen bereits im November 1814 eingerichtet worden. Friedrich Wilhelm III hatte versprochen, dieses Land nicht seinen übrigen Provinzen zuzutheilen, sondern es als ein Ganzes, nach seinen bisherigen Einrichtungen und Gesetzen zu regieren. Eine Vereinigung der sächsischen und preußischen Staaten, unter demselben Souverain, galt in dem größten Theile von Deutschland für eine unvermeidliche Thatsache. Bei den ersten Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß über das Schicksal Sachsens hatte Lord Castlereagh die Ausdauer, mit welcher der König Friedrich August an dem Bündniß mit Napoleon gehalten, in den schärfsten Ausdrücken getadelt, und die Entsagung dieses Königs auf sein Land, als eine gebührende Buße für das durch ihn an der allgemeinen Sache Europas begangene Unrecht bezeichnet. Oesterreich zeigte sich anfangs den preußischen Ansprüchen ebenfalls nicht abgeneigt. Frankreich war aber einem Aufgehen Sachsens in Preußen, und einer Versetzung seiner Dynastie auf einen neu zu gründenden Thron von Hause aus entgegen. Ludwig XVIII, der auf seine Familienverbindungen viel hielt, und seine Mutter war eine sächsische Prinzessin gewesen, hatte Talleyrand den gemessenen Auftrag gegeben, das sächsische Haus in seinem angestammten Besitz so viel als möglich zu schützen. Talleyrand stellte dessen gänzliche Beseitigung als eine schwere Verletzung des Legitimitätsprincips dar, dessen Wiederherstellung nach Napoleon's Sturz die vornehmste Aufgabe der europäischen Politik geworden sei. Frankreichs Einspruch würde damals allerdings nichts entschieden haben, bot indessen den heimlichen Gegnern Preußens immer einen Vorwand und eine Stütze dar. Bald ließen sich jedoch andere Stimmen zu Gunsten Friedrich August's vernehmen, die in jener Zeit von mehr Gewicht waren. Der regierende Herzog von Koburg that, im Namen der sächsischen Nebenlinien, Einspruch gegen die Aufhebung des Königreiches Sachsen als eines selbständigen Staates, und der Entfernung seiner Dynastie. Er appellirte am Ende seiner Erklärung an den Richterstuhl der britischen Nation, welche, bei ihrer Freisinnigkeit und ihrem Rechtsgefühl, die Unterdrückung eines Volkes und seines Fürstenstammes unmöglich gut heißen werde. Diese Berufung ward von

der Opposition im Parlament begierig aufgefaßt, welche die Politik des Ministeriums in der sächsischen Frage auf das heftigste angriff. Die öffentliche Meinung in England sprach sich bald in gleichem Sinne aus, und die Regierung wurde genöthigt, ihre Bevollmächtigten in Wien wenigstens zur Rettung der Königskrone für das sächsische Haus und eines Theiles seines Landes anzuweisen.

Die Unterstützung, welche unerwarteter Weise der König Friedrich August an England fand, wirkte auf die übrigen Mächte zurück. Es entstand ein langer Notenwechsel zwischen den beiden ersten Ministern von Oesterreich und Preußen, den Fürsten Hardenberg und Metternich, über diese Angelegenheit. Oesterreich, das der Vereinigung Sachsens mit Preußen anfänglich nicht widersprochen, sie aber auch nicht ausdrücklich zugestanden, trat jetzt entschieden dagegen auf. Vergebens suchte Hardenberg mit der Meinung durchzudringen, daß Sachsen nach dem Rechte der Eroberung behandelt werden könne, daß die Versetzung einer Dynastie nicht einer Aufhebung derselben gleichkomme und nicht das Princip der Legitimität verletze, vergebens bot er für das sächsische Königshaus eine Entschädigung am Rheine an, machte auf die nachtheiligen Folgen einer Theilung des fraglichen Staates für dessen Bewohner aufmerksam, und wie Preußen nur in einer Einverleibung von ganz Sachsen Zusammenhang und Abrundung für seine Besitzungen finden könne. Oesterreich blieb unbeweglich, und verlangte die Erhaltung des Königs Friedrich August auf seinem Thron, wenn auch mit geschmälerten Grenzen. Bayern, das nach den ihm unter Napoleon's Protektorat gewordenen Vergrößerungen hochfliegende Hoffnungen nährte, war auf Preußen, das ihm nach dem Tilsiter Frieden an Macht wenig überlegen gewesen, eifersüchtig, und arbeitete demselben in Bezug auf Sachsen ebenfalls entgegen. Die meisten kleineren deutschen Fürsten fürchteten das Beispiel der Vereinigung eines der bestehenden Staaten mit einem anderen, als eine Drohung für sie selbst, besonders da manche unter ihnen, durch die lange Verbindung mit Napoleon, sich in einer dem Könige Friedrich August nicht unähnlichen Lage befanden. Es kam so weit, daß besonders auf Talleyrand's Veranlassung, England, Frankreich und Oesterreich am 3. Januar 1815 im Geheimen einen Vertrag unterzeichneten, dem auch die Niederlande, Hannover und Bayern beitraten, in welchem sie sich für gewisse Fälle bewaffnete Hülfe zusagten. Rüstungen wurden von beiden Seiten angeordnet, und selbst ein Kriegsplan entworfen, bei welchem besonders der baye-

rische Bevollmächtigte am Kongreß, Fürst Wrede, thätig war. Dieses Bündniß konnte nur gegen Preußen und Rußland, wenn sie auf ihren Ansprüchen beharren sollten, gerichtet sein. Die Kühnheit, unter allen Umständen, und selbst auf die Gefahr hin eines offenen Bruches mit den bisherigen Verbündeten, auf der Einverleibung ganz Sachsens zu bestehen, lag nicht in der Sinnesweise Friedrich Wilhelm III und seines ersten Ministers. Es hätte dazu auch ohne Zweifel eine Berufung an die Völker Deutschlands, eine Erklärung, daß man nur in deren Interesse handle, und die rasche Gewährung freisinniger Institutionen gehört, um in der öffentlichen Meinung eine thätige Unterstützung zu finden. Solche Mittel lagen aber außerhalb des Kreises der damals herrschenden Vorstellungen. Man kam endlich unter den Mächten über eine Theilung Sachsens überein, vermöge deren Preußen von den 2,100,000 Einwohnern, aus denen der sächsische Staat bisher bestanden, 800,000 auf seinen Antheil erwarb. Die Elb-Festungen, Torgau und Wittenberg, wurden ihm übergeben. Die beiden Hauptstädte des Landes, Dresden und Leipzig, sollten bei Sachsen verbleiben. Der König Friedrich August wollte lange von keiner Abtretung wissen, und seine Rathgeber zogen nicht nur Alles herbei, was sein Verhalten während des großen Befreiungskampfes entschuldigen konnte, sondern sie unternahmen selbst das Unmögliche, indem sie ihn als vollkommen in seinem Recht befindlich hinzustellen versuchten. Da man zuletzt ohne ihn abschließen zu wollen erklärte, so wurde er endlich (18. Mai 1815) zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde bewogen. Anfang Juni kehrte er nach Dresden zurück und trat wiederum die Regierung seiner geschmälerten Staaten an. Die lange Eifersucht der Häuser Brandenburg und Sachsen, von denen letzteres bis zum dreißigjährigen Kriege das mächtigere gewesen, und sich später vergebens durch die polnische Königskrone für sein Sinken in Deutschland zu entschädigen unternommen hatte, endigte mit dem Siege Brandenburgs, einem Siege, der bei mehr Kühnheit und Beharrlichkeit vielleicht noch vollständiger ausgefallen wäre.

Mit den Unterhandlungen über Sachsen waren die in Betreff des Herzogthums Warschau Hand in Hand gegangen. Anfänglich hatten England und Oesterreich die Wiederherstellung eines unabhängigen Polens, mit einer eigenen Dynastie an der Spitze, erstrebt. Oesterreich war geneigt gewesen, zu diesem Zweck Gallizien, das ihm bei der ersten Theilung zugefallen, herauszugeben. Dieser Plan war aber nicht

wohl ausführbar, da Rußland für seine im Kampfe gegen Napoleon gemachten Anstrengungen nur innerhalb des Gebietes des alten Polens entschädigt werden konnte, was mit einer Unabhängigkeitserklärung desselben unvereinbar gewesen wäre. Der Kaiser Alexander bestand aber auf dem Besitz des Herzogthums Warschau, und versprach, es nicht nur zu einem Königreich mit Verleihung einer freien Verfassung zu erheben, sondern auch die altpolnischen zu Rußland geschlagenen Provinzen mit demselben wieder zu vereinigen. Wenn Rußland den ungetheilten Besitz des Herzogthums Warschau verlangte, so konnte Preußen die Einverleibung ganz Sachsens nicht aufgeben. Nach mehrmals in Stocken gerathenen Unterhandlungen ward endlich eine Ausgleichung gefunden. Rußland erhielt das Herzogthum Warschau, der Kaiser Alexander nahm den Titel eines Königs von Polen an, ertheilte ihm eine von seinen übrigen Staaten unabhängige Organisation, trat aber zugleich den westlichen Theil dieses Herzogthumes an Preußen ab, der unter dem Namen Großherzogthum Posen mit der preußischen Monarchie vereinigt wurde. Auf diese Art hatte der Kaiser Alexander im Wesentlichen seinen Zweck erreicht, und zugleich war die fehlende Entschädigung für Preußen ermittelt worden. Rußland gab außerdem die im Frieden von Wien 1809 von Ostgallizien abgerissenen Gebiete und die Salzwerke von Wieliczka an Oesterreich zurück. Preußen und Oesterreich machten sich, auf Englands Veranlassung, anheischig, die polnische Nationalität in den sie betreffenden Provinzen durch dieselbe berücksichtigende Einrichtungen zu schützen. Preußen hatte außerdem noch die einst unter polnischem Schutz gestandenen Städte Danzig und Thorn erhalten.

Die alte Königsstadt Krakau, über deren Besitz sich Rußland und Oesterreich nicht einigen konnten, ward in einem Vertrage vom 3. Mai 1815 zu einem Freistaat unter preußischem, österreichischem und russischem Schutze erklärt, und ihm eine angemessene Verfassung verliehen, die aber in ihrer Wirksamkeit von den Residenten der drei Mächte beständig beaufsichtigt wurde.

Die Gründung eines Königreiches Polen, in den engen Grenzen, die ihm 1815 vorgezeichnet wurden, die Gewährung einer konstitutionellen Verfassung unter einem Könige, der zugleich der Beherrscher eines viel größeren absoluten Staates war, und die Stiftung des Freistaates Krakau können nicht als glückliche politische Kombinationen angesehen werden. Sie waren, ohne Rücksicht auf die der inneren Zu-

stände, nur von dem Bedürfniß nach einer Ausgleichung der verschiedenen Ansprüche unter den Großmächten eingegeben worden. Diese Schöpfungen trugen den Keim einer nicht fern liegenden Auflösung in sich. Es war zu wenig, wenn man die Erinnerungen der polnischen Nationalität in Betracht ziehen, und zu viel, wenn man dieselbe allmälig erlöschen lassen wollte.

Im sechsten Artikel des ersten Pariser Friedens war bestimmt worden, daß die einzelnen deutschen Staaten unabhängig aber durch einen Bund unter einander vereinigt sein sollten. Diese Erklärung, die zuletzt nach mancherlei Umwegen verwirklicht wurde, verhinderte nicht, daß anfänglich ganz verschiedene Meinungen und Absichten über einen staatlichen Wiederaufbau Deutschlands sich geltend zu machen suchten.

In der großen Mehrheit der deutschen Nation gab es damals keine bestimmten politischen Ideen irgend einer Art. Die Massen hatten sich auf den Ruf ihrer Fürsten gegen die immer drückender werdende Fremdherrschaft erhoben, und hofften nach deren Beseitigung auf bessere Zeiten für Verkehr und Gewerbe. Weiter gingen ihre Gedanken nicht. Der Instinkt der Nationalität war allerdings auch da, wo er lange geschlummert hatte, durch den Kampf gegen die Franzosen wieder erwacht, aber der lokale oder territoriale Patriotismus, die Anhänglichkeit an die angestammten Regierungen blieb, durch Jahrhunderte lange Angewöhnung genährt, das Vorherrschende in der Anschauungsweise des Volkes. Das allgemeine Band der Nationalität ward weniger gefühlt, als die mit einander erduldeten Leiden und zusammen erfochtenen Siege hätten voraussetzen lassen sollen. Die Trennung und Entfremdung der einzelnen Stämme und Staaten hatte zu lange gedauert, war zu tief in die Sitten und Einrichtungen eingedrungen, als daß eine so kurz dauernde Berührung und Vermischung, wie während des Befreiungskrieges, hierin eine plötzliche Veränderung hätte hervorbringen können.

In den gebildeten Klassen der Nation regten sich allerdings Wünsche nach größerer Einheit des Ganzen und mehr Freiheit im Einzelnen, aber sie fanden keinen Boden in den Gefühlen der Menge, und konnten deshalb in keiner entschiedenen Gestalt auftreten. Erst später entstand ein innerer Widerspruch gegen das Bestehende, der großentheils von dem auf den Universitäten und überhaupt in der Litteratur herrschenden Geiste ausging, aber anfänglich nur die Jugend ergriff. Die geringe Berücksichtigung, welche so viele deutsche Regierungen selbst den rechtmäßigsten

Forderungen gewährten, ihre offen dargelegte Vorliebe für veraltete Vorstellungen und Einrichtungen, ihre Absicht, der Nation einen immer fühlbarer werdenden moralischen und politischen Stillstand aufzulegen, riefen endlich eine allgemeine Unzufriedenheit hervor. Aber selbst dann konnte, vermöge der langen Unfreiheit und Zersplitterung kein Weg gefunden werden, der zu einer Wiedergeburt Deutschlands geführt hätte.

Die größeren deutschen Souveraine hatten im Anfange des Krieges gegen Napoleon die Völker nicht blos zu der Vertheidigung ihrer Kronen, sondern auch im Namen der Freiheit und Unabhängigkeit zu den Waffen gerufen, und selbst Rußland in der bekannten Proklamation von Kalisch die nationalen Interessen Deutschlands hervorgehoben. Aber nach beendigtem Kampfe sahen die Fürsten die Freiheit meist nur in der Wiederherstellung ihrer eigenen Regierungsrechte, und verstanden unter Unabhängigkeit nicht ein größeres Maaß innerer Bewegung, eine Theilnahme der Nation an dem Staatsleben, sondern die Entfernung einer fremden Einmischung und Oberherrschaft über die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten.

Napoleon hatte, obgleich er die Revolution gebändigt und sich unterworfen, in mancher Beziehung mit Recht für ihren Repräsentanten gegolten. Es war ihm nicht möglich gewesen, sich ganz von ihr zu trennen, und er hatte, selbst wider Willen und Absicht, durch seine Eroberungen manche ihrer Ideen und Institutionen in Deutschland, Spanien und Italien verbreiten helfen. Sein Fall erschien daher als eine Besiegung des revolutionairen Princips selbst. Da nun in den meisten Ländern des europäischen Kontinents ein Trieb nach größerer Freiheit und Selbstbestimmung, nach Beschränkung der obersten Gewalt in anerkannten gesetzlichen Schranken, erst durch die französische Revolution erwacht war, so glaubte man diesen Geist durch den Sturz des großen Erben der Revolution besiegt zu haben, und wollte, in jeder Forderung nach Gewährung politischer Rechte, und in jedem Streben nach nationaler Geltung, eine Verwandtschaft mit der Revolution erkennen.

Die deutsche Nation war, durch ihre Zersplitterung in eine Menge meist ohnmächtiger Staaten und durch ihre lange Entwöhnung von jeder politischen Regsamkeit, allmälig in einen tiefen Grad von Hülfslosigkeit versunken, und an eine Nachgiebigkeit gegen jeden inneren und äußeren Druck gewöhnt worden. Da indessen, ungeachtet aller

Schwächung des Volksgeistes, der Kern des nationalen Charakters von diesen Zuständen nicht angegriffen worden, so war immer Kraft genug vorhanden geblieben, um sich der Herrschaft der fremden Eroberer zu entledigen. Zu dieser Befreiung hatten aber die Fürsten, die allerdings bei ihr auch am meisten zu gewinnen hofften, nicht nur mitgewirkt, sondern den ersten Anstoß zu ihr gegeben, und erst durch ihren Ruf den Funken zu einer Flamme angefacht. Es muß dies wenigstens in Bezug auf die beiden ersten deutschen Souveraine, und auch auf mehre kleinere, zugestanden werden. Die deutschen Völker hatten sich nicht so durchaus aus eigener Eingebung, wie z. B. die Spanier, gegen das fremde Joch erhoben. Die Losung war von oben gekommen, der Brennstoff allerdings vorhanden, aber erst von der Hand der Fürsten angezündet worden. Die lange Gewohnheit der Abhängigkeit hätte sonst die Gesinnung nicht zur That werden lassen. Diese Weise der Befreiung Deutschlands sollte auf die Gestaltung der deutschen Zustände von entscheidendem Einflusse werden, und überhaupt so lange nachwirken, als der Geist jener Epoche lebendig blieb. Die Völker traten nach beendigtem Kampfe, den sie mit gemeinsamer Anstrengung geführt, und der einen Augenblick lang ihr Bewußtsein erhoben hatte, wieder in die Zersplitterung, die Unbestimmtheit und das Dunkel ihrer früheren Lage zurück. Um damals eine politische Wiedergeburt Deutschlands hervorzubringen, wäre nothwendig gewesen, daß die deutschen Völker dieselbe Kraft, wie für die Befreiung von der Fremdherrschaft, auch auf die Erringung größerer Einheit und Freiheit im Innern verwandt hätten. Da aber die Nation hierzu nicht genug geweckt und vorbereitet, überhaupt kein tiefes Bedürfniß nach einem höheren staatlichen Dasein fühlbar war, so glaubten sich auch die Fürsten nicht zu dessen Befriedigung veranlaßt. Sie kehrten allmälig in die alten Bahnen zurück, obgleich sie ihre Pflicht besser erfüllt und die eigene Zukunft mehr gesichert hätten, wenn sie, wie vorher für das Werk der äußeren Befreiung, so später für das der inneren Freiheit, ohne dringende Mahnung und angethanenen Zwang, an die Spitze getreten wären.

Im Anfange der Verhandlungen über die Gestaltung der deutschen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß wurden die nationalen Interessen nicht so gänzlich den politischen Kombinationen, wie gegen das Ende hin, und wie gar erst in den nachfolgenden Jahren geschehen sollte, nachgesetzt. Die preußischen nnd österreichischen Staatsmän-

ner hatten noch nicht vergessen, welchen Vortheil die Franzosen, bei ihren Angriffen, aus dem Mangel an Einheit und Volksthümlichkeit im deutschen Leben gezogen, und wie sehr dadurch nicht blos die deutsche Nation, sondern auch die Dynastien, namentlich die beiden ersten, die zugleich eine europäische Bedeutung besitzen, bedroht gewesen waren. Man suchte eine Zeit lang nach einem Bande festerer Vereinigung, obgleich fast mit Bestimmtheit vorausgesehen werden konnte, daß ein solches unter den vorhandenen Umständen nicht aufgefunden werden würde.

Außer den eigentlichen politischen Leitern des Kongresses, gab es bei demselben auch eine Anzahl bedeutender Männer von ächt vaterländischer Gesinnnung, seltener Erfahrung und reichem Wissen, unter denen vor Allen Stein, Gagern, Münster, genannt werden müssen, welche aus den alten Einrichtungen Deutschlands was ihnen der Erhaltung würdig schien, zu retten, mit den Bedürfnissen der Gegenwart zu verbinden, und dadurch einen Bau herzustellen dachten, welcher dem deutschen Volke mehr Einheit und Freiheit im Innern, mehr Sicherheit und Macht nach Außen gewähren konnte. Diese durch Charakter und Geist gleich sehr hervorragenden Männer waren trefflich dazu geeignet, die alten Schäden des deutschen Staatslebens nachzuweisen, gegen ihre Wiederkehr zu warnen, allgemeine Ansichten über die Ursachen der Größe und des Verfalles der Völker aufzustellen, vermochten aber nicht, sobald von einer wirklichen Wiederherstellung für Deutschland die Rede war, etwas Mögliches und Ausführbares vorzulegen. Sie schwankten zwischen Altem und Neuem hin und her, und ihre Pläne entbehrten der thatsächlichen Anwendbarkeit, ohne die in der Politik Alles nur Schatten und Traum ist. Es war dies weniger die Schuld dieser sonst sehr begabten Persönlichkeiten, als eine Folge der Zerrissenheit und Verwirrung der deutschen Zustände selbst, der Gleichgültigkeit in der großen Mehrheit der Nation gegen Alles was nicht die Bedürfnisse des besonderen Daseins betrifft, der unklaren Vorstellungen in den gebildeten Klassen, der Selbstsucht der früher bevorrecht gewesenen Stände, die, nach der Hinwegräumung Napoleon's, nur an die Erneuerung ihrer geschmälerten oder verlorenen Vortheile dachten. Es fehlte dem deutschen Leben nach wie vor den Befreiungskriegen an einem gemeinsamen Pulsschlage, und an dem Schwunge des Geistes, ohne den selbst ein leichteres Werk, als eine Regeneration Deutschlands, nicht zu Stande kommen konnte. Weder der politische

Verstand der Einen noch die patriotische Begeisterung der Anderen konnte dazu ausreichen. Die Gleichgültigkeit der Massen zog Alles mit sich herab. Die Ideen sind die Arbeit Einzelner, aber zu ihrer Verwirklichung gehört, besonders in einer Zeit, die von Parteien zerrissen ist, und, zwischen Vergangenheit und Gegenwart schwankend, einer einmüthigen Richtung entbehrt, die Empfänglichkeit und Bereitwilligkeit des Volkes, dessen Zustimmung allein den Ausschlag zu geben vermag.

Verschiedene Meinungen über eine Neugestaltung Deutschlands erfüllten eine Zeit lang die Gemüther, die aber zuletzt sämmtlich als unausführbar verworfen werden mußten. Eine Lieblingsvorstellung der patriotischen Partei war die Widerherstellung der Kaiserwürde, als ob diese an und für sich ein Talismann wäre, der das Geheimniß der nationalen Wiedergeburt enthielt, und als ob unter dieser Kaiserwürde Deutschland nicht immer tiefer an Einheit, Macht und Sicherheit herabgekommen wäre. Man theilte sich alsbald über diese Frage, oder vielmehr eine solche Theilung lag in der Natur der Sache selbst. Die Einen dachten dabei an Oesterreich, die Anderen an Preußen, ohne zu erwägen, daß die eine dieser Kombinationen eben so unmöglich wie die andere geworden, daß Oesterreich sich nicht von Preußeu aus Deutschland hinausdrängen oder sich ihm unterordnen, und daß Preußen nie eine bestimmte Suprematie Oesterreichs anerkennen würde. Die Unmöglichkeit diese Hindernisse zu überwinden führte auf die Ansicht, diesen Dualismus in bestimmte Grenzen einzuschließen, und dadurch unschädlich zu machen, den Nordeu Deutschlands der Leitung Preußens, den Süden der Oesterreichs zu übergeben, und zwei Deutschlande zu konstituiren, die nicht nur nach Außen hin ohnmächtig gewesen, sondern unfehlbar sehr bald gegen einander zu Felde gezogen sein würden. Man schmeichelte sich, daß aus dieser Zweiheit später eine Einheit, zu der es für den Augenblick keine Aussicht gab, hervorgehen würde. Es kam dann die Idee von einer deutschen Pentarchie auf, die für Deutschland dieselbe Bedeutung, wie die fünf Großmächte für Europa, haben sollte, aus Oesterreich, Preußen, Bayern, Würtemberg und Hannover bestehend, und als Zusatz zu diesem Plan, die Bildung eines besonderen Ausschnittes in Deutschland, aus den Großherzogthümern, Herzogthümern, Fürstenthümern und freien Städten zusammengesetzt, der im Nothfalle gegen jene Pentarchie eine Opposition bilden und ein Gleichgewicht zwischen den verschiedeuen Interessen erhalten sollte. Ein preußischer Entwurf, mit einer Eintheilung Deutsch-

lands in sieben Kreisen und einer der Erhaltung der Einheit des Ganzen und der Freiheit der Einzelnen angemessenen Organisation, einem Bundesgericht, einer starken Wehrverfassung, dem Anschlusse der Niederlande und der Schweiz, war unter allen diesen ephemeren Plänen der volksthümlichste und durchdachteste, und der, wenn überhaupt in jener Zeit eine Regeneration Deutschlands möglich gewesen wäre, die meiste Berücksichtigung verdient hätte. Ueberhaupt hielt Preußen am längsten an dem Gedanken einer, so weit es die Umstände erlaubten, möglichen deutschen Einheit fest. Noch im April (1815) war dasselbe, nachdem es schon Vieles von seinen früheren Absichten hatte aufgeben müssen, für die Errichtung eines beständigen Vollziehungsrathes, nur aus einigen Bundesgliedern bestehend und ausschließend zu der Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten bestimmt, und für eine nur von Zeit zu Zeit einzuberufende Bundes-Versammlung. Aber alle Entwürfe, die Deutschland wenigstens die Form einer einheitlichen Organisation und eines wirklichen Bundesstaates verleihen sollten, scheiterten zuletzt an den verschiedenen Interessen der einzelnen deutschen Dynastien und an der politischen Bewußtlosigkeit der Bevölkerungen selbst.

Die bedeutenderen unter den ehemaligen Rheinbundsfürsten, Bayern, Würtemberg, Baden, Darmstadt, waren es vorzüglich, welche, mit ihren Ansprüchen auf eine durchaus unabhängige Souverainetät, der Bildung eines Bundesstaates, und der damit zusammenhängenden Unterordnung der Einzelnen unter das Ganze, am meisten entgegenwirkten. Bayern bekämpfte hartnäckig die Errichtung eines Bundesgerichts, und nahm das Recht für sich in Anspruch, sich über Kriege oder Unterhandlungen mit fremden Mächten unumschränkt entscheiden zu dürfen. Würtemberg setzte den Berathungen alle möglichen Hindernisse entgegen, und schien mehr als einmal geneigt, einen ganz eigenen Weg einschlagen zu wollen. Obgleich es sich von selbst verstand, daß alle diese Regierungen nicht, wie Oesterreich und Preußen, durch sich selbst bestehen, sondern ohne den Anschluß an Deutschland unter fremde Botmäßigkeit fallen mußten, so waren dennoch dem Kongreß, durch die früher mit ihnen zu der Bekämpfung Napoleon's abgeschlossenen Verträge, die Hände gebunden.

Oesterreich stellte, nach dem Fehlschlagen aller anderen Versuche zu einer kräftigeren Einigung Deutschlands, endlich den Gedanken eines Bundes aller deutschen Staaten mit gleichen, nur in bestimmten Fällen, nach dem Machtverhältniß modificirten Rechten, und der Errich-

tung einer Bundes-Versammlung, einzig aus den Bevollmächtigten der einzelnen Regierungen, ohne Zuziehung einer Volksvertretung, bestehend, demnach eines Staatenbundes, statt eines Bundesstaates, auf. Es sollten den einzelnen Staaten nur so viele Beschränkungen nach Außen hin auferlegt werden, als zum Bestehen eines solchen Bundes durchaus nothwendig waren, sie sonst aber im Innern durchaus unabhängig sein. Als Zweck dieses Bundes trat, statt einer politischen Einheit, fast ausschließend die Vertheidigung gegen auswärtige Feinde hervor. Erst später veranlaßte die Besorgniß vor dem Umsichgreifen revolutionairer Ideen das Streben nach einer größeren Uebereinstimmung in der Gesetzgebung, wenigstens in gewissen Theilen derselben, in Bezug auf Presse, Vereinsrecht, landständische Befugnisse u. s. w., wobei die einzelnen Regierungen von der früher fast unbeschränkten Unabhängigkeit im Innern Manches aufzugeben veranlaßt wurden.

Dieser Plan ward, nachdem über eine anderweitige Einigung viele Zeit fruchtlos verloren gegangen, rasch verwirklicht, und der deutsche Bund in das Leben gerufen, wie er im Wesentlichen noch jetzt besteht. Derselbe sollte aus neun und dreißig Mitgliedern, fünf und dreißig souverainen Fürsten und vier freien Städten, zusammen gesetzt sein. Zum Sitz der Bundes-Versammlung ward Frankfurt am Main gewählt, und der Vorsitz in ihr Oesterreich, aber nur die formelle Geschäftsleitung, ohne besondere Vorrechte, zuerkannt. Oesterreich und Preußen traten nur mit dem Theil ihrer Staaten, die früher zum deutschen Reich gehört hatten, in den Bund ein. Die Bundes-Versammlung wurde in einen engeren Rath und ein Plenum getheilt. Die Mehrheit der Stimmen entschied in beiden Abtheilungen, in ersterer absolut, in letzterer mit zwei Drittheilen der Stimmen. Nur bei organischen Einrichtungen ward Einhelligkeit aller Mitglieder verlangt. Der engere Rath zählte siebenzehn, das Plenum neun und sechzig Stimmen.

Als es sich darum handelte, die Staaten zu bestimmen, die als selbständige Glieder in den deuschen Bund aufgenommen werden sollten, ging man von dem Grundsatz aus, nur diejenigen als solche gelten zu lassen, die bei Auflösung des Rheinbundes souverain gewesen, oder wie Hannover, Kurhessen, Braunschweig in ihre alten Rechte wieder eingesetzt worden. Die fürstlichen und gräflichen Geschlechter, die durch die Stiftung des Rheinbundes ihren früheren von Napoleon zu Königen und Großherzogen erhobenen Mitständen unterthänig ge-

worden, die Mediatisirten, erhielten die zur Zeit des deutschen Reiches besessene Landeshoheit nicht zurück. Zwei von den Rheinbundsstaaten, die Großherzogthümer Frankfurt und Würzburg verschwanden ganz, mehrere andere wurden mediatisirt. Von den vielen früher bestandenen Reichsstädten traten nur Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt am Main als souveraine Staaten in den deutschen Bund ein.

Bei dieser Aufnahme der Einen und Ausschließung der Anderen mußte, wie bei allen politischen Kombinationen, Manches als Willkür erscheinen, die aber unvermeidlich geworden war. Da der deutsche Bund überhaupt keine Fortsetzung des alten deutschen Reiches, wofür er hier und da irrthümlich angesehen wurde, sondern eine neue Schöpfung war, die mit diesem nur durch gewisse territoriale Verhältnisse eine Aehnlichkeit bot, so konnte der Maßstab für die Gegenwart auch nicht der Vergangenheit entlehnt werden. Unter den vorhandenen Umständen war es nicht möglich, irgend wie ein streng folgerechtes Princip zur Anwendung bringen zu wollen. Es war Unglück genug für die deutsche Nation, daß sie fortan in neun und dreißig Staaten getheilt sein sollte. Alle früher souverain gewesenen Fürsten, Grafen und Städte in den deutschen Bund eintreten zu lassen, würde die Zerrissenheit zu einer unerträglichen Höhe gesteigert haben.

Die Mediatisirten, von denen viele auf dem Kongreß selbst erschienen, setzten Alles in Bewegung, um ihre frühere Landeshoheit wieder zu erhalten, und als dies unmöglich geworden, wenigstens durch einige Stimmen in der Bundes-Versammlung vertreten zu werden, und so den Schein einer gewissen Unabhängigkeit zu gewinnen. Es war aber nicht wohl zulässig, daß sie zugleich Mitglieder einer Vertretung von souverainen Staaten und Unterthanen eines anderen Fürsten sein konnten. Sie mußten sich zuletzt mit einigen persönlichen Ehrenrechten für sich und ihre Familien, der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern, der Befreiung von der Militairpflichtigkeit, einem privilegirten Gerichtsstande, der Jurisdiction auf ihren Besitzungen begnügen, blieben aber unter der Oberherrschaft und den Gesetzen des Staates, dem sie bei der Stiftung des Rheinbundes zugetheilt worden.

Die zahlreiche ehemalige unmittelbare Reichsritterschaft suchte ebenfalls ihre früheren Privilegien geltend zu machen, sprach, wie die Mediatisirten, von unveräußerlichen Rechten, von angebornen Unterthanen, erreichte aber nur die Wiederherstellung einiger privaten Vorrechte ohne staatliche Bedeutung.

Im deutschen Volke verhallten die Klagen dieser ehemaligen Reichsunmittelbaren, ohne den geringsten Wiederhall zu finden. Nur sie selbst und ihre besonderen Anhänger setzten sich dafür in Bewegung. Dieser hohe deutsche Adel, der seit einigen hundert Jahren mehr keine politische Rolle gespielt, der Unterdrückung der alten Volksrechte, so lange er nicht selbst darunter litt, ruhig zugesehen, und später den Absolutismus des deutschen Hof- und Militairwesens nach Kräften begünstigt hatte, war durchaus unpopulair, und überhaupt, außer in seinen nächsten Umgebungen, ganz vergessen worden. Es konnte fortan in Deutschland nur Regierungen und Völker, aber nicht mehr Zwittersouverainetäten geben.

Die Bestimmungen über das Kriegswesen des Bundes, namentlich die Anlegung bewaffneter Vertheidigungslinien, die Freiheit der Stromschiffahrt, über das Postwesen, so weit es in mehren Ländern dem Hause Thurn und Taxis gehörte, den Nachdruck, die konfessionellen Verhältnisse sollten den Bau des neuen Deutschlands vollenden.

Die meisten den deutschen Bund betreffenden Anordnungen waren mit großer Eile betrieben worden. Man hatte sich so lange bei den Fragen über Vergrößerung, Entschädigung, Austausch aufgehalten, daß die inneren organischen Zustände nur oberflächlich angedeutet werden konnten. Die unerwartete Rückkehr Napoleon's nach Frankreich, der Umsturz des Bourbon'schen Thrones, die Aussicht auf einen neuen großen Krieg, die nöthigen Vorbereitungen zu demselben, nahmen in der letzten Zeit vorzugsweise alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch. Am 8. Juni (1815) ward die deutsche Bundesakte in zwanzig Artikeln, und den Tag darauf die allgemeine Kongreßakte in hundert ein und zwanzig Artikeln unterzeichnet.

Der römische Bevollmächtigte am Kongreß, Kardinal Consalvi, erließ im Namen des Pabstes eine Protestation gegen die in Wien gefaßten Beschlüsse, weil das deutsche Reich, welches einst zu der Kirche in einer besonders nahen Beziehung gestanden, und die geistlichen Fürsten und Stifter nicht wiederhergestellt worden. Dieser Einspruch ward aber, obgleich allerdings einer höheren Quelle als der der ehemaligen Reichsunmittelbaren entsprungen, eben so wenig berücksichtigt. Er war auch nur die Sache einer formellen Konsequenz, und eine Nachahmung des Verhaltens, das die römische Kurie einst gegen die Beschlüsse des Kongresses in Münster und Osnabrück erhoben hatte. Doch wurde dem Pabst der

Vorrang seiner Nuntien an den Höfen und seiner selten gesehenen Flagge zugestanden.

Was die Anordnung der allgemeinen europäischen Verhältnisse betrifft, so hat der Wiener Kongreß im Ganzen das damals Mögliche geleistet. Dasselbe kann aber nicht von seiner Entscheidung über das Schicksal Deutschlands, das weit mehr in seiner Hand lag, behauptet werden. In Bezug auf die territorialen Verhältnisse war die geographische Zerrissenheit Preußens, dem die Eifersucht und der Neid der übrigen Mächte, Rußland und England ausgenommen, die gebührende Befriedigung versagte, ein Hauptfehler, dessen Folgen einst ganz Deutschland empfinden wird. Man konnte von dem Kongreß allerdings nicht verlangen, daß er aus Deutschland etwas ganz Anderes mache als es bisher gewesen war. Um eine größere politische Einheit hervorzubringen, hätte eine thätige Theilnahme der Nation selbst gehört, die nicht vorhanden war. Aber was den damaligen Leitern über Deutschlands Geschick mit Recht vorgeworfen werden kann, ist die geringe Berücksichtigung der inneren nationalen Interessen, und die ausschließende Sorge für die Zufriedenstellung dynastischer Konvenienzen und Prätentionen. Von der Bundesakte ward der Ausbau der inneren deutschen Zustände dem Belieben und der Willkür der Regierungen überlassen. Der 13. Artikel, der überall die Errichtung landständischer Verfassungen anordnete, hatte nichts über den Zeitpunkt und die Art derselben festgesetzt. Die politische Gleichberechtigung der drei christlichen Konfessionen war ausgesprochen worden, aber es ward so viel wie nichts gethan, um diesen Grundsatz geltend zu machen. Unter einem Volke, wie das deutsche, wo die Litteratur, bei dem Mangel an politischer Bewegung, eine so hohe Stelle einnimmt, so vieles Fehlende zu ersetzen bestimmt ist, blieb, und zwar in dem ersten deutschen Staate, in Oesterreich, der Nachdruck nach wie vor bestehen. Der Wiener Kongreß organisirte Deutschland nur von außen, die inneren Verhältnisse blieben schwankend, dunkel und unbestimmt. Die Nation, ohne bestimmt gewährleistete Rechte, trat wieder in den Hintergrund zurück. Die neuen Zustände entsprachen nicht nur nicht den Hoffnungen, welche die Völker im Drange des Kampfes und der Begeisterung des Sieges gehegt hatten, sondern auch nicht den Opfern, die sie für die Befreiung ihrer Fürsten von der fremden Botmäßigkeit gebracht hatten. Es ward damals weniger durch das was die Machthaber

thaten, als durch das von ihnen Unterlassene, der Samen zu einer ungewissen, stürmischen Zukunft ausgestreuet.

4. Napoleon's Wiederkehr. — Verhältniß der Parteien zu ihm. — Murat's Losbrechen in Italien. — Seine Niederlage und Flucht.

Napoleon war, von den ungeheuern Anstrengungen in seinem letzten Feldzuge erschöpft, von den erschütternden Schlägen, die er durch seine Abdankung, die Trennung von Gemahlin und Sohn, durch die Undankbarkeit so vieler seiner ersten Diener und Günstlinge, die Gleichgültigkeit der Nation und seine allgemeine Verlassenheit erfahren, betäubt, in trüber und gedrückter Stimmung auf der Insel Elba, seinem neuen Bestimmungsorte, angekommen. Wahrscheinlich würde kein anderer Mensch in ähnlicher Lage, nachdem er Alles verloren, wofür er so lange gelebt, sich auch nur einigermaßen aufrecht erhalten haben können. Aber Napoleon's Wesen war aus zu starkem Stoff gewoben, um irgend einem Unglück ganz zu erliegen. In der äußeren Ruhe und Beschränktheit seines neuen Aufenthaltes ward er sich selbst wiedergegeben. Anfänglich mit seinem Schicksal scheinbar ausgesöhnt, traf er auf der kleinen Insel Anstalten wie zu einer dauernden Niederlassung, ordnete Bauten und Anpflanzungen an, und that, als wolle er in Porto-Ferrajo dieselbe Rolle, wie einst Diokletian in Salona, spielen. Aber die ihm näher standen, begriffen, daß diese Entsagung nur eine Maske war, die er vornahm, um den Argwohn seiner Feinde von sich abzulenken. Er hatte zu hoch dagestanden, er fühlte zu viele Kraft in sich und war noch nicht alt genug, um nicht an die Wiedererlangung des Verlorenen zu denken. Die Großmuth oder Unvorsichtigkeit der Sieger hatte ihm in der Ueberlassung einer wenn auch kleinen, aber unabhängigen Herrschaft, in der Nähe der französischen Küste, die Mittel zur Ausführung weiterer Entwürfe verliehen. Sein Charakter hätte hinlänglich bekannt sein können. Gleichwohl hatten ihn seine Gegner nach sich selbst beurtheilt, und gemeint, daß er sich von solchem Falle nie mehr aufrichten werde. Aber Napoleon war eine von den Naturen, die die ihnen angeborne Richtung nicht aufgeben können. Der Drang zu Thaten wirkte in ihm mit der Kraft eines unwiderstehlichen Instinkts. Nur unübersteigliche Hindernisse, wie Krankheit oder Gefangenschaft, hätten seinen Geist lähmen, obwohl auch selbst dann nicht brechen können. Als er nach

einigen Wochen zurückgezogenen Lebens eine der Höhen von Elba erstieg, und die Grenzen der Insel überschaute, rief er: „Mein Reich ist doch sehr klein!" — Seine Begleiter ahnten was in ihm vorging. Von diesem Augenblick an verließ ihn nicht mehr der Gedanke der Rückkehr nach Frankreich.

Die Hauptsache für ihn war, daß er an Elba einen festen Punkt besaß, auf dem er die Maschinen seines Ehrgeizes ungestört aufpflanzen konnte. Als Gast oder Schützling in einem fremden Staate lebend, hätte selbst sein eiserner Wille sich vor der Unmöglichkeit beugen müssen. Außerdem stand ihm eine kleine aber erlesene Heerschaar, deren begeisterte Anhänglichkeit an ihn sein Unglück noch vermehrt hatte, es standen ihm die Mittel zur Ueberfahrt nach Frankreich zu Gebot. Zugleich war die innere Lage dieses Landes eine solche, daß er hoffen konnte, dasselbe zu überraschen, mit sich fortzureißen, es von Neuem zu einem Hebel für seine Größe zu brauchen. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, die gleichwohl immer einem Gelingen seiner Pläne entgegenstanden, verschwanden vor seinen Augen bei der Erinnerung an das unerhörte Glück, das ihn so lange begleitet, bei der Vergegenwärtigung der sonst nie gesehenen Laufbahn, die er zurückgelegt hatte. So wie Ludwig XVIII der Ueberzeugung war, daß die achthundertjährige Herrschaft seines Hauses über Frankreich nicht durch eine fünf und zwanzigjährige Unterbrechung erloschen sei, eben so glaubte Napoleon, daß der Siegesstern, der von Montenotte an bis zur Moskowa ununterbrochen über ihm geleuchtet, durch die Unfälle der Jahre 1813 und 1814 nicht für immer verdunkelt worden. Lange gewohnt, allen Gefahren zu trotzen, alle Hindernisse zu überwinden, warf er sich in das größte Wagestück, welches die Geschichte kennt, und beschloß, mit einer Handvoll Krieger Frankreich wiederzugewinnen und Europa heraus zu fordern.

Napoleon, obwohl im Einzelnen, wie es seine Erziehung und sein Beruf mit sich brachten, von mathematischen Anschauungen erfüllt, wurde, im Ganzen und Großen, wie alle außerordentlichen Menschen, und vielleicht in noch höherem Grade als einst Alexander und Cäsar, von der Phantasie bestimmt. Wäre er dies weniger gewesen, so würde er allerdings nie so tief gefallen, aber auch nie so hoch gestiegen sein. Die Unternehmung, die Napoleon von Elba über Paris und Waterloo nach St. Helena führte, und die, namentlich bei der Kenntniß des Ausganges, der Nachwelt so abentheuerlich erscheint, konnte diesen Cha-

rakter nicht in den Augen eines Mannes haben, der 1799 das von englischen Flotten bedeckte Mittelmeer glücklich durchschifft, in Frejus ohne Soldaten und Geld an das Land gestiegen, wenige Wochen später Herr über Frankreich geworden, und der, nachdem er eine halbe Million Krieger in Rußland verloren, wenige Monate nachher wieder siegreich in das Herz von Deutschland vordrang. In Napoleon's Leben war Vieles so außerordentlich und an das Wunderbare streifend gewesen, daß für ihn zuweilen die Grenzen des Möglichen und Unmöglichen in einander fließen mochten.

Aber abgesehen von den Eingebungen der Herrschsucht und den Erinnerungen an ein so lange von Sieg und Ruhm gekröntes Dasein, lag auch in der Stimmung des Volkes in Frankreich und in den Zuständen Europa's eine Versuchung für Napoleon, das Glück von Neuem auf die Probe zu stellen.

Es war Ludwig XVIII, ungeachtet der Hoffnung und Begeisterung, die ihm bei seiner Rückkehr entgegengekommen, ungeachtet der Verleihung einer freien Verfassung, nicht gelungen, die Kluft, die sein Haus und das Princip, das es vertrat, von der seit beinahe einem Menschenalter in einer entgegengesetzten Richtung begriffenen Nation trennte, alsbald auszufüllen. Der Unterschied zwischen den Ueberlieferungen, Gesinnungen und Sitten des bourbon'schen und revolutionairen Frankreichs war zu groß. Es standen sich da zwei Welten gegenüber, deren gegenseitige Duldung und Annäherung nur die Zeit herbeiführen konnte. Dies hätte unfehlbar nach und nach stattgefunden, und es wäre zuletzt auch diesmal, wie schon oft in der Geschichte, aus einer Verschmelzung von ursprünglich feindlichen Elementen, eine neue Gestaltung des politischen und socialen Organismus hervorgegangen, wenn nicht diese von der konstitutionellen Charte Ludwig XVIII vorbereitete Versöhnung durch Napoleon's gewaltsame Dazwischenkunft verhindert, der Bruch vergrößert, und die Parteien noch weiter als bisher von einander gerissen worden wären.

Ludwig XVIII hatte bei seiner Rückkehr Vergessenheit alles früher Geschehenen und gleiches Gesetz und Recht für alle Klassen versprochen, und in der von ihm verliehenen Verfassung diese Verheißung besiegelt. Aber es war nicht wohl möglich, daß nicht die beiden Stände, Adel und Geistlichkeit, die von der Revolution mit Vernichtung bedroht gewesen, und die mit dem alten Königshause durch gemeinsam erfahrene Drangsale geistig immer verbunden geblieben, von dessen Wiederher-

stellung eine Verbesserung ihrer eigenen Lage erwartet hätten. Für die höheren Kategorien des Klerus und Adels war durch die Bildung einer Pairskammer gesorgt und ihnen dadurch ein bestimmter politischer Einfluß zugesichert worden, den sie unter dem früheren Absolutismus nie in regelmäßiger Weise ausgeübt hatten. Aber unter der niederen Geistlichkeit und dem kleineren Adel, denen keine solche Entschädigung werden konnte, träumte man häufig von einer wenigstens theilweisen Erneuerung der alten Standesvorrechte, wozu bei der Regierung weder die Absicht, noch in den neuen Zuständen eine Möglichkeit vorhanden war. Viele Prediger mißbrauchten die Kanzel zu Angriffen auf Alles was unter der Revolution und dem Kaiserreich entstanden war, und traten besonders gegen die Eigenthümer der ehemaligen Kirchengüter drohend auf. Unter dem unwissenden und mißtrauischen Landvolke mancher Gegenden verbreitete sich das Gerücht von einer Wiederherstellung des Zehnten und erregte böses Blut.

Am Hofe und in der Hauptstadt stießen sich der alte und neue Adel, und vornehmlich die im französischen Leben eine so thätige Rolle spielenden Frauen dieser Kreise ab. In den Provinzen erinnerten sich die ehemaligen Gutsherren der Abhängigkeit, in der einst die zu gleich berechtigten Nachbarn gewordenen Landleute zu ihnen gestanden. Die Anmaßung der Einen rief die Abneigung der Anderen hervor. Es waren dies Alles indessen mehr Neckereien als ernste Streitigkeiten. Denn einmal war es nur eine gewisse äußerste Partei in Klerus und Aristokratie, die sich zu dem Bestehenden in einem unausgleichbaren Gegensatze fühlte, und dann würden diese Klassen, selbst wenn sie einig unter sich gewesen, und ihre ganze Kraft angewandt hätten, nicht im Stande gewesen sein, die Ergebnisse der Revolution nur wesentlich zu verändern, geschweige denn aufzuheben. Aber die Meinung, daß sie es wünschten und wollten, und von einer Partei am Hofe, an deren Spitze der Graf von Artois stand, bei ihren Ansprüchen im Geheimen ermuntert und unterstützt wurden, schadete der Restauration in einem Theile der Bevölkerung. Besonders fand dies in der zahlreichen Klasse der Käufer der ehemaligen Nationalgüter statt.

Am gefährlichsten für die Bourbonen war jedoch die Stimmung des ihnen von Napoleon zurückgelassenen Heeres. Ein Theil der obersten Befehlshaber, von denen manche den Lohn für die überstandenen Gefahren fortan in Ruhe genießen wollten, war für das neue System gewonnen worden. Aber selbst viele Generale und fast alle Officiere

und Soldaten blieben von den Erinnerungen des Kaiserreiches erfüllt. Die französische Armee war, ungeachtet der erfahrenen Niederlagen, bei dem Bewußtsein des Muthes, mit dem sie bis zum letzten Augenblicke gekämpft, nichts weniger als gebeugt, sondern wurde im Gegentheil von einem hohen Selbstgefühl getragen. Sie glaubte, nicht einer überlegenen Tapferkeit und Kriegskunst, sondern, wie es in der That auch der Fall war, der numerischen Uebermacht erlegen zu sein, und brannte vor Begierde die empfangenen Scharten wieder auszuwetzen. Napoleon hatte zu oft und zu lange gesiegt, als daß seine letzten Unfälle den Glanz seiner Thaten vermindert hätten. Es war dies selbst das Gefühl seiner Gegner, um so mehr das seiner Anhänger. Das Kriegsvolk dachte nur an ihn, sprach nur von ihm, er war für dasselbe nach wie vor die verkörperte Idee militairischen Ruhmes und nationaler Größe geblieben. Sein Sturz war so plötzlich, und dem Anschein nach so unvorbereitet eingetreten, daß dessen Dauer nicht möglich erschien. Der Anblick der aufgedrungenen weißen Fahnen und Kokarden, und die ruhmlose Persönlichkeit der so lange verbannt gewesenen Dynastie, die nur durch die Siege der Fremden zurückgekommen, regte in den Soldaten eine von Geringschätzung und Haß gemischte Empfindung auf. Daß Ludwig XVIII eine Verfassung gegeben, die alle Bedingungen der Freiheit und des Fortschrittes enthielt, waren ihnen gleichgültig oder unverständlich; die Vorstellung von äußerem Frieden und innerer Ruhe, die sich an den greisen König und seinen fast eben so bejahrten Bruder knüpfte, rief ihre Verachtung hervor. Die Armee, die unter Napoleon an die Stelle der Nation getreten, glaubte die einzig rechtmäßige Vertreterin derselben zu sein, und über ihr Schicksal entscheiden zu können.

Das französische Volk im Allgemeinen fühlte sich durch den mit den verbündeten Mächten abgeschlossenen Frieden, den Verlust der früheren Uebermacht gedemüthigt, und gab ihn thörichter Weise den Bourbonen schuld, während er eine Folge der letzten Napoleonschen Niederlagen, und besonders der in Deutschland und Spanien gegen den Unterdrücker der Nationalitäten erwachten Begeisterung war, welche die Fürsten diesmal zu benutzen verstanden hatten.

Ungeachtet dieser Gegensätze zwischen einer alten und einer neuen Zeit, ungeachtet der vorhandenen Keime der Unzufriedenheit und Uneinigkeit, würde keine neue Umwälzung erfolgt, und die Restauration sich allmälig befestigt haben, wenn nicht Napoleon wie eine drohende Wetter-

wolke am Horizonte Frankreichs gestanden hätte. Ohne ihn würde die Armee, aus Mangel an einem geeigneten Führer, nie zu Empörung und Abfall vorgeschritten sein, und bei der Unmöglichkeit die Vergangenheit zu erneuern, sich zuletzt der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen, die Parteien aber, ohne blutigen Zusammenstoß, ihre Streitigkeiten auf dem Wege der Diskussion und parlamentarischen Berathung ausgefochten haben. Denn die große Mehrheit der Nation, die aufgeklärten und besitzenden Klassen fast ohne Ausnahme, waren, obwohl ohne eigentliche Anhänglichkeit an die Bourbonen, für die Erhaltung des wenn auch mit großen Opfern erkauften Friedens, der mit einem Napoleon an der Spitze, wie eine lange Erfahrung gelehrt hatte, als unverträglich erscheinen mußte. Der höhere Gewerbe- und Handelsstand, die gebildete Mittelklasse überhaupt, die Wissenschaft und Litteratur hielten an dem Besitz einer freien Verfassung, die von Ludwig XVIII eingeführt worden, und zogen einen wahrhaft konstitutionellen König, welches auch die Ansprüche sein mochten, die er vermöge seines Geburtsrechtes erhob, einem großen Despoten vor, der, obgleich aus dem Volke hervorgegangen und von demselben ernannt, sich zu dessen unumschränkten Herrn gemacht hatte.

Außer der Begeisterung des Heeres für seine Person und der Gleichgültigkeit der Massen gegen die Restauration, gründete Napoleon seine Hoffnungen auf die europäischen Zustände selbst, auf die Stellung, die mehre Großmächte während des Wiener Kongresses gegen einander eingenommen hatten, auf die Stimmung der Völker, über deren Geschick häufig gegen ihre Wünsche entschieden worden war. Er legte sich dies Alles entschieden zu seinen Gunsten aus, und räumte diesen Verhältnissen in seiner Berechnung eine größere Bedeutung ein, als sie wirklich besaßen. Er übersah die Demüthigungen, welche so viele Fürsten, die Drangsale, welche so viele Völker von ihm erfahren hatten, und die Erbitterung, die eine neue Schilderhebung von seiner Seite hervorrufen würde. Er glaubte, nach der Kunde, die ihm über die Unterhandlungen in Betreff Sachsens und des Herzogthumes Warschau zugekommen, Rußland und Preußen bereit, gegen Oesterreich Frankreich und England in die Schranken zu treten, während ihre Streitigkeiten schon vor seiner Ankunft in Paris beigelegt waren. Napoleon hoffte auf die frühere Freundschaft und Bewunderung des Kaisers Alexander für ihn, als ob diese nicht in dem Brande von Moskau verzehrt worden wäre, auf die Verwandtschaft mit dem Kaiser

Franz, als ob eine solche die politischen Interessen der Souveraine und Staaten bestimmte. Er wollte in den Bevölkerungen Italiens, Belgiens, des linken Rheinufers, Polens, Bundesgenossen für seine Sache erkennen, ohne zu bedenken, daß er diese Alle früher mehr oder weniger getäuscht hatte, oder daß sie nicht in der Lage waren, ihre Gesinnungen bethätigen zu können. Seine Phantasie, nebst seinem mathematischen Genie, der herrschende Zug in seinem Wesen, ließ ihn die Dinge so ansehen, wie sie mit dem Plan, der einmal fest in ihm stand, am besten übereinstimmten.

Im Grunde galten ihm, außer den Bourbonen, die er für hülf- und wurzellos in Frankreich hielt, nur zwei Mächte, England und Preußen, für unversöhnlich gegen ihn. Diese hoffte er zu besiegen, die anderen durch Versprechungen hinzuhalten, zu gewinnen, und so den großen Bund zu theilen. Mit dem Wechsel der politischen Kombinationen, der Selbstsucht der Höfe und Regierungen aus eigener Erfahrung vertraut, schien ihm eine solche Veränderung wohl möglich zu sein.

Was Napoleon's Entschluß beschleunigte, war die ihm durch seine Kundschafter zugekommene Nachricht, daß die in Wien versammelten Minister, auf Talleyrand's Veranlassung, sich über die Nähe seines Aufenthaltortes zu Frankreich und die sich daran knüpfenden Gefahren zu beunruhigen anfingen, und ihn von Elba nach der Insel Ponza, an der Westküste des Königreiches Neapel gelegen, oder nach St. Helena bringen lassen wollten. Ob begründet oder nicht, diese Aussicht dünkte ihm schlimmer als der Tod. Wahrscheinlich würde er aber auch ohne solche Befürchtung das große Wagestück unternommen haben. Die Unthätigkeit und Langeweile eines beschränkten Daseins mußte dem unerträglich werden, der so lange an die freieste und größte Entwickelung seines Willens und seiner Kraft gewöhnt gewesen.

Eine eigentliche Verschwörung zu Gunsten des verbannten Kaisers bestand nicht. In Paris versammelten sich seine Anhänger allerdings häufig bei seiner Stieftochter Hortensia, der ehemaligen Königin von Holland, jetzt Herzogin von St. Leu genannt, bei Maret, Herzog von Bassano, Savary, Herzog von Rovigo, bei de Lavalette, durch seine Gemahlin mit der Kaiserin Josephine verwandt, unterhielten sich mit Gleichgesinnten über die Fehlgriffe der bourbon'schen Regierung, die Stimmung des Heeres und Volkes, die großen Erinnerungen, die Napoleon zurückgelassen, und theilten sich ihre Hoffnungen auf eine Wendung der Dinge mit, dies Alles aber ohne einen bestimmt angenom-

menen Plan. Es war dies auch nicht nöthig. Die Verschwörung schwebte, so zu sagen, überall in der Luft, und ward, nirgends sichtbar, allgemein gefühlt. Wie so oft ahnten auch diesmal die von der Gefahr am wenigsten, die von ihr am meisten bedroht waren. Die königliche Familie, der Hof, die royalistische Gesellschaft lebten in gewohnter Weise fort, und verließen sich auf die Armee und die napoleonschen Generale, die gerade zu ihren erklärtesten Feinden gehörten.

Bei Napoleon in Elba befand sich die schönste und gefeiertste unter seinen Schwestern, Pauline Borghese, und stand in ununterbrochener Verbindung mit ihren Freunden und Bewunderern in Frankreich und Italien. Sie begab sich während dieser Zeit mehrmals nach Neapel, wo noch Murat regierte, und söhnte diesen mit Napoleon aus. Murat, der wußte, daß der Wiener Kongreß, besonders auf Talleyrand's Betrieb, auf seinen Sturz hinarbeitete, war bereit, seinen Schwager mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Vergebens ward ihm von diesem der Rath ertheilt, nicht eher loszubrechen, als bis Napoleon selbst den Kampf gegen die gemeinsamen Feinde begonnen haben würde, um dieselben dann auf zwei Seiten zu beschäftigen. Murat ging auf Alles ein, aber sein natürlicher Ungestüm, sein Mangel an Klugheit und Vorausberechnung vereitelten den gefaßten Plan.

Napoleon hatte seine Vertrauten in Paris benachrichtigen lassen, daß er den 1. April Elba mit seinen Truppen verlassen werde. Sei es, daß ihm der Drang, sich wieder des Thrones zu bemächtigen, keine längere Ruhe ließ, oder daß er eine Entdeckung seiner Absichten und Vorsichtsmaßregeln der französischen Regierung fürchtete, plötzlich befahl er am Ende eines Balles, dem er bei seiner Schwester Pauline, mit heiterer Miene beigewohnt hatte, den beiden Generalen Bertrand und Drouot, Alles zur baldigen Einschiffung seiner 800 französischen Soldaten und ungefähr 100 Polen, die ihm nach Elba gefolgt waren, in Bereitschaft zu setzen. Am 26. Februar bei Sonnenuntergang verließ das kleine Geschwader, aus einer Brigg von 26 Kanonen und sechs Transportschiffen bestehend, den Hafen von Porto-Ferrajo. Das Volk stand in dicht gedrängten Reihen am Ufer und empfing Napoleon mit lautem Beifallsruf. Die Kanonen der Forts donnerten ihm ihren letzten Gruß zu. „Der Würfel ist geworfen!“ — rief er, als die Berge der Insel ihm aus dem Gesicht verschwanden. Die Soldaten wußten noch nicht, wohin der Kaiser seinen Lauf richten werde. Als es hieß: „Nach Frankreich!“ — erhob sich ein allgemeiner Jubel. Niemand

zweifelte an dem Erfolge. Napoleon selbst war so ruhig und gefaßt, als sei keine Gefahr möglich. Die offene See schien ihn zu stärken. Das Meer gehörte in der That zu seinem Dasein. Er war an seinem Ufer geboren. Es hatte ihn einst von Korsika nach Frankreich, von da nach Egypten und wieder zurückgetragen, und war ihm immer günstig gewesen. Man hatte ihm in seiner ersten Jugend Beruf zum Seemann beigelegt. Die Erde war für ihn das Feld seiner Thaten, das Meer der Gegenstand seiner Erinnerungen und Träume geblieben.

Napoleon diktirte während der ersten Nacht seinen Generalen zwei von ihm, schon vor einiger Zeit, in der Stille verfaßte Proklamationen an das Heer und das Volk, die am folgenden Tage von den Soldaten in zahllosen Abschriften vervielfältigt, bald nach der Landung gedruckt wurden, und die Eilboten waren, durch die er der Welt seine Annäherung ankündigte. Diese Proklamationen waren mit einer so sorgfältigen Berechnung der eigenen Lage und der Stimmung derer, an welche sie sich richteten, abgefaßt, und athmeten zugleich einen solchen Geist von Kraft und Zuversicht, daß sie für unübertreffliche Meisterwerke einer eben so scharfsinnigen als flammenden Beredsamkeit gelten können.

Der Wind war eine Zeit lang so ungünstig, daß die Seeleute dringend zur Rückkehr nach Porto-Ferrajo riethen. Aber Napoleon blieb unbeweglich. Eine Fregatte und später ein Linienschiff begegneten in einiger Entfernung dem kleinen Geschwader, das sie mit leichter Mühe hätten in den Grund bohren können. Aber Niemand ahnte, daß sich dort der Mann am Bord befand, der wiederum ganz Europa in Bewegung setzen sollte. Die feindlichen Kriegsschiffe verschwanden am Horizont. Als die französische Küste sichtbar wurde, sagte Napoleon zu den Soldaten: „Laßt uns die Farben Frankreichs anlegen, damit uns das Vaterland wiedererkennt!“ Man warf die weiß und amaranthne Kokarde der Insel Elba in das Meer und pflanzte die dreifarbige auf.

Am 1. März in der Morgendämmerung landete Napoleon's Schaar im Golf St. Juan, in der Nähe des kleinen befestigten Antibes, und schlug ihr erstes Feldlager in der Nähe eines Olivenwaldes auf, ein seltsamer Gegensatz zu einem Unternehmen, das einen so blutigen Ausgang nehmen sollte. Eine Aufforderung an den Kommandanten von Antibes, sich mit Napoleon zu vereinigen, ward nicht nur abgewiesen,

sondern die zu diesem Zweck abgeschickte Abtheilung Soldaten, die unvorsichtiger Weise sich in die Stadt begeben, gefangen genommen und entwaffnet. Die Landleute, welche das Geräusch der Landung herbeigezogen, schienen mehr überrascht als begeistert zu sein.

Napoleon vermied es die Provence zu durchziehen, wo die Bevölkerung elf Monate vorher, als er sich nach Elba begab, von den Royalisten und dem Klerus erregt, feindliche Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatte, und wo der alte Marschall Massena kommandirte, der nicht in das Geheimniß der Rückkehr Napoleon's gezogen worden war. Er beschloß sich nach den Gebirgen zu wenden, die sich auf dem linken Ufer der Rhone erheben. Diese Gegend war von Truppen entblößt, und die Bevölkerung der kaiserlichen Regierung immer zugethan gewesen. Grenoble, die Hauptstadt der alten Dauphiné, ein fester Platz mit einer Besatzung, war das nächste große Ziel auf diesem Wege. Das Landvolk bewies zwar Theilnahme und Freude bei dem Anblick der dreifarbigen Kokarde, schloß sich aber nicht an. Napoleon rückte ungehindert vor, aber gleichwohl griff Niemand für ihn zu den Waffen. Er hatte einen Sturm von entgegenkommender Begeisterung erwartet, und sah sich fast eine ganze Woche lang in seinen Erwartungen getäuscht.

In der Nähe des Dorfes La Mure stieß Napoleon, bei einer Brücke, welche das Thal beherrscht, auf die ersten königlichen Truppen, welche von Grenoble abgeschickt waren, um ihm den Uebergang zu versperren. Es war dies ein Bataillon des 5. Linienregiments. Die Aufforderung des Generals Cambronne, dem Napoleon auf dem ganzen Zuge den Befehl über die Vorhut anvertraut hatte, sich mit dem Kaiser zu vereinigen, blieb vergeblich. Das Bataillon stand in Schlachtordnung und zum Angriff bereit. Eine Wiese trennte die kaiserlichen von den königlichen Schaaren. Napoleon fühlte, daß der Augenblick gekommen war, wo er diesen Widerstand mit Einsetzung seines Lebens beseitigen oder sein Unternehmen aufgeben mußte. Er stieg vom Pferde, ließ sein Gefolge zurückbleiben, und schritt allein und langsam, mit gesenktem Haupt und über die Brust gekreuzten Armen, wie in tiefes Nachdenken versunken, gegen die entgegenstehenden Reihen vor. Der Commandeur des Bataillons befahl Feuer. In demselben Moment richtete Napoleon, der bis auf zehn Schritt an die Bajonette herangekommen war, sich plötzlich empor, erhob das Haupt, breitete seine Arme aus, und rief mit weit wiederhallender Stimme: „Soldaten des 5. Linienregiments!

Giebt es Jemanden unter euch, der auf seinen Kaiser schießen kann, so thue er es! Hier bin ich!" — Der Anblick und die Worte wirkten unwiderstehlich. Es entstand eine tiefe Stille. Die Gewehre senkten sich, manchen Officieren fielen die Degen aus der Hand. Endlich brach der allgemeine Ruf: „Es lebe der Kaiser!" hervor. Die hinter Napoleon zurückgebliebenen Soldaten von Elba eilten herbei, und umarmten ihre Kameraden, welche die weißen Kokarden von ihren Hüten abrissen, und die in ihren Tornistern wie Reliquien aufbewahrten dreifarbigen aufsteckten. Der erste Beweis von dem Zauber, den Napoleon's Gegenwart auf die Herzen der Soldaten ausübte, das erste Zeichen zum Abfalle war gegeben, und das Unternehmen geglückt. Diesem ersten Beispiele folgte gleich ein zweites. Der Oberst Labedoyere, ein junger Mann von 29 Jahren, aus einer altadeligen, den Bourbonen besonders ergebenen Familie, der eben erst von Ludwig XVIII den Befehl über ein Regiment erhalten hatte, führte dasselbe Napoleon zu und stürzte sich in dessen Arme. Die vereinigten Schaaren zogen jetzt auf Grenoble, dessen Thore noch geschlossen und die Wälle mit Kanonen besetzt waren. Aber das Volk im Innern der Stadt räumte alle Hindernisse fort. Die Besatzung ging über. Napoleon hielt am Abend unter Fackelschein seinen Einzug in Grenoble, das für ihn der Schlüssel von Frankreich war. Jetzt blieb ihm nur noch Lyon zu gewinnen übrig. Von Paris hatte er, ungeachtet der Kern dieser Bevölkerung dem Bonapartismus durchaus nicht zugethan war, keinen bedeutenden Widerstand zu besorgen. Nach Allem was geschehen, mußte es jetzt Napoleon, wie das Jahr vorher, den Bourbonen zufallen.

Die erste Nachricht von Napoleon's Landung mit einer so kleinen Macht erregte am Hofe und in den officiellen Kreisen der Hauptstadt nicht nur keinen Schrecken, sondern sogar eine Art von Zufriedenheit. Man glaubte jetzt die Gelegenheit gefunden zu haben, mit ihm und seiner Partei fertig werden, und sich dadurch von allen ferneren Besorgnissen vor ihm befreien zu können. Nur Ludwig XVIII, wie immer gefaßten und klaren Sinnes, gab sich keinen Täuschungen hin. Gerade die geringe Truppenanzahl, mit der sein und seines Hauses großer Feind eine solche That gewagt, führte ihn darauf, daß er in der Hauptstadt und dem Heere wichtige Verbindungen unterhalten haben, und des Beistandes oder der Gleichgültigkeit des Volkes gewiß sein mußte. Er meinte sehr richtig, daß das beste Mittel, um eine Gefahr zu beseitigen, die Ueberzeugung von deren wirklichem Vorhandensein ist.

In einem Ministerrath ward beschlossen, das Heer in und um Lyon unter den nominellen Oberbefehl des Grafen von Artois zu stellen, und ihm den Marschall Macdonald beizugeben. Ein zweites Korps in der Franche-Comté sollte unter dem Herzoge von Berry und dem Marschall Ney stehen. Massena im Süden und der Herzog von Angouleme im Südwesten sollten so manövriren, um Napoleon im Rücken und von der Seite zu fassen. In und um Paris war eine starke Truppenmacht versammelt, und man glaubte außerdem auf die royalistischen Elemente der Nationalgarde der Hauptstadt zählen zu können. Auf diese Art wäre Napoleon umzingelt und erdrückt worden. Dieser Plan wäre richtig berechnet gewesen, wenn die Truppen treu blieben und die Bevölkerung die Regierung unterstützte. Da Beides fehlte, so wurden alle Vorkehrungen vereitelt.

Die Prinzen des königlichen Hauses sollten bei dem zu erwartenden Kampfe eine hervorragende Rolle spielen, die Soldaten in ihrer Pflicht erhalten, und die Bürger für sich gewinnnen, während der König selbst im Mittelpunkte des Reiches, Alles überschauend, zurückblieb. Aber diese Prinzen waren vom Volke nicht gekannt und von den Truppen nicht geliebt. Ohne den Ruf der politischen Weisheit, den Ludwig XVIII im In- und Auslande besaß, und durch die Verleihung der konstitutionellen Charte bewährt hatte, würde seine Dynastie 1815 für immer verloren gewesen, und weder von der Nation noch den verbündeten Souverainen mehr anerkannt worden sein. Sein Bruder und Thronfolger flößte nicht das mindeste Vertrauen ein.

Dem fähigsten unter den Bourbonen, dem Herzoge von Orleans, schadeten die Erinnerungen seiner Jugend und seine schon damals unterhaltenen Verbindungen mit Bonapartisten und Republikanern, den natürlichen Gegnern seiner Familie. Man vertraute ihm deshalb kein selbständiges Kommando an, sondern schickte ihn mit dem Grafen von Artois nach Lyon. Der Herzog von Bourbon ging nach der Bretagne ab, um besonders die großen Städte dieser Provinz in der Treue zu dem Könige zu erhalten, denn unter dem Landvolke fand dies von selbst statt. Die Vendée sollte unter die Waffen gerufen werden. Aber einmal leisteten die bourbonschen Prinzen nichts was ihres Namens und ihrer Sache würdig gewesen wäre, den einzigen Herzog von Angouleme ausgenommen, der im Süden einen muthigen, wenn auch zuletzt vergeblichen Widerstand versuchte, und dann schwankte die Bevölkerung zwischen den Erinnerungen an Napoleon und den Hoffnungen, welche

die Restauration erregt hatte, bis die Annäherung des ersteren die Entscheidung gab, und Alles auf seine Seite zog.

Der Graf von Artois und der Herzog von Orleans hatten sich nach Lyon begeben, und in der wohlhabenden Klasse der Bevölkerung eine warme Aufnahme gefunden. Aber die zahlreichen Arbeiter dieser großen Fabrikstadt blieben gleichgültig, und die Soldaten waren schon von dem Gedanken des Anschlusses an Napoleon erfüllt. Als sie seine Vorhut von fern gewahr wurden, stürzten sie ihr aus der Stadt entgegen. Das Volk der Vorstädte theilte ihre Begeisterung. Von der 20,000 Mann starken Nationalgarde, die den Tag vorher unaufhörlich die Namen „Ludwig XVIII und Bourbon" im Munde geführt, ward keine Hand zur Vertheidigung des Thrones erhoben. Auf dem linken Ufer der Rhone wurden die kaiserlichen Adler und dreifarbigen Fahnen sichtbar. Die beiden Prinzen mußten Lyon nicht ohne Gefahr verlassen. Ein einziger Nationalgardist begleitete den Grafen von Artois ein Stück Weges, bis er in Sicherheit gebracht war.

Ludwig XVIII that Alles was er konnte, um sich seines gewaltigen Feindes zu erwehren. Gegen den Rath seiner Minister, welche Napoleon's Landung, selbst als derselbe schon in Grenoble eingezogen war, immer noch als ein Abentheuer ohne Gefahr ansehen wollten, hatte er die Kammern einberufen, um der Nation einen Beweis seines Vertrauens zu geben, und sich, Napoleon gegenüber, im Bunde mit den rechtmäßigen Vertretern des Landes zu zeigen. Unter anderen Umständen wäre eine solche Maßregel von großer Bedeutung gewesen. Aber die Kammern übten in jenem Augenblick keinen Einfluß aus. In der Pairskammer saß eine Menge dem Volke verdächtiger Ausgewanderten, und die Deputirtenkammer, die großentheils aus dem napoleonschen gesetzgebenden Körper bestand, war, einige populaire Namen ausgenommen, ohne Ansehen. Die von Anhänglichkeit an die legitime Dynastie und Haß gegen „den Tyrannen" wie Napoleon jetzt oft genannt wurde, glühenden Adressen und Reden der Pairs und Deputirten verklangen, ohne einen Wiederhall in dem Heere und den Massen zu finden.

Napoleon war in Lyon, wie in Grenoble, des Abends eingezogen, sei es, daß er über die Haltung, die er gegen das Volk annehmen sollte, dessen Ausgelassenheit und Zügellosigkeit ihm innerlich widerstand, zweifelhaft war, sei es, daß er einen meuchelmörderischen Anfall fürchtete, der bei der Erbitterung, die manche seiner Feinde gegen ihn heg-

ten, nicht unmöglich erschien. In Lyon fühlte er sich Frankreichs gewiß. Er hatte bis dahin viel von Freiheit und Volk gesprochen, und wohl Proklamationen, aber keine Dekrete erlassen. Jetzt nahm er wieder den Ton des Kaisers an. Er wandte einen Theil der Nacht dazu an, um neun Dekrete zu erlassen, durch die er alle von Ludwig XVIII seit dessen Rückkehr ausgegangenen Regierungshandlungen für ungültig erklärte, die weißen Kokarden und Fahnen verbot, die Besitzungen der königlichen Familie mit Konfiskation, die der mit ihr zurückgekehrten Ausgewanderten mit Sequestration belegte, und die Berufung eines so genannten Maifeldes, aus Vertretern der Nation und der Armee bestehend, eine Nachahmung der altfränkischen Volksversammlungen, zur Berathung über die in der Verfassung vorzunehmenden Veränderungen bestimmt, ankündigte.

In Paris fuhr die Regierung fort Verhaltungsbefehle an die Generale und Präfekten in den Provinzen zu erlassen, aber es fehlte der Hebel zu jedem erfolgreichen Widerstande gegen das verwegene Einschreiten Napoleon's, die Willfährigkeit des Volkes und die Treue der Truppen. Im Rathe des Königs drängte ein Plan den anderen, aber es mangelte an Mitteln der Ausführung. Die Polizei verbreitete in der Hauptstadt falsche Nachrichten über gegen Napoleon davon getragene Erfolge und den angeblichen Rückzug desselben. Aber bald kam die Wahrheit an das Licht, und eine tiefe Hülf- und Rathlosigkeit nahm überhand. Es lief die Nachricht vom Abfalle Ney's ein, der nach den lebhaftesten Bezeugungen der Ergebenheit gegen den König und des Hasses gegen den Kaiser, plötzlich (14 März) in seinem Hauptquartier zu Lons le Saulnier letzteren als den rechtmäßigen Souverain proklamirte, und sein Armeekorps ihm zuführte. Ney, eine durchaus soldatische Natur, war nur auf dem Schlachtfelde entschieden und wahrhaft bedeutend, sonst aber von seinen Umgebungen abhängig, ohne selbständiges Urtheil und hellen Blick. Die Begeisterung des Kriegsvolkes für den Verbannten von Elba überredete ihn, daß dessen Wiederherstellung eine Nothwendigkeit für Frankreich geworden. Außerdem mochte in ihm die Erinnerung früherer Zeiten erwachen. Napoleon's Macht, wie eine Lawine anschwellend, drang unaufhaltsam über Macon, Chalons sur Saone, Auxerre gegen Fontainebleau vor

Mitten in dieser allgemeinen Schwankung, diesem unerhörten Abfall hielten die Kammern an Ludwig XVIII fest. In einer feierlichen Sitzung, in welcher der König seine Trauer über das Schicksal Frank-

reichs, über die Drangsale eines auswärtigen Krieges, den Napoleon's Erscheinen in Frankreich unvermeidlich gemacht, mit Würde und Rührung zu erkennen gab, und an die Segnungen des Friedens und der Freiheit erinnerte, die seine Rückkehr dem Lande verschafft, nahm auch der Graf von Artois das Wort, und versicherte in seinem und seiner Söhne Namen, das unverbrüchlichste Festhalten an dem konstitutionellen Grundgesetz und dessen treuste Vollziehung. Diese Erklärung ward von den Kammern, obgleich des Prinzen bisheriges Verhalten ihr widersprach, beifällig aufgenommen. Die Pairs und Deputirten bewiesen nicht blos Anhänglichkeit, sondern wirkliche Begeisterung für den greisen König, der in ihren Augen der letzte Anker Frankreichs in dem heranbrechenden Sturme war. Auf Antrag des Deputirten Barrot, Vater des später berühmt gewordenen Redners, erklärten die Kammern den Krieg gegen Napoleon für einen nationalen, da durch letzteren die politische Freiheit während seiner Regierung vernichtet worden, und er jetzt sich eigenmächtig erhoben habe, um die Krone dem zu entreißen, welcher der Nation ihre verlorenen Rechte wieder gegeben hatte. Als der König den Sitzungssaal verließ, entstand nach großem Beifallsruf plötzlich eine tiefe Stille. Die Versammlung schien von dem Gefühl einer verhängnißvollen Zukunft erfüllt zu sein. Diese Ahnung betrog nicht.

Aber nicht nur in den Kammern, in Paris selbst herrschte in jenen Tagen eine trübe und schwere Stimmung. Man sah die Regierung des Königs ernstlich bedroht, welche, ungeachtet ihrer Fehlgriffe, von dem aufgeklärten Theile der Bevölkerung immer bei weitem der des Kaisers vorgezogen wurde. Es kam Nachricht über Nachricht an, daß die zur Deckung der Hauptstadt bestimmten Truppen übergegangen oder zerstreut, die wenigen treu gebliebenen aber in vollem Rückzuge begriffen waren. Die soldatische Willkür des napoleonschen Kriegsvolkes erbitterte Alle, die noch einen Funken von Unabhängigkeitssinn in sich trugen. Es bildeten sich Schaaren von Freiwilligen in der Jugend der höheren Klassen, um sich den Regimentern anzuschließen, die noch Stand hielten. Aber es war hierzu schon zu spät, und die Nationalgarde, die allein dem Widerstande einen Anhaltspunkt gewähren konnte, schien nur zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung geneigt zu sein.

Ungeachtet die Regierung des Königs offenbar in den letzten Zügen lag, so wagten die Anhänger Napoleon's in der Hauptstadt selbst nichts gegen sie zu unternehmen oder sich auch nur zu zeigen, sondern

trafen ihre Verabredungen im Geheimen. Bis zum letzten Augenblick sah man in Paris keine kaiserlichen Farben oder Zeichen. Ludwig XVIII, der während dieser Katastrophe eine Fassung und Stärke bewiesen, die ihn des Thrones würdig machte, auch wenn er keine anderen Rechte auf denselben gehabt hätte, war endlich gezwungen, dem Strome zu weichen, wenn er nicht seine Freiheit auf das Spiel setzen wollte. Er verließ in der Nacht vom 19 zum 20 März, unter großen Beweisen von Trauer und Schmerz nicht blos seiner persönlichen Anhänger, sondern auch der herbeigeeilten Befehlshaber der Nationalgarde, vieler Kammermitglieder und höherer Beamten, die Tuileries und wandte sich nach Lille, wo der Marschall Mortier die Truppen bisher noch im Gehorsam erhalten hatte, um dort den Sitz seiner Regierung aufzuschlagen. Er hatte vorher noch die Kammern aufgelößt. Die in Paris anwesenden Mitglieder der königlichen Famlie, ein Theil seines Hofes, seiner Leibwache, und viele ausgezeichnete Personen folgten ihm. Erst nach der Abreise Ludwig XVIII begannen in den unteren Volksklassen, und besonders in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau, sich Sympathien für Napoleon kund zu geben und dreifarbige Kokarden sichtbar zu werden. Die vielen in und um Paris anwesenden verabschiedeten Generale und Officiere versammelten sich am folgenden Tage, um ihn zu erwarten, und ihm einen festlichen Empfang zu bereiten. Aber die bürgerliche Bevölkerung der Hauptstadt hielt sich still und zurückgezogen.

Napoleon verzögerte seine Ankunft in Paris absichtlich, um den Bourbonen und ihren Anhängern Zeit zur Flucht zu lassen. Er kam am 19 März bei Tagesanbruch in Fontainebleau an und stieg in dem dortigen Schlosse ab. Bei dem Anblick der Säle und Gemächer, die elf Monate vorher Zeugen der Untreue eines Theiles seiner Generale und Hofleute, seiner Entsagung und Abreise nach Elba gewesen, gab er weder Trauer über die Vergangenheit noch Ueberraschung oder Freude über die Gegenwart zu erkennen, sondern that, als sähe er nach kurzer Abwesenheit eine seiner gewöhnlichen Residenzen wieder. Am folgenden Tage reiste er so spät von dort ab, daß er erst des Abends in Paris eintreffen konnte. Was er um jeden Preis hatte vermeiden wollen, war ein Versuch des Widerstandes von Seiten der Bourbonen, ihrer Garden und Anhänger in der Hauptstadt, nicht als ob er denselben für wirksam gehalten, sondern weil auch der geringste Zusammenstoß seiner Rückkehr einen Charakter von Zwang und Gewaltsam-

keit gegen die Bevölkerung gegeben hätte, dem er, obgleich sein ganzes Unternehmen von der Art war, im Einzelnen sorgfältig ausgewichen war. Bei einigen Gelegenheiten waren seine Truppen zu einem Angriff auf die Vertheidiger der Sache des Königs geneigt gewesen, er hatte dies aber ausdrücklich verboten. Vom Golf von St. Juan bis Fontainebleau war kein Schuß gefallen, und so sollte es auch bis Paris bleiben. Er wollte vor Europa und Frankreich das Ansehen haben, in friedlichster Weise von seinem Throne wieder Besitz zu nehmen, und damit nur den Erwartungen und Wünschen der Nation zu entsprechen. Deshalb setzte er sich erst als man ihm den Abzug Ludwig XVIII, seiner Garde nnd der Schweizerregimenter gemeldet hatte, nach Paris hin in Bewegung.

Den Nachmittag des zwanzigsten März über waren, in Erwartung von Napoleon's Ankunft, dichte Volksmassen auf dem Platze vor den Tuileries versammelt gewesen, die sich aber, mehr von Neugierde als Anhänglichkeit getrieben, beim Einbruch der Dunkelheit wieder verlaufen hatten. Es war um das Schloß herum allmälig ganz einsam geworden, nur in demselben regte sich eine große Menge von Generalen, Officieren, Hofleuten und Beamten des Kaiserreiches. Gegen acht Uhr vernahm man das Rasseln von Wagen und sah den Schein vieler Fackeln um sie her. Alsbald stürzte Alles aus dem Schlosse nach dem Gitter zu. Eine Scene im altrömischen Styl erfolgte. Unter einem Sturm von Beifallsruf und Bezeugungen grenzenloser Ergebenheit ward der ersehnte Imperator auf den Armen seiner Getreuen die große Treppe hinauf in die hell erleuchteten Gemächer getragen, wo die, welche ihm nicht hatten entgegengehen können, ihn mit derselben Begeisterung emfingen.

Hätte Napoleon bei diesem Einfall in Frankreich nur den Zweck gehabt, die Größe seines Namens, die Macht seiner Persönlichkeit, einen in solchem Grade sonst nie gesehenen Einfluß auf den Willen, die Gesinnung, die Einbildungskraft des Volkes zu beweisen, so wäre dies vollkommen erreicht gewesen, und er hätte am 20 März von der Weltbühne abtreten können. Denn etwas Größeres, als mit 1000 Soldaten den mit allen anderen Mächten verbündeten König eines Landes von 30 Millionen Einwohnern anzugreifen und zu stürzen, eine ganze bestehende Ordnung der Dinge mit einigen Ansprachen und Erklärungen umzuwerfen, einen Kriegszug von 220 Stunden ohne Blutvergießen zurückzulegen, Millionen Menschen zu überreden oder mit sich fort-

zureißen, hatte er vorher nie gethan, und würde es auch in der Folge nicht haben thun können, wäre er auch wiederum als Eroberer aufgetreten. Letzteres war schon mehr wie einmal da gewesen. Alexander und Cäsar hatten sich zu Herren der damals bekannten Erde gemacht, Napoleon selbst eine Zeit lang von Madrid bis Warschau geherrscht. Aber was wollte dies im Vergleich zu dem Zauber sagen, mit dem der Verbannte von Elba durch seinen bloßen Namen, seinen Blick und seine Stimme, in wenigen Wochen Das vollführte, wozu andere großer Heere und langer Jahre bedurft hatten? Wenn er am Tage nach seinem Einzuge in Paris plötzlich vom Tode ereilt worden, so wäre seine Erscheinung eine der räthselhaftesten in der Geschichte, und seine letzte Unternehmung das erstaunenswertheste Ereigniß seines an überraschenden Wirkungen so reichen Lebens gewesen.

Aber so gut sollte es Napoleon nicht werden, und das Schicksal streng aber gerecht mit ihm verfahren. Kaum war er wieder in den Tuileries installirt, kaum der erste Jubel seiner Anhänger verklungen, als nicht nur die gewöhnlichen Sorgen und Schwierigkeiten der Regierung für ihn begannen, sondern die Folgen seiner That, die Illusionen, die er selbst gehegt und in anderen genährt, das Widersprechende, Unhaltbare, in mancher Beziehung Unmögliche seiner Lage hervortraten. Die drei Wochen von seiner Landung bis zu seinem Einzuge in Paris waren, so zu sagen, der poetische Prolog zu dem Drama der hundert Tage gewesen. Die Prosa, und zwar eine mit Staub und Blut gemischte, nahm den Verlauf desselben ein, und erregte lange in der öffentlichen Meinung großen Haß gegen den Anstifter so vielen Unheils, bis zuletzt das schwere, obwohl verdiente Unglück des außerordentlichen Mannes eine Erhebung und Versöhnung herbeiführte.

Napoleon konnte keine seiner der Nation gemachten Versprechungen erfüllen. Die Parteien, die er beruhigen und um das Banner Frankreichs versammeln wollte, wurden durch ihn noch mehr als vorher erregt, und unvereinbar von einander getrennt. Er hatte durch sein Erscheinen den Ruhm Frankreichs wiederherstellen wollen, und rief im Gegentheil eine zweite Eroberung und tiefe Erschöpfung hervor, wie dieses Volk noch nicht erlebt hatte. Selbst seine persönliche Würde und Größe wurde während seiner zweiten Herrschaft vielfach gefährdet. Er war genöthigt, seine Ueberzeugungen zu verhehlen, die ihm entgegengesetztesten Meinungen zu dulden, Personen zu seinem Dienst zu verwenden und ihnen zum Theil sein Geschick anzuvertrauen, von deren Untreue gegen

ihn er vollkommen überzeugt war, die ihn das Jahr vorher entweder schmälich verlassen, oder ihn vor noch ganz kurzer Zeit öffentlich und gröblich beleidigt hatten. Außerdem mußte er, was das Demüthigendste für ihn war, mit dem revolutionairen Element in den Massen, das er so lange unterdrückt hatte, sich befreunden, und fand zuletzt in der Nation, die durch seine Rückkehr irre geführt und aus der von ihr eingeschlagenen Bahn plötzlich herausgerissen worden, nicht die Begeisterung und Thatkraft vor, die er vorausgesetzt hatte, und ohne die ein neuer Kampf gegen Europa mit einem noch tieferen Falle als das erstemal endigen mußte.

Napoleon besetzte sein Ministerium, seinen Staatsrath, die militairischen und administrativen Stellen großentheils mit denselben Männern, die ihm vor seiner ersten Entsagung gedient hatten. Aber diese Ernennungen hingen nicht mehr einzig von ihm ab, wie dies früher der Fall gewesen. Sein erster Sturz hatte nicht gerade die Meinung über seine große Persönlichkeit, aber das Vertrauen auf sein Glück und die Furcht vor seiner Gewalt sehr vermindert. Abgesehen von dem in den höheren und mittleren Klassen zahlreich vertretenen Princip der Legitimität, das gegen Napoleon unversöhnlich war, so regten sich in dem einflußreichen Theile der Nation vornehmlich zwei Parteien, die Napoleon nicht geradezu verwerfen, zu seiner Anerkennung und Unterstützung geneigt waren, aber unter der Bedingung, daß er sich ihnen anschloß und ihre Zwecke beförderte. Es waren dies die Konstitutionellen und die Republikaner, von denen erstere durch Benutzung des von Ludwig XVIII verliehenen Grundgesetzes zahlreich und mächtig geworden, letztere aber nach dem Fall dessen, der die Revolution erdrückt hatte, ihre Meinungen wiederum geltend machen wollten. Von den Konstitutionellen waren die Vortheile einer freien Verfassung unter der ersten Restauration schnell begriffen worden, und sie der Willkürherrschaft Napoleon's und seinem Anspruch, sich als den alleinigen Schiedsrichter über das Schicksal Frankreichs hinzustellen, aus Ueberzeugung und Erfahrung entgegen. Sie hofften, daß der große Despot, durch die Katastrophe von 1814 belehrt, sich fortan in verfassungsmäßigen Grenzen halten würde. Im entgegengesetzten Falle waren sie ihn aufzugeben, und, je nach den Umständen, für die Rückkehr Ludwig XVIII oder die Berufung des Herzoges von Orleans auf den Thron zu wirken entschlossen. Zu Gunsten dieses Prinzen hatte sich im Anfange des Jahres 1815 eine Militairverschwörung im Norden Frankreichs gebildet,

an deren Spitze die Generale Lefebvre-Desnouettes und Lallemand gewesen, die aber im Entstehen vereitelt, und durch Napoleon's Landung in Vergessenheit gekommen war. Die Republikaner, großentheils aus den Ueberresten der ersten National-Versammlung und des Konvents bestehend, glaubten nicht, daß es Napoleon möglich sein würde, sein früheres Regierungssystem wiederherzustellen, und seine Dynastie zu befestigen. Sie sahen ihn als eine isolirte Größe an, nach deren Verschwinden die Republik in ihre natürlichen Rechte zurücktreten würde. Ein demokratischer Kaiser erschien ihnen in jenem Augenblick zur Beseitigung der Legitimität nöthig. Obgleich von den Konstitutionellen grundsätzlich verschieden, waren sie zum Anschluß an dieselben geneigt, wenn Napoleon wieder mit absolutistischen Tendenzen hervortreten sollte.

Die beiden wichtigsten Ministerien in jener Epoche waren die des Innern und der Polizei. Unterhandlungen mit den auswärtigen Mächten waren erst nach davon getragenen Siegen möglich. In Bezug auf das Kriegswesen bedurfte Napoleon nur eines Gehülfen, da er hier überall selbst eingreifen konnte. Aber zur Leitung des öffentlichen Geistes in den Departements und zur Ueberwachung der erkärten und geheimen Gegner des Kaisers reichte dessen persönliche Einwirkung nicht aus. Er brauchte hierzu Männer, welche der Revolution Bürgschaften geleistet, und von den jetzt herrschenden politischen Parteien angenommen werden konnten. Denn Konstitutionelle und Republikaner sahen Napoleon nur als einen Schild für sie gegen das Ausland und die Bourbonen an, waren ihm aber keinesweges um seiner selbst willen zugethan. Napoleon übertrug das Ministerium des Innern an Carnot, der, früher sein entschiedener Gegner, 1814 bei der Gefahr, in welcher Frankreich sich befand, die Vertheidigung von Antwerpen übernommen, und sich dabei ausgezeichnet hatte. Carnot hatte im Konvent für den Tod Ludwig XVI gestimmt, und war, sonderbar genug, so sehr von der Rechtmäßigkeit dieser Handlung überzeugt, daß er die Restauration ohne Besorgniß für sich, selbst ohne Abneigung gegen dieselbe betrachtet, und Ludwig XVIII in einer eigenen Denkschrift sogar Rathschläge über seine Regierungsweise mitgetheilt hatte. Die Mißgriffe des Hofes hatten ihn in seine früheren Meinungen zurückgeworfen. Carnot drang bei Napoleon auf eine baldige Einberufung der Kammern, auf eine Reform der Constitution in liberalem Sinne, und wirkte in dieser Absicht bei den Wahlen zu den General- und Communal-

räthen, der Officiere in der Nationalgarde und bei der Anstellung der Beamten seines Ressorts. Carnot stand damals bei allen Parteien in großem Ansehen, und selbst Napoleon's Menschenverachtung machte mit ihm eine Ausnahme. Ein fester und erfahrener Mann fehlte es ihm jedoch an einer gewissen Weite und Schärfe des Blickes. Er übersah die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die einer Fortsetzung des Kaiserreiches entgegenstanden, und täuschte sich vornehmlich über zwei Dinge, einmal, indem er im Falle eines Krieges das Wiederaufleben der stürmischen Kraft von 1792 und eine Bewaffnung der Nation in Masse, und dann, indem er eine aufrichtige Bekehrung des Kaisers zu den Ideen einer beschränkten Monarchie für möglich hielt. Aber entweder unterlag Napoleon im Kampfe mit den verbündeten Mächten, und dann war seine Rückkehr von Elba nichts als ein neuer blutiger Akt in der Tragödie der französischen Revolution, oder er siegte, und dann würde er mit Hülfe der Armee und mit Zustimmung der unteren Volksklassen den Despotismus im Innern wiederhergestellt, und Konstitutionelle und Republikaner in den Hintergrund gedrängt haben. Carnot war in jener Zeit, ohne seine demokratischen Grundsätze aufzugeben, so sehr von Napoleon's Nothwendigkeit für Frankreich überzeugt, daß er, ein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und Richter Ludwig XVI, von ihm den Grafentitel annahm. Er glaubte dadurch einen Beweis geben zu müssen, daß er in ihm den wirklichen Souverain des Landes anerkannte.

Ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, eben so beweglich und treulos als Carnot fest und zuverlässig war, Fouché, Herzog von Otranto, erhielt von Napoleon das Polizeiministerium. Diese Proteusnatur hatte die verschiedensten Gestalten angenommen, war Mönch, Jakobiner, Konventskommissarius und zuletzt einer der Großen des kaiserlichen Hofes gewesen. Fouché hatte für den Tod Ludwig XVI gestimmt, und der Kaiser es seiner Politik für angemessen gehalten, in seinem Ministerium, im Senat und Staatsrath einige Mitglieder der Partei zu besitzen, von welcher der neuen Ordnung der Dinge dieses blutige Pfand eines unauflöslichen Bundes mit ihr gegeben worden. Während der Schreckenszeit mit mancherlei Freveln befleckt, dann aber Robespierre verdächtig geworden, hatte Fouché nach dem Untergange dieses Demagogen sich immer zu denen gehalten, welche die Anarchie bekämpften, und sich vom 18 Brumaire an Napoleon angeschlossen, um unter ihm, wie so viele andere Jakobiner, die Früchte der Revo-

lution zu genießen, ohne deren Gefahren ausgesetzt zu sein. Zweimal von Napoleon wegen geheimer Ränke entlassen, hatte er doch immer seinen Titel, seine Reichthümer und einen gewissen Einfluß behalten. Fouché, mit allen Triebrädern der französischen Politik seit zwanzig Jahren, mit der Geschichte der hervorragenden Persönlichkeiten und der inneren Lage der Parteien wie wenige andere bekannt, war wegen seiner entschiedenen Gewissenslosigkeit zugleich so gefährlich, daß selbst Napoleon's furchtloser Sinn ihn gescheut, und obwohl er ihn haßte, verachtete, von sich entfernt hielt, ihn doch nie durch gewaltsame Maßregeln zur Verzweiflung zu bringen gewagt hatte. Fouché, der seine verwerflichen Eigenschaften durch keinen großartigen Zug in seinem Wesen, wie so manche seiner Zeitgenossen, einigermaßen aufwog, war, obgleich er Napoleon viel verdankte, im Stillen immer sein Feind gewesen, und hatte sich ihm nur gezwungen untergeordnet. Nach dessen erster Entsagung suchte er, sich auf seine genaue Kenntniß der französischen Zustände stützend, zwischen den Anhängern der Legitimität und der Revolution den Schiedsrichter zu spielen, den einen vor den anderen Besorgnisse einzuflößen, und jedem von ihnen zu verstehen zu geben, daß er die Mittel besitze, ihn vor den Anschlägen des Gegners zu schützen. Er gab eine Denkschrift heraus, worin er der Restauration, als einzigen Anker der Erhaltung die genaueste Uebereinstimmung mit der Revolution anrieth, was Fouché bei den Liberalen in den Ruf großen Patriotismus brachte, und bei den Royalisten noch die Meinung vermehrte, daß er die leitenden Fäden des Parteigewebes in seiner Hand hielt. Fouché war der oben erwähnten Militärverschwörung unter dem General Lefebvre-Desnouettes, die den Herzog von Orleans auf den Thron setzen wollte, nicht fremd gewesen, hatte aber, als er ihre ungenügenden Mittel erkannt, zu ihrer Vereitelung beigetragen. Als nach den ersten von Napoleon davon getragenen Vortheilen und dem beginnenden Abfall der Truppen Fouché begriff, daß eine Erneuerung des Kaiserreiches nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte, that er, um sich den Zugang zu Napoleon's Person frei zu halten, als wirke er in dessen Interesse, so daß der Polizeipräfekt Ludwig XVIII sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn erließ, während er den Hof zugleich benachrichtigte, er habe sich den Bonapartisten nur deshalb genähert, um sich ihrer Geheimnisse zu versichern. Kurz vor dem 20 März wußte er sich eine geheime Unterredung mit dem Grafen von Artois zu verschaffen, und diesen Prinzen nicht nur mit Bewunderung für

seine Talente, sondern selbst mit Vertrauen auf seine royalistischen Grundsätze zu erfüllen.

Napoleon, der von Fouché nicht Alles, besonders nicht aus dieser letzten Zeit aber genug wußte, um ihn mit Mißtrauen und Abneigung zu betrachten, nahm seine Dienste, obgleich mit innerem Widerstreben an, weil er die Geschicklichkeit und Erfahrung desselben nicht entbehren zu können glaubte, und weil Fouché nebst Carnot damals für das Haupt der revolutionairen Partei galt, auf die sich der Kaiser so lange zu stützen dachte, bis ihm seine Siege über das Ausland die Wiederherstellung des Absolutismus im Innern möglich gemacht haben würden Daß Fouché sich im Geheimen den Bourbonen genähert, daß er bei diesen je in Gunst kommen könnte, schien Napoleon, bei der Erinnerung an den Proceß Ludwig XVI, unmöglich zu sein. Der Kaiser hatte in seinem Leben, im Großen wie im Kleinen, mancherlei Veränderungen und Uebergänge gesehen, aber es muß zu seiner Ehre gesagt werden, daß ihm ein Charakter, wie der Fouché's, von jeder inneren Ueberzeugung, von jeder Anhänglichkeit an Personen und Ideen entblößt, fremd und selbst nicht ganz verständlich war, weshalb er auch von einem solchen getäuscht werden konnte. Napoleon war allerdings im höchsten Grade selbstsüchtig, aber es war dies die Selbstsucht eines Eroberers und Helden, der, indem er sich Alles unterordnet, sein eigenes Leben, sei es auf dem Schlachtfelde, oder Revolutionen und Verschwörungen gegenüber, ohne Bedenken aufzuopfern entschlossen ist.

Fouché, obgleich immer zum Abfall je nach den Umständen bereit, hielt jedoch in den ersten Wochen nach Napoleon's Ankunft mit seinen Ränken etwas zurück. Auch er war von der Leichtigkeit, mit der die Bourbonen gestürzt worden, geblendet, und wie Carnot eine Zeit lang geneigt, an die Wiederkehr des napoleon'schen Glückssternes zu glauben. Als er aber die geringe kriegerische Regsamkeit des Volkes für den Kaiser gewahr wurde, und von den Beschlüssen des Wiener Kongresses hörte, besonders aber, als er merkte, daß der sonst so entschiedene und entschlossene Geist Napoleon's zwischen entgegengesetzten Ideen, zwischen Autokratie und Konstitutionalismus, schwankte, da sah Fouché's scharfer und geübter Blick eine zweite Entsagung und eine zweite Restauration voraus, und er richtete demgemäß sein Verhalten ein. Ein Napoleon, der, anstatt die gesammte Jugend des Landes unter die Waffen zu bringen, sich mit halben Maßregeln begnügte, über Verfas-

sung und Preßfreiheit berathschlagte, mehr ermahnte als befahl, mehr drohte als strafte, war in seinen Augen verloren. Von diesem Augenblick an unterhandelte er nicht nur im Geheimen mit Ludwig XVIII, mit Wellington, mit Metternich, um auf alle Fälle sicher zu gehen, sondern er arbeitete Napoleon auch im Innern entgegen, täuschte denselben durch falsche Berichte über die Stimmung des Volkes, die er bald zu günstig, bald zu ungünstig für die kaiserliche Sache darstellte, machte die revolutionaire Partei auf die Schwäche Napoleon's aufmerksam, entmuthigte dessen Anhänger und höhlte den Boden unter demselben so aus, daß er bei dem ersten unglücklichen Schlage zusammenbrechen mußte.

Napoleon hatte, von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, seine frühere Stellung in Frankreich wiederzugewinnen, Elba ohne lange Vorausberechnung und sorgfältige Erwägung der Verhältnisse verlassen. Die Leidenschaft, um jeden Preis wieder zu herrschen, riß ihn fort. Er hoffte auf die Begeisterung des Heeres für ihn, und die Abneigung des Volkes gegen die Bourbonen. Ueber die Soldaten hatte er sich nicht geirrt. Seine Erwartungen in dieser Beziehung konnten sogar übertroffen sein. Aber mit der Nation war eine, in Betracht der kurzen Zeit große, nur unter Franzosen mögliche Umwandlung vorgegangen. Napoleon war nur elf Monate von Frankreich entfernt gewesen, und doch fand er Alles anders, als er es verlassen hatte. Die von Ludwig XVIII verliehene Verfassung, das Erwachen der parlamentarischen Diskussion, die Polemik der Parteien, die frei gewordene Betrachtung über Vergangenheit und Gegenwart, hatten eine Unabhängigkeit des Urtheiles und Willens hervorgebracht, von der unter dem Kaiserreiche das äußerste Gegentheil stattgefunden. Napoleon, der im Einzelnen sehr oft, wo die Macht nicht anwendbar war, seine Zuflucht zu den Künsten der Täuschung und des Truges nahm, ist jedoch im Ganzen ein von der Güte und Richtigkeit seines Systems überzeugter Selbstherrscher gewesen. Seine geistige Ueberlegenheit, die Umstände, unter denen er sich erhob, das Glück, das ihn so lange begleitete, hatten ihn überredet, daß das französische Volk, indem es ihn auf den Thron setzte, sich nur die Rolle des Gehorsams vorbehalten, und ihm allein das Recht, für dasselbe zu denken und zu handeln, verliehen habe. Als er nun während der hundert Tage aus allen Theilen des Landes den einstimmigen Ruf nach Volksvertretung, Preßfreiheit, konstitutionellen Garantien ver-

nahm, war er innerlich erstaunt, obwohl er äußerlich zustimmte, und hielt diese Richtung des öffentlichen Geistes für eine Krankheit, die während seiner Abwesenheit entstanden, und deren Heilung er, aber erst, wenn seine Verhältnisse zum Auslande geregelt sein würden, zu unternehmen sich vorbehielt. In seinem naiven Despotismus brach er einmal bei einer gewissen Gelegenheit gegen seine Vertrauten in die Worte aus: „Wie mir die Bourbonen Frankreich zugerichtet haben! Es wird mir viele Mühe kosten, es wieder auf die rechte Bahn zu bringen!" —

Dieser Widerspruch zwischen der Natur Napoleon's, die gewohnt gewesen war, sich immer nach ihren eigenen Eingebungen zu entscheiden, und der Nothwendigkeit, jetzt auf die Konstitutionellen und Republikaner Rücksicht nehmen zu müssen, die ihn überall beschränkend in den Weg traten, lähmte nicht nur die militairischen Vertheidigungsmaßregeln, die er traf, sondern drückte selbst seinen großen Charakter nieder, und erlaubte ihm nicht, seine ganze Kraft zu entwickeln. In seinem eigenen Ministerium stieß er zuweilen auf Widerstand gegen seine Anordnungen, noch öfter auf Lauigkeit in der Ausführung. Einige seiner Minister, wie Cambacerès, einst sein Gefährte im Konsulat, Caulaincourt, den er bei der Verhaftung des Herzoges von Enghien gebraucht, und mehrere andere, die er mit Reichthümern und Würden überhäuft, hatten sich ihm aus Dankbarkeit wieder angeschlossen, aber sie waren nicht mehr wie früher von einer blinden Zuversicht auf sein Glück und seine Macht erfüllt. Sein erster Sturz hatte einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen. Fouché war ihm im höchsten Grade verdächtig, und doch mußte er seine Gegenwart ertragen, seine Meinungen anhören, und konnte ihn nur wenig beaufsichtigen, weil er ohnedies auf allen Seiten zu thun hatte. Er ahnte die dunkeln und geheimen Minen, die der Herzog von Otranto gegen ihn anlegte, ohne sie hindern oder ihnen entgegenarbeiten zu können. Carnot setzte die Freiheit der Presse durch, die schonungslos gegen Napoleon auftrat, und im Ganzen im republikanischen, hier und da im legitimistischen Sinne geleitet wurde, aber, mit Ausnahme einiger officiellen Blätter, nirgends bonapartistisch war. Man wollte ihn zwingen, die Konfiskation und Sequestration aufzuheben, so daß seine ausgewanderten und flüchtigen Feinde ihre Einkünfte hätten beziehen und gegen ihn anwenden können. „Bin ich nicht mehr Kaiser?" — sagte er eines Tages zu Carnot. „Ja, Sire, aber mit einer Konstitution!" — war die Antwort. „Man

kennt den alten Arm des Kaisers nicht mehr!“ — rief er zuweilen ungeduldig aus.

Zu diesen großen Verlegenheiten und Hindernissen im Innern kamen noch die drohenden Erklärungen des Wiener Kongresses, die Napoleon einen Kampf ohne Möglichkeit eines Vergleiches ankündigten, und ihm keinen anderen Ausweg als vollständigen Sieg oder gänzlichen Untergang ließen. Man hatte dort schon am 5 März seine Abfahrt von Elba erfahren, ohne zu wissen, wohin er seinen Lauf genommen. Erst drei Tage nachher ward seine Landung an der Küste der Provence bekannt. Dieses Ereigniß war unter die versammelten Souveraine und Diplomaten wie ein Donnerschlag gefallen. Man war in Wien sogleich von der Bedeutung dieser Rückkehr Napoleon's und ihrer Gefahr für Europa durchdrungen, und zu den schnellsten und kräftigsten Anstalten zu seiner Bekämpfung entschlossen gewesen. Alle etwa noch bestehenden Meinungsverschiedenheiten und Uneinigkeiten hatten aufgehört, und dem einen großen Gefühl des engsten Anschlusses gegen ihn Platz gemacht. Nach allen Hauptstädten flogen Eilboten mit dem Befehl zu kriegerischen Rüstungen und Vorkehrungen. Nie hat wohl sonst ein Mensch eine solche Bewegung in der Welt veranlaßt.

Bereits am 13 März erließen die acht Mächte, die den ersten Pariser Frieden unterzeichnet, eine Erklärung, worin Napoleon als der allgemeine Feind und unverbesserliche Störer des Friedens bezeichnet, außerhalb des Schutzes der Gesetze gestellt, den öffentlichen Strafgesetzen preisgegeben, und dem Könige von Frankreich der nachdrücklichste Beistand gegen ihn zugesichert wurde. Es war dies eine Achtserklärung in bester Form, wie sie wohl früher von Fürsten gegen aufrührische Unterthanen, oder von souverainen Versammlungen, wie das englische Parlament und der französische Konvent, gegen Kronprätendenten oder politische Gegner, wie sie aber nie gegen einen fremden und unabhängigen Machthaber ergangen war. Ein solcher war aber Napoleon auch nach dem Traktat von Fontainebleau geblieben. Elba war ihm mit allen Souverainetätsrechten überlassen worden, und es stand ihm nach dem Völkerrecht unzweifelhaft die Befugniß der Kriegführung zu. Nur Ludwig XVIII konnte ihn als einen Rebellen ansehen und behandeln lassen. Die übrigen Mächte hatten ihn, mit Ausnahme Englands, als Kaiser, und auch dieses im Frieden von Amiens als Oberhaupt der französischen Regierung anerkannt. Einen solchen Mann, der von der Hand des Pabstes gesalbt, der Schwiegersohn des

Kaisers von Oesterreich geworden, der unter den gegen ihn jetzt verbündeten Fürsten Bewunderer, selbst Freunde und mehr wie einen Schützling gezählt, als einen Banditenchef hinzustellen, blos weil er besiegt worden und das Verlorene wieder gewinnen wollte, war moralisch eben so unwürdig als politisch unklug, und nicht geeignet, die Achtung vor der monarchischen Würde unter den Völkern zu vergrößern. Denn man mochte sich stellen wie man wollte, mit Ausnahme der Abkömmlinge Ludwig XIV, mußten die übrigen Mächte Napoleon als einen gefallenen Souverain ansehen, den sie bekämpfen, nach seiner Besiegung zu ihrem Gefangenen nach Kriegsgebrauch machen, zu dessen Vertilgung durch alle möglichen Mittel sie aber nicht, ohne sich selbst herabzusetzen, auffordern durften. Jene die Vorschriften der Gesittung und den Geist der Zeit verletzende Achtserklärung bewies nur, welchen Haß und welche Furcht Napoleon in den Herzen der Fürsten zurückgelassen hatte, die früher so oft von ihm besiegt und gedemüthigt worden. Durch die Uebertreibung und Gewaltsamkeit, die in dieser Maßregel lag, wollte man die Möglichkeit eines Vergleiches mit dem wiedererstandenen Gegner von vorn herein entfernen, seine Anhänger schrecken, und die Begeisterung der Völker gegen ihn steigern.

Die Leichtigkeit, mit welcher sich Napoleon 1815 des Thrones bemächtigte, hatte auf den Kongreß großen Eindruck gemacht, und manche der dort versammelten Fürsten und Minister waren geneigt die Bourbonen der Unvereinbarkeit mit Frankreich anzuklagen, und nur gegen Napoleon, aber nicht für ihre Wiederherstellung, zu den Waffen zu greifen. Der englische Bevollmächtigte gab sogar in diesem Sinne eine bestimmte Erklärung ab. Es tauchte auch hier und da der Gedanke an eine Theilung Frankreichs auf. Es gelang Talleyrand indessen ohne viele Mühe, die Nothwendigkeit der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII und der Erhaltung des französischen Volkes als eines Ganzen nachzuweisen. Eine Theilung Frankreichs hätte wohl einzelnen deutschen Fürsten gefallen können, die sich dadurch vergrößert oder entschädigt haben würden, aber nie die Zustimmung Englands und Rußlands erlangt. Selbst wenn sie im Augenblick möglich gewesen, würde sie nicht von Dauer geblieben sein. Die Bourbonen zu umgehen war fast eben so schwierig, da man das Princip der Legitimität als die Grundlage des öffentlichen Rechts in Europa proklamirt hatte, und dessen Verletzung in einem so entscheidenden Falle Alles in Frage gestellt haben würde.

Am 25 März unterzeichneten Oesterreich, Preußen, Rußland und England ein Bündniß, auf den Vertrag von Chaumont (1 März 1814) gestützt, worin sie sich anheischig machten, den ersten Pariser Frieden und die Bestimmungen des Wiener Kongresses aufrecht zu erhalten, und zu diesem Zweck jede der drei Landmächte ein Heer von 150,000 Mann aufzustellen, England aber was zu diesem Kontingent auf seiner Seite fehlen sollte, durch Geld zu ersetzen. Ganz Europa, von St. Petersburg bis Madrid, war bereit sich gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Man fühlte allgemein, daß es einen Entscheidungskampf galt, der mit der äußersten Anstrengung ausgefochten werden müsse.

Napoleon's ganzes Verhalten in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr von Elba beweist, daß er eine solche Einmüthigkeit gegen ihn nicht erwartet hatte. Einmal hatte er geglaubt, daß der Wiener Kongreß seiner Auflösung nahe sei, anstatt noch zehn Wochen zusammenzubleiben, und dann, daß die einzelnen Mächte sich nicht so schnell und entschieden gegen ihn verbinden würden. Er hatte auf seinem Zuge nach Paris und nach seiner Ankunft daselbst überall zu verstehen gegeben, daß er in geheimem Einverständniß mit Oesterreich handle, das ihm nächstens seine Gemalin und seinen Sohn wiedergeben werde, daß kein europäischer Bund gegen ihn bestehe, und demnach kein Angriff des Auslandes zu erwarten sei. Um diese Täuschung fortzusetzen, hatte er sogar an der Grenze Alles zu einem Empfange der Kaiserin Marie Luise und des Königs von Rom vorbereiten lassen. Er trat in jener ersten Zeit nach seiner Rückkehr bei jeder Gelegenheit mit der Erklärung auf, daß er allen Eroberungsplänen entsagt habe, sich fortan nur mit dem inneren Glück Frankreichs beschäftigen wolle, und in diesem Werk von den fremden Mächten nicht gestört werden würde. Da er aber selbst am besten wußte, wie falsch solches Vorgeben war, so mußte er gleichwohl sich zum Kriege rüsten, konnte dies aber nicht mit der nöthigen Kraft und Oeffentlichkeit thun, weil dies seinen friedlichen Versicherungen zu sehr widersprochen haben würde. Diese doppelte Rolle, die er spielte, verlieh nicht nur seiner ganzen Lage etwas Schiefes und Halbes, sondern schwächte in ihm selbst den Muth zu großen Entschließungen, und ließ ihn über unerfüllbaren Erwartungen eine kostbare Zeit verlieren.

Eine Zeit lang hatte Napoleon die Kenntniß von den Erklärungen und Beschlüssen des Wiener Kongresses gegen ihn den Massen in

Frankreich zu entziehen gewußt. Als dies endlich unmöglich geworden, und er, da seine Eröffnungen von den fremden Mächten unerwiedert blieben, seine Eilboten an den Grenzen zurückgewiesen wurden, die Wahrheit nicht länger verhehlen konnte, so erschrak die Nation um so mehr über den sie von allen Seiten her bedrohenden Sturm, je weniger sie durch Napoleon's Schuld auf den Ausbruch desselben vorbereitet war. Dieses Spiel der Täuschung war mehr eines Komödianten als eines Heros würdig. Napoleon mußte, da er wohl voraussetzen konnte, daß seine Feinde seine zweite Herrschaft noch weniger als die erste ruhig anerkennen würden, gleich nach seiner Ankunft in Paris die Begeisterung der Einen, den Schrecken der Anderen, die Ueberraschung Aller dazu benutzen, um bis nach erlangtem Frieden eine militairische Diktatur an sich zu reißen, eine allgemeine Bewaffnung anzuordnen, wozu die Mittel vorhanden waren, und anstatt den Angriff des Auslandes zu erwarten, demselben zuvorkommen, und viel eher, als er es gethan, an der Grenze erscheinen. Die Verbreitung falscher Friedenshoffnungen unter einem Volke, das man zu einem Kampfe auf Leben und Tod führen wollte, und Berathungen über Verfassungsentwürfe waren sehr ungeeignete Vorkehrungen von Seiten eines Mannes, der gegen den Willen von ganz Europa einen schon einmal verlorenen Thron behaupten wollte. Er der sonst immer das Nothwendige augenblicklich erkannt nnd blitzschnell ausgeführt hatte, zeigte sich gerade in der gefährlichsten Lage seines Lebens zögernd und unentschlossen. Es ist aber keiner menschlichen Kraft, so groß sie auch sein mag, gegeben, durchaus widerstrebender Situationen Herr zu werden, und Napoleon war während der hundert Tage in diesem Fall.

Während Napoleon von dem tödtlichen Hasse der großen Mächte bedroht war, und in Frankreich nicht die begeisterte Unterstützung fand, auf die er gerechnet hatte, verlor er den einzigen Bundesgenossen, den er damals besaß. Joachim Murat, König von Neapel, war von Napoleon's Absicht nach Frankreich zurückzukehren, von Elba aus unterrichtet worden. Er sah dies Unternehmen als sein eigenes an, und machte von dessen Gelingen seine Erhaltung abhängig, denn er wußte, daß auf dem Wiener Kongreß sein Untergang beschlossen war. In der That hatte sich ein französisches Heer in Savoyen zu versammeln angefangen, das, sobald es die nöthige Stärke erreicht haben würde, Murat zu Lande angreifen, während sich der vertriebene König Ferdinand mit englischer Hülfe von Sicilien aus gegen ihn in Bewegung

setzen sollte. In Kalabrien glimmte das Feuer unter der Asche und war Alles zum Aufstande gegen den ausländischen König bereit. Oesterreich hatte Murat zwar anerkannt; aber nicht zu vertheidigen versprochen, und von England war im vorigen Jahre nur ein Waffenstillstand mit ihm abgeschlossen worden, so daß es die Hände gegen ihn frei hatte. Ohne eine Veränderung in der Lage Europa's war der König von Neapel verloren, und deshalb von ihm so begierig auf Napoleon's Eröffnungen eingegangen worden. Er hatte sich den letzten Winter über auf den Krieg vorbereitet. Sein Heer war vollzählig, sein Schatz hinlänglich versehen. Seine eigenen Hülfsmittel hätten allerdings unzureichend erscheinen können. Aber er rechnete auf die Unzufriedenheit der Italiener mit den ihnen wieder aufgedrungenen Regierungen in Rom, Modena, Turin, und auf die gereizte Stimmung in der Bevölkerung des lombardisch-venetianischen Königreiches, wo das meiste Nationalgefühl lebte, und die fremde Herrschaft unter den mittleren Klassen durchgängig, aber auch in einem Theile der höheren und niederen mit äußerster Ungeduld ertragen wurde. Murat glaubte, daß wenn er an der Spitze eines regelmäßigen Heeres sich dem italienischen Volke zum Befreier anbot, die vielen alten, in den napoleonschen Kriegen ausgebildeten und jetzt entlassenen Soldaten ihm zuströmen, und die Massen mit sich fortreißen würden. Das Unternehmen war schwierig, und das Gelingen zweifelhaft. Aber Murat's Ueberschätzung seiner Streitkräfte und seine Ungeduld es zu einer Entscheidung zu bringen, veranlaßte ihn zu einer zu frühen Schilderhebung, ehe Napoleon noch selbst zum Kampf gerüstet war, wodurch er die ohne dies geringen Aussichten auf Erfolg vollends verlor.

Auch Murat hatte, wie Napoleon, große Hoffnungen auf die angeblich auf dem Wiener Kongreß herrschende Uneinigkeit gegründet. Um einen Vorwand zu militairischen Operationen zu haben, verlangte er von Oesterreich die Erlaubniß zum Durchmarsch durch Oberitalien, um die in Savoyen stehenden Truppen Ludwig XVIII anzugreifen, deren Bestimmung gegen ihn er kannte. Zu diesem Korps gehörte das Regiment, das unter Labedoyere nicht lange darauf bei Grenoble zu Napoleon übergehen sollte. Als Murat seines Schwagers Landung in Frankreich erfahren, brach er, selbst bevor dieser noch in Paris angekommen, los. Er theilte seine Streitkräfte in zwei Abtheilungen. Zwölftausend Neapolitaner besetzten Rom, das der Pabst verlassen hatte, und mit dreißigtausend Mann rückte Murat selbst gegen Ankona vor.

Die österreichische Macht war der seinigen bei weitem überlegen. Der österreichische Obergeneral Frimont stand mit 60,000 Mann am Po, und General Nugent hatte einen Theil von Toskana besetzt. Am 30 März erließ der König von Neapel von Rimini aus eine Proklamation an die Völker Italiens, worin er sie zur Ergreifung der Waffen, um die Unabhängigkeit und Einheit ihres Landes zu erkämpfen, aufforderte, und ihnen zur Erringung dieses Preises sein Schwerdt anbot.

Der Theil des neapolitanischen Heeres, den Murat selbst befehligte, schlug die Oesterreicher bei Bologna, wobei er sich, wie immer, durch seine persönliche Tapferkeit hervorthat. Er nahm Modena ein, dessen Herzog die Flucht ergriff. Aber während er selbst gegen Norden vordrang, wurde sein zweites Korps von den Oesterreichern unter Neipperg aufgehalten, und befand sich von ihm durch einen weiten Zwischenraum getrennt. Er befahl diesen Truppen Florenz zu verlassen, und sich mit ihm bei Ankona zu vereinigen, wohin er sich selbst von Bologna zurückzuziehen beschloß. Aber die Erhebung der Bevölkerung gegen die Oesterreicher, auf welche der König von Neapel gerechnet, erfolgte nirgends. Einige hundert junge Leute aus den gebildeten Klassen, meist Studirende, waren allein seinem Rufe gefolgt. Er gewahrte, daß er unter solchen Umständen zu schwach war, um den Oesterreichern zu widerstehen, und wollte sich den Grenzen seines Reiches nähern, um dort Verstärkungen heranzuziehen. In Macerata fand er die zweite Abtheilung seines Heeres, die er aus Toskana herbeigerufen. Aber auch die österreichischen Generale Bianchi und Neipperg hatten sich vereinigt, und folgten ihm auf dem Fuße. Bei Macerata wandte sich Murat gegen den Feind, und drängte ihn bis Tolentino zurück. Hier kam es am 2 Mai zu einer Schlacht, die unentschieden blieb. Murat gedachte den Kampf am anderen Tage zu erneuern, als plötzlich zwei Eilboten in seinem Lager eintrafen, von den der erste ihm die Nachricht von einem allgemeinen Aufstande in Kalabrien zu Gunsten des Königs Ferdinand, der andere aber die von der Niederlage seiner Reserven bei Introdocco durch die Oesterreicher, und der bedenklichen Stimmung der Hauptstadt brachte, wo die unteren Klassen das Beispiel Kalabriens nachzuahmen sich anschickten. Seine Familie und Krone in Gefahr sehend, trat er sogleich den Rückzug an. Die Oesterreicher, an Zahl sehr überlegen, drängten ihn auf allen Seiten. Er that auch hier alles Mögliche, um den Feind aufzuhalten, und war überall in den vordersten Reihen und auf den gefährlichsten

Punkten zu sehen. Aber sein Heer, durch den nächtlichen Marsch in Verwirrung gesetzt, überall von überlegenen Kräften angegriffen, löste sich am am anderen Tage so auf, daß er nirgends mehr Stand halten konnte. Als er auf der Grenze seiner Staaten ankam, war er nur noch von seinem Generalstabe und einiger Reiterei umgeben, die sich in den folgenden Tagen ebenfalls zerstreute,

Während Murat sich noch mit der Hoffnung trug, durch seine persönliche Gegenwart neue Streitkräfte zu sammeln, war sein Schicksal schon entschieden. Die Besatzung der Festung Kapua, auf die er sich besonders verlassen, 6000 Mann stark, empörte sich gegen ihre Officiere, zerstreute sich in der Umgegend, und verbreitete ihre Zuchtlosigkeit und Entmuthigung unter den Truppen, welche noch die Hauptstadt und deren Forts inne hatten. Eine englische Flotte unter dem Commodor Campbell erschien vor Neapel, verlangte die Auslieferung der Schiffe und des Arsenals, und drohte im Weigerungsfalle die Stadt zu bombardiren. Die Lazzaronen waren zum Aufstande bereit. Um dieselbe Zeit kam Murat, nur von wenigen Getreuen begleitet, in dem Lustschlosse Kaserta an, wo er diese traurigen Nachrichten empfing. Er beauftragte die Generale Carascosa und Coletta mit den Oesterreichern über die Uebergabe der Hauptstadt zu unterhandeln. Am Abend traf er selbst in Neapel ein, wo er seine Gemalin bereit fand, sich mit ihren Kindern an Bord eines englischen Schiffes zu begeben, um nach Triest gebracht zu werden. Nach einem schmerzlichen Abschied von dieser Frau, die ihm vergeblich von seinem Unternehmen abgerathen hatte, jetzt aber dessen Folgen mit großer Seelenstärke ertrug und ihn aufzurichten suchte, verließ er am andern Morgen verkleidet und nur mit zwei Gefährten den Pallast und die Stadt, wo er sieben Jahre lang als König gewaltet hatte. Er irrte am Strande von Puzzuoli umher, bis er eine Barke fand, die ihn nach der Insel Ischia brachte. Dort wurde er von einigen treuen Anhängern erreicht, und vernahm die Nachricht von dem Einzuge der Oesterreicher in Neapel. Er segelte nach Frankreich und landete am 28 Mai an derselben Stelle, wie Napoleon zwölf Wochen vorher, so als hätte er in jeder Beziehung in dessen Fußtapfen treten wollen.

Murat wagte es nicht, in Erinnerung seines Abfalles von seinem Schwager und Wohlthäter im vorigen Jahre, sich ohne weiteres nach Paris zu begeben, sondern schrieb an Fouché, um durch diesen Napoleon seine Dienste anbieten zu lassen. Napoleon, der sich eben zum

Kampfe vorbereitete, und wohl wußte, welchen Werth der ehemalige König von Neapel für ihn auf dem Schlachtfelde und besonders an der Spitze der Reiterei haben konnte, verwarf unerklärbarer Weise Murat's Anerbietungen, der gezwungen war, während der großen Ereignisse, die sich bald zutragen sollten, müßig und unter einem angenommenen Namen in der Nähe von Toulon zu leben. Napoleon, sei es daß er gegen seinen Schwager, ungeachtet der in Elba angeknüpften Verbindung, noch von Zorn erfüllt war, oder was das Wahrscheinlichere ist, die Berührung mit dessen Unglück scheute, und nicht einen eben entthronten König in seiner Nähe haben wollte, handelte in diesem Falle seinem eigenen Vortheil entgegen. Denn Murat, in dem Entscheidungskampfe bei Waterloo die französische Kavallerie führend, würde der Schlacht vielleicht eine andere Wendung gegeben haben, wie Napoleon später selbst gestanden hat. Es wird zur geeigneten Zeit Murat's persönlichen Ausgangs gedacht werden.

Um dieselbe Zeit, wo Murat, in der Hoffnung, die Krone Italiens auf sein Haupt zu setzen, an der Spitze einer glänzenden Armee den Krieg begann, der so unglücklich für ihn endigen sollte, kam Ludwig XVIII, aus seinem Lande vertrieben, mit kleinem Gefolge und einigen Freiwilligen seiner Garde in Gent an. Sein vertrautester Günstling, der Graf und nachmalige Herzog von Blacas, von ihm 1814 zum Minister des königlichen Hauses ernannt, begleitete ihn und machte sein ganzes Kabinet aus. Erst später fanden sich einige seiner Minister ein, um auch während seiner Verbannung der Form nach eine Regierung zu bilden. Blacas, aus einer altadligen, aber wenig ausgezeichneten Familie der Provence stammend, und der noch sehr jung beim Ausbruch der Revolution ausgewandert, war schon in Verona, wo Ludwig XVIII den Tod seines Neffen erfuhr und von den Royalisten als der rechtmäßige Herrscher anerkannt wurde, in dessen Nähe gewesen, hatte später alle Glückswechsel mit ihm getheilt, und war ihm unentbehrlich geworden. Blacas stand unter allen Umgebungen des Königs dem veränderten Geiste der Zeit und den Ueberzeugungen und Bedürfnissen des neuen Frankreichs am fernsten da. Er that nicht nur so, sondern er glaubte wirklich, daß die Epoche der französischen Geschichte von 1789 bis 1814 ohne Berechtigung und Verbindlichkeit für die zurückgekehrten Bourbonen, und überhaupt so gut wie nicht vorhanden gewesen. Für ihn war Frankreich gewissermaßen nur in der Person des Königs und seiner Familie enthalten,

und die Republik und das Kaiserreich galten in seinen Augen für eine lange Empörung, die endlich besiegt worden. Er hatte, sich dem Willen seines Gebieters unterordnend, die neuen Zustände und die konstitutionelle Charte äußerlich anerkannt, aber in der Hoffnung, daß sie nur den Uebergang zu der Wiederherstellung der alten Monarchie bilden würden. Obgleich ohne Einfluß auf den Gang der Regierung im Großen und Ganzen, hatte er, da er immer in der Nähe des Königs war, in vielen einzelnen Fällen zu den ungeeigneten und verkehrten Maßregeln beigetragen, durch die ein großer Theil der Nation gegen die Restauration eingenommen, und die Rückkehr Napoleon's erleichtert worden war. Blacas war aber nicht nur seiner Grundsätze wegen der liberalen Partei, sondern auch den gemäßigten Royalisten, die ihm die Unpopularität der Bourbonen zuschrieben, verhaßt geworden, und selbst am Hofe und in der königlichen Familie wenig geliebt, da er stolz auf seine Gunst nach Niemand fragte, und sich nur dem Könige unterordnete.

Die Mitglieder der königlichen Familie hatten, mit Ausnahme zweier bejahrten Prinzessinnen, der Wittwe des in der Revolution umgekommenen Herzogs von Orleans und der Herzogin von Bourbon, Frankreich verlassen müssen. Der Graf von Artois und der Herzog von Berry waren Ludwig XVIII nach Gent gefolgt. Der Herzog von Angouleme, der sich eine Zeit lang gegen die napoleonschen Streitkräfte zu behaupten gesucht, war, zuletzt von den meisten seiner Truppen verlassen, genöthigt worden, sich im Hafen von Cette nach Spanien einzuschiffen Er ging nach Madrid, um von dort aus bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder in den Gegenden zwischen der Garonne und Rhone erscheinen zu können, wo die Bourbonen namentlich in den größeren Städten, viele Anhänger besaßen. Die Herzogin von Angouleme, die, nach der Abreise ihres Gemahls zur Uebernahme des Oberbefehls über die im Süden gegen Napoleon versammelten Truppen, allein in Bordeaux zurückgeblieben, um die Garnison in der Treue gegen den König zu erhalten, war durch deren Abfall ebenfalls zur Einschiffung gezwungen worden. Sie begab sich nach London, von wo sie nach Gent ging. Der Herzog und die Herzogin von Angouleme haben unter allen Mitgliedern ihres Hauses in jener Epoche den meisten persönlichen Muth gezeigt. Der Herzog von Bourbon, der von seiner Sendung nach der Bretagne unverrichteter Sache zurückgekommen, hatte sich mit seinem Vater, dem hoch-

bejahrten Prinzen von Condé, nach Brüssel zurückgezogen. Der Herzog von Orleans war nach England gegangen, wo er bis zu Napoleon's Sturz blieb. Er fürchtete, daß er, wenn er sich in die Nähe Ludwig XVIII begab, gezwungen werden könnte, an dem Kriege einen thätigen Antheil zu nehmen, und die Waffen gegen Frankreich zu tragen, was er um jeden Preis vermeiden wollte. Es war offenbar, daß ihm viel daran lag, in den Augen der Nation nicht mit seinen Verwandten der älteren Linie verwechselt zu werden, um sich und seinen Söhnen nicht gewisse Aussichten und Möglichkeiten zu benehmen. Sein Benehmen war, wie immer, mehr vorsichtig und klug, als treu und offen.

Aber das alte Königshaus war nicht nur wieder aus Frankreich verbannt, sondern auch der einzige, von einem Theile der Bevölkerung ausgehende Versuch zu seiner Wiedereinsetzung wurde im Entstehen erstickt. Die Truppen waren entweder überall sogleich zu dem Kaiser übergegangen, oder hatten, wie unter dem Herzog von Angouleme, den Widerstand einzelner treu gebliebener Generale nicht lange unterstützt. In nicht wenigen Gegenden war das Landvolk, der vielen Kriege und unaufhörlichen Aushebungen müde, der Rückkehr Napoleon's durchaus nicht hold, hatte sich ihm aber, von dem Beispiel der Soldaten verführt und an die Unterwerfung unter die von Paris ausgehenden Anordnungen gewöhnt, willenlos hingegeben.

In der Vendée allein, wo die großen Kämpfe gegen den Konvent damals noch in frischem Andenken standen, erhob sich auf den Ruf eines der populairen Namen des Landes, das Volk zu Gunsten Ludwig XVIII. Dort erschien plötzlich, aus Gent, wohin er den König begleitet, zurückgekehrt, Ludwig de la Rochejacquelein, der Bruder des berühmten Heinrich de la Rochejacquelein, der im Jahre 1793 mit so großem Muth für die Sache der Monarchie gefochten, und in ihrem Dienst gefallen war. Von England aus mit Geld und Munition unterstützt, brachte Ludwig de la Rochejacquelein bald viele tausend Landleute zusammen, die ihm überall hin zu folgen entschlossen waren. Von Neuem ertönten, wie zwei und zwanzig Jahre vorher, in allen Kirchspielen die Sturmglocken, und auf allen Thürmen wurden die weißen Fahnen aufgezogen. Es gab einen Augenblick, wo de la Rochejacquelein sich schmeicheln durfte, mit vierzig bis funfzig tausend Mann gegen Paris aufbrechen zu können. Aber die Uneinigkeit unter den Führern, die schon im ersten Vendéekriege so verderblich gewirkt, und

Fouché's Ränke vereitelten die Ausführung des kühn begonnenen Unternehmens. Der Herzog von Otranto hatte, in seiner Eigenschaft als Polizeiminister mit der Stimmung aller Landestheile bekannt, die Vendée seit Napoleon's Rückkehr nicht aus den Augen verloren. Er wünschte dort, wie überall, einzelne Versuche die Ruhe zu stören, um sich aus deren Vereitelung bei Napoleon ein Verdienst zu machen, aber keine massenhafte Erhebung, die dem Kaiser ernste Verlegenheiten hätte bereiten können. Es lag nicht in seinem Plan, die Bourbonen durch ihre Anhänger wieder eingesetzt zu sehen. Seine Absicht war, die Parteien gegen einander in Aufregung zu erhalten, es aber zu keinem großen Konflikt kommen zu lassen, um Ludwig XVIII, nach der Besiegung Napoleon's durch die verbündeten Mächte, die er voraussah, ein so viel als möglich uneiniges und zerrissenes Frankreich zu übergeben, und sich, als den der es allein beruhigen und aussöhnen könne, unentbehrlich zu machen. Als Fouché von dem Aufstande in der Vendée hörte, gewann er mehre der royalistischen Häuptlinge für die Meinung, daß dieser Versuch nur das Unglück jener Gegenden, ohne Vortheil für den König, nach sich ziehen werde, dessen Sache in den großen an der Grenze zu erwartenden Kämpfen entschieden werden müsse. Napoleon werde immer noch Zeit genug haben, ehe die Würfel in Belgien gefallen, den Aufstand zu bezwingen, und sich für denselben an der Bevölkerung zu rächen. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Die unter den vendéeischen Anführern vorhandene Eifersucht auf einander nahm überhand. Viele unter ihnen versagten de la Rochejacquelein den Gehorsam, und verfuhren nach eigenem Ermessen. Die bewaffneten Bauern, welche der Uneinigkeit und Zögerung ihrer Führer gewahr wurden, verloren den Muth oder glaubten an Verrath und verliefen sich. Der General Lamarque, dem Napoleon den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in den Departements an der Loire übergeben, bewies große Kraft und Klugheit. Ludwig de la Rochejacquelein, der die Hoffnung auf Erfolg nicht verloren, und durch sein Beispiel die Bevölkerung von Neuem entflammen wollte, wagte einen Angriff auf den viel stärkeren Feind, und fiel seines Namens würdig an der Spitze der ihm treu gebliebenen Schaaren. Bald nach ihm kam einer der ersten Anführer aus der Zeit des großen Vendéekrieges, Suzannet, ein Verwandter de la Rochejacquelein's, und außerdem ein Neffe des berühmten Charette um, worauf sich Alles zerstreute und unterwarf. Gegen Ende des Monats Mai war der Aufstand, und mit ihm

der einzige Versuch einer nationalen Erhebung für die Bourbonen erloschen.

So lange noch die betäubende Wirkung von Napoleon's Wiederkehr fortdauerte, die Beschlüsse des Wiener Kongresses und die Rüstungen der Verbündeten in Frankreich unbekannt blieben, war Ludwig XVIII in Gent ziemlich verlassen gewesen. Obgleich ihm dieses zweite Exil, nachdem er einmal den Triumph seiner Hoffnungen erlebt, noch schmerzlicher als das erste fallen mußte, so verlor er doch nichts von der ihm gewöhnlichen Heiterkeit und Klarheit des Geistes, und sah der Lage der Dinge in Frankreich mit der Ueberzeugung eines endlichen Sieges seiner Sache zu. Als man bemerkte, daß es Napoleon nicht gelang, eine allgemeine Bewaffnung hervorzubringen, als man seine Bedenklichkeiten und Zögerungen gewahrte, und ihn von den Konstitutionellen überwacht und beschränkt sah, verbreitete sich in den aufgeklärten Klassen die Meinung, daß seine zweite Herrschaft nicht von Dauer sein werde. In Folge dessen kamen allmälig immer mehr Anhänger der Bourbonen oder auch solche, die nur diese Rolle in Hoffnung auf spätere Belohnung spielten, in Gent zusammen. Auch eine große Anzahl der aufgelösten Garden des Königs sammelten sich in der Nähe seiner Residenz, und wurde unter den Befehl des Herzogs von Berry und des Marschalls Marmont gestellt, der nebst Augereau und Talleyrand, von Napoleon geächtet war. Die ersten Publicisten Frankreichs, Chateaubriand, Bertin, Beugnot, Guizot vereinigten sich zur Herausgabe eines Journals: „le Moniteur de Gand“ genannt, worin die Principien der Legitimität, aber in Verbindung mit der von Ludwig XVIII verliehenen Verfassung gebracht, mit großem Talent vertheidigt wurden. Da Napoleon es nicht wagte, eine militärische Diktatur an sich zu reißen, überhaupt im Innern keine kräftigen Vertheidigungsmaßregeln gegen die ihm feindlichen Parteien traf, so verbreiteten sich die in Gent ausgesprochenen Meinungen durch ganz Frankreich, und gewannen dem Königthum immer mehr Anhang. Ludwig XVIII war in seiner Privatwohnung in Gent bald von mehr ausgezeichneten Namen, die militärischen ausgenommen, als Napoleon in den Tuileries umgeben. Aber mancherlei Meinungsverschiedenheiten und selbst Ränke schwächten den Einfluß der Ideen, die von Gent aus auf Frankreich übergingen. Die unverbesserliche Partei der Ultraroyalisten, den Grafen von Artois an der Spitze, arbeitete, so viel sie konnte, den freisinnigen Ueberzeugungen des Königs entgegen, und suchte ihm die Wie-

derherstellung des Absolutismus als den einzigen Anker des Heiles darzustellen. Seine Minister fanden sich deshalb zu einer von Chateaubriand verfaßten Erklärung an ihn veranlaßt, die zugleich als ein Manifest an die Nation gelten konnte, worin sie ihm zwar eine bis zum Tode gehende persönliche Treue gelobten, aber ihre Stellen aufgeben zu müssen drohten, wenn seine Politik nicht mit der Konstitution übereinstimmte. Aber Ludwig XVIII war, so sehr ihn auch seine zweite Verbannung und die Unterwerfung der großen Mehrheit des Volkes unter Napoleon verletzt haben mochte, zu aufgeklärt, um die Erneuerung einer unumschränkten Monarchie in Frankreich für möglich zu halten. Er versicherte im Gegentheil bei jeder Gelegenheit ein unverbrüchliches Festhalten an der von ihm 1814 eingeschlagenen Bahn.

5. Die Zusatzakte. — Maifeld. — Eröffnung der Kammern. — Schlachten von Ligny und Quatre-Bras. — Niederlage bei Waterloo. — Napoleon's zweite Abdankung.

Wenn schon in Gent, in der Nähe Ludwig XVIII, der sich auf die Hülfe des ganzen meist absolutistischen Europa verlassen konnte, über Verfassung und Freiheit als für Frankreich unentbehrliche Dinge verhandelt wurde, so war dies noch weit mehr in Paris, am Heerd der Revolution, und unter den Umgebungen Napoleon's der Fall. Die konstitutionnelle Charte Ludwig XVIII hatte in dieser Beziehung eine große Veränderung hervorgerufen, und die unter Napoleon's Regierung erstarrten politischen Ideen wieder in Fluß gebracht. Obgleich der Widerspruch zwischen einer Verfassung, die für Krone und Volk gleich verbindlich sein sollte, und einer Dynastie, die ein älteres Recht als diese Verfassung verlieh, für sich in Anspruch nahm, sich nicht ganz verhüllen ließ, so hatte sich die Nation während des ersten Jahres der Restauration thatsächlich im Besitz der Freiheit befunden, und, bei dem milden und friedlichen Charakter des alten Königshauses, die Vereinigung der Konstitution mit der Legitimität für möglich gehalten. Aber unter einem Napoleon, der die Republik zerstört, und, auf sein Schwert gestützt, sich zum unumschränkten Herrn Frankreichs gemacht, glaubte man nicht, sich mit den Zugeständnissen der Bourbonen begnügen zu können, sondern mehr Gewährleistungen gegen die Wiederkehr des Despotismus fordern zu müssen. Daher das Dringen auf Anerken-

nung der Volkssouverainetät von Seiten der Konstitutionellen und Republikaner, und das Verlangen nach einer Einberufung der Kammern.

In dem, kurz vor Napoleon's Einzug in Paris, auf Antrag des Deputirten Barrot, von der damaligen Volksvertretung gefaßten Beschlusse, den Krieg gegen ihn für einen nationalen zu erklären, ward als Grund angegeben, daß er die Principien von 1789 und die Rechte der Nation verletzt habe, und selbst Labedoyere und Ney glaubten ihren Abfall dadurch beschönigen zu müssen, daß sie vorgaben, die Freiheit sei von den Bourbonen bedroht gewesen. Napoleon, der diese Stimmung bei seiner Rückkehr vorfand, hielt es für nothwendig, ihr für den Augenblick nachzugeben, und das Volk durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen. Aber auf beiden Seiten täuschte man sich. Napoleon gelang es nicht mehr, ungeachtet des demokratischen Scheines, mit dem er sich umgab, die Massen zu einer allgemeinen Erhebung für ihn zu stimmen, und diese würden, wenn das Glück der Schlachten den Kaiser begünstigt hätte, sehr bald dessen Rückkehr zu dem früheren System gesehen haben. Für Napoleon war, seinen Charakter, die Art, wie er sich der Regierung bemächtigt und sie so lange ausgeübt hatte, in Betracht gezogen, eine beschränkte und getheilte Herrschaft eine Unmöglichkeit geworden, und er rief durch den Versuch ihrer Einführung nicht nur eine Menge von Hindernissen gegen sich hervor, sondern schwächte auch den Eindruck seiner persönlichen Größe. Die einzige Möglichkeit der Rettung für ihn wäre die Annahme einer militairischen Diktatur, ohne alle andere Dazwischenkunft, gewesen. Er hätte in diesem Fall seine ganze Aufmerksamkeit auf die Vorbereitungen zum Kriege richten können, während er so genöthigt war, zugleich an die Besiegung des Widerstandes im Innern zu denken. Die in den höheren und mittleren Klassen vorhandene moralische Opposition gegen ihn wäre nicht zu einer politischen geworden, wenn er nicht die Formen eines konstitutionnellen Souverains hätte annehmen wollen. Eine unzähmbare Herrschsucht hatte ihn in Frankreich landen lassen, und die Begeisterung des Heeres seinen Thron wiederhergestellt. Er mußte sich deshalb auch einzig, so lange er von außen bedroht wurde, auf die Waffen verlassen, und keine andere nationale Repräsentation als sein Kriegsvolk gelten lassen. Da sein Unglück nicht seine Ueberzeugungen verändert hatte, und er sich nie aufrichtig zu den Grundsätzen der Freiheit bekannt haben würde, so war die Haltung, die er während der hundert Tage annahm, ein trügerisches Spiel, das ihn mit

sich selbst in Widerspruch setzte, seine Stellung noch schwieriger machte, und einen schnelleren Sturz für ihn herbeiführte, als sonst der Fall gewesen sein würde.

Napoleon hatte mit innerem Widerstreben, aber von seinen Umgebungen gedrängt, in eine Veränderung der Verfassung des Kaiserreiches eingewilligt, die der Volksvertretung einen ausgedehnteren Antheil an der Gesetzgebung und den einzelnen Bürgern mehr Sicherheit für ihre Personen gewähren sollte. Er bediente sich zu dieser Arbeit eines gebornen Wadtländers, Benjamin Constant, der aus einer adeligen, durch die Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtig gewordenen französischen Familie stammte, während der Revolution aber in Frankreich naturalisirt worden war. Benjamin Constant war unter dem Konsulat mit der konstitutionellen Partei, auf die Frau von Staël großen Einfluß ausübte, und mit dieser selbst in Verbindung getreten, durch seine Opposition im Tribunat Napoleon mißfällig geworden, ragte aber mehr durch Geist und Kenntnisse als durch Charakter und Moralität hervor. Obgleich von Natur frei und edel gesinnt, war er doch geneigt, entgegengesetzten Einflüssen nachzugeben, sobald es dabei eine Rolle für ihn zu spielen gab, und seine beständigen financiellen Verlegenheiten, aus einer übel geordneten Lebensweise entspringend, machten ihn von den Umständen abhängig. Benjamin Constant hatte kurze Zeit vor Napoleon's Einzuge in Paris in den Journalen einen Artikel gegen ihn erscheinen lassen, worin er ihn einen gehässigen Tyrannen, einen Blutmenschen, schlimmer als Attila und Dschingiskan, nannte, auf das Verdienst der Restauration um Gründung der bürgerlichen Freiheit, ungeachtet der begangenen Fehlgriffe, hinwies, und damit schloß, nichts mit der Regierung des Usurpators zu thun haben zu wollen. Napoleon, der die Menschen zu gering achtete, um auf ihre Ueberzeugungen Werth zu legen, oder überhaupt nicht an deren Vorhandensein, wenigstens nicht in der politischen Sphäre, glaubte, ließ Constant, ohne Rücksicht auf jene ihm wohlbekannte Erklärung, wenige Tage nach seiner Ankunft rufen, sprach viel von seiner Absicht, fortan in der Art eines konstitutionellen Fürsten zu regieren, und bot ihm die Stelle eines Staatsrathes an. Benjamin Constant, der in der vermeintlichen Bekehrung des Kaisers einen Vorwand fand, ihm seine Dienste zu widmen, ging auf das Anerbieten ein. Napoleon übertrug ihm die Ausarbeitung des theoretischen und allgemeinen Theiles des neuen Verfassungswerkes, und wußte Benjamin Constant, der sich

außerdem zu ihm in einer schiefen und abhängigen Stellung befand, durch seine geistige Ueberlegenheit so zu leiten, daß diese Konstitution im Wesentlichen nicht viel liberaler als die frühere ausfiel. Da Napoleon aber so wenig als möglich seiner Vergangenheit entsagen wollte, so wurde diese Verfassung nicht als etwas Neues und Selbstständiges, sondern nur als ein Zusatz zu dem was schon vorhanden war, bezeichnet, und „acte additionnel“ genannt. Sie wurde, wie die meisten früheren Konstitutionen von 1793 an, einer allgemeinen Abstimmung unterworfen, zu der sich aber kaum der dritte Theil der Stimmberechtigten einfand, und angenommen. Napoleon hatte schon von Lyon aus ein sogenanntes Maifeld angekündigt. Auf diesem sollte jene Zusatzakte feierlich bekannt gemacht, und von dem Kaiser beschworen werden. Dieses Maifeld konnte wegen einiger Verzögerung in den Vorbereitungen erst am 1. Juni abgehalten werden.

Nach dieser Verfassung sollte es, wie früher, zwei Kammern geben. Napoleon hatte es nicht für angemessen gefunden, den Senat, von dem er das Jahr vorher des Thrones verlustig erklärt worden, unter diesem Namen wiederherzustellen, sondern die von der Restauration eingeführte Bezeichnung: Pairskammer — bestehen lassen, diese aber sehr umgestaltet, und, so viel als möglich, mit seinen Anhängern besetzt. Bei den Wahlen zu den neuen Volksvertretern: Repräsentanten genannt, fanden sich, bei der Ungewißheit der Einen, der Gleichgültigkeit der Andern, dem allgemein verbreiteten Zweifel an der Dauer des vorhandenen Zustandes, so wenige Wähler ein, daß die Repräsentanten in manchen Departements von ein Paar Dutzend Stimmen ernannt wurden. Eine Anzal berühmter Namen aus den ersten Nationalversammlungen, wie de la Fayette, Lanjuinais, Barrere u. s. w. befanden sich darunter. Die Mehrheit war der Nation vorher ganz unbekannt. Sie neigten sich, je nach den Umständen, zu bonapartistischen oder republikanischen Gesinnungen hin, jedoch war letztere Meinung stärker als in irgend einer gesetzgebenden Versammlung seit der Revolution vertreten.

Napoleon wollte, bevor er den Kampf gegen das Ausland begann, die Augen der Nation durch ein großartiges Schauspiel blenden, sich ihr als Kaiser, als Heerführer und Gesetzgeber darstellen, seine Feinde im Innern durch eine glänzende Entfaltung seiner Macht schrecken, und wie einst seiner ersten Herrschaft durch die Anwesenheit des Pabstes, so jetzt dieser zweiten durch den Beifall des Volkes und der Soldaten, eine neue Weihe geben. Die Mitglieder der beiden Kammern,

die Wähler in den Departements und Abtheilungen von allen Korps der Land- und Seemacht waren zu diesem Zweck nach Paris entboten worden. Man hatte das Marsfeld, am westlichen Ende von Paris gelegen, auf dem fünf und zwanzig Jahre vorher, am ersten Jahrestage der Einnahme der Bastille, das große Föderationsfest abgehalten wurde, zu dieser militairisch-politischen Schaustellung gewählt. In der Mitte dieses weiten Platzes erhob sich eine Pyramide, die mit einer Plattform endigte, auf die ein Thron für Napoleon gestellt war. Auf den breiten Stufen, die von allen Seiten zu dieser Plattform führten, befanden sich die Minister, Marschälle und Generale Napoleon's, sein Hof, die Kammern und die Wähler. Funfzigtausend Mann glänzend ausgerüstete Truppen umgaben die Pyramide. In der Nähe war ein Altar errichtet, vor welchem, wie am Föderationsfeste, ein Hochamt gehalten werden sollte. Eine unermeßliche Volksmenge hatte von Tagesanbruch an die Rasenstufen besetzt, die 1790 großentheils von der Pariser Bevölkerung freiwillig angelegt worden.

Napoleon erschien (1 Juni) auf dem Marsfelde, von seinen drei Brüdern, Joseph, Lucian und Hieronymus begleitet, aber nicht, wie es die Aussicht auf einen nahe bevorstehenden gewaltigen Kampf und der vorherrschend militairische Charakter des großen Schauspiels hätte erwarten lassen können, in seiner gewöhnlichen einfachen Uniform, die zugleich so beliebt und berühmt war, sondern er trug über dieser, wie seine Brüder, ein Gewand von weißer Seide, mit goldenen Bienen gestickt. Obgleich er Alles was er war auf dem Schlachtfelde geworden, so zog er es doch vor, bei besonders wichtigen Veranlassungen, in einer von seinem Kriegsvolke verschiedenen Kleidung aufzutreten, um die Menge daran zu erinnern, daß er nicht blos der erste Soldat, sondern vor Allem der Souverain und Imperator sei. Es herrschte eine tiefe Stille, als der Kaiser sichtbar wurde, denn unter den Zuschauern kannte man nicht den eigentlichen Zweck dieser Feierlichkeit, und je nach den Meinungen und Parteien herrschten darüber die seltsamsten, mit Napoleon's Charakter und Plänen unvereinbarsten Ansichten. Die Einen glaubten, er wolle dem Thron entsagen, die Republik proklamiren, und sich als erster General an die Spitze des Heeres zur Vertheidigung des Vaterlandes stellen. Die Anderen gingen nicht so weit, aber meinten, er würde sich zu einer Wahl und Bestätigung seiner Würde von Seiten des Volkes bereit erklären. So unsicher und gefährlich erschien Napoleon's Lage, so sehr war in einem Theile der Bevölkerung, seit

seinem ersten Sturze, der Glaube an sein Recht und seine Macht erschüttert worden. Bald sollte jedoch jeder Zweifel über den Sinn dieses Schauspiels verschwinden.

Nachdem der Kardinal-Erzbischof Cambacérès, ein Bruder des Reichs-Erzkanzlers, welcher nach dem 20 März, obwohl ungern, das Justizministerium übernommen hatte, das Hochamt gehalten, segnete er die ihm von 300 Officieren dargereichten Fahnen ein. Diese Officiere waren die ersten in der Versammlung, die Napoleon, indem sie die Fahnen emporhielten und schwenkten, mit einem langen und stürmischen Lebehoch begrüßten. Darauf trat der Repräsentant Dubois auf, und las die Adresse der Wähler in den Departements und das Ergebniß der Abstimmung vor. In dieser Adresse wurde zwar die Wahl Napoleon's zum Kaiser und das Princip der Volkssouverainetät berührt, sonst aber die tiefste Ergebenheit und Bewunderung für ihn und die Hoffnung auf den Sieg über seine Feinde ausgedrückt. Napoleon, am Fuße der Pyramide stehend, nahm das Wort und erklärte, in der ihm eigenen, entschiedenen und großartigen Weise, die Absicht, Frankreich im Sinne des Friedens und der Freiheit regieren, aber auch dasselbe gegen jeden Angriff auf das äußerste vertheidigen zu wollen. Er beschwor, die Hand auf das ihm vom Kardinal-Erzbischof vorgehaltene Evangelium legend die Konstitution, und Herolde verkündigten deren Annahme. Er legte den kaiserlichen Mantel ab, zeigte sich in seiner gewöhnlichen Kriegskleidung, und theilte an die vorbeiziehenden Regimenter die Fahnen aus, die, unter dem begeistertsten Zuruf gelobten, für ihn sterben zu wollen. In diesem Augenblick brach auch unter den, von dieser entflammenden Stimmung der Soldaten, mit ergriffenen Zuschauern auf den Rasenstufen ein unermeßlicher Jubel aus. Napoleon stieg sodann langsam die Plattform der Pyramide hinauf, legte wiederum das weiße mit goldenen Bienen gestickte Gewand an, setzte sich auf den Thron, und übersah von da aus zum letztenmal sein Reich, von dem er mit dieser glänzenden Feierlichkeit für immer Abschied nahm. Im Grunde bestand dieses Reich nur noch in dessen officiellen Vertretern, unter denen er sich wiederum nur auf das Kriegsvolk unbedingt verlassen konnte. Alles Andere war unsicher und schwankend geworden.

Dieses Fest, das durch die Persönlichkeit Napoleon's, wie Alles was von ihm berührt wurde, eine Bedeutung erhielt, war auf den Gang der Ereignisse ohne Einfluß. Die höheren und mittleren Klassen der Nation wurden dadurch zu keiner größeren Anhänglichkeit für ihn, und

das Volk zu keiner lebendigeren Bereitwilligkeit sich für seine Sache zu opfern, veranlaßt. Selbst die Zuschauer, die Soldaten ausgenommen, sahen darin nur ein großes Schauspiel, und für diese letzteren hatte nur die Austheilung der Fahnen und die martialische Ansprache ihres Kaisers einen Sinn gehabt. Alle übrigen Ceremonien waren für sie leeres Beiwerk geblieben. Die Menge war übrigens zu dieser Feierlichkeit nicht gerade von bloßer Neugierde — denn Napoleon erregte selbst damals, wo sein Glücksstern sichtbar zu erbleichen anfing, ein höheres Interesse — sondern von dem dunkeln Vorgefühl hingezogen worden, daß es sich dabei um den Anblick einer großen Alles überragenden geschichtlichen Persönlichkeit handelte, die bald für immer zu verschwinden bestimmt war, und deren Bild man noch einmal seiner Erinnerung einprägen wollte.

Einige Tage nach Abhaltung des Maifeldes traten die Kammern zusammen. Napoleon hoffte, daß die Repräsentanten seinen Bruder Lucian zu ihrem Präsidenten wählen würden. Derselbe hatte von seinem kaiserlichen Bruder nicht nur keine Krone angenommen, sondern ihm zu einer Zeit, wo Alles zu dessen Füßen lag, sogar widerstrebt, und sich zuletzt von seiner Bothmäßigkeit durch die Flucht befreit. Indessen wurde ihm Lanjuinais, der Freund der Girondisten und ihr und Ludwig XVI Vertheidiger im Konvent, vorgezogen. Man wußte von Lanjuinais, der im Herzen immer ein Republikaner geblieben, daß er, wenn die Monarchie nothwendig geworden, lieber die Bourbonen als die Napoleoniden an deren Spitze sehen wollte. Nächst Lanjuinais hatte de la Fayette die meisten Stimmen gehabt. Napoleon fühlte diesen ihm und seiner Familie versetzten Schlag, mußte aber seinen Unwillen verbergen. Nur im Geheimen und gegen seine Vertrauten äußerte er seine Unzufriedenheit mit den Repräsentanten, und seine Absicht, mit der republikanischen und konstitutionellen Partei nach glücklich beendigtem Feldzuge Abrechnung halten zu wollen. Die Kammer erinnerte sich in diesem Augenblicke, wo es sich darum handelte, ihre Gesinnungen gegen den Kaiser durch die Wahl ihres Präsidenten auszudrücken, mehr des Lucian, der durch seine Theilnahme am Staatsstreiche vom 18 Brumaire Napoleon's Despotismus vorbereitet, als des Lucian, der später ein Diadem ausgeschlagen hatte. Noch mehr trat die Absicht der Repräsentanten, sich Napoleon so wenig als möglich anzuschließen, ihn mehr zu dulden als zu unterstützen, in dem Antrage des seine politische Laufbahn damals beginnenden Dupin des älteren

hervor, der vorschlug, nur der Verfassung aber nicht dem Kaiser zu schwören, was nur mit geringer Majorität abgelehnt wurde.

Napoleon eröffnete die Kammern mit einer Rede, in der er ihnen den Ausbau der Verfassung durch zweckmäßige Gesetze, und vor Allem Eintracht und Vaterlandsliebe empfahl. Er sprach bei dieser Gelegenheit nicht mit dem ihm sonst gewöhnlichen Schwung und Nachdruck. So sehr Napoleon's Charakter sich den Umständen überlegen zu zeigen geeignet war, die Flamme seines Geistes brach nur dann in ihrer ganzen Kraft hervor, wenn sie gewiß war, auf einen brennbaren Stoff zu fallen. Aber die Stimmung der Kammern war kalt und zurückhaltend, ohne eine Spur von der Begeisterung, die am Vorabende großer Ereignisse natürlich gewesen wäre. Durch die Antwortsadresse der Repräsentanten blickte sogar ein Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der konstitutionellen Gesinnung des Kaisers hindurch, wozu allerdings seine ganze Vergangenheit nur zu viele Veranlassung gab.

Die Armee war nach der Rückkehr Ludwig XVIII auf den Friedensfuß gesetzt worden. Napoleon beschäftigte sich, von seinem Kriegsminister dem Marschall Davoust trefflich unterstützt, unausgesetzt mit deren Vermehrung und Reorganisation, aber um auf dem gewöhnlichen regelmäßigen Wege dieses Ziel zu erreichen hätte es, ungeachtet der größten Thätigkeit, einer viel längeren Zeit bedurft, als ihm die Umstände übrig ließen.

Napoleon hatte bei seiner Landung in Frankreich auf zwei Dinge gerechnet, die nicht in Erfüllung gingen, einmal auf eine gespannte und selbst feindselige Stimmung nnter den Großmächten gegen einander, und dann auf eine allgemeine Erhebung des französischen Volkes zu seinen Gunsten. Beides geschah nicht. Die Verbündeten traten einmüthig gegen ihn zusammen, und die Massen widersetzten sich ihm nicht, aber griffen auch nicht für ihn zu den Waffen. Es hätte dazu des Hebels der Freiheit oder des Ruhmes bedurft. Aber die Freiheit hatte Napoleon viele Jahre lang folgerecht unterdrückt, und es war ihm nicht möglich, sie plötzlich aus der Asche hervorrufen zu wollen, ohne sich der Gefahr, von ihr verzehrt zu werden, auszusetzen, und sein Ruhm war damals, ehe noch die Gesammtheit seines Daseins übersehen werden konnte, durch die Einnahme von Paris und seine Abdankung etwas verdunkelt worden. Wäre ihm diese Lage der Dinge vorher vollkommen bekannt gewesen, so würde er, ungeachtet seiner ungeduldigen Herrschsucht wahrscheinlich in Elba geblieben sein, oder we-

nigstens günstigere Umstände abgewartet haben. Aber der kühne Schritt war einmal geschehen, und konnte nicht mehr zurückgenommen werden.

Er raffte alle regelmäßigen Streitkräfte, die er finden konnte, zusammen, aber der Unterschied zwischen der Macht, die er aufzubringen vermochte, und der, welche seine Feinde, wenn auch langsamer, ihm entgegenstellen konnten, war so groß, daß sie selbst seinen furchtlosen Sinn zuweilen besorgt machte, und seine Minister, die Kammern, überhaupt die aufgeklärten Klassen der Nation, mit Schrecken erfüllte. Er sah voraus, daß die Verbündeten ihre Heeresmassen nicht auf einem einzigen Punkt versammeln, sondern auf verschiedenen Seiten in Frankreich einzudringen versuchen würden. Die einzige Hoffnung, die ihm übrig blieb, bestand darin, die erste feindliche Armee, die er erreichen konnte, zu schlagen, wo möglich zu vernichten, sich rasch auf eine zweite zu werfen, und ihr dasselbe Schicksal zu bereiten. Die Tapferkeit und Begeisterung seiner Truppen machten eine solche Aussicht möglich. Die ersten davon getragenen Siege, so erwartete Napoleon, würden den kriegerischen Sinn der Franzosen erwecken, und die waffenfähige Jugend nach den Grenzen eilen. Während dieser Zeit dachte er einzelne seiner Feinde, namentlich Oesterreich, an dessen Standhaftigkeit gegen ihn er am wenigsten glaubte, durch geheime Unterhandlungen und vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen oder durch die Besorgniß eines endlosen Krieges und einer möglichen Ueberwältigung zu schrecken, so den großen Bund gegen ihn zu trennen, und zuletzt im Besitze Frankreichs zu bleiben. Bei der Erinnerung an sein früheres Glück und bei dem Bewußtsein seines militairischen Genies konnte ihm ein solcher Gang der Dinge nicht als ein leerer Traum erscheinen. Aber seine ganze frühere Laufbahn zu erneuern war sogar im glücklichsten Falle nicht möglich, und er glaubte selbst nicht daran. Bei dem Lebensalter, in welchem er stand, hätte ihm auch die Zeit dazu gefehlt.

Daß eine solche Fortsetzung seiner Regierung, wo er, selbst nach den größten Anstrengungen und Erfolgen, immer kleiner als unter dem Konsulat da gestanden hätte, seiner, als einer historischen Person, unwürdig gewesen, und sein Name mit einem geschwächten Glanz auf die Nachwelt gekommen wäre, übersah er. Denn ihm lag an der Macht noch mehr als an dem Ruhm. Daß aber außerdem eine, so zu sagen, zweite geringere Auflage seines Daseins, eine moralische Unmöglichkeit war, mochte ihm nicht einfallen. Der Drang zu herrschen und

der Gründer einer Dynastie zu werden, überbot bei ihm jede andere Rücksicht und Betrachtung.

Napoleon hatte seine Hauptmacht, mit der er dem Feinde entgegen gehen wollte, an der Nordgrenze, zwischen Valenciennes, Maubeuge, Marienburg, Rocroy und Avesnes, versammelt. Die fünf Infanterie- und vier Kavalleriecorps derselben standen unter den Generalen Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gerard, Lobau, dem Marschall Grouchy, zu dieser Würde erst nach dem 20 März, wegen seiner gegen den Herzog von Angouleme im Süden geleisteten Dienste, erhoben, Pajol, Excelman, Milhaud und Kellermann. Dieses Heer war höchstens 14,0000 Mann stark mit 300 Kanonen, und die einzige Macht, mit der Napoleon im Felde erscheinen konnte. Er hatte zwar 60,000 Rekruten auszuhel'en und 100000 Nationalgarden auf den Kriegsfuß zu setzen befohlen. Aber diese Rekruten waren noch nicht eingeübt, als der Krieg begann, und die mobilisirten Nationalgarden erreichten nicht die verlangte Zahl, und wurden zur Besetzung der Festungen gebraucht. Der Süden und Westen Frankreichs, Napoleon meist feindlich gesinnt, leisteten nicht nur keine Hülfe gegen den auswärtigen Feind, sondern mußten selbst überwacht werden. Die damals in der Nation herrschende Stimmung läßt sich am besten daraus entnehmen, daß in einem so großen Lande wie Frankreich und unter einer sonst so kriegerischen Bevölkerung höchstens 20,000 Freiwillige zu dem Heer gestoßen waren, kaum so viel als 1792 die einzige Stadt Paris und ihre Umgegend geliefert hatten. Ein eigentlicher Mangel an waffenfähiger Mannschaft, wie man oft behauptet hat, fand, ungeachtet der großen in Rußland und Deutschland erlittenen Verluste, nicht statt. Aber das Volk erhob sich nicht von selbst, und zur Benutzung aller vorhandenen Mittel fehlte es an Zeit. Es lag eine trübe und gedrückte Stimmung auf dieser sonst so thatkräftigen und heiteren Bevölkerung, die sich weder recht für noch recht gegen Napoleon zu erklären wußte, Alles dem aktiven Heer überließ, und der endlichen Entscheidung mit dumpfer Erwartung entgegensah.

In Paris allein war der Anfang zu einer Volksbewaffnung gemacht worden, die, wenn der Kaiser gewollt, ohne Zweifel weiter um sich gegriffen haben würde. In den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau traten 30 bis 40,000 Arbeiter zusammen, nannten sich in Erinnerung an das Jahr 1792 Föderirte, und verlangten bewaffnet zu werden, wurden aber von Napoleon absichtlich in ihrer Organisation

gehindert. Er fürchtete, daß sie unter gewissen Umständen von der republikanischen Partei gegen ihn gebraucht werden könnten.

Die übrigen Grenzen gegen Deutschland, die Schweiz, Piemont und Spanien waren, da Napoleon die Nordarmee so viel als möglich verstärkt hatte, so schwach besetzt worden, daß die dort aufgestellten Truppen dem Feinde keinen ernsten Widerstand leisten konnten, und auf den Ausgang des Krieges keinen Einfluß ausgeübt haben. Napoleon war der Vendée so wenig gewiß, daß er dort 18,000 Mann unter dem General Lamarque stehen lassen mußte, so sehr er auch dieses Korps und seines ausgezeichneten Generals an der Nordgrenze benöthigt gewesen wäre.

Die Verbündeten ließen ihre Streitmacht in drei großen Heeressäulen gegen Frankreich anrücken, die, von der Maas bis zu den Alpen reichend, zu gleicher Zeit die französischen Grenzen überschreiten, und sich bei Paris vereinigen sollten. Denn man glaubte anfänglich, daß Napoleon dort den Angriff erwarten würde. Dieser Plan war auch wirklich von dem Marschall Soult vorgeschlagen, von dem Kaiser aber aus politischen und militairischen Gründen verworfen worden. In Belgien standen 120,000 Preußen unter dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, dem ersten deutschen Feldherrn, der das Jahr vorher durch seinen kühnen Zug auf Paris Napoleon's Schicksal entschieden hatte, und in seiner Nähe lag ein aus 100,000 Engländern, Belgiern, Holländern, Hannoveranern und Braunschweigern zusammengesetztes Heer, von dem Herzoge von Wellington befehligt, der die Franzosen fünf Jahre lang in Spanien und Portugal bekämpft, und zuletzt in Frankreich selbst eingedrungen war. Blücher und Wellington sollten gemeinsam operiren. Zweimal hunderttausend Oesterreicher rückten nach dem Oberrhein vor, und 100,000 Deutsche und Piemontesen sammelten sich am Fuß der Alpen. Hundert achtzigtausend Russen waren aufgebrochen, aber wegen der weiten Entfernung noch zurückgeblieben, und bildeten die Reserve dieses allgemeinen europäischen Aufgebotes. Ein spanisches Heer von 70,000 Mann zog sich an den Pyrenäen zusammen, setzte sich aber erst nach Entscheidung des Feldzuges in Bewegung.

Das Mißverhältniß zwischen Napoleon's und seiner Gegner Macht war so groß, daß wohl kein anderer Feldherr als er einen glücklichen Ausgang für möglich erachtet hätte. Er beschloß, sich zuerst gegen die besten Truppen und die beiden ersten Generale der Koalition, Blücher und Wellington, zu wenden, sich zwischen sie zu werfen, sie einzeln zu

schlagen, dann über den zunächst stehenden Feind herzufallen, um so die Disproportion der Kräfte auszugleichen. Nach den Siegen über die Armeen hoffte er auf günstige Unterhandlungen mit den Höfen. Ein zweites Marengo lag in seinem Sinn.

Außer der numerischen Schwäche seiner Streitmacht war Napoleon in diesem Kriege, in Bezug auf seine Unterfeldherren und seine nächsten militairischen Umgebungen, nicht mehr so günstig wie früher gestellt. Es war hierin eine große Veränderung vorgegangen. Alexander Berthier, von dem Kaiser zum Fürsten von Neufchatel und Wagram erhoben, von der Schlacht von den Pyramiden an bis zu der von Montmirail der Chef seines Generalstabes, der Vertraute seiner Gedanken und treue Vollstrecker seiner Befehle, war, zwischen seiner Pflicht gegen Ludwig XVIII und der Anhänglichkeit an seinen früheren Gebieter getheilt, nach Deutschland geflohen, wo er einige Wochen später ein trauriges Ende nehmen sollte. An seine Stelle setzte Napoleon den Marschall Soult, der, als Kriegsminister Ludwig XVIII, nach Napoleon's Landung, in einer Proklamation an die Armee, von dem Kaiser wie von einem Räuberhauptmann gesprochen hatte. Napoleon hatte ihn nach seiner Ankunft in Paris, wie Benjamin Constant, rufen lassen, und Soult war sogleich erschienen. Beide glaubten einander nicht entbehren zu können. Aber ein aufrichtiges Verhältniß war bei dem frischen Eindrucke dessen was vorgefallen nicht möglich. Soult bewies während dieses Feldzuges in der That nicht den Eifer und Nachdruck, an die man sonst bei ihm gewöhnt war. Ney war in sich zerrissen. Seine heftige Erklärung gegen Napoleon und sein plötzlicher Uebertritt zu ihm verwirrten sein Gewissen und lähmten seine Kraft. Er zeigte sich in diesem Kriege bald leidenschaftlich aufgeregt, bald unsicher und abgespannt. Der Marschall Davoust war in Paris als Kriegsminister zurückgeblieben. Massena, in früheren Kriegen Napoleons rechter Arm, konnte seines hohen Alters wegen mehr kein Kommando übernehmen. Mortier war, nach einiger Zögerung, erschienen, wurde aber unmittelbar vor Ausbruch des Kampfes krank, und seine Erfahrung und Festigkeit gingen für Napoleon verloren. Die Marschälle Macdonald, Victor, Oudinot, Marmont, Gouvion St. Cyr, die Generale Lauriston, Sebastiani, Maison, Dessolles fehlten dem Kaiser. Die Generale, welche an die Spitze der einzelnen Korps und Divisionen gestellt worden, waren zwar tüchtig und erprobt, aber früher meist nur in untergeordneteren Stellungen verwandt gewesen. Die Generation

von Generalen, mit der Napoleon zu siegen gewohnt gewesen, und die ihm am nächsten gestanden, war, mit wenigen Ausnahmen, entweder verschwunden oder unbrauchbar geworden, oder hatte sich ihm entzogen.

Aber nicht nur Napoleon's äußere Lage, als Feldherr, mußte selbst ihm, so zuversichtlich und entschlossen er auch war, unsicher und bedenklich erscheinen, auch seine nächsten, rein menschlichen Verhältnisse, seine Familienbande, waren von eben so außerordentlicher als unglücklicher Art. Seine Gemahlin und sein Sohn, für welchen letzteren er sein Reich zu behaupten und zu vertheidigen dachte, befanden sich in der Gewalt seiner Feinde. Seine beiden Brüder Joseph und Hieronymus, denen er früher Kronen verliehen, erinnerten ihn durch ihre Gegenwart mehr an die großen Verluste, die er erlitten, als daß sie ihn aufrichten oder unterstützen konnten. Das einzige Mitglied seiner Familie, das ein bedeutendes militairisches Talent besaß, Eugen Beauharnais, den er selbst zum Krieger ausgebildet und an Sohnes Statt angenommen, weilte in einem fremden Lande. Hierzu kam noch das Gefühl, von ganz Europa ausgestoßen zu sein, unter seinen Ministern Verräther, in der Volksvertretung Gegner zu haben, und von einem großen Theile der Nation nicht mehr mit dem früheren Vertrauen betrachtet zu werden. Die Erinnerung an das was er einige Jahre vorher gewesen, und die Schnelligkeit, mit der er gestürzt worden, hätte allein hingereicht, um eine weniger starke Natur zu verwirren und zu erschüttern. Er war damals in der furchtbaren Lage, im eigentlichsten Sinne Alles auf das Spiel setzen zu müssen, Leben, Freiheit, Besitz und selbst den Ruhm, um nicht von Neuem Alles zu verlieren. Vor ihm hatte sich die Macht und der Haß seiner Feinde wie eine Mauer aufgethürmt, und hinter ihm lag ein Abgrund. Nie hat sich ein großer Mann in einer so drangvollen Stellung befunden. Aber der Charakter Napoleon's war von der Art, daß er, so lange ihm die Möglichkeit zu handeln übrig blieb, alle äußere Gefahren zu übersteigen und jeden inneren Schmerz niederzudrücken vermochte. Er ging an seinen letzten Kampf gegen Europa mit dem Feuer der Jugend und der Klarheit reiferer Jahre.

Napoleon verließ in der Nacht vom 11 zum 12 Juni Paris und traf schon am folgenden Tage alle Vorbereitungen zur Eröffnung des Feldzuges. Er liebte es, neue große Unternehmungen an dem Jahrestage schon vollbrachter zu beginnen, wozu ihm sein thatenreiches Leben vielfältige Veranlassung bot. Am 14 Juni, wo er bei Marengo und

Friedland gesiegt, erließ er eine Proklamation an seine Armee, die deren Entschluß, für ihn das Aeußerste zu thun, wo möglich, noch erhöhte.

Napoleon wäre den Preußen und Engländern, wenn sie vereinigt gewesen, an numerischer Macht zu sehr nachgestanden, um sie mit Erfolg bekämpfen zu können. Aber Blücher und Wellington hatten selbst ihm die Gelegenheit geboten, einzeln über sie herzufallen. Ein Zwischenraum von mehreren Stunden trennte ihre beiden Heere. Außerdem lagen die einzelnen Korps der englischen Armee ziemlich weit aus einander, und die preußische Avantgarde war auf keinen Angriff vorbereitet. Der preußische und englische Feldherr hatten dem Gerücht getraut, daß Napoleon seine Hauptmacht bei Paris zusammenziehen, und dort einen entscheidenden Schlag versuchen würde. Sie glaubten deshalb, noch einige Wochen Zeit vor sich zu haben, und wollten die übrigen Streitkräfte der Koalition sich der gemeinsamen Operationslinie nähern sehen, ehe sie selbst vorrückten. Napoleon hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Er wußte, daß Wellington einige Zeit brauchte, um sein Heer zusammenzuziehen, und daß er, bevor dies vollständig geschehen, bei der Vorsicht, mit der er zu verfahren gewohnt war, einen Kampf nicht annehmen, daß aber Blücher, der seine Macht besser vereinigt hatte, bei seinem natürlichen Ungestüm, einer Schlacht nicht ausweichen würde. Er fand was er suchte.

Ehe dies aber noch geschah, ereignete sich ein Vorfall, der auf den Gang der Ereignisse und besonders auf die Stimmung der französischen Soldaten, während des bevorstehenden Kampfes, und selbst der Befehlshaber, nicht ohne üble Folgen bleiben sollte. Der General Bourmont, der unter Gerard eine Division kommandirte, und in dieser Eigenschaft mit Napoleon's Absicht, zuerst die Preußen anzugreifen, bekannt war, ging am 14 Juni zu diesen über, und veranlaßte Blücher, seine Korps schneller zusammenziehen, als er sonst gethan haben würde. Bei der großen Ungleichheit der Kräfte war für Napoleon Geheimhaltung des Zweckes seiner Bewegungen eben so nothwendig wie deren rasche Ausführung. Ohne Bourmont's Abfall hätte der Kaiser die preußischen Heeresabtheilungen einzeln aufreiben können. Ein Theil seines Planes war demnach schon ehe er zur Verwirklichung gekommen, vereitelt.

Bourmont war immer ein zweideutiger oder wandelbarer Charakter gewesen. In seiner Jugend hatte er, durch seine Geburt zu dem

vendéeischen Adel gehörig, gegen die Republik gekämpft, und später mit Auszeichnung in den napoleonschen Heeren gedient. 1814 ergriff er mit Feuer die Sache der Bourbonen. Nach Napolean's Landung kommandirte er unter Ney in dem Korps, mit dem dieser den Kaiser aufhalten sollte. Er widersetzte sich nicht Ney's Abfall, begleitete ihn aber auch nicht zu Napoleon. Sobald dieser aber in Paris angekommen, bot er ihm seine Dienste an, die anfangs abgelehnt, dann aber auf Ney's und Gerard's Bürgschaft hin angenommen wurden.

Napoleon, der Bourmont nie ganz getraut, schien diesen Verlust leicht zu verschmerzen. Aber auf das Heer machte die Desertion eines bekannten Generals, im Angesicht des Feindes, einen großen Eindruck. Die Soldaten fürchteten, daß Bourmont's Beispiel nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Sie wußten alle, wie Soult und Ney kurz vorher gegen Napoleon gehandelt hatten. Selbst die Generale waren nicht immer einer des andern gewiß. Eine allgemeine Unsicherheit entstand, die von Napoleon's fester Haltung bald gedämpft wurde, aber als das Glück sich gegen ihn erklärte, von Neuem erwachte, und die Verwirrung und Auflösung vermehrte. Es ist in diesem Feldzuge kein anderer Verrath als der Bourmont's vorgekommen. Aber dieses Beispiel und die großen Fehler, welche mehre von Napoleon's ersten Generalen begingen, haben den obgleich irrigen Verdacht einer absichtlichen Treulosigkeit von ihrer Seite, in der Meinung des französischen Volkes über den Ausgang dieses Krieges verbreitet und erhalten.

Am 15 Juni ging das französische Heer über die Sambre, drängte überall die preußischen Vorposten zurück, und richtete seinen Marsch nach dem Plateau von Fleurus hin. In diesem Augenblick traf der Marschall Ney von Paris kommend ein. Napoleon übergab ihm das Kommando der beiden Korps unter d'Erlon und Reille, 40,000 Mann stark, mit dem Befehl die preußische Avantgarde unter Ziethen zu werfen, und sich der Höhe von Quatrebras zu bemächtigen. „Kennen Sie wohl die Bedeutung von Quatrebras?" fragte der Kaiser den Marschall. „Es ist dies der Schlüssel zu dieser ganzen Gegend, der dominirende Punkt des Schlachtfeldes. Besetzen Sie Quatrebras noch heute und verschanzen Sie sich dort. Um Mitternacht muß diese Stellung uneinnehmbar sein. Sie soll mich gegen die Engländer sichern, während ich die Preußen angreife." — Ney versicherte, daß er diesen Punkt noch aus seiner Jugend her kenne, indem er dort während der

Revolutionskriege gefochten hätte. Aber es waren seitdem über zwanzig Jahre verflossen.

Am andern Tage (16 Juni) fand Napoleon früher als er es erwartete, die preußische Hauptmacht vor sich. Blücher hatte, durch Bourmont über des Kaisers Plan unterrichtet, seine Korps rasch vereinigt, seine Stellung verändert, und war von Namur auf Sombref gezogen. Die Dörfer St. Amand und Ligny waren von ihm stark besetzt, und, so viel es in der Eile ging, befestigt worden. Als Napoleon Blücher's Ankunft in Sombref erfuhr, bestieg er eine Windmühle, und betrachtete von dort aus, eine Zeit lang ganz allein, die große von preußischen Bajonetten starrende Ebene. Von dieser Warte aus leitete er die Schlacht.

Vandamme erhielt Befehl St. Amand zu nehmen. Die Franzosen drangen rasch vor und warfen die Preußen zurück. Aber Blücher verstärkte seine Truppen auf diesem Punkt, und nahm dem Feinde einen Theil der errungenen Vortheile wieder ab, ohne ihn jedoch ganz verjagen zu können. Napoleon, ungeduldig geworden, ließ den General Gerard kommen, und befahl ihm, um jeden Preis Ligny zu nehmen, von dessen Besitz der Ausgang des Tages abhing. In Ligny erhob sich ein wüthender Kampf. Viermal wurde dieses Dorf von den Franzosen erstürmt, und viermal von den Preußen wiedergenommen. Während sich in den engen Straßen, zwischen den Hecken und Bäumen und selbst in den Häusern ein mörderisches Gefecht erhob, donnerten von beiden Seiten vierhundert Feuerschlünde, und der Ort war bald nichts als eine Brandstätte, auf deren rauchenden Ueberresten mit äußerster Anstrengung gefochten wurde. Um acht Uhr Abends waren die Franzosen überall Sieger. Blücher hatte an 20,000 Todte und Verwundete aber keine Gefangenen verloren, und zog sich in der Dunkelheit auf Gembloux zurück, wo er das Korps unter dem General von Bülow traf, das von Lüttich herbeigezogen war, und seinen Rückzug deckte. Der preußische Feldherr, der, ungeachtet seines hohen Alters, mehre Angriffe persönlich geleitet, war in Gefahr gewesen, der französischen Reiterei in die Hände zu fallen, und nur durch die Geistesgegenwart seines Adjutanten, des Grafen Nostiz, gerettet worden.

Napoleon hatte, ungeachtet der numerischen Schwäche seiner Streitkräfte, und ungeachtet der übrigen Schwierigkeiten seiner Lage, in der Schlacht von Ligny seinen großen Blick, und sein Heer den Ruf des unerschrockensten Muthes bewährt. Aber darauf sollten sich auch die

Früchte dieses Tages beschränken. Die von dem Marschall Ney auf einem anderen Punkte des Kampfplatzes bewiesene Zögerung und Unentschlossenheit verhinderten, daß der Sieg bei Ligny von entscheidenden Folgen wurde. Anstatt, wie ihm der Kaiser am 15 Juni ausdrücklich befohlen hatte, die Anhöhe von Quatrebras zu besetzen, welche die ganze Gegend beherrscht, auf welcher vier Straßen zusammenstoßen, und deren Behauptung eine Vereinigung des preußischen und englischen Heeres verhindert haben würde, vollführte Ney dies nicht nur nicht, indem er glaubte, daß es am anderen Tage noch Zeit dazu sein würde, sondern benachrichtigte den Kaiser, daß es geschehen sei, der demnach in dieser irrigen Voraussetzung seine weiteren Anordnungen traf.

Wellington, keinen so nahen Ausbruch des Krieges voraussehend, wohnte in der Nacht vom 14 zum 15 Juni einem Feste bei der Herzogin von Richmond in Brüssel bei, und war eben in einer Unterhaltung mit dem unter ihm kommandirenden Herzoge von Braunschweig begriffen, als er die Nachricht von dem Uebergange der französischen Armee über die Sambre erhielt. Diese unerwartete Kunde brachte auf ihn und den ihn umgebenden Kreis einen außerordentlichen Eindruck hervor.

Wellington begriff sogleich die Gefahr, in der sein Heer, bei der großen Ausbreitung seiner Stellung und dem Mangel an Vorbereitungen zu dem nahen Kampfe schwebte. Aber wenn der englische Feldherr in dieser Beziehung wenig Vorsicht gezeigt, so machte er den begangenen Fehler durch die Raschheit der jetzt zu treffenden Maßregeln wieder gut. Es flogen noch in derselben Nacht Adjutanten und Eilboten nach allen Standquartieren, um die Truppen überall zusammenzuziehen und die zunächst liegenden augenblicklich in Marsch zu setzen. Das Erste, woran Wellington dachte, war, die Höhe von Quatre Bras, deren Wichtigkeit er eben so wohl wie Napoleon erkannt hatte. Am Tage vorher war diese Stellung nur von einigen Bataillonen unter dem Prinzen von Sachsen-Weimar besetzt gewesen, die am andern Morgen mit 8000 Belgiern und Holländern verstärkt wurden. Ney zögerte in unerklärbarer Verblendung mit dem Angriff. Er schien die Wichtigkeit dieses Punktes erst zu fühlen, als er sah, daß der Feind alle seine Streitkräfte dort zusammenzog. Als Ney sich endlich zur Erstürmung dieser Position anschickte, war es zu spät geworden. Seine verzweifeltsten Angriffe wurden mit großem Verlust zurückgeschlagen. Besonders litt die französische Reiterei, die das Unmögliche möglich machen wollte. Die Kuirassiere unter Kellermann drangen mehrmals

gegen die Höhe vor, wurden aber immer wieder geworfen. Der General Kellermann hatte sich mit dieser Waffe schon bei Marengo hervorgethan, und war der Sohn des Napoleonschen Marschalls, der bei Valmy focht. Ney bewies, als es zum Gefecht kam, den ihm eigenen ungestümen Muth, und setzte sich den größten Gefahren aus, aber nichts konnte die von ihm begangene Versäumniß wieder gut machen.

In der Schlacht von Quatrebras fiel der Herzog von Braunschweig, dessen kühner Zug durch Norddeutschland im Jahre 1809 dazu beigetragen hatte, das sinkende Nationalgefühl zu beleben, wenigstens die Möglichkeit eines Widerstandes gegen die fremden Unterdrücker zu beweisen, und eine größere Erhebung gegen sie vorzubereiten.

Aber außerdem daß Ney bei Quatrebras nichts ausrichtete, und die Kraft seines Heeres zwecklos verschwendete, so war sein Verhalten auch noch der Grund, daß Napoleon's Sieg bei Ligny unvollständig blieb. Der Kaiser hatte, in der Voraussetzung, daß Quatrebras besetzt sei, dem Marschall am Morgen des 16 Juni den Befehl zugeschickt, mit dem Gros seines Heeres auf Ligny zu ziehen, um dort den Angriff gegen die Preußen zu unterstützen. Dies wäre leicht auszuführen gewesen, sobald Quatrebras, wie es Napoleon angeordnet, befestigt war. Ney, eine hinreichende Besatzung auf der Anhöhe zurücklassend, die den Angriffen der Engländer getrotzt hätte, konnte mit dem übrigen Heer Napoleon zu Hülfe eilen. Da Blücher der Armee, die der Kaiser persönlich führte', nur mit äußerster Anstrengung und zuletzt vergeblich widerstand, so wäre seine Niederlage, wenn Ney mit 40,000 Mann noch dazu kam, ohne Zweifel vollkommen, und er zu jeder weiteren Unternehmung für den Augenblick unfähig gewesen. Aber Ney bestürmte, um die Zeit, wo Napoleon bei Ligny focht, ohne Erfolg die Stellung der Engländer bei Quatrebras. Dieser erste Fehler des Marschalls, der früher immer so große Kraft und Einsicht gezeigt, ward die Veranlassung zu noch weiterem Mißgeschick. Der General d'Erlon, der unter Ney kommandirte, war mit seinem Korps noch zurück, als letzterer den Angriff auf Quatrebras begann. Er erhielt Befehl zu ihm zu stoßen. Indem sich d'Erlon hierzu anschickte, erschien aber Labedoyere bei ihm, den Napoleon mit der Ordre an Ney, auf Ligny zu marschiren, abgesandt hatte. Als d'Erlon dies vernahm, stellte er seinen Marsch auf Quatrebras ein, um den Marschall zu erwarten, und mit ihm vereint zu dem Kaiser zu stoßen. Da Ney aber nicht erschien, so blieb d'Erlon eine Zeit lang unschlüssig

stehen, zog aber endlich auf Quatrebras, wo er zu spät ankam. Auf diese Art fehlten Napoleon d'Erlon's 20,000 Mann mit 50 Kanonen bei Ligny, und Ney bei Quatreras. Wären Napoleon's Anordnungen von seinen Unterfeldherren und vornehmlich von Ney vollständig ausgeführt worden, so hätte der Feldzug in Belgien am 16 Juni mit der Niederlage der Preußen und dem Rückzuge der Engländer endigen müssen.

Napoleon beklagte sich gegen seine Vertrauten bitter über Ney, der bei Quatrebras nicht zu siegen verstanden, und durch die unzeitige Abrufung d'Erlon's die Wirkung des Sieges bei Ligny geschwächt hatte. Aber der Kaiser war nicht mehr in der Lage, seinen Unmuth bethätigen zu können. Er hätte, da ihm so manche seiner besten Generale fehlten, Ney nicht ersetzen können, und mußte ihm nach wie vor die Führung eines großen Theiles seiner Streitkräfte überlassen.

Da die Preußen bei Ligny geschlagen worden, so mußte auch Wellington, obgleich er während des Kampfes seine Stellung behauptet, sich ebenfalls zurückziehen, um mit seinen Verbündeten in Linie zu bleiben. Er ließ jedoch um Ney zu täuschen, während er nach der von dem Walde von Soignes liegenden Höhe, oberhalb der Ebene und des Dorfes Waterloo zog, ein Korps unter Lord Uxbridge bei Quatrebras zurück.

Die Engländer hatten am 16 Juni ebenfalls viel gelitten, und Wellington gab sich über den Ausgang des Feldzuges keinen glänzenden Hoffnungen hin. Blücher's Rückzug hatte auf ihn großen Eindruck gemacht. Er hielt Napoleon's Ankunft in Brüssel für wahrscheinlich, und schrieb an den Herzog von Berry, der bei seiner Familie in Gent weilte, daß in diesem Falle Ludwig XVIII eine Zuflucht in Antwerpen suchen müsse. Hätte Ney Wellington's Nachhut unter Uxbridge kräftig angegriffen, so wären die Engländer umgangen, und die spätere Vereinigung mit den Preußen unmöglich gemacht worden. Der Marschall glaubte aber, immer noch die ganze englische Armee vor sich zu haben, und erwartete Verstärkung, um sie anzugreifen. Eine kostbare Zeit ging auf diese Art verloren.

Napoleon war am Abend des 16 Juni einen Augenblick lang ungewiß, ob er Ney zu sich nach Ligny rufen, um die Niederlage der Preußen zu vollenden, oder ob er sich zu ihm nach Quatrebras begeben sollte, um die Engländer anzugreifen. Dieser letztere Entschluß wog endlich vor. Er hoffte mit 80,000 Mann seiner besten Truppen,

die Garde eingerechnet, von ihm selbst geleitet und begeistert, das englische Heer zu überwältigen, während er 40,000 Mann unter dem Marschall Grouchy zur Verfolgung Blücher's, und um dessen Vereinigung mit Wellington zu verhindern, in der Richtung nach Wavres abschickte.

Der Regen, der während des 17 Juni in Strömen herabstürzte, erschwerte auf dem fetten belgischen Boden die Bewegungen der Truppen, besonders der Reiterei und Artillerie, und erschöpfte so Mannschaften als Pferde. Napoleon kam erst gegen Abend im Angesicht des Waldes von Soignes an, vor dem die englische Armee lagerte. Er war im höchsten Grade damit unzufrieden, daß Ney nicht schon angegriffen hatte, sondern dem Feinde unthätig gegenüberstand. Der Marschall, durch seine bei Quatrebras begangenen Fehler eingeschüchtert, hatte nichts auf sich allein nehmen, und die Ankunft des Kaisers erwarten wollen. Eine durch ihn verursachte Niederlage konnte, bei dem Verhältniß in dem er noch vor Kurzem zu Ludwig XVIII gestanden, den Verdacht des Verrathes erregen. So unbegründet dies auch gewesen, das Verhalten Marmont's im vergangenen Jahre, und das Bourmont's in diesem Augenblick ließ Alles als möglich erscheinen.

Napoleon wandte den Ueberrest des Tages dazu an, um das Schlachtfeld kennen zu lernen, und die Nacht, um seinen Schlachtplan zu überdenken.

Die französische Armee hatte die Nacht vom 17 zum 18 Juni auf dem durchnäßten Boden bei Feuern zugebracht, die von dem Regen alle Augenblicke ausgelöscht wurden. Napoleon selbst war schon vor seiner Abreise von Paris leidend gewesen, und sein Zustand hatte sich seitdem nicht verbessert. Das Reiten wurde ihm schwer. Als jedoch der Tag des 18 Juni anbrach, der für immer über sein eigenes und für lange Jahre über Frankreichs Geschick entscheiden sollte, war unter den Soldaten jede Spur von Ermüdung verschwunden, und Alles erhob sich mit der Hoffnung auf einen großen Sieg. Napoleon hatte seine Anordnungen dergestalt getroffen, daß eine solche Aussicht höchst wahrscheinlich wurde. Er durchritt langsam die Reihen seiner Truppen, so als wolle er jedem Soldaten persönlich seine Sache an das Herz legen. Ein endloser Jubel empfing ihn. Sein Ansehen war zuversichtlich aber nicht heiter. Die Erwartung der großen Entscheidung, die er hervorgerufen, hatte sein Wesen noch ernster als gewöhnlich ge-

stimmt. Er fühlte aber diesmal vielleicht mehr als je, daß er der Abgott seiner Krieger war. Denn diese hatten nicht für Frankreich, sondern einzig für ihn zu den Waffen gegriffen. Je länger sie ihn betrachteten, je höher stieg ihre Bewunderung für ihn. Besonders die alten Soldaten, die in diesem Feldzuge zahlreich waren, zum Theil eben erst aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, konnten sich nicht satt genug an ihm sehen. Ihr Zuruf klang weit bis zu den englischen Linien hin. Das Heer schien von einem einzigen Gedanken, Alles für ihn wagen zu wollen, erfüllt zu sein. Wäre es Napoleon möglich gewesen, unmittelbar während dieses Sturmes von Begeisterung auf den Feind loszugehen, so wäre der Kampf wahrscheinlich bald entschieden gewesen. Denn diesem ersten Feuer, das die Kraft wie den Muth verdoppelt, wäre schwer zu widerstehen gewesen. Aber die Engländer standen auf Anhöhen, die von den Franzosen erst erstiegen werden mußten, wurden von einer zahlreichen Artillerie gedeckt, und ihre Stellung setzte dem ungestümen Andrange ihrer Gegner alle möglichen natürlichen und künstlichen Hindernisse entgegen.

Napoleon's Absicht war, das englische Centrum, welches auf dem Plateau, Mont St. Jean genannt, stand, zu durchbrechen, den linken englischen Flügel von Grouchy, den rechten von d'Erlon und Reille aufreiben zu lassen, die Ueberreste auf der Straße von Brüssel vor sich herzutreiben und sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen. D'Erlon und Reille waren in seiner Nähe. An Grouchy hatte er bereits die Ordre geschickt, die Preußen zu beobachten und an dem Marsch auf Waterloo zu hindern, zugleich aber so zu manövriren, daß er sich der Hauptarmee näherte.

Die Schlacht begann mit einem heftigen Angriff der Franzosen auf das Schloß Hougoumont, das von den Engländern stark besetzt und von zahlreichen Batterien gedeckt war. Aus allen Fenstern des Gebäudes, aus den Büschen und Hecken feuerten die englischen Scharfschützen auf die ungedeckt heranrückenden Franzosen, deren Reihen zugleich von der englischen Artillerie gelichtet wurden, während die Engländer, die Vortheile des Terrains benutzend, wenig litten. Siebenmal drangen die Franzosen in die inneren Höfe des Schlosses, siebenmal wurden sie von den Engländern wieder vertrieben. Die Gebäude wurden endlich in Brand geschossen. Das Feuer trennte die Kämpfenden, deren Verwundete von den Flammen verzehrt oder vom Rauche erstickt wurden. Tausende kamen auf diesem Punkte um.

Durch diesen Angriff auf Hougoumont hatte indessen Napoleon nur Wellington's Aufmerksamkeit von seinem eigentlichen Ziele, der Erstürmung des Mont St. Jean, ablenken wollen. Ney wurde mit der Ausführung beauftragt. „Wohlan, Herr Marschall," sagte Napoleon zu diesem, indem er ihm das Plateau und das englische Centrum zeigte, „dies ist ein Tag und eine Unternehmung Ihrer würdig. An Ihnen ist es, die Schlacht zu gewinnen." — Der Kaiser hatte, um das Ganze zu leiten und zu übersehen, seine Stellung nicht bei einer einzelnen Abtheilung seiner Truppen, sondern auf einem kleinen Hügel, nur einige Schritte von dem Vorwerk La belle Alliance entfernt, genommen.

Indem sich Ney zum Angriff auf den Mont St. Jean anschickte, gewahrte Napoleon von seinem erhöhten Standpunkte aus, vermöge seiner Ferngläser, am Horizont, in der Richtung der Engpässe von St. Lambert, einen dunkeln Punkt, in welchem Soult und andere Generale eine Abtheilung von Grouchy's Truppen erkennen wollten, der am Morgen den Befehl erhalten hatte, 7 bis 8000 Mann rasch zur Hauptarmee abzusenden. Der Kaiser, von einem traurigen Vorgefühl befallen, ward unruhig, und schien mit dieser Erklärung nicht zufrieden zu sein. Bald darauf wurde das Räthsel durch einen preußischen Gefangenen gelöst. Dieser erklärte, jener dunkle Punkt sei ein Korps von 30,000 Preußen unter Bülow, das den Engländern zu Hülfe komme, und dem Blücher mit seiner ganzen Macht folge. Das preußische Heer habe die letzte Nacht über bei Wavres gelegen und von Grouchy's Truppen nichts gesehen. Napoleon begriff nicht, was diesen Marschall abgehalten haben konnte, die ihm gewordenen Befehle auszuführen, und ein preußisches Korps auf seiner rechten Flanke erscheinen zu lassen. Er schickte ihm sogleich eine neue Ordre, worin es hieß: „Verlieren Sie keinen Augenblick, um zu mir zu stoßen, und Bülow zu vernichten."

Der Marschall Soult, der an diesem Tage nicht von Napoleon's Seite wich, und durch dessen Hand alle Befehle gingen, hatte, ungeachtet seiner sonstigen großen Erfahrung im Kriege, die unerklärbare Nachlässigkeit begangen, daß er die Ordres an Grouchy, von deren Vollziehung Napoleon's und seiner Armee Schicksal abhing, nicht, bis er bestimmte Kunde von deren Empfang erhalten, wenigstens von Stunde zu Stunde wiederholte, sondern sich mit einer einmaligen Absendung derselben begnügte. Grouchy stand aber vier bis fünf Stunden von Napoleon's Hauptquartier entfernt, und die Ankunft eines

einzeln abgesandten Officiers war ungewiß. So kam es, daß Grouchy die zweite an ihn erlassene Ordre, die ihm schleunigst auf Waterloo zu ziehen aufforderte, erst nach neun Stunden, als es zu spät war erhielt. Napoleon äußerte in St. Helena, von dieser Schlacht sprechend, daß der frühere Chef seines Generalstabes, Alexander Berthier, in solchem Falle mehr Vorsicht bewiesen haben würde. Ohnedies schon schwächer als der ihm gegenüberstehende Feind, schickte der Kaiser, als er das Anrücken Bülow's erfuhr, 10,000 Mann unter Lobau zur Besetzung der Engpässe von St. Lambert ab, um die Preußen dort aufzuhalten. Dieses Korps unter Lobau fehlte demnach auf dem Punkte, wo die Schlacht eigentlich entschieden werden sollte.

Ney hatte unterdessen mit abwechselndem Glück den Mont St. Jean und das Centrum der Engländer, wo Wellington selbst sich befand, bestürmt. Seine ersten Angriffe waren unwiderstehlich gewesen, und eine Zeit lang schien Napoleon's Plan, die englischen Linien zu durchbrechen, vollständig gelingen zu sollen. Aber Ney griff, wie bei Quatrebras, nicht mit seiner ganzen Macht und auf einmal an, sondern führte seine Divisionen einzeln in das Gefecht. Der französischen Kavallerie, die mit dem größten Ungestüm focht, fehlte es an diesem Tage an einem großen Führer, wie Murat, der in ihre Angriffe Einheit gebracht, und sie an der rechten Stelle und in Masse plötzlich auf den Feind geworfen hätte. Wellington's Truppen, von dem zahlreichen tapferen englischen Generalstabe überall persönlich ermuthigt, entwickelten eine außerordentliche Standhaftigkeit in der Vertheidigung ihrer Stellungen. Das Feuer der Engländer war, von dem Terrain begünstigt, wirksamer als das der Franzosen. Napoleon zögerte im entscheidenden Moment, als das englische Centrum unter den wüthenden Angriffen der schweren französischen Reiterei zu wanken anfing, Ney mit der Garde und den Reserven zu unterstützen, weil er diese gegen die anrückenden Preußen aufsparen zu müssen glaubte.

Aus allen diesen Gründen zusammengenommen war das Gefecht auf dem Mont St. Jean noch nicht entschieden und das englische Centrum nicht gebrochen, als Bülow und nach ihm Blücher mit einem frischen Heer sich auf die von einem sechsstündigen ununterbrochenen Kampfe erschöpften Franzosen warfen. In diesem Augenblick, wo die auf dem Mont St. Jean stehenden Truppen Ney's von den Engländern in der Fronte, von den Preußen in der Flanke angegriffen wurden, bemächtigte sich zuerst einiger Battaillone und dann der Massen

selbst ein panischer Schrecken, und Alles warf sich von den Höhen in die Ebene herab. Der Versuch, die Kolonnen zum Stehen zu bringen und zu ordnen, die Ermahnungen und Vorwürfe der Generale und Officiere blieben vergeblich. Der Heroismus Einzelner kennt keine Grenze als den Tod. Aber der Muth der Menge, und selbst der tapfersten, sinkt, sobald sie fühlt, daß der Sieg unmöglich geworden ist. Die Engländer waren den Tag über durch die Aussicht auf die Ankunft der Preußen aufrecht erhalten worden. Den Franzosen fehlte jetzt jede Hoffnung.

Blücher hatte Wellington allerdings unter allen Umständen seine Hülfe zugesagt. Aber er hätte dieses Versprechen nicht erfüllen können, wenn Grouchy bei der Verfolgung der Preußen nach der Schlacht von Ligny sich thätiger gezeigt hätte. Blücher war den 18 Juni über ohne Nachricht von der Stellung der Engländer geblieben, und hatte sich nach dem Kanonendonner gerichtet. Grouchy, sonst ein erfahrener und in hohem Grade unerschrockener General, bewies an diesem Tage nicht die früher so oft dargelegte Umsicht und Entschlossenheit, sondern hielt sich wörtlich an die ihm zuerst gegebene Ordre, bei Wavres stehen zu bleiben, und die Preußen aufzuhalten, deren Hauptmacht ihn aber umgehend auf Waterloo marschirte, während er sich damit begnügte, einige nichts entscheidende Gefechte zu liefern. Auf diese Art fehlte Napoleon auf dem eigentlichen Schlachtfelde sein ganzer rechter Flügel, 40,000 Mann stark, unter Generalen wie Grouchy, Gerard, Vandamme und Excelman. Bei Ligny hatte die Unthätigkeit d'Erlon's nur den Sieg unvollständig gemacht, die Grouchy's am 18 Juni brachte eine vollständige Niederlage hervor.

Als Napoleon die sich vom Mont St. Jean herabstürzenden aufgelösten Linien seines Heeres betrachtete, das noch wenige Stunden vorher seine Hoffnung und sein Stolz war, wurde er von einer an ihm sonst nie gesehenen Bewegung ergriffen. Er erblaßte, Thränen traten in seine Augen, die Stimme versagte ihm den Dienst. Die von der Höhe niederströmenden Massen der Flüchtlinge brachten auch die in der Ebene aufgestellten Abtheilungen in Unordnung, die sonst den Rückzug hätten decken können. Napoleon spornte sein Pferd, und warf sich unter sie, um sie aufzuhalten. Er ward mit fortgerissen. Bald wurden die Preußen auf den Anhöhen sichtbar, welche im Rücken der französischen Stellung lagen. Die Furcht abgeschnitten zu werden, und den einzigen der Rettung offenen Weg zu verlieren, trieb die Flüchtlinge nach der

Brücke über die Dyle, wo Tausende von ihnen und ein großer Theil ihres Geschützes dem Feinde in die Hände fielen.

Einige Abtheilungen der Garde, die Vierecke gebildet hatten, waren die einzigen, die noch Widerstand leisteten. Der Kaiser, der an einem derselben vorbeikam, ließ noch einmal dessen Kanonen auf die verfolgenden Engländer richten. Bei dieser Gelegenheit ward Lord Uxbridge ein Bein zerschmettert, der zwölfte der englischen Generale, die an diesem Tage fielen oder schwer verwundet wurden, viele höhere Officiere ungerechnet. Napoleon machte Miene sich in eines der Vierecke begeben und dessen Los theilen zu wollen. An eine erfolgreiche Gegenwehr war aber nicht mehr zu denken, und nur Tod oder Gefangenschaft konnte die Wirkung eines solchen Versuches sein. Soult warf sich dem Kaiser entgegen, und bat ihn sich zu retten, und den Triumph des Feindes nicht noch zu vermehren. Napoleon, in dessen Natur es nicht lag, sich unnütz aufzuopfern, gab nach, und ritt weiter fort. So lange der Sieg möglich erschien, setzte er sich selbst eben so rücksichtlos wie Andere aus, indem er sein Leben als ein Mittel zum Zweck ansah. Wenn aber der Spruch des Schicksals sich in einem gegebenen Moment unwiderstehlich ankündigte, gab er ihm nach, doch immer in der Hoffnung auf eine spätere günstigere Wendung der Dinge, die ihm erlauben würde, wieder entscheidend einzugreifen. Der Muth der Verzweiflung lag nicht in dem Wesen dieses außerordentlichen Mannes, der sich nie selbst aufgab, und der, da er sich an nichts unwiderruflich anschloß, auch nie Alles für immer verloren glaubte. Ein Garderegiment unter dem General Cambronne, der mit Napoleon auf Elba gewesen, wies die Aufforderung sich zu ergeben zurück, und behauptete seine Stellung bis es ganz aufgerieben war. Der hartnäckige Widerstand einiger sich aufopfernden Schaaren machte es dem Kaiser und seinem Gefolge möglich, die Spitze der fliehenden Heereshaufen zu erreichen, und so sich zu retten, was sonst, bei der hitzigen Verfolgung, schwer möglich gewesen wäre.

Die beiden siegenden Feldherren, Blücher und Wellington, begegneten sich bei dem Vorwerk La Belle Alliance, schrieben mit edler Selbstverläugnung den Erfolg des Tages einer dem anderen zu, und umarmten sich im Angesicht ihrer Heere, die brüderlich die Gefahren dieses Feldzuges getheilt hatten. Obgleich beide schon berühmt waren, so wurde ihren Namen erst durch diesen großen Triumph das Siegel einer unvergänglichen geschichtlichen Bedeutung aufgedrückt. Bis dahin wa-

ren ihnen manche andere Generale gleichgekommen. Die Besiegung Napoleon's stand aber als einzig und unübertrefflich da. Wellington's Truppen waren von dem langen Kampfe zu sehr erschöpft, um dem Feinde nachsetzen zu können. Die Verfolgung wurde daher von den Preußen übernommen, und es von ihnen den Franzosen unmöglich gemacht, sich wieder zu sammeln und einen weiteren Widerstand zu versuchen.

Diese Schlacht vom 18 Juni, die für die Franzosen eine ihrer großen nationalen Niederlagen wie Crecy und Azincourt ist, ward von den Preußen: Belle Alliance — von den Engländern: Waterloo — von den Franzosen: Mont St. Jean — genannt. Obgleich die preußische Benennung die sinnvollste ist, so hat allmälig die der Engländer auch bei den Franzosen die Oberhand gewonnen, weil England nach dem Kriege einen größeren politischen und litterarischen Einfluß ausgeübt hat, und seine Auffassung und Darstellung der Begebenheiten den übrigen Völkern zugänglicher und bekannter geworden ist.

Eine Untersuchung über das größere oder geringere Verdienst eines jeden der beiden verbündeten Heere an der Besiegung der Franzosen würde zu keinem Ergebniß führen, und alles der Art Erschienene ist ein leerer Wortstreit geblieben. Denn wenn die Wellingtonschen Truppen durch ihre beispiellos hartnäckige Vertheidigung des Mont St. Jean Napoleon hinderten den Kampf vor der Ankunft der Preußen zur Entscheidung zu bringen, so wäre ohne diese nicht ein Sieg wie der von Waterloo erfochten, und der Feldzug überhaupt nicht dort und damals beendigt worden.

Im französischen Volke hat sich die obwohl sehr irrige Meinung erhalten, daß die Schlacht vom 18 Juni durch Verrath verloren gegangen. Wenn Bourmont's Uebergang zu den Preußen auf die ersten Bewegungen Napoleon's, indem sie dem Feinde zu früh bekannt wurden, von nachtheiligem Einfluß gewesen sein kann, so hat dies aber keineswegs auf den weiteren Verlauf des Krieges eingewirkt. Manche französische Schriftsteller, namentlich solche die Napoleon's ganzes Regierungssystem und mit Recht verwerfen, haben sich von dieser Abneigung so weit fortreißen lassen, sein militairisches Genie in dem Feldzuge von 1815 nicht mehr auf der früheren Höhe erkennen zu wollen. Aber eine unparteiische Betrachtung seiner Anordnungen gewährt die Ueberzeugung, daß er Alles gethan was unter den gegebenen Umständen möglich war, und daß nur seine Unterfeldherren, namentlich Ney

und Grouchy, aber nicht er sich Fehler haben zu schulden kommen lassen. Er verlor seine letzte Schlacht wie einst Hannibal, den er für den ersten Feldherrn des Alterthums hielt, die seinige, aber sein Ruhm ist dadurch eben so wenig wie der jenes alten Helden vermindert worden. Ein wirklich großer Name ist wie die Sonne, die von Wolken verhüllt werden kann, deren Strahlen aber immer wieder durchbrechen.

So überschwänglich kühn sich auch Napoleon bei der Landung in Frankreich gezeigt, so unbeschreiblich unerschrocken er dem Kampfe gegen ganz Europa entgegengegangen, die gänzliche Niederlage, nachdem ihm der Sieg schon nahe getreten, der Verlust seiner ganzen Macht an einem einzigen Tage schmetterten ihn für den Augenblick nieder, und griffen seine ohne dies damals geschwächte Gesundheit an. Er ritt, in düstres Schweigen versunken, von einigen seiner Getreuen, wie Drouot, Bertrand, Gourgaud umgeben, auf seinem weißen persischen Pferde, ihm wegen seiner Ruhe im Feuer werth, durch die in wilder Unordnung hinstürzenden Massen der Flüchtigen, von denen er hier und da bei dem hellen Mondlicht erkannt wurde. Die Soldaten zeigten ihn sich dann gegenseitig mit dem leisen Ruf: „Siehe da! Der Kaiser! Er ist nicht todt!“ — Sie glaubten, daß er den Verlust der Schlacht nicht überlebt hätte. Seine Niederlage war so vollständig gewesen, daß nicht nur seine Pläne, Karten, Papiere, sondern selbst sein Hut, seine Orden, und bis auf die kaiserlichen Feierkleider und andere Zeichen seiner Würde, mit denen er in Brüssel sich dem Volke hatte zeigen wollen, als Trophäen in die Hände der verfolgenden Preußen gefallen waren.

In einer eine Stunde von Charleroi jenseit der Sambre liegenden Dorfschenke hielt er einen Augenblick an, und nahm seit 24 Stunden die erste Nahrung zu sich. Die nachsetzenden Preußen ließen ihm jedoch keine Ruhe. Dort stieg er in einen schlechten Wagen und traf in Philippeville Maret Herzog von Bassano und einige andere seiner ersten Diener an. Bei ihrem Anblick, die so lange Zeugen seiner Größe gewesen, blieb er seiner inneren Bewegung nicht Meister, und brach in einen Strom von Thränen aus, ein Zeichen menschlicher Schwäche, das ihn in den Augen seiner Anhänger eher ehrte als herabsetzte, und auf sie mehr Eindruck als seine stolze Ruhe und Kälte bei anderen Gelegenheiten machte.

Unterweges berathschlagte Napoleon mit seinen Umgebungen über den zunächst zu ergreifenden Plan. Sollte er nach Paris eilen, durch seine Gegenwart die ihm feindlichen Parteien in Zaum halten, die

Kammern zur Bewilligung neuer Mittel des Widerstandes bewegen, oder sollte er die Ueberreste des Heeres erwarten und sammeln und an dessen Spitze bleiben? — Die Meinungen waren getheilt. Diejenigen, welche die Lage der Dinge am richtigsten beurtheilten, riethen zum Verharren auf dem Kriegsschauplatze. In Laon entschloß sich Napoleon zur Rückkehr nach Paris. Er machte es jetzt, wie nach dem Feldzuge in Rußland und Deutschland. Er verließ seine Armee und eilte nach der Hauptstadt, in der Hoffnung dort im Mittelpunkt der Macht Vorbereitungen zur Fortsetzung des Kampfes treffen zu können. Aber diesmal täuschte er sich.

Von Laon aus schickte der Kaiser den Bericht über die Schlacht von Waterloo an sein Ministerium, um den Kammern mitgetheilt zu werden. Die Größe der erlittenen Verluste war nicht verheimlicht worden. Mit lobenswerther Mäßigung widerstand Napoleon der Versuchung, mehre seiner Generale, namentlich Ney, anzuklagen. Er schob Alles auf unglückliche Zufälle. Der Bericht konnte an das berühmte 29 Bulletin über den Rückzug aus Rußland erinnern. Nur standen jetzt die Dinge viel verzweifelter als damals.

Die in Paris versammelten Kammern hatten bisher keine entschiedene Haltung angenommen. Sie brachten ihre Sitzungen mit unbedeutenden Berathungen zu. Alles war auf den Ausgang des Feldzuges gespannt. Die republikanische Partei sprach zwar noch immer dann und wann von Volkssouverainetät. Aber man kannte eine drohende Aeußerung des Kaisers, kurz vor seiner Abreise zur Armee gethan, welche im Falle er über die Verbündeten triumphirte, den Untergang der Verfassung und Freiheit voraussehen ließ. Auch Fouché hatte dann ein übles Schicksal zu erwarten. Ob ihm die Absichten des Kaisers in Bezug auf ihn in ihrem ganzen Umfange bekannt gewesen, ist ungewiß, aber so viel wußte er jedenfalls, daß er nichts Gutes zu erwarten habe. Ein Vertrauter Napoleon's hatte diesem gerathen, sich Fouché's um jeden Preis vor Ausbruch des Feldzuges zu entledigen, und der Kaiser, der nicht Alles aber genug von den Ränken und geheimen Unterhandlungen seines Polizeiministers mit den Bourbonen und dem Feinde wußte, geantwortet: „Wozu könnte das Blut dieses Menschen mir nützen, wenn ich bei meinem Unternehmen unterliegen sollte? Aber derselbe Kurier, der die Nachricht von der Niederlage der Engländer und Preußen nach Paris bringt, wird auch den Befehl zur Hinrichtung Fouché's überbringen." — Fouché suchte sich in der

Kammer der Repräsentanten bedeutend zu machen, indem er, in einem Bericht über die innere Lage Frankreichs, die Parteien als im höchstem Grade unruhig schilderte, und vor dem Ausbruch eines Bürgerkrieges besorgt zu sein schien. Zugleich wollte er dadurch Napoleon, selbst im Falle eines Sieges, einschüchtern, und von einem Schlage gegen ihn ablenken. Fouché's Bericht war sehr übertrieben. Die Nation erwartete, ohne Begeisterung für den Kaiser und seine Sache, aber auch ohne die Neigung zum Widerstande gegen ihn, in dumpfer Spannung den Ausgang des großen Kampfes an der Grenze. Sie sah, wenn der Kaiser siegte, die Wiederherstellung des Despotismus im Innern, wenn er geschlagen wurde, eine zweite Invasion voraus. In diese traurige Alternative war sie durch die passive Haltung gekommen, welche sie nach Napoleon's Landung angenommen, durch die Art, wie sie die Entscheidung über das Schicksal Frankreichs einzig der Armee überließ, und durch die geringe Empfänglichkeit für die von Ludwig XVIII gegründeten parlamentarischen Institutionen.

Napoleon hatte seine Reise von Philippeville so eingerichtet, daß er erst des Abends, als es schon dunkel geworden, in Paris ankam (20 Juni). Er stieg nicht in den Tuileries, sondern in dem damals still gelegenen Pallast Elysée ab. Es waren gerade Tag um Tag drei Monate her, daß er ebenfalls absichtlich des Abends in der Hauptstadt eingetroffen war. Aber diesmal glänzten ihm keine hell erleuchteten Fenster entgegen, es stürzte sich nicht, wie am 20 März, eine begeisterte Menge von Generalen und Officieren an seinen Wagen, um ihn auf ihren Armen die Treppe hinaufzutragen, kein Hofstaat empfing ihn. Ein einziger seiner Anhänger und Diener Caulincourt, Herzog von Vicenza, dem Namen nach Minister des Auswärtigen während der hundert Tage, ein Titel ohne Funktionen, da Niemand mit Napoleon unterhandeln wollte, erwartete ihn am Eingange des Elysée. Alles in und um den Pallast war dunkel und einsam. Der Kaiser schien durch den Schmerz über die erfahrene Niederlage, die Schlaflosigkeit, die Beschwerlichkeiten der Flucht, in wenigen Tagen um viele Jahre gealtert zu sein. Er hielt sich nur mit Mühe aufrecht, athmete langsam, sprach mit klangloser Stimme. „Ich ersticke" sagte er zu Caulincourt, indem er sich auf einen Sessel warf, und die Hand auf das Herz legte. „Die Armee hatte Wunder der Tapferkeit gethan, als ein plötzlicher Schrecken über sie kam, und alle errungenen Vortheile wieder verloren gingen. Ney hat sich wie ein Thor betragen, er hat meine Kavallerie

zu Grunde gerichtet!“ — Seine Brüder, Joseph und Lucian, kamen herbei. Hieronymus war bei den Trümmern des Heeres zurückgeblieben, die er in Verbindung mit mehren anderen Generalen zu sammeln und zu ordnen suchte. Er hatte in diesem kurzen aber großen Feldzuge Muth und Einsicht bewiesen. Napoleon's Umgebungen behandelten ihn mit einer Mischung von Ehrerbietung und Schmerz, aber Niemand konnte sein Erstaunen über seine unerwartete und einsame Rückkehr verhehlen. Man glaubte, daß er unter allen Umständen unter seinen Soldaten besser aufgehoben gewesen wäre.

Die Kunde von Napoleon's Siege bei Ligny war in Paris zufällig zu derselben Zeit angekündigt worden, wo Tausende von Franzosen bei dem Angriff auf den Mont St. Jean, unter Ney, vor den englischen Batterien fielen. Dieser Sieg, obgleich sehr vergrößert, hatte zwar Freude, aber keine Zuversicht in Bezug auf den Ausgang des Krieges erregt. Ein Kampf gegen ganz Europa, unerschöpflich an Hülfsmitteln, und diesmal zu deren Benutzung entschlossen, konnte, dies fühlte man, nicht durch eine einzige gewonnene Schlacht entschieden werden. Die aufgeklärten Klassen der Pariser Bevölkerung hatten zwar die Kühnheit des Kaisers bewundert, mit der er dem Kampfe gegen so viele Feinde entgegenging, aber nie an einen vollständigen Sieg desselben geglaubt. Der frühere Zauber des Glückes war einmal gelöst und konnte nicht wieder hergestellt werden. Napoleon selbst hatte gegen seine nächsten Vertrauten zuweilen Zweifel über den Erfolg geäußert, was ihm bei der Eröffnung seiner früheren Feldzüge nie eingefallen war. Die Niederlage bei Waterloo wurde am frühen Morgen des 21 Juni bekannt, verbreitete sich reißend schnell, und ward alsbald in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich der zahlreichen Familien, die Angehörige in der Armee hatten, die nach der ersten Nachricht fast ganz aufgerieben sein sollte. Denn die ohnedies großen Verluste wurden von dem Gerücht noch übertrieben. Alles stürzte sich, als die Nachricht von Napoleons Rückkehr sich bestätigte, nach den Spaziergängen und Gärten in der Nähe des Elysée, um zu erfahren was dort vorging.

Zwei Klassen allein schienen von der Unglücksbotschaft weniger bestürzt als erregt zu werden. Es waren dies die Föderirten der Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, die zwar nicht organisirt worden, aber unter einander zusammenhielten, und die Republikaner in und außerhalb der Kammern, welche die Niederlage von Waterloo zum

Sturze Napoleon's benutzen wollten. Von den Föderirten eilten zahlreiche Schaaren nach dem Elysée, um dem Kaiser ihre Dienste anzubieten, die Republikaner dagegen versammelten sich um de la Fayette und Fouché, die, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen, Napoleon gleich feind waren. Die Menge sah in dem Besiegten noch immer das Panier des Vaterlandes und das einzige Mittel der Rettung, die politischen Notabilitäten dachten aber mehr daran, ihre Ideen durchzuführen oder ihren Haß zu befriedigen, als Frankreich vor dem andringenden Feinde zu vertheidigen.

Napoleon hatte, nachdem er sich einige Stunden lang der Ruhe hingegeben, seine Minister und einige andere seiner ersten Diener nach dem Elysée entboten. Er erklärte ihnen, daß eine militairische Diktatur nothwendig geworden, um alle Hülfsquellen des Landes gegen den Feind aufbieten zu können. Er sagte, daß es von ihm abhinge, dieselbe an sich zu reißen, daß es aber volksthümlicher und wirksamer wäre, wenn sie ihm von den Kammern zuerkannt würde. Ein Antrag der Art sollte demnach an sie gestellt werden. Mehre der Anwesenden zweifelten an der Bewilligung eines solchen, und Regnault de St. Jean d'Angely, einst ein Republikaner, dann aber eifriger Anhänger des Kaiserreiches, sprach zuerst von der Nothwendigkeit einer freiwilligen Abdankung, damit diese nicht von der Volksvertretung erzwungen würde. Lucian Bonaparte, der sich des 18 Brumaire erinnerte, erhob sich heftig gegen diese Meinung, und rieth seinem Bruder, sich nicht an die Kammern zu kehren, und allein die Rettung Frankreichs über sich zu nehmen. Carnot, dem immer 1793 vorschwebte, forderte zu einer allgemeinen Bewaffnung des Volkes, zur Ergreifung außerordentlicher Maßregeln, Verhängung des Belagerungszustandes über Paris, Verlegung des Sitzes der Regierung nach der Loire auf, ließ es aber ungewiß, ob die Zustimmung der Kammern eingeholt werden sollte, oder nicht.

Aber die Entscheidung über die Lage der Dinge hing nicht mehr von Napoleon, seinen Ministern und Generalen ab. Die Repräsentantenkammer, der großen Mehrheit nach antibonapartistisch gesinnt, trat plötzlich in den Vordergrund. Sie würde es nicht gewagt haben, eine drohende Stellung gegen den Kaiser anzunehmen, wenn sie nicht von Fouché und dessen Anhängern ermuthigt und geleitet worden wäre. So lange Napoleon noch an der Spitze einer großen Armee stand, hatte der Herzog von Otranto zwar mit seinen Feinden gegen ihn im

Geheimen unterhandelt, jedoch keine bestimmte Aussicht auf Erfolg gehabt. Nach einer Niederlage wie bei Waterloo begriff er aber, daß von einem Kaiserreich nicht weiter die Rede sein konnte. Er trat sogleich wieder in Verbindung mit Lord Wellington, der von jetzt an auch eine große politische Rolle spielen sollte, und schickte einen Vertrauten an Ludwig XVIII nach Gent ab, um auf diesen einen Einfluß auszuüben. Sein Plan war, zunächst die Repräsentantenkammer gegen Napoleon aufzustellen und ihn zur Abdankung zu zwingen, die Republikaner mit dem Blendwerk der Volkssouverainetät und der Möglichkeit des Gelingens ihrer Ideen zu täuschen, während dieser Zeit die Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten über Frankreichs Integrität durch Zusammenziehung aller vorhandenen Streitkräfte bei Paris zu unterstützen, und zuletzt die Rückkehr der Bourbonen als das einzige Mittel der Rettung vorzubereiten. Fouché gedachte für eine zweite Restauration das zu werden, was Talleyrand für die erste gewesen. Diese halb egoistische, halb patriotische Rolle ward von ihm mit bewunderungswürdiger Kühnheit und Feinheit durchgeführt, obgleich er sich nicht lange des Gelingens seiner Absichten erfreuen sollte.

Der Verabredung mit Fouché gemäß, der aber immer noch fortfuhr zu Napoleon's Ministern und Rathgebern im Elysée zu gehören, bestieg de la Fayette am 21 Juni die Rednerbühne, um den ersten großen Schlag gegen den Kaiser zu führen. Er sah sich im Geiste in die Zeit von 1789 zurückversetzt, wo er der Schiedsrichter der Parteien, und die Stütze der Freunde der Freiheit gewesen war. Er träumte von der Erneuerung einer solchen Stellung für ihn, obgleich er in diesem Augenblick mehr ein Werkzeug Fouché's als er selbst war, und die Verhältnisse mit denen im Anfange der Revolution keine Aehnlichkeit boten. Aber de la Fayette's Name und Ansehen war groß in der Versammlung und er schien der Mehrheit dazu bestimmt zu sein, jetzt den kaiserlichen wie einst den königlichen Despotismus zu stürzen. Seine Anträge wurden sämmtlich angenommen. Sie betrafen im Wesentlichen Folgendes: Die Kammer erklärt sich in Permanenz — jeder Versuch sie aufzulösen wird mit der Strafe des Hochverraths belegt — die Minister müssen sich ihr zur Verfügung stellen. — Dies hieß die Regierung an sich reißen, und Napoleon, obgleich er noch die Krone trug, bei Seite schieben.

Während dieser Zeit berieth der Kaiser im Elysée mit seinen Ministern, unter denen Fouché in der Kammer seinen Sturz vorbereiten

ließ, die meisten anderen aber ebenfalls ihn aufzugeben bereit waren, über die Möglichkeit Paris und Frankreich gegen den Feind zu vertheidigen, wozu es aber in jenem Augenblick, bevor noch die am 18 Juni zersprengten Korps sich wieder einigermaßen gesammelt hatten, an allen Mitteln fehlte. Sobald Napoleon von den in der Repräsentantenkammer gefaßten Beschlüssen hörte, gerieth er in Zorn, und brach in Drohungen aus, als er aber die schwankende Haltung seiner nächsten Umgebungen bemerkte, zeigte er sich, wie das Jahr vorher in Fontainebleau, zur Nachgiebigkeit bereit. Seine Stimmung sank und stieg an diesem Tage mehrmals wie Ebbe und Fluth. Er sandte Lucian Bonaparte zu den Repräsentanten, um sie für sich zu gewinnen, und über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieser, der am 18 Brumaire der Wuth der Republikaner im Rathe der Fünfhundert getrotzt, und wesentlich zur Erhebung seines Bruders beigetragen, glaubte auch diesmal ihn retten zu können. Er irrte sich. Es hatte damals noch kein Waterloo zwischen Napoleon und Frankreich gelegen. Lucian's Antrag, den Kaiser um jeden Preis zu unterstützen, brachte das Gegentheil von Dem was er gehofft hervor. Ein entschiedener Gegner Napoleon's, der Repräsentant Jay trat endlich mit der Erklärung auf, daß der Kaiser ein Hinderniß für das Glück Frankreichs sei, indem er dasselbe nicht mehr vertheidigen könne, und zugleich dessen Aussöhnung mit Europa hindere. Als Lucian die Nation der Undankbarkeit beschuldigte, wenn sie den, der so lange über sie glorreich regiert und ihr so vielen Ruhm verschafft, fallen lassen sollte, erhob sich de la Fayette, und entwarf eine ergreifende Schilderung von den Opfern, die Frankreich für Napoleon gebracht, von den Schlachtfeldern, die von dem Guadalquivir bis zur Moskowa mit französischem Blut gedüngt worden. Die Nation habe genug für einen einzigen Menschen gethan, es sei jetzt Zeit, daß sie an sich selbst denke.

In der Pairskammer, in welche Lucian sich darauf begab, fand er keine so heftige Aufregung, aber eine gleichgültige kalte Stimmung gegen seinen Bruder vor, die, dessen Sturz voraussehend, ihn nicht übereilen, aber auch nicht aufhalten wollte. Die Mitglieder dieser Kammer, meist aus Diplomaten, Generalen und hohen Beamten bestehend, wollten bei Vollziehung Dessen was unvermeidlich geworden, einen gewissen politischen Anstand beobachtet wissen.

Es hatte sich unterdessen eine große Menge Volkes, aus vorstädtischen Arbeitern bestehend, in der Nähe des Elysée versammelt, die Na-

poleon, der, die Angelegenheiten des Tages besprechend, in dem Garten des Pallastes bald mit diesem, bald mit einem anderen Vertrauten auf- und abging, so oft er sichtbar wurde, mit begeistertem Zuruf empfing, und nach Waffen verlangte. Lucian, der von seiner verfehlten Sendung nach den Kammern zurückgekehrt, that alles Mögliche, um seinen Bruder zu einem persönlichen Erscheinen unter den Repräsentanten, zu einer Auflösung derselben, und im Nothfalle zu einem Angriff auf sie zu bewegen. Er machte ihn auf die Anhänglichkeit der unteren Klassen aufmerksam, und meinte, daß sich überall die Massen für ihn bewaffnen würden, sobald er nur das Zeichen dazu geben würde. Aber Napoleon hoffte nicht nur nichts von seiner Gegenwart in der Kammer, sondern fürchtete seine Würde dabei auszusetzen, und die Schaaren ungeordneten Volkes und der Gedanke an eine allgemeine Erhebung desselben für ihn flößten ihm kein Vertrauen ein. Einmal war eine solche Erhebung ungewiß, jedenfalls zu spät, und er selbst ein zu erfahrener Kriegsmann, um nicht zu wissen, daß er mit solchen Mitteln dem Feinde nicht widerstehen konnte. Er sprach im Grunde von der Möglichkeit der Vertheidigung und von der Weigerung der Volksvertretung, ihm dazu die Mittel zu bewilligen, nur noch um vor der Welt den Schein zu retten, und als ein Opfer der Ränke der Einen und der Entmuthigung der Anderen dazustehen. Er fühlte, daß er dem Strome für den Augenblick weichen müsse, es kam ihm nur noch auf die Art an, wie dies geschehen sollte.

Die Napoleon feindliche Partei unter den Repräsentanten war durch Fouché von der Abneigung des Kaisers gegen Ergreifung extremer Mittel und einen Angriff auf die Kammer unterrichtet, und schöpfte darin den Muth auf eine schnelle Abdankung zu dringen. Selbst die eifrigsten Anhänger Napoleon's, sogar sein Bruder Joseph, hielten dies für nothwendig, falls nur der Thron dem Sohne Napoleon's gesichert und die Dynastie erhalten würde. Fouché, der noch weniger an eine verlängerte Herrschaft der Napoleoniden als an die ihres Hauptes glaubte, hielt es jedoch für nützlich, in diesem Punkt die Opposition zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der Sturz des Kaisers galt ihm für das Wesentliche, der seiner Familie folgte dann von selbst. Ein Kind von vier Jahren, das sich in Wien in der Gewalt von Napoleon's Feinden befand, als Souverain anzuerkennen, erschien ihm als ein Zwischenspiel ohne Bedeutung für die Zukunft, aber geeignet, die Haupthandlung für den Augenblick zum Abschluß zu bringen. Von den

Kammern war kein Widerstand gegen einen solchen Antrag zu besorgen. Denn Konstitutionelle und Republikaner, obwohl Gegner des Kaisers, neigten sich keineswegs den Bourbonen zu. In ihrem Parteieifer verkannten sie, daß nach Napoleon's Sturz Ludwig XVIII Rückkehr unvermeidlich werden würde. Ein Theil davon überredete sich, daß die verbündeten Mächte nur die Person des Kaisers, aber nicht seine Familie, vom Throne ausgeschlossen hätten. Diese Täuschung entstand aus der Verwandtschaft des jungen Napoleon mit dem Kaiser von Oesterreich, von dem man keine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Schicksal seines Enkelsohnes annehmen wollte. Andere dachten daran dem Herzog von Orleans, dem man England geneigt glaubte, die Krone zuzuwenden.

Napoleon, obgleich innerlich schon zur Nachgiebigkeit entschlossen, schwankte noch immer über den Moment und die Form, in denen er der Nothwendigkeit sich unterwerfen wollte. Lucian Bonaparte, der früher am wenigsten an der Größe seiner Familie Theil genommen, konnte jetzt am schwersten sich von ihr trennen. Er trieb seinen Bruder immer wieder zu einem Gewaltschritt gegen die Repräsentantenkammer, und zur Ergreifung einer militairischen Diktatur bis nach Befreiung des Vaterlandes, und zum Aufrufe an das Volk zu einer allgemeinen Erhebung und Bewaffnung an. Es war während der Nacht ein Truppenkorps von 10,000 Mann in Paris eingerückt, und, ungeachtet Waterloo's, noch immer für den Kaiser begeistert. Es hätte allerdings nur eines Winkes und Wortes Napoleon's bedurft, und die Opposition war vernichtet. Aber er sah nach einem kurzen Triumphe eine abermalige Niederlage voraus. Auch widerstritt es seinem Gefühl, Paris, wo er so lange regiert hatte, mit Scenen von Tumult und Blut zu erfüllen. Denn es war wahrscheinlich, daß, wenn auch die Föderirten für den Kaiser zu den Waffen griffen, die Nationalgarde, wenigstens ein Theil derselben, sich für die Repräsentanten erklärte. Napoleon zögerte jedoch noch immer mit einer bestimmten Erklärung, von dem Gedanken an die frühere Größe und die gegenwärtige Hülfslosigkeit, von der Möglichkeit die Macht wieder an sich zu reißen, und die Schwierigkeit sie zu behaupten, hin und her gerissen.

Endlich trat Fouché in Gegenwart des Kaisers offen mit der Erklärung hervor, daß die Abdankung desselben alle Interessen befriedigen, der napoleonschen Dynastie den Thron erhalten, und Frankreich den Frieden wiedergeben würde, indem die Verbündeten erklärt hätten,

nur Napoleon entfernen, der Nation aber keine Regierung aufdringen zu wollen.

Zugleich langten im Elysée die drohendsten Erklärungen aus der Kammer an. Die Repräsentanten, de la Fayette an der Spitze, erklärten die Entsetzung Napoleon's aussprechen, ja ihn selbst verhaften lassen zu wollen, wenn er nicht augenblicklich seine Entsagung einsenden würde. In der That war schon eine Anzahl entschlossener Männer aus der Kammer, mit Hülfe einiger Nationalgardisten bereit, nach dem Elysée zu ziehen, und sich Napoleon's zu bemächtigen, wo es, da die denselben umgebenden Officiere zu seiner Vertheidigung bereit waren, zu einem blutigen Auftritt hätte kommen können, der des Kaisers eben so unwürdig wie Frankreichs gewesen wäre.

Von den Umständen überwältigt, entschloß sich endlich Napoleon zu dem Schritt, der auf allen Seiten von ihm verlangt wurde. Er zog sich mit Lucian in ein einsames Gemach des Pallastes zurück, und diktirte am Nachmittage des 22. Juni, den Akt, durch den er dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagte, den er als Napoleon II. proklamirte, und zugleich die Hoffnung aussprach, daß die verbündeten Mächte mit diesem Opfer zufriedengestellt werden würden.

Dieses Dokument wurde alsbald nach den beiden Kammern gebracht. Obgleich Napoleon unter den Repräsentanten seine entschiedensten Gegner hatte, so ward gleichwohl unter ihnen kein Frohlocken über den davon getragenen Sieg vernommen. Der Fall einer solchen Größe erregte zuletzt doch Theilnahme. Unter den Pairs, wo es viele persönliche Anhänger Napoleon's gab, war dies noch mehr der Fall. Beide Kammern votirten Adressen an den Kaiser, die ihm den Dank der Nation für den gethanen Schritt aussprachen, und die ihm noch denselben Abend überreicht wurden.

Napoleon, bei dem die vorhergegangenen Tage über beständig eine fieberhafte Aufregung mit einer tiefen Abspannung gewechselt hatte, ward jetzt, als die Entscheidung gefallen, wieder sich selbst zurückgegeben. In einem matt erleuchteten Saale des Pallastes, empfing er aufrecht stehend, mit unbewegter Miene die Deputationen der Kammern. Die der Repräsentanten bestand großentheils aus solchen, die an seinem Sturz gearbeitet, die der Pairs aus solchen, die ihn schwach unterstützt hatten. Fast alle waren ihm früher auf diese oder jene Art verpflichtet gewesen, hatten von ihm Gunstbezeugungen oder Wohlthaten empfangen. Selbst de la Fayette war nur durch seine Verwendung aus der Gefan-

genschaft in Olmütz befreit worden. Seine Willkührherrschaft und die Gewalt der Umstände hatte sie zu seinen Gegnern gemacht. Die Erinnerung an die Vergangenheit und die Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks veranlaßte sie jedoch gegen den Gefallenen eine ehrerbietige Haltung anzunehmen, und selbst seinen Tadel und seine Vorwürfe zu ertragen. Er sprach mit Ruhe, sogar mit Gleichgültigkeit von seinem eigenen Schicksal, hob aber mehrmals gegen die Deputation der Kammern die Bedingung, unter der er allein abgedankt hatte, die Anerkennung seines Sohnes hervor, ein Umstand, der in den Adressen unberührt geblieben. Er hielt sich bei dem Schiffbruch, den er erlitten, an der Hoffnung, der Gründer einer Dynastie zu sein, wie an einem letzten Brett fest, ohne zu ahnen, daß seine wahre Bedeutung von anderer Art war. Obgleich Männer wie de la Fayette, Lanjuinais, Fouché aus der Revolution her an tragische Scenen gewöhnt, und Napoleon im Herzen entschieden abhold waren, so konnten sie sich bei dieser letzten Zusammenkunft mit ihm des Eindruckes seiner persönlichen Größe nicht erwehren.

So schloß Napoleons politische Laufbahn. Drei Tage nachher verließ er Paris, um es nicht mehr wiederzusehen.

Das erste Kaiserreich ist für Frankreich, ungeachtet des unglücklichen Endes, eine nicht blos im höchsten Grade ruhmvolle, sondern im Ganzen auch nothwendige und nützliche Epoche gewesen. In der Nation ist damals Das was ihr von der Revolution bleiben sollte, für immer befestigt worden. Aber das zweite Kaiserreich war nichts als eine verwegene Auflehnung gegen den Spruch des Schicksals, von dem 1814 deutlich genug erklärt worden, daß es den Thaten des Eroberers ein Ziel gesetzt hatte.

Indessen ist Napoleon vor allem ein Mann des Wechsels der Erschütterung, des Kampfes gewesen. Seine Kriege haben den Samen zu freisinnigen Einrichtungen über das ganze Festland getragen. Aber zu Allem was er gethan, hat er der Gewalt bedurft. Sein Dasein wird von zwei großen Schlachten begrenzt. Bei Marengo hatte er sich Frankreichs versichert, und die Erlangung der Krone vorbereitet, bei Waterloo fiel sie ihm für immer vom Haupt. Einer solchen Natur war es nicht möglich, so lange man ihr noch Mittel thätig einzugreifen, wie in Elba, übrig ließ, sich leidend zu verhalten, und der Regierung der Bourbonen ruhig zuzusehn. Er sollte die Welt noch einmal erregen, aufschrecken, gegen sich vereinigen, und dann in einem

großen Sturm verschwinden. Ein solcher Ausgang lag in seinem Wesen, gehörte zu seiner Vollendung als geschichtliche Erscheinung, und sollte zugleich die Rache des Schicksals für den von ihm mit seinem Glück und seinen Gaben getriebenen Mißbrauch beweisen.

6. Provisorische Regierung in Paris, Fouché an deren Spitze. — Napoleon in Malmaison. — Seine Abreise nach Rochefort. — Seine Pläne zur Flucht. — Ergebung an die Engländer. — Abführung nach St. Helena.

Gleich nach Napoleon's Abdankung wurde von den Kammern eine provisorische Regierung, aus fünf Mitgliedern, Fouché, Carnot, Caulincourt, Quinette, General Grenier bestehend, ernannt, und Fouché an deren Spitze gestellt. Diese setzte ein neues Ministerium ein, in welchem Bignon, der aber mehr als politischer Schriftsteller, denn als praktischer Diplomat bedeutend gewesen, das Departement des Auswärtigen erhielt. Das Erste was die provisorische Regierung beschloß war, so viel Truppen als möglich in und um Paris zusammenzuziehen, um bei den Unterhandlungen mit den Verbündeten einen Stützpunkt zu haben. Dem alten Marschall Massena, der, obgleich er sich anfänglich gegen Napoleon erklärt, später in dessen Pairskammer eingetreten, ward der Oberbefehl über die Pariser Nationalgarde übertragen. Weder in der provisorischen Regierung noch in dem Ministerium fehlte es an Anhängern Napoleon's und an Gegnern der Bourbonen. Aber Fouché riß jede Entscheidung an sich, und war entschlossen, Ludwig XVIII Rückkehr aus allen Kräften zu begünstigen.

Fouché wurde jedoch aus Politik und Nothwendigkeit veranlaßt, hierbei mit Vorsicht und Zögerung zu Werke zu gehen. Eine unmittelbare Anerkennung der vertriebenen Dynastie nach Napoleons Abdankung würde die Bonapartisten und Republikaner in den Kammern erbittert, und die sich sammelnden Ueberreste des Heeres und die Föderirten zu einer offenen Auflehnung getrieben haben. Auch konnte in solchem Falle von Napoleon ein verzweifelter Versuch, sich wieder des Ruders zu bemächtigen, befürchtet werden.

Fouché spielte, wie er es seit dem 20 März gewohnt gewesen, mehre Rollen zu gleicher Zeit. Er ließ Ludwig XVIII den Rath geben, seine Rückkehr nach Frankreich durch eine versöhnende Proklamation an das

Volk vorzubereiten. Er überredete Talleyrand, der sich in der letzten Zeit in Gent eingefunden, daß nur er allein die feindlichen Parteien unschädlich machen könne, indem er sie in Spannung und Mißtrauen gegen einander erhalte. Wellington ward dadurch für Fouché gewonnen, daß dieser versicherte, er werde durch seinen Einfluß auf die Generale jeden weiteren Widerstand gegen die Verbündeten verhindern. Die Kammern und seine Kollegen in der provisorischen Regierung täuschte Fouché durch eine vorgebliche Abneigung gegen die Bourbonen. Während er daran arbeitete Napoleon aus Frankreich zu entfernen, ließ er es ruhig geschehen, daß sein Sohn, auf Betrieb der Bonapartisten und aller derer, welche Ludwig XVIII Rückkehr zu fürchten hatten, von den Kammern als Kaiser anerkannt wurde. Er wußte, daß dies für den Augenblick beschwichtigte, ohne für die Zukunft zu binden.

Fouché gedachte auf diese Art alle gewaltsamen Erschütterungen zu vermeiden, Frankreich einen erträglichen Frieden mit dem Auslande zu verschaffen, und sich der Restauration, die er für unvermeidlich hielt, als einen Vermittler zwischen ihr und der eben abgelaufenen Epoche, und als eine unentbehrliche Stütze für die Folge zu empfehlen. Dieses Spiel ward von ihm so geschickt betrieben, daß ihn damals Niemand, selbst nicht seine nächsten Umgebungen durchschauten, und das bunte Gewebe dieser durch einander laufenden Unterhandlungen und Ränke erst nach seinem Sturze entdeckt wurde.

Napoleon, dem durch die scheinbare Anerkennung seines Sohnes jeder Vorwand zu einer Zurücknahme seiner Abdankung und einer weiteren Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten fehlte, verließ Paris und begab sich nach Malmaison, wo er als Konsul an der Seite seiner ersten Gemahlin Josephine, die nach seinem eigenen Geständnisse glücklichste Zeit seines Lebens zugebracht hatte. Sein Ehrgeiz hatte ihn später zu der Verbindung mit der Tochter des Kaisers von Oesterreich veranlaßt, aber Josephine immer in seinem Herzen fortgelebt. Er fand in Malmaison ihre Tochter Hortensia, um ihn über sein Unglück zu trösten, und ihm den Uebergang zu einer anderen Weise des Daseins zu erleichtern. Die Entfernung von dem Geräusch der Hauptstadt, dem Kampfe der Parteien, der Anblick des Hauses, der Gärten, wo er gewohnt gewesen, die schöne Jahreszeit in der Epoche zwischen Marengo und Austerlitz zu verleben, und die Erinnerung an die Frau, die ihm seine Jugend vergegenwärtigte, brachten bald eine große Ver-

änderung in ihm hervor. Sein körperliches Leiden, seine düstre Stimmung verschwanden, und er fühlte sich in bessere Zeiten zurückversetzt.

Da aber in Napoleon Thatendrang und Herrschsucht alle anderen Eindrücke und Empfindungen überwogen, so wandte er diese Zeit der Ruhe in Malmaison nicht dazu an, um sich über sein Geschick zu erheben, das Opfer, das die Umstände gebieterisch forderten, zu vollziehen, und sich zur schleunigen Abreise aus Frankreich zu rüsten, sondern es erwachte in ihm plötzlich die Hoffnung, durch eine in der öffentlichen Meinung eintretende Veränderung, durch einen Beschluß der Kammern, oder eine gewaltsame Dazwischenkunft der Armee wieder an die Spitze gestellt zu werden. Die Ausübung der Macht war ihm so sehr zum Bedürfniß, zur anderen Natur geworden, er hatte so großen Wechsel in seinem Leben erfahren, daß er sich vor der Augenscheinlichkeit der Thatsachen verschloß, und selbst jetzt noch eine für ihn günstige Wendung der Dinge für möglich hielt. Da er seine Abdankung nicht offen zurücknehmen konnte, so ließ er der provisorischen Regierung vorschlagen, ihm den Oberbefehl über das Heer zu übergeben, und versprach, nach errungenem Siege über den Feind, keine weiteren Ansprüche zu machen. Fouché, der um keinen Preis mehr von Napoleon etwas wissen wollte, und der überzeugt war, daß derselbe, einmal den Soldaten zurückgegeben, auch die Krone wieder an sich reißen würde, wies dies Verlangen entschieden ab. Aber selbst seine tapfersten und sonst treusten Unterfeldherren, wie Davoust, verwarfen einen Antrag, der den Krieg verlängert, und Frankreich in den Abgrund, an welchem es ohnedies stand, hineingestoßen haben würde. Denn wenn es Napoleon auch gelungen wäre, über Blücher und Wellington einen Vortheil davon zu tragen, so würden die zahllosen Heere der Verbündeten, die jetzt heranrückten, ihn bald erdrückt, und jeden weiteren Kampf unmöglich gemacht haben. Die in Paris versammelten Generale waren allerdings geneigt, eine Schlacht zu wagen, aber nur im Interesse der Integrität Frankreichs, aber nicht um Napoleon's willen, den die verbündeten Mächte ein für allemal ausgeschlossen hatten. Es mußte jetzt vor Allem jede Identificirung zwischen Frankreich und dem entthronten Kaiser vermieden werden, wenn das Land nicht den äußersten Bedrängnissen preisgegeben werden sollte.

Diese Regungen des Ehrgeizes in Napoleon hatten die Folge, daß die provisorische Regierung, unter dem Vorwande des Schutzes gegen die nicht mehr weit von Malmaison entfernten preußischen Vorposten,

den General Becker mit Truppen zu seiner Ueberwachung abschickte, ihn zuletzt sogar mit Verhaftung bedrohte, und endlich seine Abreise durchsetzte. Seine bloße Anwesenheit in Frankreich, auch wenn er sich ruhig verhalten hätte, wäre ein Hinderniß bei den Unterhandlungen gewesen, die man mit den Verbündeten anknüpfen wollte.

Napoleon schien diese Zeit über von den verschiedenartigsten Eindrücken und Entschlüssen erfüllt zu sein. Bald sprach er von einer Niederlassung in Amerika, von friedlicher Zurückgezogenheit und Landbau, dann wieder von dem Schrecken, den seine unerwartete Rückkehr nach Paris seinen Gegnern verursachen würde. Er äußerte zuweilen seine Zufriedenheit darüber von der Last der Regierung befreit zu sein, und gleich darauf entwarf er Angriffspläne gegen die Verbündeten. Als er den Kanonendonner eines zwischen den Preußen und Franzosen beginnenden Gefechtes vernahm, blieb er seiner Bewegung kaum Meister, und wollte zu Pferde steigen, um den Kampf zu leiten. Fast ohne Uebergang folgte in ihm die größte Aufregung auf die tiefste Niedergeschlagenheit. Sein Geist schwankte zwischen Entsagung und Widerstand. Er konnte sich seines Schicksals nicht erwehren, und doch wollte er sich ihm nicht unterwerfen. Aber jede thätige Rolle war ihm jetzt unmöglich geworden. Unüberwindliche Hindernisse traten ihm entgegen, wohin er auch seine Blicke richten mochte. Die unermeßliche Fülle von Macht und Größe, die das Glück und die eigene Kraft ihm früher verschafft hatte, war gänzlich aufgebraucht. Es blieb nur noch der Nachklang seines Namens übrig.

Nach langem sich Hin- und Herwenden, Beschließen uud Verwerfen ward Napoleon am 29 Juni Nachmittags um fünf Uhr endlich angekündigt, daß Alles zur Abreise von Malmaison in Bereitschaft stehe. Er umarmte seine Stieftochter Hortensia, die in Thränen zerfloß, sprach einige kurze Worte des Dankes an die Officiere und Soldaten seiner Garde, die mit stummer Trauer ihn sich entfernen sahen, und wandte sich mehrmals um, um die Gänge und Gebüsche von Malmaison noch einmal zu betrachten.

Schon war eine kostbare Zeit zu seiner Rettung verloren gegangen. Wenn er seine Lage kaltblütig überdacht und gleich nach seiner Entsagung Frankreich verlassen hätte, so wäre seine Flucht unfehlbar gelungen. Auch jetzt war sie noch möglich, wenn er, ohne sich unterwegs aufzuhalten, nach einem Hafen an der Westküste geeilt, und dort ein Schiff nach Amerika gesucht hätte. Statt dessen aber brachte er

eine Nacht und einen halben Tag in Rambouillet zu, einem seiner Lustschlösser, so als hätte er sich von den Zeugen seines ehemaligen Glanzes nicht trennen können. In Niort blieb er ebenfalls viel länger als nöthig war. Von der Begeisterung der dort garnisonirenden Truppen berauscht, dachte er von Neuem daran, sich an die Spitze der Armee zu stellen, und schickte einen Eilboten mit diesem Verlangen an die provisorische Regierung ab.

Als Napoleon endlich am 3 Juli in Rochefort ankam, fand er im dortigen Hafen zwei Fregatten vor, die von der provisorischen Regierung zu seiner Verfügung gestellt worden. Aber er hatte durch seine Zögerungen den Engländern Zeit gelassen, die französischen Häfen zu blokiren. Ein starkes englisches Geschwader bewachte die beiden Ausgänge der Rhede von Rochefort. Es wäre gefährlich gewesen, die Flucht mit den beiden Fregatten bewerkstelligen zu wollen. Die in Rochefort versammelten Seeleute, Napoleon aufrichtig zugethan, suchten nach anderen Mitteln der Rettung für ihn. Es waren mehre leichte Fahrzeuge vorhanden, welche durch ihre Schnelligkeit den englischen Kriegsschiffen entgehen konnten. Ein durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit bekannter französischer Schiffskapitain Namens Baudin bot ihm seine Dienste an. Ein dänischer that dasselbe. Er konnte zu keinem Entschluß kommen. In unerklärbarer Verblendung erwartete er die Antwort auf den von ihm gemachten Antrag, den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen. Diese Antwort war, wie vorauszusehen, ablehnend, denn an demselben Tage ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen, und mit dem Befehl an den Militairkommandanten verbunden, Napoleon zur Einschiffung nöthigenfalls zu zwingen.

Napoleon zögerte noch immer. Er ließ sich nach der Rochefort gegenüberliegenden Insel Aix bringen. Die Bevölkerung nahm ihn mit Jubel auf. Er besichtigte das dort liegende Marineregiment, so als wenn er sich selbst über seine Lage hätte täuschen wollen. Eine Anzahl junger Seeofficiere erbot sich, ihn auf kleinen raschen Fahrzeugen durch die englischen Kreuzer hindurchzubringen. Er verwarf den Antrag. Es war, als fürchtete er nichts mehr, als den Ocean zwischen sich und Frankreich zu sehen. Er hoffte noch immer etwas von dieser letzteren Seite her, von woher ihm gerade, seitdem die Bourbonen wieder eingesetzt worden, die größten Gefahren drohen konnten.

Am 9 Juli schickte Napoleon den Grafen de Las Cases, einen ehemaligen Ausgewanderten, der aber später in den kaiserlichen Hof-

dienst getreten, und jetzt seinen Gebieter überall hin zu begleiten entschlossen war, zu dem englischen Kapitain Maitland, der mit dem Bellerophon vor der Insel Oleron kreuzte, um zu erfahren, welche Aufnahme der entthronte Kaiser zu erwarten habe, wenn er bei ihm eine Zuflucht suchen sollte. Maitland erwiederte, ohne Verhaltungsvorschriften für einen solchen Fall zu sein, und wies Las Cases an den Admiral Hotham, der das englische Geschwader an der französischen Westküste befehligte, erklärte aber zugleich, daß er die französischen oder neutralen Schiffe, die Napoleon an Bord hätten, angreifen, ihn selbst als Gefangenen ansehen, und zur Verfügung seiner Regierung stellen würde.

Napoleon ward betroffen, als er diese Erklärung vernahm, obgleich er sie voraussehen konnte. Die englischen Kreuzer legten sich jetzt näher vor die Ausgänge der Rhede, um die französischen Schiffe besser beobachten zu können. Auch jetzt schwankte Napoleon noch, der in dieser Uebergangsepoche seines Daseins sich unentschlossener zeigte, als die meisten gewöhnlichen Menschen in seiner Lage gethan haben würden. Die Seeleute, die ihm früher ihre Dienste angeboten, thaten es von Neuem. Es schien ihnen schimpflich für sie selbst zu sein, ihren ehemaligen Gebieter in die Gewalt seiner Feinde fallen zu lassen. Er nahm endlich den Vorschlag einiger jungen Marineofficiere an, die ihn und sein Gefolge, auf mehren großen Fischerkähnen, aus dem Hafen und über den Ocean nach Amerika zu bringen sich anheischig machten. Das Unternehmen wäre ausführbar und mit keinen anderen Gefahren verbunden gewesen, als solchen, denen Napoleon mehr wie einmal getrotzt hatte. Was er am meisten hätte fürchten sollen, war die Gefangenschaft. Schon war Alles vorbereitet, das Gepäck eingeschifft, die Plätze vertheilt, die Abreise für die nächste Nacht bestimmt, als sein Gefolge sich in Klagen über die Schwierigkeit des Gelingens, die Möglichkeit von einander getrennt, und an unwirthbare Küsten verschlagen zu werden, ergoß, und in ihn drang, in England statt in Amerika eine Zuflucht zu suchen.

Napoleon ging auf diesen Rath ein. Er scheint in jenem Augenblick eine besondere Abneigung vor einer längeren Seereise gefühlt zu haben, ohne zu ahnen, daß wenn er eine solche jetzt nicht freiwillig antreten wollte, ihm eine längere und gezwungene bevorstand. Er sandte abermals zum Kapitain Maitland, der unterdessen Verhaltungsbefehle empfangen hatte, und sich zur Aufnahme Napoleon's bereit erklärte, aber weder für die Bewilligung eines Aufenthaltes in England

noch einer Ueberfahrt nach Amerika bürgte. Er hätte jetzt wissen können, was ihn bevorstand. Aber er verblendete sich wie absichtlich, wies alle weiteren Vorschläge zur Rettung ab, faßte den verzweifelten Entschluß, sich den Engländern in die Arme zu werfen, und kündigte dies dem Prinz-Regenten, nachmaligen Könige Georg IV, in einem Schreiben an, das, durch die dasselbe begleitenden Umstände zu einem in seiner Art einzigen geschichtlichen Denkmal geworden ist, und folgendermaßen lautet:

„Königliche Hoheit!

Den Faktionen, die mein Land zerreißen und der Feindschaft der großen Mächte Europa's preisgegeben, habe ich meine politische Laufbahn beendigt, und komme um mich wie Themistokles an dem Heerde des brittischen Volkes niederzulassen. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze, den ich von Eurer Königlichen Hoheit als dem mächtigsten, standhaftesten und großmüthigsten meiner Feinde in Anspruch nehme. Napoleon."

Der General Gourgaud wurde mit der Besorgung dieses Schreibens an den Prinz-Regenten beauftragt. Er hatte Befehl, dasselbe eigenhändig zu überreichen, und ferner zu erklären, daß Napoleon seinen Aufenthalt auf dem Lande nehmen, und sich den Namen Duroc beilegen wolle. Duroc, General und später Großmarschall des Pallastes, war nebst dem Marschall Lannes sein vertrautester Freund gewesen, und an seiner Seite gefallen. Auch sei er bereit, sich einer besonderen Aufsicht zu unterwerfen.

Die Nacht über vor der Ausführung dieses Entschlusses ward Napoleon noch von manchen quälenden Gedanken zerrissen. Mehre unter den französischen Seeleuten, die von ihrem nationalen Instinkt getrieben, den Engländern nichts als Uebles zutrauten, sagten ihm sein Schicksal voraus, und boten sich abermals zu seiner Rettung an. Er ward unschlüssig. Als man ihm aber ankündigte, daß der Seekapitain Rigny, der bei Ludwig XVIII in Gent gewesen, in Rochefort, wo schon auf allen Thürmen und Bastionen die weißen Fahnen wehten, angekommen, um sich seiner zu bemächtigen, verließ er am 16 Juli die Insel Aix, und fuhr auf einer französischen Brigg nach dem Bellerophon, wo seine Ankunft bereits angekündigt war. Dort wurde er von dem Kapitain Maitland und der in Parade aufgestellten Besatzung mit den seinem Namen und Range gebührenden Ehrenbezeugungen aufgenommen. Als die französische Brigg sich zur Rückfahrt anschickte, ließ

die Mannschaft noch einmal ein: „Es lebe der Kaiser!“ ertönen, ein Ruf den dieser, der ihn zehn Jahre lang auf so vielen Schlachtfeldern gehört, auf dem Meer und im Begriff in die Gewalt seiner Feinde zu fallen, zum letztenmal vernahm.

Bald nach Napoleon's Ankunft auf dem Bellerophon langte der Admiral Hotham dort an, der ihn so behandelte, als wäre er ihm in den Tuilleries vorgestellt worden, und ihn auf sein Admiralsschiff einlud, um ihm seine Flotte zu zeigen. Napoleon nach dieser Ehrenbezeugung auf den Bellerophon zurückgekehrt, wurde von da nach Torbay gebracht. Dort fand ihn Gourgaud, dem die Erlaubniß in England zu landen verweigert, obgleich das ihm übergebene Schreiben an den Prinz-Regenten in Empfang genommen worden. Der Bellerophon segelte darauf mit Napoleon nach der Rhede von Plymouth, wo sich der dort befehligende Admiral Keith gegen ihn eben so rücksichtsvoll wie vorher Hotham benahm. Sobald bekannt wurde, daß der entthronte Kaiser der Franzosen im Hafen angekommen, füllte sich derselbe mit zahllosen Fahrzeugen aller Art an, um den zu sehen, dessen Name seit so langen Jahren in Jedermanns Munde war. Jede Spur des alten Hasses war verschwunden, und hatte der Theilnahme und Bewunderung Platz gemacht. Selbst die Matrosen und Schiffssoldaten schienen die Bedeutung der Nähe eines solchen Mannes wie Napoleon zu empfinden. Das englische Volk, von Natur großmüthig, und durch seine Institutionen an eine freie Darlegung seiner Gefühle gewöhnt, war geneigt, das viele Unrecht, das der Eroberer zur Zeit seines Glückes begangen, zu vergessen, und in ihm nur den unterliegenden Heros zu erkennen.

Die englische Regierung theilte diese Stimmung nicht. Auch waren ihr durch die Verträge mit den übrigen Mächten die Hände gebunden. Napoleon war, den Erklärungen des Wiener Kongresses gemäß, nicht allein Englands sondern Europa's Feind gewesen, und jetzt, obgleich er in englische Gewalt gefallen, Europa's Gefangener geworden. Man verfuhr diesem Grundsatz entsprechend. Die verbündeten Monarchen und ihre Minister waren schon in Paris versammelt. Dort wurde die englische Regierung mit der Wahl des Verbannungsortes und der Aufsicht über ihn beauftragt, aber zugleich entschieden, daß Kommissarien der Großmächte an dieser Bewachung Theil nehmen sollten. Es ward beschlossen, ihn nach der Insel St. Helena zu bringen.

Gegen diese Bestimmung über Napoleon's Schicksal konnte von Seiten des Rechts nichts eingewandt werden. Er hatte ein Jahr vorher dem Throne entsagt, und kannte den Beschluß Europa's ihn denselben nicht wieder einnehmen zu lassen. Dessen ungeachtet brach er sein gegebenes Wort, und stürzte eine Regierung, die, mit den übrigen Mächten im Bunde, deren Hülfe in Anspruch nahm. Endlich besiegt, und von seinem eigenen Volke verlassen, begab er sich ohne vorher erlangte Bedingungen, ohne Gewährleistung für seine Freiheit, auf ein englisches Kriegsschiff. Da Europa noch immer mit ihm im Kriege war, so konnte er nicht anders als ein Gefangener angesehen werden. Seine zweite Entsagung auf den Thron hatte nichts in seiner persönlichen Stellung verändert, da von den Verbündeten ausdrücklich erklärt worden, nicht Frankreich, sondern nur ihn und seine Anhänger zu bekämpfen. Die Befugniß der Sieger, ihn als einen Gefangenen zu behandeln, war demnach unzweifelhaft.

Den Eingebungen der Großmuth bei einer so außerordentlichen Veranlassung und gegen einen Feind, der von einer solchen Höhe gestürzt worden, zu folgen, wäre allerdings edelmüthiger gewesen, als sein volles Recht gegen ihn geltend zu machen. Aber einer Koalition von Königen, von denen fast jeder von dem gefallenen Gegner getäuscht oder gedemüthigt worden, mußte ein solcher Sieg über ihre natürlichen Empfindungen schwer fallen. Jeder Einzelne von ihnen hätte sich, wenn die Entscheidung von ihm allein abgehangen, vielleicht schonender gezeigt, gemeinschaftlich handelnd waren sie unerbittlich. Denn keiner von ihnen durfte fürchten, daß ihm Das was in ihrer Bestimmung über den großen Feind Hartes lag, persönlich zugerechnet werden würde, und ebenso konnte keiner bei größerer Milde auf besonderen Dank zählen. Die Hochherzigkeit ist in allen Lagen eine Tugend Einzelner, aber nie der Menge, von welcher Stellung diese auch sein mag, und hier war es eine Menge, wenn auch nur aus Kaisern, Königen und Staatsmännern bestehend, welche über Napoleon entschied.

Hätte es Napoleon allein mit England zu thun gehabt, so würde ihm vielleicht der Aufenthalt daselbst unter gewissen Einschränkungen zugestanden worden sein. Aber es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß er die Nähe Frankreichs zu einem abermaligen Erscheinen in demselben und zu einem Angriffe auf die dort bestehende Regierung benutzt haben würde, wozu es an Gelegenheit und Aufforderung nicht gefehlt hätte. Er würde sich an seine Versprechungen in solchem Falle

nicht mehr als früher gebunden, und in dem ihm bei seiner zweiten Abdankung von den Kammern angethanen Zwange, oder in der Ausschließung seines Sohnes vom Throne, den Vorwand zu einem neuen Unternehmen gefunden haben. Denn es wäre ihm, sobald nicht unübersteigliche Hindernisse wie in St. Helena sich gegen ihn aufthürmten, unmöglich gewesen, seinen Thatendrang und seine Herrschsucht zu zügeln, die in ihm mit der Kraft eines natürlichen Instinkts lebten, und ihm keine Ruhe gelassen hätten.

Als Napoleon den über ihn gefaßten Beschluß erfuhr, rief er Himmel und Erde zu Zeugen des ihm widerfahrenen Unrechts und zu Rächern der vermeintlichen Treulosigkeit der englischen Regierung an. Er vergaß aber, daß der Kapitain Maitland gleich anfangs erklärt hatte, sich jedes Schiffes, das den entthronten Kaiser an Bord habe, bemächtigen zu wollen, und daß er auf die Anfrage, ob er auf dem Bellerophon aufgenommen werden könne, eine bejahende, in Bezug auf den Aufenthalt in England oder die Freiheit nach Amerika zu gehen, eine ablehnende Antwort erhalten hatte. Es war Napoleon nichts versprochen, demnach auch nichts gegen ihn gebrochen worden.

Es war außerdem seltsam, daß ein Mann wie Napoleon, dem immer Gewalt vor Recht gegangen, auf die Großmuth seiner Feinde rechnete, während er zur Zeit seiner Macht stets nur den Eingebungen der Politik gefolgt war, und Alles seinen Zwecken schonungslos aufgeopfert hatte. Obgleich von Natur nicht grausam, hatte er dennoch den Herzog von Enghien hinrichten lassen, blos um seinen Gegnern Schrecken einzujagen, und durch ein schlagendes Beispiel das Gerücht zu widerlegen, daß er an eine Wiederherstellung des Hauses Bourbon denke.

Als der Gefangene Europa's das Linienschiff Northumberland, welches ihn nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, bestiegen hatte, mußte er sich von einem Theile seines Gefolges, und namentlich von dem General Savary, Herzoge von Rovigo, einem seiner ältesten Günstlinge, trennen. Es blieben ihm jedoch die Generale Gourgaud und Bertrand, nebst der Familie dieses letzteren, der Graf und die Gräfin Montholon, der Graf Las Cases, und mehre vertraute Diener.

Am Abend des 8 August lichtete der Northumberland die Anker. Am anderen Morgen ward die französische Küste sichtbar. Napoleon betrachtete sie lange und zum letztenmal und rief, als sie ihm aus dem Gesicht verschwand: „Lebe wohl, Land der Tapfern!“ Er nahm, als sein Geschick unwiderruflich entschieden war, wieder die Ruhe und den

Gleichmuth an, die, ungeachtet seines stürmischen Innern, sein äußeres Verhalten immer bezeichnet hatten. Die Aufmerksamkeit, die sein Erscheinen an der englischen Küste erregt hatte, und die Rücksicht, mit der er von den Officieren und Soldaten des Northumberland behandelt wurde, gaben ihm während der langen Seereise das Gefühl einer gewissen Zufriedenheit wieder. Er nahm an allem Theil, war sorglos, zuweilen selbst heiter, und schien sich von den ungeheuern Anstrengungen der letzten Monate ausruhen zu wollen. Er behielt übrigens dieselben Gewohnheiten wie zur Zeit seiner Macht bei, und lebte auf dem Schiff, wo er ein Gefangener war, so viel als möglich, wie einst in den Tuilieries, was ihm durch die Anhänglichkeit und Ehrfurcht seiner französischen Umgebungen möglich gemacht wurde.

Als Napoleon nach den fernen Gestaden von Südafrika hinsegelte, schien seinen Anhängern die Sonne für immer unterzugehen, während seine Feinde hofften, daß der Same zu Krieg und Sturm mit ihm zugleich verschwunden sei. Je größer und eingreifender das Dasein eines Mannes ist, um so verschiedenartiger fallen in der Gegenwart die Urtheile über ihn aus. Für Napoleon ist jedoch die Nachwelt früh angebrochen. Seine Mängel sind sehr bald in den Schatten der Vergangenheit zurückgetreten, seine Vorzüge aber in ihrem vollen Glanze aufgegangen. In St. Helena begann für ihn eine zweite Epoche des Lebens, der Erinnerung und Betrachtung gewidmet, auf welche Europa fast eben so aufmerksam, wie vorher auf seine Thaten gewesen ist.

Es wird zu seiner Zeit des Ausganges dieser außerordentlichen Erscheinung gedacht werden.

7. Ludwig XVIII in Gent. — Abzug der französischen Armee nach der Loire. — Besetzung von Paris durch die Verbündeten. — Einzug Ludwig XVIII in Paris. — Auflösung der Loirearmee. — Proscriptionslisten. — Fouché's Verbannung. — Talleyrand's Entlassung. — Ministerium Richelieu. — Zweiter Pariser Frieden.

Ludwig XVIII hatte die ganze Zeit des zweiten Kaiserreiches über in Gent zugebracht. Die großen Rüstungen der Verbündeten gegen Napoleon, ihre auf das bestimmteste ausgesprochenen Erklärungen, denselben auf keinen Fall in seiner gewaltsam an sich gerissenen Stellung zu dulden, und die Bewegungslosigkeit des französischen Volkes, das

sich nirgends in Masse für ihn erhob, hatten den Anhängern der Bourbonen, nachdem der erste Schrecken über die Landung von Elba aus vorüber war, die Ueberzeugung eingeflößt, daß diese wiedererrungene Herrschaft des großen Geächteten von keiner langen Daner sein würde. Es kamen allmälig nicht nur viele politische Notabilitäten in der alten Stadt an, in der Kaiser Karl V Wiege gestanden, sondern es bildete sich auch aus den herbeigeeilten Ueberresten der in Folge des 20 März zerstreut gewesenen königlichen Haustruppen ein Korps von einigen tausend Mann, das unter dem Herzog von Berry und dem Marschall Marmont in und um Alost lagerte. Der Baron Louis, ein Freund Talleyrand's, wie dieser vor der Revolution zum geistlichen Stande gehörig, bei Napoleon's Rückkehr Finanzminister, war dem Könige treu geblieben, und hatte aus dem Staatsschatz einige Millionen Franken nach Gent gebracht, mit denen die nothwendigsten Bedürfnisse während der hundert Tage bestritten werden konnten. Auch befanden sich die Gesandten einiger Mächte, wie der General Pozzo di Borgo, ein Landsmann und persönlicher und politischer Gegner Napoleon's, von Seiten Rußlands, Graf Golz als Vertreter Preußens bei dem vertriebenen Monarchen. Einige andere waren ernannt, erschienen aber selten oder gar nicht. Ludwig XVIII, der sein Ministerium, das anfänglich nur aus dem Grafen Blacas bestanden, vervollständigt hatte, hielt Conseils, ließ sich Berichte erstatten, empfing, von einem Theile seines Hofes und seiner Leibwache umgeben, die in Gent anwesenden Franzosen und ankommenden Fremden, und spielte, obgleich flüchtig und in fremdem Lande lebend, so viel als möglich die Rolle eines Souverains fort. Er bewahrte eine unerschütterliche Ruhe und Heiterkeit, und trug eine große Zuversicht auf den endlichen Sieg seiner Sache zur Schau.

Aber ungeachtet dieses Scheines von Würde und Größe war Ludwig XVIII Lage, während dieser Epoche, im Grunde eine sehr traurige gewesen. Abgesehen von der demüthigenden Nothwendigkeit fremde Mächte, ohne eigene Einwirkung, über sein Schicksal entscheiden lassen zu müssen, war er der Gesinnungen dieser Mächte gegen ihn nicht vollkommen gewiß. Ihre Absicht, Napoleon auf das äußerste zu bekämpfen, war unzweifelhaft. Aber bei dem militairischen Genie dieses letzteren konnte der Sieg zweifelhaft erscheinen, und der vielerfahrene greise König kannte den Weltlauf zu gut, um nicht zu wissen, daß in der Politik Alles vom Erfolge abhängt, und es in Bezug auf

sie keine unabänderlichen Ansichten und keine unauflösbaren Bündnisse giebt. Es war ihm wohlbekannt, daß Rußland und Preußen sich durch das am Wiener Kongreß von Talleyrand gegen sie zwischen Frankreich, England und Oesterreich eingeleitete Bündniß verletzt fühlten, daß überhaupt Europa ihm und seinem Hause die Schuld des Gelingens von Napoleon's Landung beimaß, und daß in den diplomatischen Kreisen der Verbündeten die Meinung von einer Unvereinbarkeit der Bourbonen mit Frankreich mehr wie einmal vernommen worden. Die Thatsache ließ sich verschiedenartig deuten, aber nicht wegläugnen, daß Napoleon mit einer Handvoll Soldaten von Cannes bis Paris vorgedrungen war, und sich ihm Alles unterworfen hatte. Allerdings hatte die Nation nicht die geringste Begeisterung für den Kaiser gezeigt und Alles dem Kriegsvolk überlassen, aber es war in ihr auch keine besondere Theilnahme für die Bourbonen sichtbar geworden.

Man hatte am 18 Juni den Kanonendonner von Waterloo vor den Thoren von Gent gehört, und Ludwig XVIII war schon nahe daran gewesen, diese Stadt zu verlassen. Ein Schreiben Wellington's an den Herzog von Berry, am anderen Tage eingelaufen, richtete den König und seine Anhänger wieder auf, obgleich im ersten Augenblicke der errungene Sieg nicht in seiner ganzen Größe bekannt wurde. Wellington hatte schon auf dem Wiener Kongreß, und seitdem noch mehr, sich der Restauration günstig gezeigt. Sein klarer Blick in die Lage der Dinge überzeugte ihn, daß Frankreich nur unter dem Hause Bourbon und mit einer die Rechte des Volkes sichernden Verfassung im Innern beruhigt und mit Europa ausgesöhnt werden könne. Wellington's Ruf war schon vor der letzten Schlacht groß gewesen, seitdem aber sehr gestiegen. Der Dank der brittischen Nation gegen den siegreichen Feldherrn sicherte diesem jetzt sowohl im Parlament als auch in dem Rathe der fremden Mächte einen bedeutenden politischen Einfluß, was in diesem Maße früher nicht der Fall gewesen.

Wellington rieth Ludwig XVIII Gent alsbald zu verlassen, und dem preußischen und englischen Heere unmittelbar nach Frankreich zu folgen, einmal um dem französischen Volke Gelegenheit zu geben, sich für die Bourbonen auszusprechen, die feindlichen Parteien in Paris durch eine rasche Annäherung einzuschüchtern, und auch um den verbündeten Mächten keine Zeit zu anderweitigen Entschließungen über das Schicksal Frankreichs und seines Königs zu lassen. Talleyrand, der unterdessen in Gent angekommen, war dagegen der Meinung ge-

wesen, Ludwig XVIII solle so lange daselbst bleiben, bis alle Hindernisse seiner Wiedereinsetzung beseitigt wären. Der König zog den Rath des englischen Feldherrn dem seines Ministers vor, und verdankte es vielleicht diesem Umstande, daß die Unterhandlungen seiner Feinde zu Gunsten des Sohnes Napoleon's oder anderer Thronkandidaten, und die Bedenklichkeiten mancher Staatsmänner über die Zweckmäßigkeit einer zweiten Restauration ohne alle Folgen blieben.

Fouché, der Napoleon von dem Augenblick an, wo dieser wieder Besitz vom Throne genommen, im Stillen entgegengewirkt hatte, sah in Ludwig XVIII Rückkehr die einzige Möglichkeit der Rettung für Frankreich, und war geneigt, alle Mittel dafür in Bewegung zu setzen. Aber er fand in seiner nächsten Nähe, unter den Mitgliedern der provisorischen Regierung, und weiterhin in den Kammern Gegner, die ihn zu Geheimhaltung seiner Pläne, zu Vorsicht und Zögerung zwangen. Die Opposition hatte dem Kaiser seine Entsagung abgedrungen, wollte aber in unerklärbarer Verblendung nicht in die Wiedereinsetzung des Königs einwilligen. Eine Art von revolutionairer Gährung hatte sich der Repräsentanten bemächtigt, seitdem sie nach der Schlacht von Waterloo nicht mehr die eiserne Hand Napoleon's zu fürchten brauchten. Unter den Pairs gab es immer noch manche, welche sich mit der Hoffnung einer Anerkennung Napoleon II von Seiten der Verbündeten trugen. Dem Verhalten der damaligen Kammern fehlte es an aller Konsequenz und Politik. Sie hatten Napoleon's Sturz beschleunigt, und wollten jetzt nicht die Folgen dieses Schrittes auf sich nehmen. Sie schienen sich zuweilen der ersten National-Versammlung und des Konvents zu erinnern, aber die Ereignisse führten sie wieder auf das Gefühl ihrer Ohnmacht zurück. Fouché glaubte nicht an einen anhaltenden Widerstand der Bonapartisten und Republikaner gegen die Wiederherstellung Ludwig XVIII, aber er mußte der um ihn her herrschenden Stimmung äußerlich nachgeben. Auch war es ihm, bei seiner selbstsüchtigen und ränkevollen Natur, nicht unangenehm, daß die dem Könige entgegenstehenden Hindernisse nicht sogleich verschwanden, und er Zeit behielt, sich auf eine neue Rolle vorzubereiten.

Es hatten sich unterdessen die Ueberreste der bei Waterloo geschlagenen Armee auf Paris zurückgezogen. Die Korps unter Grouchy und Vandamme waren unversehrt angekommen. Im Anfange Juli fanden sich 60 bis 70,000 Mann in und um die Hauptstadt versammelt. Der Marschall Davoust wurde an ihre Spitze gestellt. Obgleich Napoleon

vom Schauplatze verschwunden war, so hatte doch das Kriegsvolk nichts von seiner Anhänglichkeit an ihn verloren. Der Verlust der letzten Schlacht wurde dem Verrath schuld gegeben, und schien den Stolz der Truppen nicht gedemüthigt zu haben. Die Generale fühlten wohl die Vergeblichkeit eines weiteren Kampfes, aber die Soldaten wollten, aus Haß gegen die Bourbonen und den Feind, wie aus Unkenntniß der allgemeinen Lage der Dinge, von keiner Unterwerfung hören. Diese Gesinnung der Armee war es, welche der Ungeduld der Anhänger Ludwig XVIII in Paris Zügel anlegte.

Die provisorische Regierung beschloß de la Fayette, Sebastiani und einen napoleonschen Diplomaten Laforet nach dem Hauptquartier der verbündeten Monarchen, das sich damals in Hagenau befand, abzusenden, um Unterhandlungen über die Frankreich betreffenden Verhältnisse anzuknüpfen. Die Bonapartisten und Republikaner wollten sich lieber in alles Andere, als die Wiedereinsetzung der älteren Linie der Bourbonen finden. War die Anerkennung Napoleon II nicht zu erlangen, so sollten die Bevollmächtigten den Herzog von Orleans oder selbst einen Fremden, wie den Prinzen von Oranien, für den französischen Thron vorschlagen. Diese Abgesandten wurden von den Monarchen selbst nicht empfangen, und ihre Berathungen mit deren Ministern führten zu keinem Ziel. Es ist auffallend, daß de la Fayette, der so viel zu Napoleon's zweitem Sturz beigetragen, und der das Jahr vorher, wie er selbst in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt, die Rückkehr Ludwig XVIII mit Zufriedenheit betrachtet hatte, jetzt für den Sohn seines großen Feindes unterhandeln wollte, und daß ihn das sonst in allen Parteien des französischen Volkes so lebendige Nationalgefühl nicht von dem Gedanken an die Erhebung eines Fremden auf den Thron Frankreichs abhielt. Aber de la Fayette war, seitdem er durch die Wahl in die Repräsentantenkammer wieder in das politische Leben gekommen, ein entschiedener Gegner des älteren Zweiges der Bourbonen geworden.

Ludwig XVIII hatte sich schon in Gent, in Gemäßheit der ihm von allen Seiten her gemachten Vorstellungen, endlich zur Entfernung seines vertrautesten Günstlings, des Grafen Blacas, entschlossen, dem selbst die Royalisten und noch mehr die fremden Diplomaten die meisten der von der Restauration begangenen Fehlgriffe schuld gaben. Er überschritt hierauf die französische Grenze, und erließ von Cateau-Cambresis aus eine Proklamation an das französische Volk, in welcher

zwar die Wiederherstellung der Verfassung vom 4 Juni 1814 erwähnt, sonst aber ein mehr drohender als versöhnender Ton angenommen war. In Cambrai, wo die Garnison sich vergebens dem Einzuge des Königs widersetzen wollte, dem vom Volke selbst die Thore geöffnet wurden, fand derselbe einige seiner freisinnigsten Räthe, wie Chateaubriand, vor, und wurde dort zu einer milderen Erklärung veranlaßt (28 Juni), die eine so günstige Wirkung hervorbrachte, daß ihn das Volk überall auf seinem Zuge mit lauten Freudenbezeugungen empfing. In dieser zweiten Proklamation gestand er selbst, daß seine Regierung, bei den schwierigen Umständen, welche die erste Restauration begleitet hatten, in Irrthümer verfallen sein könnte, wies den Verdacht einer beabsichtigten Wiederherstellung der vorrevolutionairen Institutionen mit Entrüstung zurück, und versprach sogar eine Erweiterung der von der Charte constitutionnelle gewährten Volksfreiheiten.

Blücher und Wellington waren unterdessen Paris nahe gekommen. Sie selbst hatten in dem kurzen aber blutigen Feldzuge viel gelitten, und rückten in einiger Entfernung von einander, die Engländer langsamer als die Preußen, vor. Die bei Paris versammelte französische Armee wäre sehr wohl im Stande gewesen, sich noch eine Zeit lang gegen den Feind zu halten. Aber die von mehren Seiten heranziehenden unermeßlichen Streitkräfte der Verbündeten würden den Franzosen jeden weiteren Kampf bald unmöglich gemacht, und ein fortgesetzter Widerstand die Bedingungen der unvermeidlichen Uebergabe von Paris nur erschwert haben. Dies bewog Davoust und seine vornehmsten Generale zu Unterhandlungen mit Blücher und Wellington, und es kam eine Konvention zu Stande, vermöge welcher Paris in der Nacht vom 6 zum 7 Juli von der französischen Armee geräumt, und diese den Rückzug nach der Loire hin antreten, die Sicherheit der Hauptstadt aber der Nationalgarde anvertraut werden sollte. Am 7 Juli zogen die preußischen und englischen Truppen in Paris ein. Die provisorische Regierung reichte bei den Kammern ihre Entlassung ein. Diese selbst wollten sich das Ansehen geben, ihre Berathungen auch nach der Einnahme der Hauptstadt, unter den Augen des Feindes, fortzusetzen. Als sie aber am Morgen des 9 Juli sich nach ihren Sitzungslokalen begaben, fanden sie dieselben geschlossen. De la Fayette, der sich hiergegen erhob, wurde von derselben Nationalgarde, zu deren Errichtung er beigetragen, und deren erster General-Kommandant er gewesen, an dem von ihr besetzten Eingange abgewiesen. Die Repräsentanten hat-

ten noch in ihren letzten Sitzungen über eine neue, auf demokratischer Grundlage errichtete Verfassung berathen, die aber mit ihnen alsbald verschwand, und kaum eine Erinnerung zurückließ.

Fouché hatte überhaupt während der hundert Tage, besonders aber von der Schlacht von Waterloo an, durch geheime Verbindungen am Hofe Ludwig XVIII und im Hauptquartiere der Verbündeten zu seinen Gunsten zu wirken gewußt. Ihm ward die rasche Beseitigung Napoleon's und jetzt die Auflösung der Kammern zugeschrieben und zum Verdienst angerechnet. Wellington und selbst Talleyrand glaubten, daß Fouché allein im Stande wäre, die Schwierigkeiten des Augenblicks zu überwinden, und theilten dem Könige dieselbe Ueberzeugung mit. Dieser entschloß sich zu dem nicht geringen Opfer, Fouché in dem Schlosse Arnouville bei St. Denis zu empfangen, und ihm das Polizeiministerium zu übergeben. Der Mann, der seine Laufbahn als Mönch angefangen, dann Jakobiner gewesen, und zuletzt Herzog geworden, hatte es verstanden, selbst dem sonst so katholisch und royalistisch gesinnten Grafen von Artois Vertrauen einzuflößen. Die eifrigsten Ultras sprachen damals von Fouché wie von einer unentbehrlichen Stütze der Monarchie. Nur ein ehemaliger Revolutionair, hieß es, kenne die Revolution hinlänglich und sei sie zu bändigen geeignet. Die Herzogin von Angouleme war in jenem Moment vielleicht die einzige Person am französischen Hofe, die es nicht übersah, daß Fouché im Konvent für den Tod Ludwig XVI gestimmt hatte. Ihre Vorstellungen gegen seine Ernennung zum Minister, die sie für eine Beleidigung des Andenkens ihres Vaters und einen Flecken für die königliche Familie hielt, erschütterten Ludwig XVIII nicht. Fouché, der ihm zur anderen Natur gewordenen Doppelzüngigkeit bis in das letzte Stadium seiner politischen Wirksamkeit treu, war als er in Arnouville eine Stelle im Rathe Ludwig XVIII annahm, noch Präsident der provisorischen Regierung in Paris, die dem Namen nach Napoleon II anerkannte. Er gab diese Stellung erst am anderen Tage auf.

Am 9 Juli hielt Ludwig XVIII seinen Einzug in Paris. Man hatte, eine Handlung der Verzweiflung von Seiten irgend eines antibourbonschen Fanatikers befürchtend, dem Könige an die Hand gegeben, seine Rückkehr nach der Hauptstadt des Abends und ohne vorangegangene Ankündigung zu bewerkstelligen. Ludwig XVIII der, ungeachtet seiner körperlichen Leiden, einen furchtlosen Sinn besaß und nie

für seine Person besorgt war, verwarf diesen Rath, dessen Befolgung ihm als eine Kleinmüthigkeit erschien, und zog am hellen Tage, unter dem Donner der Kanonen und von einer unermeßlichen Volksmenge erwartet ein. Die Nationalgarde bildete von St. Denis an ein Spalier. Die höheren und mittleren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung, durch den Abzug der Armee nicht mehr in den Aeußerungen ihrer Gefühle beschränkt, empfingen den ihnen wiedergegebenen König wie einen Befreier mit unermeßlichem Jubel. Die Freude über seine Rückkehr war so groß, daß Männer und Frauen aus den gebildeten und selbst vornehmen Klassen fast die ganze Nacht hindurch in dem Garten der Tuileries öffentlich tanzten, und Lieder zu Ehren des Königs sangen, der bis um Mitternacht sich auf dem Balkon zu zeigen, ja selbst hinabzukommen veranlaßt wurde, um das Verlangen des Volkes nach seinem Anblick zu befriedigen.

Schon vor der Ankunft des Königs in Paris war ein neues Ministerium gebildet worden, dessen einflußreichste Mitglieder Talleyrand, Fouché, Pasquier, der Marschall Gouvion St. Cyr und Molé waren. Der Baron Pasquier stammte aus einer alten Pariser Parlamentsfamilie, die durch Etienne Pasquier, zu seiner Zeit ein ausgezeichneter Schriftsteller und Mitglied der Reichsstände von Blois, wo die beiden Guise auf Befehl Heinrich III ermordet wurden, in der französischen Geschichte einen Namen bekommen hatte. Pasquier war unter Napoleon eine Zeit lang Polizeipräfekt gewesen, dem Könige aber während der letzten Katastrophe treu geblieben. Er erhielt das Justizministerium, und interimistisch das des Innern, für welches man den General Pozzo di Borgo zu gewinnen hoffte, der, obgleich ein geborner Franzose, seine Stellung als russischer Botschafter bei Ludwig XVIII und Adjutant des Kaisers Alexander, dem französischen Staatsdienst vorzog. Graf Molé, ebenfalls zu dem ehemaligen Parlamentsadel gehörig, stammte von Mathieu Molé ab, der während der Minderjährigkeit Ludwig XIV Kanzler von Frankreich und während des Krieges der Fronde eine Stütze der königlichen Sache gewesen. Molé's Vater hatte zu den Mitgliedern des Pariser Parlaments gehört, die von dem Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt wurden. Napoleon, der Personen von ausgezeichneter Herkunft, wenn sie sich seiner Regierung anschlossen, gern begünstigte, hatte Molé schon 1812, ungeachtet seiner Jugend, das Justizministerium übergeben. Während der hundert Tage war Molé mit der Leitung der öffentlichen Arbeiten beauf-

tragt gewesen. Da sein Name und seine Person Ludwig XVIII eben so wie früher Napoleon gefielen, so wurde er in dieser Stellung bestätigt. Gouvion St. Cyr, in seiner ersten Jugend Maler, dann ein ausgezeichneter General der Republik und des Kaiserreiches, war durch sein Verwaltungstalent berühmt, und empfing das Kriegsministerium. Er hatte sich von Napoleon während des zweiten Kaiserreiches fern gehalten. Ein Mann, der früher Hofstaatssekretair der Mutter Napoleon's, dann der Königin Hortensia gewesen, in der letzten Zeit aber in Bordeaux sich in Verbindung mit Lainé durch seinen Eifer für das Königthum hervorgethan, Decazes, erhielt die wichtige Stelle eines Polizeipräfekten. Derselbe sollte innerhalb weniger Jahre nicht nur zu den höchsten Würden emporsteigen, sondern auch der vertrauteste Günstling Ludwig XVIII werden. Damals wurde er von Fouché empfohlen.

Diese zweite Rückkehr der Bourbonen war von viel weniger günstigen Umständen, als bei der ersten statt gefunden hatten, begleitet. Als Ludwig XVIII das Jahr vorher in Paris einzog, war Napoleon vom Senat und dem gesetzgebenden Körper des Thrones für verlustig erklärt, und dann zu einer Verzichtleistung auf denselben für sich und seine Familie genöthigt worden. Der Bonapartismus schien erstorben zu sein. Napoleon selbst hatte dies anerkannt, als er in der Abschiedsrede an seine Garde in Fontainebleau die Meinung aussprach, daß Frankreich einer neuen Bestimmung entgegengehe. In allen Klassen der Bevölkerung, in allen Theilen des Landes, gewann das alte Königthum Anhänger, und nirgends erhoben sich Widersacher. Im Anfange der ersten Restauration war der Sturz Napoleon's als ein Ausspruch des Schicksals angesehen worden. Damals war die Hauptstadt von den fremden Truppen alsbald verlassen worden. Als Ludwig XVIII am 4 Mai 1814 zum erstenmal Paris betrat hatten ihn Napoleon's Soldaten, wenn auch schweigend, aber doch willig mit ihren Waffen begrüßt.

Diesmal hätte Napoleon zu Gunsten seines Sohnes entsagt, der von den Kammern als Kaiser anerkannt worden war. Als der alte Thron 1792 unterging, geschah dies mitten in einem Orkan, dem nichts widerstanden, der Alles entwurzelt und umgerissen hatte. Aber 1815 war das Königthum vor dem Anblick eines einzigen Mannes verschwunden, alles Uebrige war stehen geblieben. Es hatte sich während der hundert Tage eine bestimmte bonapartistische Partei gebildet, die, sich später mit den Konstitutionellen und Republikanern verbindend, der

Legitimität einen unversöhnlichen Kampf ankündigte. Die ganze bewaffnete Macht hatte den König verlassen, und ein ansehnlicher Theil derselben stand noch zürnend und drohend an der Loire. Das Jahr vorher konnte es das Ansehen haben, als wären die Nachkommen Heinrich IV freiwillig von Frankreich zurückgerufen worden, als wolle sich dieses fortan um das Panier der Lilien schaaren. Diesmal aber war es nur zu klar, daß nur die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII das Thor der Rückkehr geöffnet hatte. Der König fand seine Hauptstadt von Fremden besetzt, die sich zwar seine Bundesgenossen nannten, aber das Blut der Söhne seines Volkes vergossen hatten. Auf allen Seiten überschritten zahllose Heeresmassen die Grenzen, um Frankreich zu besetzen. Außerdem stellte sich der allerchristlichste König und Abkömmling Ludwig des Heiligen seinem Lande gestützt auf den Arm eines abtrünnigen Mönches wie Fouché dar, der den Bruder dieses Königs zum Tode verurtheilt hatte. Denn Fouché hatte, nächst den preußischen und englischen Waffen, das Meiste zu dieser zweiten Restauration beigetragen. Es war dies eine Lage voller Gefahren und Widersprüche, und es gehörte kein gewöhnlicher Muth dazu, um sie nur furchtlos zu betrachten, geschweige denn an ihre Lösung und Ueberwindung zu gehen. Ludwig XVIII unternahm dieses Werk, und führte es, ungeachtet aller Hindernisse und einzelnen Fehlgriffe, bis zu seinem Tode mit Erfolg fort. Wäre in seinem Geiste weiter regiert worden, so würde Frankreich an sein Ziel gelangt sein, und die politische Freiheit, ohne sich neuen Revolutionen auszusetzen, errungen haben.

Nach Bildung eines neuen Ministeriums kam zunächst das Verhältniß zu den Kammern in Betracht. Die, welche während der hundert Tage zusammengewesen, beizubehalten, hätte wie eine Anerkennung dieser Epoche ausgesehen, was nicht möglich war. Es wurden demnach aus der Pairskammer alle diejenigen ausgestoßen, welche von Napoleon ernannt worden, oder die, früher im Besitz dieser Würde, sich ihm angeschlossen hatten. Viele, die zu dieser Kategorie gehörten, wurden in den nachfolgenden Jahren wieder eingesetzt. Die Deputirtenkammer, die kurz vor dem 20 März vertagt worden, schrieb sich noch aus dem Kaiserreich her. Sie wurde jetzt aufgelöst. Da durch die Charte constitutionnelle wohl die Bedingungen zur Wahl aber nicht die Formen bei Erwählung der Deputirten vorgeschrieben waren, so wurde bis zum Erlaß eines Wahlgesetzes durch königliche Verordnung (ordonnance royale) bestimmt, daß es zwei Wahlversammlungen geben solle,

eine aus den Arrondissements hervorgegangen, welche die Kandidaten zu der zweiten Kammer einer Departemental-Versammlung vorschlug, die aus ihnen die Hälfte der Deputirten ernannte, während die andere Hälfte nach der früheren Weise gewählt wurde. Der Census blieb für Wähler und Deputirte derselbe wie früher. Die Kammern wurden auf den 24 September einberufen.

Die Armee, die unter dem Oberbefehl des Marschalls Davoust an der Loire stand, war zu schwach, um den Verbündeten widerstehen zu können, und doch konnte durch einen unglücklichen Zufall, den Ehrgeiz eines Generals oder die Verwegenheit eines Korps eine Kollision herbeigeführt werden, die unter den gegenwärtigen Umständen für Frankreich die unglücklichsten Folgen gehabt hätte. Auch war diese Armee, welche die dreifarbigen Kokarden und Fahnen beibehalten, und in der dem Namen nach Napoleon's Sohn noch immer für das Oberhaupt des Staates galt, eine lebendige Protestation gegen die Wiedereinsetzung des Königs. Davoust, obwohl ein entschiedener Gegner der Bourbonen, begriff die Unmöglichkeit, für seine Truppen länger eine so ausnahmsweise Stellung zu behaupten. Der Umstand, daß zwei Zöglinge der Revolution und Diener des Kaiserreiches, Gouvion St. Cyr und Fouché, im Rathe des Königs saßen, kam ihm zu Hülfe. Er überzeugte Officiere und Soldaten, daß die Entscheidung über ihr Geschick in befreundeten Händen liege. Ein großes Opfer für Frankreichs Glück sei unerläßlich geworden. So wie die Armee früher zum Ruhme des Vaterlandes gefochten, so müsse sie jetzt für dessen Beruhigung ihren Gefühlen Gewalt anthun. Er ließ die weißen Fahnen und Kokarden aufpflanzen, und zeigte dem Könige seine und seiner Truppen Unterwerfung an. Ludwig XVIII schickte den Marschall Macdonald nach Davoust Hauptquartier in Tours ab. Dieser Marschall, der seinen Eid jetzt dem Könige eben so treu wie früher dem Kaiser hielt, löste die Loirearmee auf, und schickte die Mannschaften in ihre Heimat bis zur Bildung einer neuen Kriegsmacht zurück.

Ganz Frankreich war unterdessen von den Heeresmassen der Verbündeten, denen der Sieg der Preußen und Engländer bei Waterloo den Weg gebahnt hatte, besetzt worden. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hatte der Boden des alten Galliens nicht mehr so viele Völker verschiedener Abkunft und Sprache getragen. Auch hierin war von Napoleon ein Beispiel aufgestellt worden, das seine Feinde, von den Umständen begünstigt, nur nachzuahmen brauchten. Hatte dieser

nicht Deutsche und Polen in die heißen Ebenen Kastiliens und Spanier und Italiener in die eisigen Steppen Rußlands geführt? Auch waren die Drangsale des Krieges von ihm dadurch vermehrt worden, daß er bei der Besetzung fremder Länder alle Bedürfnisse, ohne Rücksicht auf ihre Hülfsquellen aus ihnen bezog, und seinen Unterfeldherren und seiner Militairverwaltung dabei nur zu freie Hand ließ. Frankreich empfand jetzt dieselben Leiden, die es so lange anderen Völkern auferlegt hatte. Engländer, Belgier, Holländer und Hannoveraner lagerten zwischen Paris und der niederländischen Grenze, Preußen in Paris und die Loire hinab bis zum Ocean. Die Russen hatten die Champagne und Lothringen besetzt. Sachsen und Badener standen im Elsaß. Oesterreicher, Bayern und Würtemberger nahmen Burgund und die Dauphiné ein. Piemontesische und ungarische Regimenter waren in die Provence und Languedoc bis nach der Auvergne vorgedrungen. Ein spanisches Korps hatte sich Navarra's und Roussillon's bemächtigt.

Die verbündeten Mächte hatten zwar bei dem Ausbruch des letzten Krieges erklärt, daß sie nur Napoleon und dessen Anhänger als Feinde behandeln würden. Im Ganzen ist dieser Grundsatz von ihnen auch beobachtet worden, indem sie Frankreich weder getheilt noch wesentlich geschwächt haben. Aber es war nicht wohl möglich, daß diese Erklärung ihren Truppen bei Behandlung des Landes hätte zur Richtschnur dienen können. Diese vermochten eine solche Unterscheidung zwischen Napoleon, seinem Heer und dem französischen Volke, zu dem beide gehörten, und das die Mittel zur Kriegführung geliefert hatte, nicht immer zu begreifen und noch weniger anzuwenden. Die Gegenwart so großer fremder Heeresmassen hätte allein hingereicht, das Land zu drücken. Hierzu kam bei den Siegern allerdings zuweilen die Neigung hinzu, ein Wiedervergeltungsrecht an der stolzen Nation zu üben, die ihre Macht den übrigen Völkern von Kadix bis Moskau oft schonungslos fühlbar gemacht hatte. Indessen geschah dies weniger, als man nach den langen Kämpfen und der gegenseitigen Erbitterung hätte befürchten können.

Die französischen Darsteller jener Epoche haben besonders die Preußen und ihren obersten Führer, den Fürsten Blücher, der Rauheit und Gewaltsamkeit bei Behandlung der von ihnen besetzten Landstriche angeklagt, und im Vergleich zu ihnen die Schonung und Großmuth der Engländer und Lord Wellington's hervorgehoben. Dies ist so einstim-

mig behauptet worden, daß es wohl einigen Grund haben mag. Indessen haben die Franzosen dabei vergessen, daß sie zwar mit England lange Kriege geführt, aber nie dasselbe besetzt hatten, und daß es vornehmlich das Verhalten ihrer Generale und Intendanten in Preußen gewesen, das eine so große Abneigung gegen sie und den Drang nach Wiedervergeltung der erlittenen Unbilden in dem preußischen Heere erzeugt hatte. Da Wellington feiner, staatsklüger, an die Behandlung großer Verhältnisse gewöhnter als der preußische Feldherr war, so hat er selbst an und für sich harte Maßregeln in eine mildere Form zu kleiden gewußt, während Blücher durch seine Sprache zuweilen mehr als durch seine Handlungen verletzte. Der wahre Grund der vielen Klagen der Franzosen über das preußische Kriegsvolk in jener Zeit liegt aber darin, daß sie gerade von den Preußen die empfindlichsten und überraschendsten Schläge, wie die erste Einnahme von Paris, die ohne Blücher's Kühnheit nie erfolgt wäre, und die gänzliche Niederlage bei Waterloo, die ebenfalls durch Blücher herbeigeführt worden, erfahren haben. Auch kommt noch der Umstand hinzu, daß sie die Preußen als ein in der Geschichte spät erschienenes Volk sich weniger ebenbürtig als die Engländer achten, und durch die von einer kleineren Macht über sie davon getragenen Vortheile sich besonders gedemüthigt fühlten.

Am schmerzlichsten fiel den Franzosen die ihnen auferlegte Herausgabe der Kunstsachen und Kostbarkeiten aller Art, die sie aus Italien, Belgien, Deutschland und Spanien zusammengebracht und als Trophäen in Paris aufgestellt hatten. Diese waren einst eine Beute des Sieges gewesen, und kehrten jetzt nach der Niederlage wieder an die früheren Besitzer zurück. Abgesehen davon, daß sich hiergegen von Seiten des Rechts nicht das Geringste einwenden ließ, so war es außerdem wünschenswerth, daß eine Anzahl unschätzbarer Werke, die in Rom, Florenz und Venedig entstanden oder aufgefunden worden, und zu dem Charakter und der Geschichte jener Gegenden gehörten, ihrer Heimat wiedergegeben wurden. Sie übten daselbst eine höhere Wirkung als in Paris aus, weil sie, abgesehen von der langen Gewohnheit des ganzen gebildeten Europa sie dort zu suchen, auch mehr mit der sie umgebenden Welt übereinstimmten. Als die Bevollmächtigten der verschiedenen Mächte, denen solche Zurückerstattungen zukamen, den berühmten Bildhauer Canova im Namen des zu den meisten Forderungen berechtigten Pabstes an der Spitze, die ihnen zu verabfolgenden Werke in Empfang nehmen wollten, weigerten sich die

Pariser Arbeiter aus einem lobenswerthen nationalen Instinkt, dabei Hand anzulegen. Denn wenn die verbündeten Mächte sehr unrecht daran gethan hätten, den Franzosen diese kostbare Beute zu lassen, so konnte man von diesen nicht verlangen, daß sie zu ihrer eigenen Demüthigung mitwirken sollten.

Talleyrand unterhandelte unterdessen mit den in Paris anwesenden verbündeten Monarchen und ihren Ministern über den mit Frankreich abzuschließenden Frieden. Dieser war nach der Art, wie Napoleon abermals mit Hülfe des französischen Heeres die Ruhe Europa's gestört hatte, nicht so leicht wie im vorhergehenden Jahre zu erlangen. England und Rußland waren geneigt Frankreich nicht über die Gebühr zu schwächen, weil sie selbst davon keinen Vortheil gezogen hätten. Aber die an Frankreich grenzenden Staaten wünschten sich auf französische Kosten zu vergrößern und für die Zukunft sicher zu stellen. Besonders fielen manche deutsche Publicisten, zum Theil aus Haß gegen Frankreich wegen der von ihrem Vaterlande erfahrenen Drangsale, mehr aber noch aus einer Verkennung der Natur des französischen Staates und Volkes, und der allgemeinen Lage Europa's, mit ihren Forderungen in das Uebertriebene, und dachten an ein Losreißen aller Grenzprovinzen von Frankreich. Dieses Land bildet aber den homogensten aller Staaten, und nicht nur seine alten Bestandtheile, sondern auch die später hinzugekommenen haben sich dem Ganzen so fest angeschlossen, als hätten sie immer zu demselben gehört. Bei der ersten in Europa eintretenden Veränderung würden jene abgetrennten Gebiete des alten Frankreichs, um zu ihrem früheren Verbande zurückzukehren, das Aeußerste gewagt, und den Frieden Europa's mehr bedroht haben, als wenn man sie bei Frankreich gelassen hätte. Denn nie würden sich die selbst erst unter Ludwig XIV mit Frankreich verbundenen Provinzen freiwillig an eine andere Regierung und Verfassung gewöhnt haben. Auf der anderen Seite wäre es den Großmächten nicht möglich gewesen, das französische Volk beständig zu überwachen, und an jedem Versuch zu einer Wiedervereinigung mit den verlorenen Gliedern zu hindern. Indessen stand Frankreich eine Zeit lang wirklich in Gefahr, an seiner Nord- und Ostgrenze bedeutend verkleinert zu werden. Die Unterhandlungen mit Talleyrand schienen zu keinem Abschlusse zu führen. Die verbündeten Mächte, namentlich Rußland und Preußen, erinnerten sich, letztere des

am 3 Januar 1815 gegen sie auf seine Veranstaltung abgeschlossenen Bündnisses, die übrigen seines zweideutigen Charakters und seiner wechselvollen Laufbahn, und trauten ihm nicht. Talleyrand selbst war nicht geneigt, die Verantwortlichkeit für die großen von Frankreich verlangten Opfer auf sich zu nehmen, und suchte Alles in die Länge zu ziehen.

Während dieser Zeit gingen in Frankreich die Wahlen für die Deputirtenkammer vor sich. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie wenig die höheren und mittleren Klassen der Nation, denn die Masse fand sich durch den zur Ausübung des Wahlrechts vorgeschriebenen Census ganz ausgeschlossen, bonapartistisch gesinnt waren. Ueberall wurden die entschiedensten Anhänger des alten Königsstammes zu Deputirten ernannt. Die Royalisten, durch die Auflösung der Loirearmee und die Anwesenheit der fremden Heere gegen jeden Angriff ihrer Gegner gesichert, kannten in ihrem Eifer keine Grenzen, und drangen auf eine schnelle und nachdrückliche Rache an den Urhebern und Anstiftern der zweiten Vertreibung des Königs, auf Gesetze und Einrichtungen, welche der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen sollten. Aber auch viele Personen, die weder vorher noch nachher besondere Anhänger des Königsthumes gewesen, schlossen sich in jener Epoche der antirevolutionairen und antibonapartistischen Partei an, und waren zur Begünstigung der reaktionairsten Maßregeln bereit. Diese Gesinnung ging vornehmlich von dem unter dem Einflusse des Grafen von Artois und seiner Günstlinge stehenden Theile des Hofes aus, und verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im ganzen Lande, ohne Rücksicht darauf, daß ein solches System über lang oder kurz ein entgegengesetztes hervorrufen mußte.

Ludwig XVIII war persönlich keinesweges zu Verfolgung und Rache gegen seine Gegner geneigt. Sein scharfer Verstand, die von ihm erlebten Schicksale, die Ruhe und Unparteilichkeit, die das Alter begabten Naturen verleiht, entfernten ihn von jedem Uebermaß in der Theorie wie in der Praxis, und er verlor nie den Gedanken an den immer möglichen Wechsel der menschlichen Dinge. Aber das Verlangen nach Bestrafung der vornehmsten Anhänger Napoleon's während der hundert Tage war so glühend, griff so stürmisch um sich, daß der König wenigstens der Form nach eine Genugthuung gewähren zu müssen glaubte. Da die Kammern nicht versammelt waren, um von

ihnen für diesen außerordentlichen Fall ein besonderes Gesetz zu erlangen, so erließ der König eine von Fouché unterzeichnete Ordonnanz, vermöge welcher 19 Personen, fast lauter Generale, die sich Napoleon vor dem 23 März, an welchem Tage Ludwig XVIII die niederländische Grenze überschritten, angeschlossen hatten, vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Acht und dreißig Andere, Militairs und Mitglieder der napoleonschen Kammern wurden angewiesen innerhalb drei Tagen Paris zu verlassen, sich an einen von dem Polizeiminister zu bestimmenden Ort zu begeben, und dort so lange unter Aufsicht zu bleiben, bis die neuen Kammern über ihr Schicksal durch Verbannung aus Frankreich oder Stellung vor die gewöhnlichen Gerichte, entschieden haben würden. Die bedeutendsten in der ersten Kategorie waren: Ney, Labedoyere, Grouchy, Lefebvre-Desnouettes, Drouet, d'Erlon, Clausel, de Lavalette, Mouton-Duvernet; zu der zweiten gehörten: Soult, Vandamme, Lamarque, Carnot, Lobau, Excelman, Maret, Barrere. —

Ludwig XVIII erklärte ausdrücklich, daß die Zahl der Angeklagten sich auf die in der königlichen Ordonnanz mit Namen genannten beschränken, und unter keinem Vorwande ausgedehnt werden solle. Aber seine Absicht war nicht einmal, diese der Bestrafung zu überliefern. Er wollte sie aus Frankreich entfernt und dadurch unschädlich gemacht wissen, aber nicht ihren Untergang. Fouché hatte, mit Einwilligung des Königs, in den Tagen vor der Bekanntmachung dieser Proscriptionsliste, viele von dem ihnen bevorstehenden Loose unterrichten, ihnen Pässe in das Ausland, Reisegeld, ja manchen selbst die Mittel, außerhalb Frankreichs eine Zeit lang leben zu können, zustellen lassen. Die Meisten machten von dieser Nachsicht Gebrauch, und entflohen. Nur Diejenigen, welche der Gefahr trotzen zu können glaubten, oder denen die Verbannung schlimmer als alles Andere erschien, fielen als Opfer ihrer Verblendung. Jeder von denen, die später hingerichtet wurden, hätte sich damals leicht retten können.

Ludwig XVIII hatte seinen Gefühlen Zwang angethan, und Fouché's Gegenwart im Ministerium ertragen, so lange er sich in der wieder errungenen Herrschaft noch nicht vollkommen befestigt sah. Aber nach der Auflösung der Loirearmee, bei den wohlwollenden Beziehungen zu den verbündeten Monarchen, und der sich auf allen Punkten des Landes kund gebenden Begeisterung für die Restauration fing der Herzog von Otranto entbehrlich zu werden an. Vergebens suchte dieser nach wie vor eine doppelte Rolle zu spielen, sich zu einem Werkzeuge

der Legitimität zu machen, und zugleich mit den Konstitutionellen und Republikanern verbunden zu bleiben. Er fuhr fort in seinen Berichten als Polizeiminister von der kaum zu zügelnden Gewalt einer inneren Gährung, die jeden Augenblick zum Ausbruch kommen könne, von der Möglichkeit einer neuen Revolution zu sprechen, um den König und den Hof zu schrecken, und in ihren Augen als unersetzlich zu erscheinen. Die Anwesenheit von einigen hundert tausend Mann fremder Truppen brach solchen Besorgnissen die Spitze ab. Sie wurden, als eingebildet oder absichtlich erfunden, erst mit Mißtrauen dann mit Unwillen aufgenommen. Das Zweideutige in Fouché's Gesinnung und Stellung ward immer mehr durchschaut. Er hatte etwas Unmögliches unternommen, indem er seine Vergangenheit als Jakobiner und Richter Ludwig XVI der eigenen Familie dieses Königs und den Royalisten vergessen machen wollte. Es konnte dies wohl, wie Vieles in der Welt, einen Augenblick lang gelingen, aber nicht von Dauer sein. Als man hoffen durfte, ohne Fouché zu bestehen, trat auch das frühere Urtheil über ihn wieder hervor. Sein Sturz ward beschlossen. Es handelte sich dabei nur noch um die Wahl des rechten Moments. Dieser sollte nicht lange ausbleiben.

Auch Talleyrand, der von dem ersten Einrücken der Verbündeten in Paris an ununterbrochen eine große Rolle gespielt hatte, sollte bald in den Hintergrund treten. Der König und seine Familie hatten ihm, ungeachtet der großen Dienste, die er bei der ersten Restauration geleistet, doch nie vollkommenes Vertrauen schenken können. Er war zu tief in die Revolution und das Kaiserreich verwickelt gewesen, und schien, obgleich er mit beiden äußerlich gebrochen hatte, ihnen innerlich immer verwandt geblieben zu sein. So lange Talleyrand am Wiener Kongreß in der Ferne gewirkt, war der Widerspruch zwischen seinem und der Bourbonen Wesen, Meinungen und Erinnerungen nicht hervorgetreten. Auch hatte Ludwig XVIII damals wenig Gelegenheit gehabt, die Persönlichkeit und Geschäftsführung des ehemaligen Bischofes von Autun zu beobachten. Als dieser aber, an der Spitze eines Ministeriums stehend, mit dem Könige in fast tägliche Berührung kam, gaben sich mancherlei Mißverhältnisse kund. Talleyrand arbeitete selbst wenig, theilte seinen Gehülfen und Untergebenen seine Ideen über die vorliegenden Gegenstände meist in wenigen Worten mit, und überließ ihnen die weitere Ausführung, ohne darauf wieder zurückzukommen, und ohne sich um das Einzelne zu bekümmern. Er ragte mehr durch

seine Unterhaltung, durch hingeworfene bedeutende Aeußerungen, und seinen früher erworbenen Ruf hervor, als daß er während seines letzten Ministeriums wirkliche Leistungen und bestimmte Ergebnisse seiner Thätigkeit aufzuweisen gehabt hätte.

Als Minister des Auswärtigen in Napoleon's glücklicher Zeit, wo die im Felde davon getragenen Erfolge die Unterhandlungen im Kabinet leicht machten, hatte Talleyrand ungeachtet seiner sorglosen Behandlung der Geschäfte, immer seine Zwecke erreicht. Napoleon wußte außerdem durch seine eigene ununterbrochene Thätigkeit die Mängel seiner Diener zu ersetzen. Aber jetzt nach den hundert Tagen, unter einem bejahrten, kränkelnden Könige, in einer Zeit, wo eine halbe Million fremder Soldaten das Land besetzt hielt, gegenüber einer Koalition, in der von Frankreichs Theilung und politischer Vernichtung die Rede gewesen, reichte Talleyrand's Sichgehenlassen und Abwarten nicht aus. Die Unterhandlungen mit den Verbündeten rückten nicht von der Stelle, und Talleyrand schien darüber nicht besorgt zu sein. Hierzu kam noch, daß er, der lange einem so großen Manne wie Napoleon gedient, das Ansehen hatte, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, als Minister Ludwig XVIII etwas heruntergestiegen zu sein. Die großen Ereignisse, bei denen Talleyrand mitgewirkt, seine seltene Erfahrung, seine vornehme Herkunft, denn die Grafen von Perigord, von denen er abstammte, hatten schon zur Zeit Hugo Capet's bestanden, gaben seiner Haltung eine Unabhängigkeit, wie sie Ministern ihren Souverainen gegenüber nicht gewöhnlich ist. Er ließ dem Könige wenn er mit ihm allein arbeitete, keine Freiheit bei der Wahl der anzustellenden Personen oder der zu treffenden Maßregeln, sondern bestand auf der einfachen Annahme seiner Anträge. In den Sitzungen des Ministeriums entschied er immer selbst die streitigen Punkte, auch wenn der König anwesend war. Talleyrand schien mehr der Leiter und Beschützer als der Diener und Unterthan der Bourbonen zu sein. Auf Ludwig XVIII, der ein Mann von Geist war und außerdem seine Würde fühlte, brachte Talleyrand's Verhalten und Stellung einen verletzenden Eindruck hervor. Ludwig XVIII hatte zwar dem französischen Volke große Zugeständnisse gemacht, war aber nicht gesonnen, von einer einzelnen Person abzuhängen, so ausgezeichnet diese auch sein mochte.

Die Forderungen, welche die Verbündeten in Folge des letzten Krieges an Frankreich stellten, wie die Abtretung mehrer Grenzprovin-

zen, eine ungeheuere Geldentschädigung, eine lange Besetzung des Landes schienen Ludwig XVIII unannehmbar zu sein. Er wollte, wenn auch die Eroberungen der Republik und des Kaiserreiches verloren waren, wenigstens nichts von Dem aufgeben, was seine eigenen Vorfahren besessen hatten. Er glaubte, daß großentheils Talleyrand's Persönlichkeit und namentlich die Abneigung des Kaisers Alexander gegen denselben an den harten Bedingungen der fremden Mächte schuld sei. Er theilte seine Absicht, Talleyrand durch einen anderen Diplomaten zu ersetzen, seinem neuen Günstlinge, dem Polizeipräfekten Decazes mit, der, aus allen Kräften bemüht das zunehmende Vertrauen seines Gebieters zu rechtfertigen, mit größter Gewandtheit und Sorgfalt auf alle Gedanken desselben einging. Lainé, ein unabhängiger aber den Bourbonen sehr ergebener Mann, ward ebenfalls in das Geheimniß gezogen. Man vereinigte sich endlich dahin, einen gebornen Franzosen von berühmtem Namen, aber Vertrauten und Diener des Kaisers Alexander, den Herzog von Richelieu, an die Spitze eines neuen Ministeriums zu stellen, um ihm die Leitung der Unterhandlungen mit den Verbündeten zu übertragen. Man hoffte, durch den royalistischen Namen Richelieu's der jetzt in Frankreich herrschenden Partei Vertrauen einzuflößen, und zugleich den fremden Monarchen und ihren Ministern zu gefallen, und durch Richelieu's Einfluß auf den russischen Kaiser bessere Friedensbedingungen zu erhalten.

Talleyrand's Rücktritt war Ludwig XVIII noch aus anderen Gründen wünschenswerth. Die Wahlen zu der Deputirtenkammer waren im höchsten Grade im Sinne der antirevolutionairen und antibonapartistischen Ideen ausgefallen. Die im Besitze politischer Rechte befindlichen Klassen der Nation hatten, von dem Verhalten der Armee bei Napoleon's Rückkehr und der Besetzung des Landes durch fremde Truppen gereizt, durch diese Wahlen beweisen wollen, wie tief sie sich von den Ereignissen getrennt fühlten, durch welche das gegenwärtige Unglück herbeigeführt worden. Eine Versammlung, die von solchen Gesinnungen beseelt war, mit einem Ministerium Talleyand in Verbindung bringen zu wollen, hieß die Schwierigkeiten der inneren Lage noch vermehren. Außerdem war Talleyrand kein Redner, eine in dem parlamentarischen Regierungssystem für einen Staatsmann unentbehrliche Eigenschaft. Aeußerst fein, geistreich und klar, konnte er wohl auf seines Gleichen, auf Diplomaten und Hofleute, wie er selbst war, aber nicht auf eine große politische Körperschaft wirken, deren Mitglie-

der, wie damals von Leidenschaften erfüllt, durch die gegenseitige Berührung noch mehr entflammt werden, und die zugleich dem Einfluß der öffentlichen Meinung ausgesetzt sind. Man konnte mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ein Ministerium, zu dem er gehörte, von den Kammern übel aufgenommen werden würde.

Bevor Talleyrand selbst zum Rücktritt genöthigt werden sollte, wollte man sich seiner noch zur Entfernung Fouché's bedienen. Abgesehen von der Abneigung der königlichen Familie gegen den Herzog von Otranto, die in demselben Grade zunahm, als die Bedeutung dieses Ministers unter den veränderten Umständen sich verminderte, konnte man mit einem ehemaligen Jakobiner und Richter Ludwig XVI den Vertretern der Nation jetzt noch weniger als mit Talleyrand, einem Diener des Direktoriums und Napoleon's, unter die Augen treten. Talleyrand, der Fouché, obwohl aus anderen Gründen als Ludwig XVIII, ebenfalls abgeneigt war, gab sich gern zum Werkzeug seines Sturzes her. Er begann damit, seinen Kollegen in den Sitzungen des Ministeriums mit Kälte und Mißtrauen zu behandeln, den Berichten desselben über die Stimmung des Landes, die Fouché fortwährend als eine für den König gefährliche schilderte, zu widersprechen, und spielte endlich in klaren Worten auf die Nothwendigkeit seines Rücktrittes an. Fouché, der durch seine Proscriptionslisten mit den Bonapartisten und Republikanern unwiderruflich gebrochen, und sich jetzt auch vom Hofe und seinen Kollegen verlassen sah, war endlich gezwungen, seine Entlassung einzureichen, die von Ludwig XVIII mit kaum verhehlter Freude angenommen wurde. Da der Herzog von Otranto jedoch im Anfange der zweiten Restauration wirklich bedeutende Dienste geleistet, so wollte man ihn nur entfernen aber nicht vernichten. Bei der Stimmung des Landes und der Kammern war vorauszusehen, daß ihm bald noch größere Entsagungen als blos die auf einen Ministerposten auferlegt werden würden. Man dachte dies aber anderen Händen zu überlassen. Fouché, der um jeden Preis noch eine Rolle spielen wollte, nahm die politisch unbedeutende, aber durch die Verwandtschaft des französischen und sächsischen Königshauses scheinbar hervorragende Gesandtenstelle in Dresden an. Er war aber in jenem Augenblicke in Frankreich bei allen Parteien so verhaßt, daß er es für nöthig hielt, sich verkleidet und unter einem fremden Namen bis an die französische Grenze zu begeben. Kaum aber befand er sich seit einigen Monaten an seinem neuen Bestimmungsorte, als er seine

Entlassung erhielt, der zugleich ein Exemplar des Moniteur beigelegt war, mit dem von den Kammern angenommenen Gesetze, welches alle, die für den Tod Ludwig XVI gestimmt hatten, für immer aus Frankreich verbannte. Wäre Fouché nicht von Ehrgeiz verblendet gewesen, so würde er nach seinem Rücktritt als Minister, bei der Unmöglichkeit für ihn in Frankreich zu bleiben, nach England oder Nordamerika gegangen sein, und daselbst wenigstens Herr seines Willens und seiner Freiheit geblieben sein. Aber die Sucht in der Nähe eines Hofes zu leben, sich auf einem wenn auch kleinen Schauplatze das Ansehen von Bedeutung und Geschäftigkeit zu geben, führte ihn nach Dresden, obgleich er vorauswissen konnte, daß man ihn dort nicht lange bestehen lassen würde. Nach seiner Verbannung aus Frankreich suchte er einen Zufluchtsort in Oesterreich. Hier gerieth er unter die Bothmäßigkeit Metternich's, der ihm Linz zum Aufenthaltsort anwies. Der Mann, der eine Zeit lang die halbe Welt mit seinen Ränken erfüllt, zu Napoleon's Sturz, zu Ludwig XVIII Wiedereinsetzung beigetragen, starb nach einigen Jahren erzwungener Zurückgezogenheit, von den Einen gehaßt, von den Anderen verachtet, und von Niemand bedauert. Fouché ist unter den bekannten Charakteren, die aus der französischen Revolution hervorgegangen, nicht der verderbteste und grausamste, aber der gewissenloseste gewesen, der ohne Grundsätze und Ueberzeugungen irgend einer Art, blos für die Befriedigung persönlicher Zwecke gelebt hat.

Talleyrand, für den Fouché ein Blitzableiter gewesen, der den Zorn und Haß der Ultraroyalisten von ihm abgeleitet, sah sich jetzt den Angriffen aller Parteien ausgesetzt. In den Augen der Einen war er schuldig, weil er der Revolution und Napoleon gedient, in denen der Anderen weil er beide verrathen hatte. Am Hofe warf man ihm die Vergeblichkeit seiner bisherigen Unterhandlungen mit den fremden Mächten vor, und bedrohte ihn mit der Rechenschaft, die er den Kammern abzulegen haben würde. Talleyrand fühlte das Gefährliche seiner Stellung. Da er nicht darauf rechnen konnte, eine so heftig bewegte Volksvertretung wie die damalige Deputirtenkammer, aus unverantwortlichen und rücksichtslosen Parteimännern bestehend, wie eine Diplomatenkonferenz zu leiten, so war er entschlossen, von Ludwig XVIII eine öffentliche Billigung der bisher befolgten Politik und einige Zeichen der königlichen Gunst für sich und seine Kollegen zu verlangen, die den Kammern über die Uebereinstimmung des Königs mit

seinem Ministerium keine weiteren Zweifel erlauben könnten. Er überredete seine Kollegen, diesem Einschüchterungsversuch gegen den König beizupflichten.

Talleyrand forderte in einer Sitzung des Ministeriums, in der Ludwig XVIII erschien, denselben mit der ihm eigenen Feinheit und Kühnheit auf, die Gerüchte zu widerlegen, die über eine Meinungsverschiedenheit zwischen dem Könige und seinen ersten Räthen umherliefen, ließ seine Mißbilligung über den Einfluß des Grafen von Artois merken, und soll sogar, wie man behauptet hat, zu verstehen gegeben haben, daß es zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe nothwendig werden könnte, diesen Prinzen für einige Zeit aus dem Lande zu entfernen. Er schloß damit, daß ohne eine ausdrückliche Erklärung des Königs zu Gunsten seines Ministeriums, dieses nicht im Stande sein würde, der Opposition in den Kammern zu begegnen, und die Zügel der Regierung fortzuführen.

Ludwig XVIII, der unterdessen im Stillen alle Vorbereitungen zur Bildung eines neuen Ministeriums getroffen hatte, nahm Talleyrand's Eröffnung mit dem Ansehen, überrascht und verletzt zu sein, auf, obwohl sie ihm als eine Gelegenheit zum Bruche willkommen war. „Meine Minister bieten mir demnach ihre Entlassung an" sagte der König. „Sehr wohl. Ich nehme sie an und werde andere finden!" — Er verabschiedete das Ministerium, ohne weitere Erklärung. Talleyrand war bestürzt, und hatte nicht geglaubt, den König so vorbereitet und entschlossen zu finden. Er suchte und erhielt die Stelle eines Oberkammerherrn von Frankreich, für die er sich durch seine Geburt eignete, die ihm aber, außer hunderttausend Franken jährlichen Gehaltes, kein anderes Recht verlieh, als bei einigen feierlichen Gelegenheiten den König zu begleiten oder hinter dessen Sessel zu stehen. Talleyrand schied jetzt für lange Jahre aus dem öffentlichen Leben, bis er 1830, bei einem großen Wechsel im Geschicke Frankreichs, wieder eingreifend auftrat, und, wie dies in seiner Art war, die verließ, zu deren Erhebung er früher beigetragen hatte. Er bietet, obgleich von Fouché durch Herkunft und Stellung sehr verschieden, dennoch mit demselben eine gewisse geistige Familienähnlichkeit dar, nur daß die üblen Züge im Wesen des Herzoges von Otranto bei Talleyrand sehr gemildert und verfeinert erscheinen.

Decazes, den Ludwig XVIII bei allen vertrauten Unterhandlungen brauchte, war beauftragt gewesen, dem Herzog von Richelieu den

Vorsitz in einem neuen Ministerium anzubieten. Erst nach langem Widerstreben ließ sich dieser zur Uebernahme einer solchen Stelle, die für viele Andere das höchste Ziel des Ehrgeizes gewesen wäre, bewegen. Es gehörten die Vorstellungen des Königs, des Kaisers Alexander und anderer hochgestellten Personen dazu, mehr aber vielleicht noch Richelieu's Patriotismus, um seine Scheu vor einer damals mit den größten Schwierigkeiten umgebenen Lage zu überwinden.

Armand Herzog von Richelieu, zu der Familie des großen Kardinals gehörig, und ein Enkelsohn des Marschalls dieses Namens, war durch Geburt, Charakter und Verbindungeu die geeignetste Persönlichkeit, der Ludwig XVIII in jenem Augenblicke die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertrauen konnte. Er hatte vor der französischen Revolution unter dem berühmten russischen General Suwarow als Freiwilliger gedient, und sich bei der Erstürmung von Ismail hervorgethan. Als der Kampf zwischen dem republikanischen und royalistischen Frankreich ausbrach, war er von den Grenzen der Türkei nach dem Rhein geeilt, um die Gefahren der Condéschen Armee zu theilen, und hatte nach deren Auflösung ein im englischen Solde stehendes Korps französischer Ausgewanderten befehligt. Des Bürgerkrieges überdrüssig begab er sich nach Rußland, wo er, durch die Feldzüge unter Suwarow empfohlen, die Gunst des Kaisers Paul gewann, der sie ihm aber, nach der Weise dieses launenhaften Fürsten, bald wieder entzog. Das Verlangen sein Vaterland wiederzusehen führte ihn nach Paris, wo er von Napoleon, damals erstem Konsul, die lockendsten Anerbietungen erhielt, wenn er sich ihm anschließen wollte. Richelieu ließ sich von dem Beispiel so vieler Altadeligen, die in Napoleon's Dienst getreten, nicht verführen, und blieb den Bourbonen treu. Er begab sich wieder nach Rußland, wo ihm das Vertrauen des Kaisers Alexander die oberste Verwaltung der am schwarzen Meere liegenden Provinzen übergab. Richelieu leistete dort in einer zehnjährigen Verwaltung so Ausgezeichnetes, daß sein Name, besonders durch Das was er für Odessa gethan, weit und breit bekannt wurde. Sein Verdienst und seine edle Persönlichkeit erwarben ihm die Gunst des Kaisers Alexander in so hohem Grade, daß ihn dieser in den letzten Jahren vor Napoleon's Sturz bei allen wichtigen Veranlassungen zu Rathe zog.

Richelieu konnte, wegen seines nahen Verhältnisses zum Kaiser Alexander, bei den Friedensunterhandlungen mit den verbündeten Mächten, auf mehr Berücksichtigung Frankreichs als irgend ein anderer fran-

zösischer Staatsmann rechnen. Seine Aufrichtigkeit und Vaterlandsliebe war geeignet, den übeln Eindruck von Talleyrand's Doppelzüngigkeit und Selbstsucht auszulöschen. Sein Name, sein fleckenloser Ruf, seine moralischen Grundsätze mußten den Royalisten Vertrauen einflößen. Selbst in den antibourbonschen Parteien besaß er keine Feinde, da er zu lange außerhalb Frankreichs gelebt hatte, um in die inneren Kämpfe verwickelt gewesen zu sein. Er gehörte übrigens nicht zu den Anhängern des Grafen von Artois, und ging vollkommen auf die Politik Ludwig XVIII ein, der seine Regierung auf die von ihm verliehene Verfassung nach wie vor zu stützen dachte.

Das neue Ministerium, in der Eile gebildet, stellte kein vollkommen gleichartiges Ganze dar. Graf Corvetto aus Genua, der zur Zeit der Vereinigung dieser Republik mit Frankreich in französische Dienste übergegangen, erhielt das Finanzministerium und verwaltete es mit großer Geschicklichkeit. Der Günstling Ludwig XVIII, Decazes, wurde zum Polizeiminister ernannt, indem diese Funktionen in einer so gährenden Epoche, wie die welche unmittelbar auf die hundert Tage folgte, eine besondere Zuverlässigkeit und Treue gegen den König voraussetzte. Dies waren nebst Richelieu die Lichtpunkte eines Ministeriums, das unter den traurigsten Umständen, in denen Frankreich sich jemals befunden, zusammentrat. De Vaublanc, der in den ersten Nationalversammlungen ein gemäßigter Royalist gewesen, war jetzt zu den Ultra's übergegangen. Er hatte in Gent das Vertrauen des Grafen von Artois zu gewinnen gewußt, und wurde an die Spitze des Departements des Innern gestellt. Er that durch seine Unfähigkeit und seine Uebertreibungen der Sache, der er dienen wollte, großen Schaden. Der General Clarke, Herzog von Feltre, schon unter Napoleon Kriegsminister, nahm wieder dieselbe Stelle ein. Er ließ es sich besonders angelegen sein, von der neu zu bildenden Armee, so viel als möglich, alle bonapartistischen Elemente fern zu halten. Clarke schloß sich, obgleich aus der Revolution hervorgegangen, der jetzt besonders in den höheren Klassen der Nation herrschenden antirevolutionairen Reaktion eifrig an. Barbé-Marbois, unter dem Direktorium als Royalist deportirt, war konstitutionell gesinnt, aber schon sehr bejahrt und durch sein Alter gehindert. Er wurde Justizminister. Dubouchage, ein ehemaliger Marineofficier, erhielt das Seewesen. Er war immer ein treuer Anhänger der Bourbonen gewesen, aber von allem politischen Talent entblößt. Die Mängel dieses Ministeriums sollten erst später hervortreten. Jetzt

war alle Thätigkeit fast ausschließend auf die Friedensunterhandlungen, wo Richelieu, auf die Herbeischaffung der zum Unterhalt der fremden Heere nöthigen Mittel, wo Corvetto, und die Wiederherstellung der inneren Ruhe, wo Decazes die Hauptrollen spielten, gerichtet. Diese waren die Träger des gegenwärtigen Ministeriums, und für den Augenblick mußte den von ihnen repräsentirten Interessen alles Andere nachgesetzt werden.

Die Bedingungen, deren Annahme die verbündeten Mächte gegen Gewährung des Friedens von Frankreich verlangten, waren jetzt, obwohl für den französischen Stolz demüthigend, doch viel milder als vorher der Fall gewesen. So lange Talleyrand die auswärtigen Angelegenheiten leitete, hatte man auf größeren Abtretungen, einer längeren Besetzung des Landes und einer höheren Kriegsentschädigung bestanden. Der persönliche Einfluß Richelieu's auf den Kaiser Alexander, die gemäßigten Gesinnungen Wellington's, die Rücksicht auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts trugen zuletzt über die gereizte Stimmung, von der die Verbündeten beim Anfange der Unterhandlungen erfüllt gewesen, den Sieg davon. Indessen erschien das Ultimatum der Großmächte Ludwig XVIII noch immer so hart, daß er sich nur mit größter Selbstüberwindung zu dessen Annahme entschloß, Richelieu es aber geradezu verwarf und sich zurückziehen wollte. Er glaubte die Ehre seines Namens durch Unterzeichnung eines für Frankreich demüthigenden Friedens zu verletzen. Es waren nicht blos die Bitten, sondern selbst die Thränen Ludwig XVIII erforderlich, um seinen Minister zum Verbleiben in seiner Stellung zu bewegen. „Der einzige Trost, der mir bleibt", sagte Richelieu später öfters, wenn er auf diese Epoche seines Lebens zurückkam, „ist die Ueberzeugung, daß Niemand so viel als ich von den Verbündeten erhalten hätte!" —

Nach langen Unterhandlungen ward endlich am 20 Nov. (1815) der zweite Pariser Frieden unterzeichnet. Die Gebietsabtretungen, denen Frankreich sich unterwerfen mußte, waren, die Grenzen des Landes in Betracht gezogen, nicht bedeutend. Von den unter Ludwig XIV gemachten Eroberungen hatte es nur Landau, Hüningen, Saarlouis, Marienburg und Philippeville herauszugeben. Landau wurde unter bayerische Hoheit gestellt, aber für eine Bundesfestung erklärt, Hüningen geschleift, Saarlouis kam an Preußen, Marienburg und Philippeville wurden zu dem Königreich der Niederlande geschlagen. Savoyen wurde dem Könige von Sardinien zurückerstattet. Aber ein Theil der

französischen Nord- und Ostprovinzen sollte mit mehreren festen Plätzen fünf Jahre lang von den Verbündeten mit einem aus 150,000 Mann bestehenden Heere besetzt bleiben, und die Kosten der Erhaltung desselben von Frankreich getragen werden. Es war dies ein Pfand für die Bewahrung der inneren Ruhe in Frankreich. Außerdem wurde diesem eine Kriegssteuer von 700 Millionen Franken auferlegt, und es mußte sich verbindlich machen, den von französischen Truppen während der letzten Jahre des Kaiserreiches besetzt gewesenen Ländern, für den von ihnen durch Lieferungen und außerordentliche Steuern erlittenen Schaden, einen angemessenen Ersatz zu leisten.

Man glaubt, daß die Rückkehr Napoleon's aus Elba mit ihren Folgen, wozu dieser Frieden gehört, dem französischen Volke wenigstens ein tausend fünf hundert Millionen Franken gekostet hat. Bringt man dann noch die moralischen Wunden in Anschlag, welche die Epoche der hundert Tage Frankreich geschlagen, so muß man gestehen, daß der Gewinn, den dasselbe aus dem Anfange der Regierung Napoleon's gezogen, durch das Unglück seiner letzten Jahre, besonders aber durch den verlorenen Feldzug von 1815, wenigstens aufgewogen worden ist. Durch sein Wiedererscheinen wurde die Nation in zwei Lager getheilt, eine Trennung, die nicht mehr ganz aufgehoben werden konnte; die kaum begonnene Bewegung einer freien Verfassung gewaltsam unterbrochen; eine blutige Reaktion herbeigeführt; überhaupt eine Erschütterung verursacht, die den Keim zu neuen Umwälzungen enthielt. Nur Eines blieb der besiegten Nation wie dem entthronten Kaiser übrig, das von keinem Wechsel des Glückes vergessen gemacht werden konnte, die Erinnerung an die großen Thaten, die eine Zeit lang die Welt mit Erstaunen erfüllt hatten.

8. Royalistische Reaktion in Frankreich. — Ermordung des Marschalls Brune. — Hinrichtung de Labedoyere's. — Lavalette's Verurtheilung und Flucht. — Ney's Proceß und Hinrichtung. — Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. — Lagarde und Ramel. — Murat's Untergang.

Die großen Opfer, welche der letzte Krieg den Franzosen auferlegte, sein unglücklicher Ausgang, die Besetzung des Landes durch fremde Truppen hatten nicht blos unter den Anhängern der Bourbonen, son

dern überhaupt in einem großen Theile der Bevölkerung eine tiefe Erbitterung gegen die Urheber und Begünstiger der zweiten Thronbesteigung Napoleon's hervorgerufen. Er selbst konnte von diesem Hasse nicht mehr erreicht werden. Aber derselbe wandte sich gegen die von ihm zurückgelassene Armee, die im Ganzen durch ihre Auflösung, in vielen einzelnen ihrer hervorragenden Führer durch deren Entsetzung oder Verbannung, für die Begeisterung bestraft würde, mit der sie sich dem Kaiser angeschlossen hatte. Einige der Schuldigsten büßten den Abfall von der Sache des Königs, die sie zu vertheidigen bestimmt gewesen, mit dem Tode.

Napoleon hatte dadurch, daß er sich am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) mit Hülfe der Generale und der Pariser Garnison der Herrschaft über Frankreich bemächtigte, eine Trennung zwischen Volk und Soldaten verursacht, die vor ihm weder unter der Republik noch der alten Monarchie vorhanden gewesen war. Dieser Unterschied wurde durch das Verhalten der Armee nach Napoleon's Landung von Elba aus, indem sie die Entscheidung über das Schicksal des Landes an sich riß, noch vermehrt. Die Restauration bildete nach Napoleons zweitem Sturz ein neues Heer, bei dessen Organisation man soviel als möglich jede Aehnlichkeit mit der früheren vermied. Aber einmal blieben die Generale und die höheren Officiere, weil man keine anderen finden konnte, meist dieselben wie unter Napoleon, und dann wurden viele von denen, die anfangs entlassen waren, später wieder aufgenommen. Da die bourbonschen Prinzen nicht geeignet waren, der Armee einen Feldherrn wie den Kaiser vergessen zu machen, so blieb dieselbe, ungeachtet der weißen Fahnen und Kokarden, nach wie vor von den Erinnerungen an Napoleon erfüllt. Die neu eintretenden Soldaten fanden diesen Geist in den Regimentern vor, und wurden von ihm als dem herrschenden Ausdrucke militairischer und patriotischer Gesinnung ergriffen. Die Julirevolution und die häufigen Volksaufstände, welche die Regierung Ludwig Philipp's nur mit Anwendung der bewaffneten Macht überwältigen konnte, erhielten die Trennung zwischen Armee und Volk, wenn auch nicht in der Schärfe, in der sie unter Napoleon bestanden hatte, bis die Februarrevolution und die von ihr herbeigeführte Zerrissenheit dem Neffen des Kaisers Gelegenheit gab, die napoleonsche Tradition in den Herzen der Soldaten neu zu beleben, und sich mit ihrer Unterstützung zum Herrn über Frankreich zu machen.

Außer den gesetzlichen Verfolgungen, welche viele von den Befehls=

habern des napoleonschen Heeres erfuhren, entbrannte auf manchen Punkten Südfrankreichs, in den Massen selbst, eine wilde Gährung gegen alle, welche sich während der hundert Tage im Dienste des Kaisers hervorgethan, und selbst gegen ganze Klassen der Bevölkerung, bei denen man eine Hinneigung zu ihm wahrgenommen zu haben glaubte.

Als der Ausgang der Schlacht von Waterloo in Marseille bekannt wurde, erhob sich der Pöbel, bedrohte die kaiserlichen Behörden, und warf sich auf die Ueberreste der einst von Napoleon aus Egypten nach Frankreich geführten Mameluken, die, nachdem sie ihm früher in so manchem Gefecht als Leibwache gedient hatten, in einer Stadt wie Marseille, wo der Himmel und das Meer sie an den Orient erinnern konnten, ihre letzten Tage zubrachten. Sie wurden sammt Frauen und Kindern ermordet. Dasselbe Schicksal erlitten mehre Einwohner, die durch ihre Anhänglichkeit an den Kaiser bekannt waren. Die Unordnungen und Gewaltsamkeiten hörten erst auf, als die Nationalgarde, für die Sicherheit des Eigenthums fürchtend, einschritt, und die Ruhestörer zu Paaren trieb.

Der Marschall Brune hatte nach dem 20 März von Napoleon den Oberbefehl über die Südarmee erhalten. Sein Hauptquartier war in Toulon. Brune, der schon unter der Republik eine große militairische Stellung eingenommen, war dem Geiste jener Epoche treu geblieben, und deshalb von dem Kaiser eher zurückgesetzt als hervorgezogen worden. Die bekannte republikanische Gesinnung des Marschalls gab zu dem Gerücht Veranlassung, er habe sich während der Revolution Grausamkeiten gegen die Royalisten zu schulden kommen lassen, und sogar bei den Septembermetzeleien 1792 in Paris eine Rolle gespielt. Die Verleumdung ging so weit zu behaupten, Brune sei es gewesen, der den Kopf der unglücklichen Prinzessin von Lamballe auf einer Pike in den Straßen von Paris umhergetragen. Es war dies eben so wenig gegründet, wie Murat's vermeintlicher Antheil an der Hinrichtung des Herzoges von Enghien, wurde aber eben so geglaubt.

Brune, obgleich kein persönlicher Anhänger Napoleon's, war jedoch ein Gegner der Bourbonen, und hatte in den ihm untergebenen Departements während der hundert Tage jede royalistische Demonstration zu verhindern gewußt, aber nicht mehr als jeder andere General unter ähnlichen Umständen gethan. Nach der Wiedereinsetzung Ludwig XVIII trat er an den Marquis von Rivière, der als außerordentlicher königlicher Kommissarius nach dem Süden geschickt worden, das Kommando

ab, und beschloß sich zu seiner in Paris gebliebenen Familie zu begeben.

Man rieth dem Marschall sich in Toulon einzuschiffen, da die Reise zu Lande mitten durch die im höchsten Grade aufgeregte provençalische Bevölkerung gefährlich werden konnte. Brune, furchtlosen Sinnes, und sich weder gegen den König noch das Volk einer Schuld bewußt, da er erst, nachdem Ludwig XVIII Frankreich verlassen, von Napoleon ein Kommando angenommen hatte, verwarf diesen Rath. In Avignon angekommen, stieg er daselbst in einem vorstädtischen Gasthofe ab. Die unteren Klassen dieser Stadt, die einst Jahrhunderte lang unter päbstlicher Herrschaft gestanden, durch ihre Sitten und Leidenschaften dem italienischen Pöbel ähnlich, waren damals gegen Alles was an Napoleon, seine Generale und seine Armee erinnerte, von der größten Erbitterung erfüllt. Die Anwesenheit des Marschalls ward bald bekannt. Ein aus Lastträgern und Hafenarbeitern bestehender Haufe drang in den Gasthof ein, ermordete ihn (2 August) ungeachtet des Widerstandes der royalistischen Behörden, schleiften die Leiche nach der Rhonebrücke, und warf sie von dort in den Fluß hinab. In einer kleinen Bucht der Rhone zwischen Arles und Tarascon fand ein Fischer den todten Körper, von dem Fluge der Raubvögel, die ihm nachgezogen, aufmerksam gemacht, und begrub ihn heimlich, um ihn später seinen Angehörigen zurückzugeben. Um die Schmach dieses Verbrechens von der Stadt Avignon, wo schon 1791 abwechselnd von Royalisten und Demokraten manche Gräuel verübt worden, abzuwälzen, verbreitete man das Gerücht, der Marschall habe sich, um den Mißhandlungen des Pöbels zu entgehen, selbst entleibt. So endigte ein Mann, der einzig durch sein Verdienst aus dunkeln Verhältnissen zu einer hohen Stellung emporgekommen, und dessen Name in die Tafeln der Geschichte eingetragen war, da er am 19 September 1799 die vereinigten Russen und Engländer bei Berghen in Holland geschlagen und zum Rückzug gezwungen hatte.

Die Demüthigung, welche Frankreich durch die Besetzung seines Gebietes von den verbündeten Heeren erfuhr, wurde in allen Klassen und Parteien empfunden. Die Royalisten forderten Ludwig XVIII auf, sich an seinen Feinden, die ihn nach Napoleon's Rückkehr verrathen hatten, zu rächen, und für die Zukunft sicher zu stellen. Selbst die Gegner der Bourbonen wollten es der Armee nicht verzeihen, daß sie durch ihre Niederlage bei Waterloo das Land den Fremden überliefert

hatte. Die Anstifter der hundert Tage konnten damals, außer bei ihren Gesinnungsgenossen, nirgends auf Theilnahme rechnen.

Einer in den Augen der Restauration und der militairischen Disciplin schuldigsten Officiere war ohne Zweifel Labedoyere, der bei Grenoble das erste Zeichen zum Abfall gegeben, und ohne dessen Beistand Napoleon's Unternehmen in seinem Entstehen erstickt worden wäre. Er hatte bis zum letzten Augenblick in der Pairskammer, in die ihn der Kaiser berufen, für die Anerkennung des Königs von Rom gekämpft, und war nach der Kapitulation der Hauptstadt den Ueberresten der Armee nach der Loire gefolgt. Anstatt sich nach deren Auflösung aus Frankreich zu entfernen, hoffte er daselbst eine Zeit lang verborgen bleiben, und nachdem die Heftigkeit der Verfolgung nachgelassen haben würde, wieder hervortreten zu können. Er scheint, bei dem Zauber, den der napoleonsche Name auf ihn ausübte, keine klare Vorstellung von der Größe seiner Verschuldung gehabt zu haben. Nach Paris aus Liebe zu seiner dort weilenden Familie heimlich zurückgekehrt, ward er erkannt, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die rührenden Fürbitten seiner Mutter und Gattin bei Ludwig XVIII blieben erfolglos. Er wurde in der Ebene von Grenelle bei Paris erschossen.

Bald nach Labedoyere's Hinrichtung wurde der Graf de Lavalette vor Gericht gestellt. Dieser war während der Feldzüge in Italien und Egypten Napoleon's Adjutant gewesen, hatte eine Nichte der Kaiserin Josephine geheirathet, und die Generaldirektion des kaiserlichen Postwesens erhalten. Diese Stelle, die unter einer argwöhnischen und willkürlichen Regierung von großer Wichtigkeit war, setzte auf der einen Seite ein unbedingtes Vertrauen, auf der anderen eine grenzenlose Ergebenheit voraus. Die Post war eines der vornehmsten Mittel der napoleonschen Polizei, um in die Geheimnisse der Parteien und aller hervorragenden Personen einzudringen. Lavalette hatte sein Amt bei Ludwig XVIII erster Rückkehr verloren, sich aber desselben am Morgen des 20 März, noch ehe Napoleon in Paris angekommen, mit Gewalt bemächtigt, und die vom Könige eingesetzte Verwaltung aufgehoben. Auch ihm war, wie allen, welche während der hundert Tage eine Rolle gespielt, Zeit und Gelegenheit zur Flucht gelassen, aber in unerklärbarer Verblendung von ihm nicht benutzt worden. Er wurde von den Geschworenen für schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Den Abend vor dem zu seiner Hinrichtung bestimmten Tage empfing Lavalette den Besuch seiner Frau. Alle Versuche, von dem Könige eine

Begnadigung des Verurtheilten zu erlangen, waren fruchtlos geblieben. Denn de Lavalette galt nicht nur für einen eifrigen Anhänger Napoleon's, sondern ward auch beschuldigt, dessen Rückkehr aus Elba vorbereitet und begünstigt zu haben. In dieser verzweifelten Lage kam die muthige Nichte der Kaiserin Josephine auf den Gedanken, ihren Gemahl dadurch zu retten, daß sie die Kleidung mit ihm vertauschte. Die Aufseher hatten sich, um den letzten Abschied der Gatten nicht zu stören, einen Augenblick lang zurückgezogen. Der Anschlag gelang. Lavalette entkam in den Kleidern seiner Frau, das Gesicht mit einem dichten Schleier bedeckt, aus der Conciergerie, wo er saß, und wurde bald darauf durch die großmüthige Hülfe mehrerer Engländer, namentlich des Generals Sir Robert Wilson, über die französische Grenze in Sicherheit gebracht. Seine Frau hatte dem heftigen Eindruck, den seine Verurtheilung, und dann die kurze aber schreckliche Ungewißheit über das Gelingen der Verkleidnng und Flucht, auf ihr Gemüth hervorbrachte, nicht widerstehen können. Sie fiel in eine unheilbare Geisteskrankheit, und hatte nicht einmal das Glück den von ihr geretteten Mann bei seiner Rückkehr nach Frankreich wiederzuerkennen.

De Lavalette hatte während seines Aufenthaltes in der Conciergerie, zuweilen des Abends, wenn in und um die alten Mauern her Alles still und einsam geworden, die bald klagenden, bald heiteren Töne einer Flöte vernommen, ohne zu ahnen, wer der Gefangene sei, der auf diese Art was in ihm vorging zu erkennen gab. Es war dies ein Mann, der in derselben Gefahr wie Lavalette schwebte, aber zuletzt weniger glücklich als dieser, und außer Napoleon die ausgezeichnetste Persönlichkeit aus den hundert Tagen, die damals in die Gewalt der Bourbonen hätte fallen können, der Marschall Ney.

Ney war nach der Schlacht von Waterloo nach Paris zurückgekehrt, und in einigen Sitzungen der Pairskammer anwesend gewesen, wo er die Größe der am 18 Juni erlittenen Niederlage nicht verhehlte, die Unmöglichkeit für Frankreich den Krieg länger fortzusetzen nachwies, und sich für die rasche Abschließung eines Vertrages mit den Verbündeten erklärte. In seinen damals gehaltenen Reden war leicht zu erkennen, daß die Täuschungen, denen er sich anfänglich über die Bedeutung der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich und die Erhaltung seiner Dynastie hingegeben, in ihm völlig aufgehört hatten. Er kam in dieser Beziehung eines Tages mit Labedoyere, der den Umständen nicht nachgeben wollte, hart zusammen.

Ney hatte sich bald nach Napoleon's Abdankung entschlossen, unter einem angenommenen Namen eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Obgleich mit einem österreichischen Passe des Generals Bubna versehen, fürchtete er dort nicht sicher zu sein. Er kehrte an der Grenze um, und begab sich, nachdem er einige Tage in dem Bade St. Amand unerkannt zugebracht, nach dem Schlosse Bessonis in der ehemaligen Auvergne gelegen, mit dessen Besitzer er durch seine Frau verwandt war. Anstatt sich dort mit den Mitteln zu einer sicheren Flucht in das Ausland zu beschäftigen, da er unmöglich lange in Frankreich unentdeckt bleiben konnte, gab der Marschall sich einer sorglosen Sicherheit hin, und schob einen festen Entschluß über sein Schicksal von Tag zu Tag hinaus. Er war seitdem er, seinen kurz vorher gethanen Erklärungen entgegen, in Lons le Saulnier zu Napoleon übergegangen, immer ungewissen und schwankenden Sinnes gewesen, und die Niederlage von Waterloo, die er zum Theil selbst verschuldet, hatte seine Rathlosigkeit noch vermehrt. Eine Unvorsichtigkeit führte seine Entdeckung herbei. Ney hatte eines Abends seinen Gastfreunden einen kostbaren orientalischen Säbel gezeigt, der ihm von Napoleon verehrt worden, und vergessen, diese Waffe wieder auf sein Zimmer hinaufzunehmen. Am andern Vormittag kam Besuch im Schlosse Bessonis an. Einer der Fremden, der zufällig ein Kenner von Seltenheiten war, sah den Säbel, und rief, daß es nur zwei Waffen der Art gäbe, und diese sich in Murat's und Ney's Besitz befänden. Bald darauf sprach derselbe Herr, übrigens ohne die Absicht zu schaden, an einem öffentlichen Orte der benachbarten Stadt Aurillac von dem prächtigen Säbel, den er in Bessonis gesehen. Alles war damals in Frankreich von Spähern und Zuträgern erfüllt. Der Präfekt des Departements erhielt von dem Vorfalle Nachricht, erinnerte sich der zwischen den Familien Ney und Bessonis bestehenden Verwandtschaft, ward noch durch einige andere Umstände in seiner Vermuthung über die Anwesenheit des Marschalls bestärkt, und schickte während der Nacht eine Abtheilung Gensd'armen nach Bessonis ab, die bei Tagesanbruch vor dem Schlosse ankam. Ney hätte sich selbst noch in diesem Augenblick durch den Park in einen benachbarten Wald retten können. Aber der Ungewißheit seiner Lage und seiner erzwungenen Verborgenheit müde, warf er sich der Gefahr blind in die Arme, öffnete das Fenster, erklärte seinen Namen und überlieferte sich selbst. Er wurde nach Paris gebracht, und in die Conciergerie eingeschlossen, wo, von Marie Antoinette an bis zu dem

jetzigen Kaiser der Franzosen, so manche in der französischen Geschichte berühmte Persönlichkeiten geschmachtet haben.

Ney sollte vor ein aus Marschällen und Generalen gebildetes Kriegsgericht gestellt werden. Zum Präsidenten desselben war der Marschall Moncey Herzog von Conegliano ernannt worden. Moncey lehnte diese Stelle ab, indem er in einem Schreiben an Ludwig XVIII die Unmöglichkeit für sich erklärte über einen Mann wie Ney zu richten, und zu verstehen gab, daß dessen um Frankreich auf so vielen Schlachtfeldern erworbenen Verdienste seine in der letzten Zeit begangenen Fehltritte auszulöschen im Stande wären. Moncey's Weigerung wurde, weil er im aktiven Dienste stand, als eine Verletzung der Disciplin angesehen, und derselbe zu einer Festungsstrafe verurtheilt. Die von Moncey dargelegten Gesinnungen hätten Ney überzeugen können, daß er von einem aus ehemaligen Kriegsgefährten zusammengesetzten Tribunal wenigstens nicht für sein Leben zu fürchten haben würde. Aber auf Veranlassung seiner beiden Vertheidiger, Berryer's, eines royalistischen Advokaten, und Vaters des später berühmt gewordenen legitimistischen Redners dieses Namens, und Dupin's, der in der Repräsentantenkammer der hundert Tage seine politische Laufbahn begonnen hatte, ließ sich der Marschall Ney zu dem Mißgriff bewegen, das über ihn niedergesetzte Kriegsgericht zu verwerfen, und die Pairskammer, deren Mitglied er war, für sich anzurufen. Seine Vertheidiger glaubten auf diese Art Zeit zu gewinnen, und hofften, daß die Stimmung am Hofe und in den einflußreichen Kreisen der Hauptstadt unterdessen eine für ihren Klienten günstige Wendung nehmen würde. Sie irrten sich. Die Pairs traten in großer Eile zu einem Staatsgerichtshof zusammen, und die Meinung in der vornehmen Gesellschaft, der royalistischen Presse und in den Umgebungen des Königs und der Prinzen, war durch die Weigerung des Marschalls Moncey und sein Schreiben an Ludwig XVIII noch gereizter als früher geworden.

Am 21. November ward Ney's Prozeß eröffnet. Die einzige Erklärung seines Verhaltens, und dessen moralische, wenn auch nicht legale, Entschuldigung lag in dem schon vor seinem eigenen Abfalle massenweise begonnenen Uebergange der Truppen zu Napoleon, in der langen Entfernung der Bourbonen aus Frankreich und ihrer unerwarteten Rückkehr, die ihre Wiedereinsetzung als ein vorübergehendes Spiel des Zufalles erscheinen lassen konnte, und in dem unwiderstehlichen Einfluß dessen, den Ney und mit ihm das französische Volk so lange als den

obersten ruhmgekrönten Führer anzusehen gewohnt gewesen waren. Hierin allein konnte, wie überall, wo große und tief gehende Revolutionen das Rechtsbewußtsein schwankend gemacht, eine Minderung der Schuld für den liegen, der bei dem raschen und gewaltsamen Wechsel der Dinge seinen zuletzt gefaßten Verpflichtungen untreu geworden, und von einer Fahne zu einer andern übergegangen war. Bei der antinapoleonischen Bewegung jener Zeit und den traurigen Folgen der hundert Tage konnten Ney's Vertheidiger solche Milderungsgründe nicht entwickeln, und was sie davon berührten, verhallte ungehört. Sie beriefen sich dagegen vornehmlich auf die Kapitulation von Paris, in welcher dem napoleonischen Heere freier Abzug und den Anhängern des Kaisers Sicherheit der Personen und des Eigenthums versprochen worden war. Dies war aber eine reine Militairkonvention, und band nur die Feldherrn der verbündeten Heere aber nicht die königliche Regierung. Wellington und Blücher hätten allerdings nicht Ney oder andere napoleonsche Generale richten lassen können, aber Ludwig XVIII war hierin vollkommen freie Hand geblieben.

Am Abend des 6 December sprach die Pairskammer mit großer Stimmenmehrheit die Todesstrafe gegen den Marschall Ney aus. Von Seiten eines Kriegsgerichts würde ihn wahrscheinlich nur das Schicksal Moreau's getroffen und er zu Verbannung oder Gefängniß verurtheilt worden sein. Die wenigen Pairs, die nicht für den Tod stimmten, waren meist solche, die nie zu Napoleon's Anhängern gehört hatten, wie die Herzöge von Montmorency und Broglie; der Marquis von Lally-Tollendal, die Grafen von Malleville und Lanjuinais, letzterer Präsident der Repräsentantenkammer während Napoleon's zweiter Herrschaft, gegen den man aber, wegen seiner Vertheidigung Ludwig XVI im Konvent, nicht einzuschreiten gewagt und ihm seinen Pairssitz zurückgegeben hatte. Unter denen, die Ney das Leben absprachen, gab es viele, die vorher nie etwas für die Bourbonen gethan hatten und ihnen auch später nicht treu bleiben sollten, ihren zweifelhaften Royalismus aber durch eine Handlung der Strenge erhärten zu müssen glaubten. In dieser Beziehung stellte Graf Molé ein besonders merkwürdiges Beispiel auf, der, obgleich er während der hundert Tage zu Napoleon's Ministern gehört hatte, gleichwohl dessen ersten Unterfeldherrn zum Tode verurtheilte.

Eine Fraktion des Pairshofes hatte Ney zwar für schuldig erklärt, glaubte aber nicht, daß das Urtheil vollzogen werden würde. Sie hoffte

von der Milde oder Politik Ludwig XVIII eine Ermäßigung der Strafe. Der Herzog von Richelieu, Präsident des Ministerrathes, von Natur großmüthig, begab sich noch tief in der Nacht zu dem Könige, und stellte ihm die Gründe für eine Begnadigung des verurtheilten Marschalls vor. Ludwig XVIII fühlte sich nicht stark genug um das Gesuch bewilligen zu können. „Ich hege keinen Haß gegen Ney“ sagte er zu seinem ersten Minister „ich beklage vielmehr sein Schicksal, und möchte seiner Familie gern einen Vater und Gatten und Frankreich einen Helden erhalten. Aber wenn ich Ihrem Wunsch nachgebe, so erklärt sich die Majorität in den Kammern morgen gegen meine Regierung, und ich weiß nicht wo ein anderes Ministerium finden. Ich bin ein konstitutioneller König und fühle meine Hände gebunden.“

Die Stimmung am Hofe und in den tonangebenden Klassen war damals in der That eine solche, daß Ludwig XVIII, wollte er die Eingebungen der Milde den Bestimmungen des strengen Rechts vorziehen, einer ungewöhnlichen Festigkeit und Unabhängigkeit des Willens bedurft hätte. In den Cirkeln des Grafen von Artois, der Herzogin von Angouleme, unter den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, die mit dem Hofe in Verbindung standen, war von nichts als von der Nothwendigkeit der Verurtheilung des Marschalls Ney, als einer unumgänglichen Bedingung für die Sicherheit der Monarchie die Rede. In den letzten Tagen des Prozesses waren viele Frauen der vornehmen Pariser Gesellschaft vom Morgen bis Abend bei den Mitgliedern des Pairshofes, ihren Verwandten und Freunden, umhergefahren, um ihr Wort für die Verurtheilung Ney's zu erhalten.

Das französische Naturell, das sich unter außerordentlichen Umständen immer auf eine äußerste Seite wirft, wird, bald im Sinne der Freiheit, bald in dem der Ordnung zu Extremen fortgerissen, die später andere im entgegengesetzten Sinne hervorrufen, bis der blutige Kreislauf vollendet ist, und für eine Zeit lang, wenn auch kein Abschluß aber ein Stillstand eintritt.

Ney, der nach der Wendung, die sein Prozeß besonders in den letzten Tagen genommen, sein Schicksal voraussah, legte in seinen letzten Stunden die größte Ruhe und Festigkeit dar. Cauchy, Sekretair des Pairshofes, fand ihn, als er zur Verkündigung des Todesurtheils in das Gefängniß trat, in tiefen Schlaf versunken. Bei Erwähnung seiner Titel und Würden unterbrach er den Vorleser mit den Worten: „Zur Sache! Zur Sache! Es genügt zu sagen: Michael Ney und

bald ein wenig Staub!“ — Er begab sich wieder zur Ruhe und schlief am Rande des Grabes so fest, als hätte er noch lange Tage vor sich gehabt. Bei der letzten Zusammenkunft mit seiner Familie suchte er seine Gemahlin, die erst durch ihn seine Verurtheilung erfuhr, mit der Aussicht auf eine Begnadigung von Seiten des Königs zu trösten, an die er selbst aber nicht glaubte. Er hatte anfänglich den Besuch des Pfarrers von St. Sulpice, zu dessen Kirchspiel der Pallast und das Gefängniß Luxemburg gehören, ausgeschlagen, nahm aber zuletzt dessen Zuspruch und Begleitung an. Der Marsch der Truppen und das Rasseln eines Wagens kündigten ihm an, daß sein Ende unwiderruflich herannahte. Der Marschall sagte zu dem Geistlichen, der ihm den Vortritt lassen wollte: „Steigen Sie nur zuerst in den Wagen, ich werde doch vor Ihnen dort oben ankommen!“ Ney hatte sich zu seinem letzten Gange mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und sah nicht nur gefaßt, sondern selbst heiter aus. Er war seit drei Monaten in Haft gewesen, und hatte während dieser Zeit nur einzelne Schildwachen zu Gesicht bekommen. Der Anblick der ein Spalier bildenden Truppen schien seinen kriegerischen Sinn zu erfreuen, und er ihrer Bestimmung zu vergessen. Man hatte zur Vollziehung des Todesurtheils den breiten Baumgang, der von dem Garten Luxemburg nach dem Observatorium führt, gewählt, und der Zug hielt vor einer Mauer still, die zu einem 1791 aufgehobenen Karthäuserkloster gehört hatte. Nach dieser Mauer ward der Marschall geführt. Eine Abtheilung Veteranen war vor ihm aufgestellt. Der kommandirende Officier nahte sich mit einem Tuch in der Hand, und bat um die Erlaubniß ihm die Augen verbinden zu dürfen. Ney weigerte sich und sagte: „Wissen Sie nicht, daß ich seit fünf und zwanzig Jahren gewohnt bin, dem Tode in das Auge zu sehen?“ Indem der Officier zurückging, um sich an die Seite seiner Soldaten zu stellen, sagte der Marschall mit lauter Stimme: „Ich protestire vor Gott und dem Vaterlande gegen den Spruch der mich verurtheilt!“ Er ging dann einige Schritte vorwärts, hielt seinen Hut mit der linken Hand empor, eine Bewegung mit der er im Gefecht die Soldaten zu ermuthigen pflegte, legte die rechte Hand auf das Herz und rief die Veteranen betrachtend: „Zielt gerade auf das Herz!“ Die Abtheilung feuerte wie ein einziger Mann, und Ney stürzte, von dreizehn Kugeln getroffen, ohne weiter eine Zuckung oder einen Athemzug zu thun, nieder. Der todte Körper blieb, dem in solchen Fällen übli-

chen Reglement gemäß, eine Zeit lang auf der Richtstätte liegen. Da das Urtheil erst am späten Abend des vergangenen Tages gefällt worden, so wußten die Vorübergehenden nicht, wer die Leiche sei, die am Fuße des alten Gemäuers auf dem feuchten Boden ausgestreckt lag, und Alles war schmerzlich bewegt, als man erfuhr, daß der Held so vieler Schlachten an dieser dunkeln Stelle sein Ende gefunden hatte. Nach einer Stunde kamen die Hospitalitinnen eines benachbarten Klosters an, ließen die Leiche in ihre Kapelle tragen, und lößten sich abwechselnd mit ihren Gebeten bei ihr ab, bis sie der Familie zur Beerdigung übergeben wurde.

Ney mußte allerdings in den Augen der Bourbonen in hohem Grade schuldig erscheinen, indem er zu dem letzten Kriege und dessen traurigen Folgen mitgewirkt hatte. Aber der eigentliche Urheber blieb immer Napoleon, und alle Uebrigen waren im Grunde nur seine Werkzeuge gewesen. Ney konnte, obgleich der Ausgang gegen ihn gezeugt, in dem Augenblick, wo er zu dem Kaiser überging, bei der Begeisterung des Heeres für denselben und der Gleichgültigkeit des Volkes gegen den alten Königsstamm, glauben, daß Frankreich die Restauration ein für alle mal verworfen habe. Auch hätten bei einem endgültigen Urtheile über Ney die früheren Verdienste nicht über der späteren Verschuldung vergessen werden sollen. Ein Krieger, wie er, der nicht nur so oft sein Leben für Frankreich gewagt, sondern zu mehren der größten Siege mitgewirkt, und die Trümmer des Heeres an der Beresina gerettet, durfte unter keinen Umständen in dem Lande selbst aufgeopfert werden, dem er mit solchem Ruhme gedient hatte. Eine Verbannung aus demselben wäre eine hinreichende Büßung für sein letztes Vergehen gewesen. Die Bourbonen waren zwar zur Anerkennung der während ihrer langen Abwesenheit vollbrachten Thaten geneigt, fühlten aber nicht tief genug die Bedeutung der Männer, durch welche solche ausgeführt worden. Die Hinrichtung des Marschalls Ney hat der Restauration nicht nur keine Sicherheit gewährt, sondern die Zahl ihrer Gegner vermehrt. In einem von inneren Unruhen und Parteikämpfen zerrissenen Lande giebt es in Bezug auf die in dieselben verwickelten Personen kein unfehlbares und unbedingtes Maß der Gerechtigkeit, und die Schonung des besiegten Gegners ist in solchem Falle nicht nur klüger sondern auch sittlicher, als die Anwendung der für gewöhnliche Zeiten eingeführten Gesetze.

In Paris und Nord-Frankreich überhaupt war die nach Napoleon's Sturz eingetretene Reaktion rein politischer Natur gewesen, vom Hofe, den Kammern, den vornehmen Klassen ausgegangen, und dadurch in gewissen Grenzen geblieben. Im Süden dagegen bemächtigte sich diese Stimmung der Massen selbst, und nahm 1815 eine Zeitlang im Namen des Royalismus eine dem revolutionairen Terrorismus von 1793 ähnliche Gestalt an. Dieser Unterschied in der öffentlichen Meinung sprach sich schon in der Art aus, wie der Marschall Brune in Avignon von Leuten aus dem niedrigsten Volke ermordet, Labedoyere aber in Paris von einem regelmäßig eingesetzten Kriegsgericht verurtheilt wurde.

In einem Theil von Languedoc und Provence traten zu den politischen Leidenschaften noch die religiösen hinzu. Von dem Widerrufe des Edikts von Nantes und dem Kriege in den Sevennen an hatten sich Protestanten und Katholiken dort mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Schon im Anfange der Revolution war es in jenen Gegenden, als die erste Nationalversammlung die konfessionelle Gleichberechtigung aussprach, zu blutigen Auftritten gekommen. Die Rückkehr der Bourbonen hatte den im Süden zahlreichen Protestanten Besorgnisse wegen der Erhaltung ihrer Rechte eingeflößt. Eine Partei am Hofe, von einer Anzahl aus der Emigration zurückgekehrten Bischöfen und Gewissensräthen bestehend, zu denen sich heimliche Jesuiten und deren Anhänger gesellten, war dafür bekannt, der von der Charte constitutionelle bestätigten Religionsfreiheit im höchsten Grade entgegen zu sein. Dieser Kreis von geistlichen und weltlichen Höflingen, der als er sich erweitert und organisirt hatte, unter dem Namen der Kongregation bekannt geworden, war damals noch wenig zahlreich, erfreute sich aber des Schutzes des Thronfolgers Grafen von Artois, der bei seinen religiösen Vorurtheilen und seiner natürlichen Beschränktheit, sich den übeln Einflüssen seiner Umgebungen nicht entziehen konnte. Die ultramontane und absolutistische Faktion, in der Hauptstadt und dem Norden, von dem Könige selbst, dem Ministerium, der Presse, den Sitten der Bevölkerung in Zaum gehalten, fand in dem, im Religiösen wie im Politischen, zum Fanatismus sich hinneigenden Süden ein ergiebiges Feld für ihre Meinungen und Pläne. Selbst die mittleren Klassen, im übrigen Frankreich der durch die Revolution eingeführten bürgerlichen und kirchlichen Freiheit zugethan, waren in der weiten Gegend zwischen Marseille und Bordeaux von reaktionairen Ideen er-

füllt. In den Städten genügte unter den damaligen Umständen die gegenseitige Berührung und Reibung der verschiedenen Parteien um einen Ausbruch hervorzubringen, unter dem einsamer lebenden Landvolke wurde das Feuer von der Geistlichkeit angeschürt.

Der städtische Pöbel und der roheste Theil der ländlichen Bevölkerung traten in und um Nimes, Montpellier, Toulouse, Montauban zusammen, bewaffneten sich, und nahmen unter dem Namen „Verdets" (Kupfergrüne, Grünspäne) eine Art von militairischer Organisation an. Es standen nur wenige Linientruppen im Süden, und die Nationalgarde war von demselben Geiste wie die untersten Klassen beseelt. Die Banden hatten demnach ein leichtes Spiel. Unter dem Vorwande der königlichen Sache zu dienen und die Protestanten als Bonapartisten zu verfolgen, wurde von ihnen eines Sonntages während des Gottesdienstes die protestantische Kirche in Nimes erstürmt, ein Theil der Versammlung ermordet, und an den übrigen, besonders Frauen und Mädchen, die schändlichsten Gewaltthätigkeiten verübt. Der royalistische General Graf Lagarde war von Ludwig XVIII nach Nimes geschickt worden, um dieser Wuth der wirklichen oder vermeintlichen Anhänger des Königthums zu widerstehen. Denn unter dem Vorwande religiöser und politischer Ueberzeugungen machten sich, wie gewöhnlich, der Hang zu Mord und Raub und andere gehässige Leidenschaften geltend. Als eines Tages der Pöbel in Nimes, von gleichgesinntem Gesindel aus den benachbarten Dörfern verstärkt, Miene machte sich seinen gewöhnlichen Ausschweifungen zu überlassen, warf sich Lagarde unter die wilde Menge, um sie zu ermahnen und zu beruhigen, ward aber, ungeachtet seines Ranges und seines bekannten Royalismus, von einem Nationalgardisten Namens Boivin durch einen Pistolenschuß todt niedergestreckt. Der Mörder rühmte sich seiner That, und ward wie sein Gefährte Trestaillon, einer der grausamsten und verwegensten Banditen jener Gegend, von den Geschwornen und dem Gericht freigesprochen. In einem protestantischen Dorfe Namens Vaquerville wurden die Einwohner des Nachts von den Verdets überfallen, in ihren Häusern festgebunden, diese dann angezündet, und das Klagegeschrei der Opfer von dem Jubel der entmenschten Banden übertönt. Tausende von flüchtigen Protestanten warfen sich in die Gebirge und Wälder, um ihr Leben zu retten, und mußten ihr Eigenthum ihren Verfolgern überlassen.

In Toulouse kommandirte für Ludwig XVIII General Ramel,

der den mit weißen Bändern und Kokarden geschmückten Banden, die ihr verbrecherisches Treiben mit dem Eifer für das Königthum zu bedecken suchten, durch die Strenge verhaßt geworden war, mit der er sie überwachte. Ramel war 1792 als Freiwilliger ausgezogen, hatte alle seine Grade auf dem Schlachtfelde errungen, und aus Treue gegen die Bourbonen die Anerbietungen Napoleon's während der hundert Tage zurückgewiesen. Dieser General, der dem Volke besonders hätte gefallen sollen, da er durch seine Herkunft zu demselben gehörte und von jedem Verrathe frei war, wurde gleichwohl von einer Abtheilung sogenannter royalistischer Freiwilliger, in einem Augenblick, wo die Stadt von Linientruppen fast ganz entblößt war, in seinem eigenen Hause überfallen und unter grausamen Qualen mit unzähligen Wunden ermordet. Die Adjutanten und Schildwachen, die zu seiner Vertheidigung herbeigeeilt, waren verwundet oder niedergemacht worden. Auch diese Unthat ward von den Behörden nicht gerächt. Die in Paris anwesenden Häupter der Reaktion entschuldigten die im Süden begangenen Frevel und Verbrechen mit der Begeisterung des Volkes für die Sache des Königs, und der Nothwendigkeit die Feinde des Altares und Thrones einschüchtern zu müssen. In den Kammern ward jeder Antrag auf Untersuchung und Bestrafung jener Gräuel mit Zweifeln an der Wahrheit derselben oder Verdächtigungen und Drohungen abgewiesen. Ganz ähnlich, wie jetzt die Royalisten zu den Vorfällen in Nimes und Toulouse, hatten sich die Jakobiner 1792 zu den Septembermetzeleien verhalten. Sie läugneten dieselben oder stellten die Ankläger als Feinde der Revolution dar.

In Bordeaux wurden die Zwillingsbrüder Cäsar und Konstantin Faucher einer Verschwörung gegen die königliche Regierung angeklagt und schuldig befunden. Aber es war dies eine Erfindung ihrer Feinde. Ihr Verbrechen in den Augen der Royalisten bestand darin, unter der Republik mit Auszeichnung gedient zu haben. Sie hatten es in der That beide bis zum General gebracht. Während der hundert Tage waren sie nicht mehr in aktiven Dienst getreten, sondern hatten ihre Theilnahme an den Ereignissen darauf beschränkt, in ihrer Eigenschaft als Mitglieder der Municipalität der Stadt Reolle, die zur Erhebung gegen Napoleon geneigten Anhänger der Bourbonen in jener Gegend niederzuhalten. Aehnlich aber hatten alle Civil- und Militairbeamten des zweiten Kaiserreiches gehandelt. Sie wurden von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Niemand wagte sie zu verheidigen, ob-

gleich viele von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt waren. Beide schon bejahrt, und mit bei der Vertheidigung ihres Vaterlandes empfangenen Wunden bedeckt, wurden zu Fuß nach dem über eine Stunde weit entfernten Richtplatze gebracht. Unzertrennlich im Tode wie im Leben wurden sie, indem sie sich bei der Hand hielten, erschossen. Konstantin war von der ersten Ladung nur verwundet aber nicht getödtet worden. Er schleppte sich auf seinen Knien zu seinem entseelten Bruder, umarmte denselben noch einmal, und empfing in dieser Stellung den Todesstoß.

Das berühmteste Opfer der antirevolutionairen und antinapoleonschen Bewegung jener drangvollen Zeit war Joachim Murat, der, obgleich er Großherzog von Berg und König von Neapel gewesen, durch seine Geburt, seine Thaten und seine Verwandtschaft mit Napoleon, von Frankreich unzertrennlich ist. Es ist in diesem Werk (Seite 106 und 107) der Flucht Murat's aus Neapel, seiner Landung bei Cannes und seines vergeblichen Wunsches, seinem Schwager gegen die Verbündeten zu dienen, gedacht worden.

Nach der Schlacht von Waterloo gab es für Murat in Frankreich keine Sicherheit mehr. Wenn der Marschall Brune, der kein persönlicher Anhänger Napoleon's gewesen, wenn Royalisten wie Lagarde und Ramel vom Volke aufgeopfert worden, so mußte sich der ehemalige König von Neapel, als ein naher Verwandter des Kaisers, und mit dem wenn auch ungerechten Vorwurfe eines Antheiles an dem Tode des Herzoges von Enghien beladen, noch weit mehr ausgesetzt glauben. Murat war während der ersten Zeit nach Napoleon's Entfernung aus Frankreich, in der Nähe von Toulon, unter beständiger Lebensgefahr, von einem Versteck zum anderen geeilt. Seine Freunde hatten ihm endlich ein Asyl in Oesterreich, in Triest, bei seiner seit der Flucht aus Neapel dort weilenden Familie ausgewirkt. Eine wenn auch dunkle aber friedliche Zukunft konnte ihn daselbst erwarten. Aber die unaufhörlichen Verfolgungen der royalistischen Freiwilligen, die ihn nicht nur als einen Verwandten des Kaisers haßten, sondern auch, weil sie Geld und Kostbarkeiten bei ihm vermutheten, seiner habhaft werden wollten, trieben ihn zu dem planlosen Entschlusse nach Korsika zu flüchten.

In Korsika wehte zwar überall die weiße Fahne, aber der Gouverneur, den die königliche Regierung hingeschickt, übte, bei den wenigen Truppen, die ihm zu Gebot standen, keine Gewalt aus. Im Gegensatz zu dem südlichen Frankreich war die Bevölkerung der Insel, mit seltenen Ausnahmen, napoleonisch gesinnt. Der Ruhm des Kai-

sers hatte dort immer, obgleich derselbe wenig für seine Heimath gethan, für eine Landesangelegenheit gegolten. Auch gab es daselbst eine große Menge von Flüchtlingen, Generale, Officiere, Senatoren, Staatsräthe und andere hohe Beamte des Kaiserreiches, die sich nach der Abdankung Napoleon's, um von dem ersten Sturm der Reaktion nicht getroffen zu werden, nach dem abgelegenen Korsika zurückgezogen hatten. Murat ward von ihnen als ein Schicksalsgenosse aufgenommen. Der Gouverneur befahl ihm abzureisen, und schickte sich zu seiner Verhaftung an. Aber Murat verachtete diese Drohungen, begab sich in die höher liegenden Theile der Insel, und ward als ein naher Verwandter des Kaisers überall mit Liebe und Begeisterung aufgenommen. Der Ruf seiner Tapferkeit, sein Unglück, sein martialisches Aeußere erwarben ihm zahlreiche Anhänger. Wo er durchzog bewaffnete sich das unerschrockene und gastfreie Volk für ihn und wachte über seine Sicherheit. Murat wälzte allerlei Pläne in seinem Kopfe, ohne sich entscheiden zu können. Eine Partei bot ihm sogar die Herrschaft über die Insel an, was im ersten Augenblicke möglich, aber von geringer Dauer gewesen sein würde. Noch stand ihm der Weg nach Triest offen. Er hatte unterdessen bedeutende Geldsummen aus Frankreich bekommen. Murat, der nicht in die Fußstapfen des Königs Theodor treten und sich nicht zum Herrn über Korsika machen wollte, von wo im schlimmsten Falle die Flucht leicht gewesen wäre, faßte den verwegenen und unseligen Entschluß, sein verlorenes Königreich Neapel wiederzugewinnen, und traf alsbald Anstalten zu der Ausführung eines Planes, der ihn einem unvermeidlichen Untergang aussetzen mußte.

Die Mängel in Murat's Wesen traten in diesem entscheidenden Augenblick seines Lebens, seine Vorzüge verdunkelnd, hervor. Die Natur hatte ihn zu einem ausgezeichneten General, aber nicht zu einem Souverain, und am wenigsten zum Gründer einer Dynastie bestimmt. Es fehlte ihm an der Klarheit und Festigkeit des Innern, die unter schwierigen Umständen zu der Stellung eines obersten und unumschränkten Gebieters erforderlich sind. Murat besaß mehr Einbildungskraft als Urtheil, war keiner tiefen Sammlung und Betrachtung fähig, nnd geneigt, sich von augenblicklichen Eindrücken zu plötzlichen Entschlüssen fortreißen zu lassen. Die ersten Stufen zu seiner späteren Größe hatte er mit Hülfe seines militairischen Talents erstiegen, das dazu hinreichend gewesen. Zu einer gewissen Bedeutung gekommen, fand er zu seinem Glück an Napoleon einen Kopf, der für ihn dachte, und eine

Hand, die ihn leitete. Später übte seine Gemahlin einen großen Einfluß auf ihn aus. Murat war oft ein trefflicher Vollstrecker der Anordnungen eines anderen Geistes gewesen, aber nicht geeignet, sich selbst in einer außerordentlichen Lage zweckmäßig zu bestimmen.

Die Bewunderung, die Murat in einem Theile der korsikanischen Bevölkerung erregte, hatte in ihm die Erinnerung an die Flucht aus Neapel und die Verlassenheit in Frankreich ausgelöscht. Er glaubte wieder er selbst zu sein. Wenn Leute, die ihm nie nahe gestanden, die ihm nichts verdankten, so sprach Murat oft zu seinen Vertrauten während des Aufenthaltes in Korsika, sich so willfährig für ihn zeigten, was dürfe er nicht von denen erwarten, über die er sieben Jahre lang regiert hatte, wo viele Tausende noch die Waffen und Uniformen trugen, die Titel und Aemter bekleideten, die er ihnen gegeben hatte. Vergebens stellten ihm seine einsichtsvolleren und kaltblütigeren Freunde vor, daß er, der vor wenigen Monaten an der Spitze eines zahlreichen Heeres gänzlich unterlegen, unmöglich jetzt, von einer kleinen Schaar von Flüchtlingen umgeben, mehr ausrichten werde. Man machte ihn auf die Macht der Gewohnheit aufmerksam, die sich der Neapolitaner bei dem Anblick ihres alten Herrscherhauses wieder bemächtigt habe, und auf das schnelle Vergessen einer gestürzten Größe, die ohne Wurzeln in der Vergangenheit gewesen. Murat verschloß sich vor einer richtigeren Auffassung der Lage der Dinge, und gab sich, ohne Rücksicht auf die Gegenwart, seinen Erinnerungen und Hoffnungen hin. Das Bild des herrlichen Landes, über das er geherrscht hatte, stellte sich ihm unaufhörlich dar, und riß ihn unwiderstehlich hin. Er brach mehrmals vor innerer Bewegung in Thränen aus und rief: „Ich muß Neapel wiedersehen! Neapel ruft mich!" —

Vergebens suchte Murat's vieljähriger Adjutant und Vertrauter, der Oberst Macerone, der ihm seit seinem Sturz mehre erhebliche Dienste geleistet und zuletzt das Asyl in Oesterreich ausgewirkt hatte, ihn von seinem verwegenen Unternehmen abzulenken. Aus Neapel selbst kamen einige mit dem dort herrschenden Geiste vertraute Personen an, und stellten Murat die Unmöglichkeit eines Gelingens seiner Absichten vor. Er war von der begeisterten Aufnahme, die er in Ajaccio gefunden, von dem überall bei seinem Erscheinen erschallenden Rufe: „Es lebe der König von Neapel!" so berauscht, daß er einen ähnlichen Empfang in seinem verlornen Reiche voraussetzte.

Die Autorität des Königs von Frankreich war damals in Korsika

so unvollständig wiederhergestellt, daß Murat die Vorbereitungen zu seiner Landung im Königreich Neapel, ohne Widerstand zu finden, vollenden konnte. In der Nacht vom 27 zum 28 September verließ er mit sechs leichten Fahrzeugen, auf denen sich einige seiner ehemaligen Generale und Officiere und 250 von ihm angeworbene Unterofficiere und Soldaten befanden, die Küste der Insel. Ein Theil des kleinen Geschwaders ward durch einen Sturm verschlagen, und blieb für das Unternehmen verloren, eines der größten Fahrzeuge segelte treuloser Weise nach Korsika zurück. Murat wurde endlich vom Winde gezwungen, mit nur zwei seiner Fahrzeuge und 35 Officieren und Soldaten in den kleinen Hafen von Pizzo an der kalabresischen Küste einzulaufen. Diese Gegend war die ungünstigste, die Murat in seinem ganzen ehemaligen Königreiche zu einer Landung hätte wählen können, da die Bourbonen in Kalabrien immer die meisten Anhänger besessen hatten.

Hierzu kam noch der Umstand, daß ein spanischer Großer, der Herzog von Infantado, der die Franzosen in Spanien bekämpft hatte, in der Nähe von Pizzo bedeutende Güter besaß, und daß der Intendant desselben, wie sein Herr ein eifriger Anhänger der Bourbonen, bei der Bevölkerung in besonderem Ansehen stand. Auch war ein früherer Bandenchef, Trenta Capelli, dem die Franzosen drei Brüder erschossen hatten, und der nach der Rückkehr des Königs Ferdinand Oberst in der Gensd'armerie geworden, in Pizzo anwesend. Diese regten das Volk gegen Murat auf, stellten sich an die Spitze der Kanoniere und Küstenwächter, und feuerten auf die gelandeten Officiere und Soldaten, von denen mehre fielen. Murat, in Gefahr umzingelt zu werden, eilte nach dem Strande, und rief den Kapitainen seiner beiden Fahrzeuge, die mit den Matrosen an Bord geblieben, zu, ein Boot auszusetzen, und ihn aufzunehmen. Diese, von dem was vorging, erschreckt, ließen ihn in Stich, und suchten die hohe See. Der unglückliche Fürst ward von den Leuten des Intendanten und den Soldaten Trenta Capelli's erreicht, ergriffen, mit den Gewehrkolben niedergeschlagen, an den Haaren geschleift, und in das Fort von Pizzo geworfen.

Der in Kalabrien kommandirende General Nunziante, der in der benachbarten Stadt Montaleone sein Hauptquartier hatte, ward von dem Tumult am Strande von Pizzo in Kenntniß gesetzt, ahnte aber nicht, welche wichtige Person dort erschienen und überwältigt war. Nunziante hatte früher unter Murat gedient, sich aber dann den Bourbonen angeschlossen. Als er erfuhr, daß sein ehemaliger König in

Pizzo gefangen worden, eilte er selbst dahin, ließ Murat in die besten Gemächer des Forts bringen, und ihm die rücksichtsvollste Behandlung angedeihen.

Der Hof in Neapel war, ungeachtet Murat's Besiegung und Gefangenschaft, von seinem Landungsversuch im höchsten Grade erschreckt worden. Die empfundene Furcht macht gewöhnlich die Machthaber gegen den, der sie verursacht hat, unversöhnlich. Der König Ferdinand beschloß seinen unterlegenen Nebenbuhler nach der ganzen Strenge der bestehenden Gesetze zu behandeln. Es wurde dem General Nunziante befohlen, ein Kriegsgericht über Murat niederzusetzen, und da die Verurtheilung vorauszusehen war, demselben nur eine halbe Stunde Zeit zur Vorbereitung auf den Tod zu lassen.

Murat hatte sich, während seiner fünftägigen Gefangenschaft den unglaublichsten Hoffnungen, nicht nur, daß der König Ferdinand sein Leben schonen, sondern daß er ihm Neapel abtreten und sich nach Sicilien zurückziehen würde, hingegeben. Die höchste Gewalt muß für manche Naturen von einem eigenthümlichen Zauber begleitet sein, da sie den, der sie einmal ausgeübt hat, sogar nach deren Verlust, noch verblenden kann. Murat, ohne Unterthanen, Diener, entwaffnet, im Gefängniß, glaubte noch immer ein König zu sein.

Murat erkannte das Kriegsgericht nicht an, das über ihn eingesetzt war, richtete ein rührendes Schreiben an seine Gemahlin, empfing den Besuch eines Geistlichen, erklärte im Bekenntniß der katholischen Kirche zu sterben, und wurde in dem engen Hofe des Forts Pizzo erschossen. (13 Oktober.) Er bewies in seinen letzten Augenblicken nicht blos die ihm natürliche Unerschrockenheit, sondern auch eine Fassung und Würde, welche die schmerzliche Bewunderung der Augenzeugen erregte. Er stand, aus Mangel an Raum, der zu seiner Hinrichtung bestimmten Abtheilung Soldaten so nahe, daß die Mündungen ihrer Gewehre fast seine Brust berührten. Murat weigerte sich, wie Labedoyere und Ney, sich die Augen verbinden zu lassen, und ermahnte die Soldaten nicht zu zittern und auf das Herz zu zielen. Er zog ein kleines Medaillon aus seinem Busen, auf welchem sich das Bild seiner Gemahlin befand, richtete die Augen unverwandt darauf, und empfing in dieser Stellung den Tod. Seine Leiche wurde in der Kirche von Pizzo beigesetzt. Er war das einzige Mitglied der Familie Napoleon's, das in diesem großen Schiffbruche ein gewaltsames Ende fand.

Die französische Revolution und die aus ihr hervorgegangene na-

poleonsche Herrschaft hatten die bisherigen Verhältnisse der Dynastien und Nationen im Innersten erschüttert, die früheren rechtlichen und staatlichen Anschauungen theils verwirrt, theils aufgehoben, und unauflösbare Widersprüche zwischen den überlieferten Meinungen und den neu entstandenen Thatsachen hervorgerufen. Dies läßt sich auch in Murat's Schicksal erkennen. Mit Ausnahme der Bourbonen, die aber damals fast alle in der Verbannung lebten, hatten ihn die anderen Souveraine als König anerkannt, manche derselben bei verschiedenen Gelegenheiten ihn sogar mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Er war weder wie Napoleon in eine Art von allgemeiner Acht erklärt worden, noch hatte er wie dieser dem Throne entsagt. Die meisten Generale und Officiere der neapolitanischen Armee hatten ihm Treue geschworen und er sie ihres Eides nicht enthoben. Die Soldaten, die ihn erschossen, trugen noch die Uniformen, die sie von ihm bekommen. Murat hatte sein Königreich, das er eben so gut wie die meisten übrigen Fürsten ihre Staaten, für sein Eigenthum halten konnte, durch einen unglücklichen Krieg verloren. Wie vielen anderen war nicht durch die Revolution und Napoleon dasselbe begegnet, ohne daß sie sich deshalb für entsetzt hielten! Das Unternehmen Murat's, durch eine Landung an der Spitze einer kleiner Schaar von Ausgewanderten und Söldlingen, die verlorene Krone wiedergewinnen zu wollen, war unter den damaligen Umständen eine Thorheit, aber kein Verbrechen, das den Tod verdient hätte.

Murat ist, nachdem die Vorurtheile und Leidenschaften jener Epoche verstummt sind, von einer späteren Zeit die ihm gebührende Gerechtigkeit nicht versagt worden. Er hat als König, obgleich in seiner Wirksamkeit dadurch gehindert, daß er einem Theile des neapolitanischen Volkes als fremd und aufgedrungen erschien, viele Verbesserungen eingeführt, die nicht mehr aufgehoben worden sind. Als Mensch erinnert er durch seine Thatenlust, seine Unbesonnenheit und das Phantastische in seinem Wesen und seiner Person, mehr an die Paladine des Mittelalters als an die aus der Revolution hervorgegangenen Größen. Murat war, in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln, ein ächt französischer Charakter, und ist nur zufällig mit dem italienischen Genie Napoleon's in Berührung gekommen, mit dessen Tiefe des Charakters, Herrschsucht und Verschlagenheit er nichts gemein gehabt.

9. Der heilige Bund.

Der überraschend schnell eingetretene Sturz Napoleon's mit den ihn begleitenden außerordentlichen Umständen, das gänzliche Verschwinden eines politischen Systems, das sich lange mit so großer Kraft geltend gemacht hatte, die Wiedereinsetzung so vieler vertriebener Regentenhäuser, dies Alles hatte, von den äußeren politischen Resultaten ganz abgesehen, auf die Welt einen tiefen moralischen Eindruck gemacht. Wenn man sich vergegenwärtigte, daß Napoleon im September 1812 siegreich in Moskau einzog, und im April 1814 sich auf den Besitz der kleinen Insel Elba beschränkt sah, wenn man daran dachte, daß im März 1815 wieder ganz Frankreich unter seine Botmäßigkeit gekommen, und er im August desselben Jahres als Gefangener nach St. Helena abgeführt wurde, so war man geneigt, in diesem nie gesehenen Wechsel des Glückes und der Macht mehr als sonst das unmittelbare Eingreifen einer Alles leitenden Vorsehung zu erkennen. Auf gewöhnlichem Wege, nach den üblichen Regeln der Kriegskunst und Politik, so meinten Viele, hätte der Eroberer nicht so schnell und nicht so tief von seiner Höhe hinabgeschleudert werden können. Die mancherlei inneren und äußeren Gründe, die diesen Sturz erklären konnten, genügten ahnungsvollen Gemüthern nicht. Man hatte bis zu Napoleon hin keine Anschauung von einer so rasch errungenen Größe und einem so jähen Falle gehabt, und glaubte in diesen an das Wunderbare grenzenden Ereignissen den Finger der Gottheit zu sehen.

Unter allen damals hervorragenden Persönlichkeiten war niemand mehr als der Kaiser Alexander von dieser Stimmung erfüllt. Napoleon's Verblendung bei seinem Vordringen nach Moskau, und die Umstände, die während des Rückzuges die Vernichtung seines Heeres veranlaßten, sammt der ganzen verhängnißvollen Kette unerwarteter Ereignisse bis zu seinem gänzlichen Erliegen, hatten auf Alexander eine um so größere Wirkung geäußert, je näher er eine Zeit lang dem Eroberer gestanden, je höher seine Meinung von dessen Genie gewesen war. Was religiös gestimmten Gemüthern an Napoleon immer am meisten mißfallen hatte, war dessen Entfernung von allem Uebersinnlichen und Christlichen, seine allein auf die Erreichung äußerer Zwecke gerichtete Sinnes- und Handlungsweise gewesen. Die Kraft und Unabhängigkeit in Napoleon's Wesen hat für die ihn umgebende Welt oft etwas Fremdartiges und Feindseliges gehabt. Er schien, soweit es die Natur der

Dinge erlaubt, die Entscheidung über die ihm vorliegenden Fragen, ohne Rücksicht auf Das was über oder neben ihm stehen konnte, nur in sich selbst gesucht, nur auf seine eigene Stimme gehört zu haben. Diesem sich Lossagen von allem Religiösen schrieb man den grenzenlosen Ehrgeiz des Eroberers und seinen endlichen Sturz zu. Man glaubte, nur in einer entgegengesetzten Haltung, in der Anerkennung des christlichen Glaubens, in dem Widerstande gegen die Eingebungen der Selbstsucht und Willkür, das Mittel zu der Erhaltung des so schwer errungenen Friedens, und einen Schutz gegen die Wiederkehr der erlebten Drangsale finden zu können.

Kaiser Franz I von Oesterreich und König Friedrich Wilhelm III von Preußen waren, obgleich von dem Anflug von Schwärmerei, der in dem Wesen des Kaisers Alexander lag, vermöge ihrer einfacheren und ruhigeren Denkweise frei, durch gleiche Erfahrungen zu derselben Ueberzeugung gekommen. Ihre Throne hatten mehr als einmal gewankt, und sie glaubten nur durch höhere Hülfe deren Zertrümmerung abgewandt zu haben. Diese Stimmung war übrigens in den höheren und gebildeten Klassen eines großen Theiles von Europa, besonders aber in Deutschland verbreitet, das von den langen Kriegen und Umwälzungen am meisten gelitten hatte. Die drei Monarchen, nach Napoleon's zweitem Sturz wieder in Paris zusammengekommen, meinten nach der Besiegung des allgemeinen Drängers am Eingange einer neuen Zeit zu stehen, und fühlten sich gegenseitig zu einer besonderen Annäherung und der Welt zu einem Aufschluß über die Art verpflichtet, wie sie fortan ihr Herrscheramt zu führen dachten. Am 26 September 1815 unterzeichneten sie eine gemeinsame Erklärung, in welcher sie die Grundsätze der von ihnen zu beobachtenden Politik aussprachen, und sich zu deren Beobachtung anheischig machten. Dieser Vertrag, der unter dem Namen „der heilige Bund“ berühmt geworden, sollte gewissermaßen die Einleitung zu einem neuen Staatsrecht bilden, und für die Monarchie Das sein, was Rousseau's „Gesellschaftlicher Vertrag“ für die Demokratie gewesen.

Die drei verbündeten Monarchen versprachen feierlich in ihrem Verhalten unter einander und gegen alle anderen Mächte, die Lehren des Evangeliums, der christlichen Liebe und Gerechtigkeit, zur Richtschnur zu nehmen. Sie gelobten, zu einander als Brüder, und zu ihren Völkern als Väter stehen zu wollen, und sagten sich gegenseitig einen uneigennützigen Beistand zu, wenn Friede und Recht gegen sie

verletzt werden sollten. Der Gottheit allein, so hieß es, gebühre die höchste Macht, da ihr allein die dazu nöthige Vollkommenheit einwohnt, sie, die Souveraine, könnten sich nur als die Abgeordneten der Vorsehung ansehen, dazu bestimmt, deren Willen zu vollstrecken. Sie empfahlen ihren Völkern, als einziges Mittel zur Erhaltung der so theuer erkauften Güter der Ordnung und Ruhe, die Beobachtung der Pflichten, welche der Heiland allen seinen Bekennern auferlegt hat. Das Evangelium sei nicht blos, wie man bisher irrig angenommen, das höchste Gesetz für das Privatleben der Einzelnen, sondern müsse auch auf die Leitung der Staaten und Völker angewandt werden. Schließlich wurden alle Mächte, welche denselben Grundsätzen beipflichteten, zum Anschluß an diesen Bund aufgefordert. Um noch bestimmter anzudeuten, daß diese Erklärung den persönlichen Willen der drei Monarchen enthielt, war sie nur von ihnen selbst, ohne Zuziehung ihrer Minister, unterzeichnet worden.

Der heilige Bund ist von den Einen eben so übertrieben erhoben, wie von den Anderen maßlos herabgesetzt worden. Von den Verehrern des Dogmas der unumschränkten Monarchie wurde jener Vertrag als eine neue Aera in der Politik, als die Erfüllung eines lange vergebens gehegten Verlangens, als der Anfang einer Verwirklichung der Idee der Wahrheit und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben angesehen. Aber die Anhänger der Revolution und Napoleon's wollten darin nur ein Werk der Täuschung, ein Mittel, die Völker durch fromme Verheißungen in Schlummer zu wiegen, erkennen. Keine dieser beiden Auffassungen hält eine unparteiische Prüfung aus.

Die in der Erklärung vom 26 September 1815 ausgesprochenen Grundsätze enthielten in keiner Beziehung etwas Neues, sondern sind im Gegentheil seit Einführung des Christenthums von Theologen und Moralisten unzähligemale verkündigt worden. Das Neue lag nur darin, daß solche Lehren öffentlich und feierlich von drei mächtigen Monarchen als Regel für ihr Verhalten aufgestellt wurden. Daß die Souveraine von Rußland, Oesterreich und Preußen es mit dieser Ansicht aufrichtig und ernstlich gemeint haben, ist über allen Zweifel erhaben. Die Erhaltung des so schwer errungenen Friedens und des bestehenden Rechtszustandes entsprach eben so sehr ihrer Ueberzeugung als ihrem Vortheil, und es war natürlich, daß ihnen, nachdem sie unter Napoleon so viel von dem Recht der Stärke gelitten, nach dessen Sturz eine Epoche der Gerechtigkeit aufzugehen schien. Der Irrthum,

den sie sich zu schulden kommen ließen, bestand nur darin, daß sie, sich auf die Reinheit ihrer Absichten verlassend, die oberste Entscheidung bei Leitung ihrer Völker einzig ihrem eigenen Ermessen, ihrem persönlichen Gefühl vorbehielten, und dadurch, ungeachtet der religiösen Färbung ihrer Politik, im Grunde die Willkühr als oberste Maxime aufstellten. Das Evangelium hat nur gewisse dogmatische und moralische Vorschriften für den Glauben und das Verhalten der Einzelnen gegeben. Obgleich nun die Staaten aus Einzelnen bestehen, und die Grundsätze des Christenthums, von diesen Einzelnen befolgt, auch das Ganze erfüllen würden, so liegt es gleichwohl im Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, daß diese nicht ausschließend von religiösen Ideen beherrscht werden kann. Denn die Völker stehen zugleich als Naturmächte einander gegenüber, und sind auf eine für sie unentbehrliche Bewegung, auf gegenseitige Bekämpfung, auf Steigen und Sinken, überhaupt auf den Wechsel des Daseins angewiesen. Der heilige Bund verkannte die Nothwendigkeit des geschichtlichen Lebens, und schien die Möglichkeit eines allgemeinen Stillstandes, wo die Nationen in immerwährender Ruhe unter denselben staatlichen Formen fortgedauert hätten, anzunehmen.

Das Christenthum ist seit seiner Gründung unter den verschiedensten politischen Institutionen, ohne deshalb seine Natur zu verändern, wirksam gewesen, was beweist, daß es etwas Anderes als diese und nie in ihnen vollkommen enthalten ist. Jene Erklärung dreier unumschränkten Fürsten, die Lehre Christi zur einzigen Richtschnur ihrer Politik zu nehmen, konnte den Anschein haben, als bestände, ihrer Meinung nach, eine besondere Uebereinstimmung zwischen dem monarchischem Absolutismus und dem Evangelium, was ohne eine Verkennung des christlichen Geistes nicht behauptet werden kann.

Die Verheißung der verbündeten Monarchen ihre Politik auf die Vorschriften des Evangeliums zu gründen, ist aufrichtig gemeint, aber keineswegs folgerecht ausgeführt worden. Sie bekämpften allerdings überall den Geist der Willkühr und Unterdrückung, wo er unter den Formen der Revolution und Demokratie auftrat, ließen ihn aber nicht nur ruhig gewähren, sondern schützten ihn sogar, wo er von der Monarchie und Legitimität ausging. Die Wiedereinsetzung Ferdinand VII von Spanien in seine unumschränkten Regierungsrechte ward auf dem Congreß von Verona vorbereitet, und es konnte vollkommen vorausgesehen werden, welchen Gebrauch er davon machen

würde. Auch hat der heilige Bund nichts gethan, um die politischen und socialen Einrichtungen der von ihm abhängigen Staaten auf irgend eine Weise jenem christlichen Ideal näher zu bringen. Selbst die längere Erhaltung des Friedens oder wenigstens die Abwendung allgemeiner Kriege ist nicht ausschließend sein Werk gewesen. Nach drei und zwanzigjährigen unaufhörlichen Kämpfen und Stürmen verstand sich das Bedürfniß der Ruhe von selbst.

Der Vertrag vom 26 September 1815 ist als ein Zeichen der Zeit und der Ausdruck einer innern Stimmung der Fürsten und Völker merkwürdig, hat aber keinen durchgreifenden Einfluß ausgeübt. Eine wahrhaft christliche Politik hat es nie gegeben und wird es nie geben, weil die beiden Faktoren in diesem Begriff sich gegenseitig ausschließen. Die Staatskunst ist auf die Natur der Menschen und Völker und nicht auf das Evangelium gegründet. Selbst in dem Lande, wo der Form nach Alles an das Christenthum erinnern soll, im Kirchenstaat, wird zwischen Religion und Politik, zwischen Moral und Recht unterschieden, weil die bürgerliche Gesellschaft ohne diese Trennung nicht denkbar ist.

Der Staat, unter dessen Angehörigen gewisse christliche Ideen vielleicht mehr sittliche Macht als irgendwo anders ausüben, England, trat dem heiligen Bunde, wegen des Keimes von Absolutismus, der in ihm enthalten war, nicht bei. Das Parlament würde die in dem Vertrage der verbündeten Monarchen ausgesprochenen Grundsätze nie sanktionirt haben, weil in einem freien Lande nicht die besondere Ueberzeugung und das persönliche Gefühl des Herrschers, sondern das Bewußtsein der Nation das öffentliche Recht bildet und auslegt. Der Pabst schloß sich von einem solchen Bunde ebenfalls aus, da die katholische Hierarchie, an deren Spitze er steht, von jeher im Besitze der christlichen Wahrheit gewesen zu sein behauptet, und es deshalb keiner neuen Darlegung derselben bedarf, und von ihr überhaupt keine religiöse Idee anerkannt wird, die nicht aus ihr entsprungen ist, oder wenigstens sich ihr unterordnet. Der Sultan mußte, wie natürlich, einem Vertrage fern bleiben, der im Namen des Christenthums geschlossen war. Sonst traten allmälig alle europäischen Staaten dem heiligen Bunde bei, ohne daß man aber in ihrem inneren oder äußeren Dasein eine der erhabenen Absicht desselben angemessene Wirkung gespürt hätte.

10. Das deutsche Verfassungswesen von 1815—1819.

Durch den Artikel 13 der deutschen Bundesakte war allen deutschen Staaten die Verpflichtung zu Einführung oder Wiederherstellung landständischer Verfassungen auferlegt worden. Abgesehen davon, daß in Deutschland solche ursprünglich überall bestanden hatten, dem Recht nach noch bestanden, und nur hier und da außer Wirksamkeit getreten, so waren die Leiter des Wiener Kongresses einer, wenn auch sehr beschränkten, Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten durch Wahl und Vertretung nicht abgeneigt gewesen. Der Geist der Zeit war wenigstens in so weit auf die Machthaber übergegangen, als sie die im achtzehnten Jahrhundert herrschend gewordene Idee von der ausschließenden Trefflichkeit einer auf rein militairische und administrative Grundlagen gestützten Regierung nicht mehr theilten. Außerdem waren zu den meisten Staaten durch die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer, die Mediatisirungen, den Ländertausch so verschiedene Bestandtheile hinzugekommen, daß die Meinung durchdrang, die neuen Erwerbungen mit dem alten Besitz nur durch Aufstellung allgemeiner Verfassungsnormen verschmelzen zu können.

In Oesterreich, so weit es zum deutschen Bunde gehört, waren die alten sogenannten Postulaten-Landtage nie außer Uebung gekommen. Diesen hatte ursprünglich durch das Recht der Steuerbewilligung ein Antheil an der Regierung gebührt. Sie waren aber durch die zunehmende Alleinherrschaft der österreichischen Fürsten allmälig so beschränkt worden, daß sie zuletzt nur noch die Aus- und Umschreibung der an die Regierung abzuliefernden Steuern zu besorgen hatten. Hierbei blieb es. Man glaubte auf diese Art der Forderung nach landständischen Einrichtungen genügt zu haben. Tyrol war die einzige unter den deutschen Provinzen des Kaiserreichs gewesen, wo die Stände bis in dies Jahrhundert hinein eine Bedeutung behalten hatten. Durch die Abtretung an Bayern im Preßburger Frieden (1805) war die alte Verfassung des Landes zu Grunde gegangen. Bei der Rückkehr Tyrols an Oesterreich ward sie zwar in einigen ihrer Formen wieder hergestellt, aber die wesentlichen Rechte, die sie enthielt, wurden dem Volke unter dem Vorwande, daß sie mit der allgemeinen Lage der Monarchie unvereinbar wären, nicht zurückerstattet.

In Preußen waren die alten landständischen Verfassungen, durch die Selbstherrschaft Friedrich Wilhelm I und Friedrich des Großen

und die zunehmende Größe des Landes unter dieser Regierungsform, am meisten in Vergessenheit gerathen. Dieselben in einer durchaus modernen Monarchie, wie Preußen, wo die mittelalterlichen Elemente mehr als irgendwo anders in Deutschland erstorben sind, wieder einzuführen, wäre ein zweckwidriges Unternehmen, nur den einst privilegirt gewesenen Klassen vortheilhaft, aber der Regierung hinderlich und dem Volke schädlich, gewesen. Eine unumschränkte Fürstenmacht, mit allgemein vernünftigen Staatszwecken verbunden, ist, wie man auch über deren Rechtmäßigkeit urtheilen mag, thatsächlich in allen Zeiten möglich. Aber aus dem Geist einer bestimmten Epoche hervorgegangene und auf besonderen gesellschaftlichen Zuständen beruhende Einrichtungen, wie die landständischen Verfassungen des Mittelalters, können ohne Gefahr für die Gesittung und die Erhaltung des Ganzen nicht wiederhergestellt werden, sobald ihre Grundlagen von dem Strom der Zeit hinweggeschwemmt worden sind.

König Friedrich Wilhelm III war anfänglich geneigt gewesen, über den Artikel 13 der Bundesakte noch hinauszugehen. In diesem Sinne unterzeichnete er am 22 Mai 1815 eine Kabinetsordre, in welcher nicht nur die Einführung von Provinzialständen, überall wo diese noch fehlten, versprochen, sondern auch eine Verfassung für das ganze Reich, eine Vertretung des preußischen Volkes, in einer „schriftlichen" Urkunde, zu dauerhafter Bewährung, wie es hieß, niedergelegt, in Aussicht gestellt wurde. Die ursprüngliche Absicht des Königs, diese Verheißung zu erfüllen, ist außer allem Zweifel. Er hatte während des unglücklichen Krieges von 1806 Gelegenheit gehabt zu bemerken, auf wie schwachen Füßen ein Volk steht, das ohne eigentliche Institutionen, blos durch den passiven Gehorsam mit seiner Regierung verbunden, den Angriffen eines übermächtigen Gegners ausgesetzt ist. Auch hielt sich Friedrich Wilhelm III, der von Natur zu Wohlwollen und Dankbarkeit geneigt war, zu einem solchen Beweise von Vertrauen gegen seine Unterthanen verpflichtet, weil er nur so deren begeisterte und ausdauernde Tapferkeit bei Vertheidigung des Thrones in den Jahren 1813 und 1814 belohnen konnte. Denn ein Fürst wird, wenn er nicht von Selbstsucht verblendet ist, im Stillen immer selbst eingestehen, daß es für ein Volk kein Glück sein kann, von dem Willen und der Einsicht eines einzigen Menschen abzuhängen, wenn ein solcher auch von den besten Absichten erfüllt wäre.

Anfänglich war es die Schwierigkeit, die neu erworbenen Pro-

vinzen, die einen großen Theil der Monarchie ausmachten, die hinzugekommenen Gebiete des ehemaligen Herzogthums Warschau, des Königreiches Sachsen, der geistlichen und weltlichen Fürstenthümer am Rhein, der Mosel, der Saar, mit den alten Stammlanden in Uebereinstimmung zu bringen, was die Ertheilung einer Provinzial- geschweige denn einer Reichsverfassung verzögerte. Denn bei der zerstückelten Lage des preußischen Staates und der Verschiedenartigkeit seiner Bevölkerung mußten allerdings die sich auf die eigentliche Verwaltung und Vertheidigung beziehenden Fragen zunächst gelöst werden. Als dies, vermöge der noch aus den Tagen des nationalen Kampfes gegen Napoleon vorhandenen Kraft und Einsicht, schneller als man gehofft hatte, vollbracht war, wurde die Einführung einer dem Volke bestimmte Rechte und Freiheiten gewährenden Konstitution durch die Besorgniß vor dem im Westen und Süden Deutschlands sich regenden Oppositionsgeist, durch die Gährung in der Frankreich fortwährend blieb, und von der die Niederlande ebenfalls ergriffen wurden, und durch die Umwälzungen auf der iberischen und italischen Halbinsel aufgehalten. Die unter dem Vorsitze des Fürsten von Hardenberg zur Abfassung eines Verfassungsentwurfes niedergesetzte Kommission hatte ihr Werk der ursprünglichen Absicht des Königs gemäß vollendet, aber man wollte, um die letzte Hand daran zu legen, ruhigere und geeignetere Zeiten abwarten, bis endlich nach langem Warten die ganze Arbeit zurückgelegt wurde, und statt einer Reichs- nur eine Provinzial-Verfassung mit mittelalterthümlichen Ständeeintheilungen erschien, die vielleicht dem Artikel 13 der deutschen Bundesakte entsprach, aber nicht für eine Erfüllung des königlichen Versprechens vom 22 Mai 1815 gelten konnte. Das Statut der Provinzialständeverfassung kam erst in einer späteren als der hier behandelten Epoche zu Tage, und wird zu seiner Zeit näher erwähnt werden.

Friedrich Wilhelm III hatte in seiner Erklärung über eine preußische Konstitution keine bestimmte Zeit für deren Ertheilung angesetzt, und dies mochte ihn über die so lange hinausgeschobene Erfüllung seiner Verheißung beruhigen. Indessen war es immer eine Preußens Ansehen vor der Welt und besonders seine Popularität in Deutschland verletzende Erscheinung, daß die Regierung, welche während des Wiener Kongresses am meisten auf Belebung des deutschen Nationalgeistes durch Einführung von Volksvertretungen gedrungen hatte, später mit einem solchen Werk gar nicht zu Stande kam, und selbst in der Er-

theilung von Provinzialständen hinter den übrigen Bundesgliedern zurückblieb.

In dem jetzt sehr geschmälerten Königreich Sachsen waren die Landstände nie außer Wirksamkeit getreten. Man glaubte mit deren Einberufung im Jahre 1817 der Bestimmung der deutschen Bundesakte genügt zu haben. Aber diese aus dem Mittelalter herübergekommene Verfassung war nichts als ein Bollwerk für die von derselben privilegirten Klassen, und setzte einer zeitgemäßen Umgestaltung des Staatslebens unübersteigliche Hindernisse entgegen. Während das autokratische Preußen das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch an äußerer Macht im Steigen begriffen gewesen, war das dem Anschein nach mit gewissen Garantien versehene Sachsen immer ohnmächtiger geworden. Jene landständischen Einrichtungen hatten aber nur den angesessenen Adel, die Magistrate und Korporationen in einigen größeren Städten begünstigt. Die große Mehrheit der Bevölkerung war im Zustande der tiefsten Abhängigkeit und Unmündigkeit geblieben.

In Sachsen trat ein im ganzen deutschen Leben vorhandener Widerspruch noch mehr als anderswo hervor. Vermöge des fortdauernden Impulses, den die Reformation im sechszehnten Jahrhundert dort gegeben, war eine gewisse theoretische Bildung, auf sorgfältige Unterweisung in zahlreichen Schulen gegründet, unter den Sachsen mehr als unter manchen größeren und hervorragenderen Völkern verbreitet. Aber die veralteten Staatseinrichtungen erlaubten dieser Kultur keine Anwendung auf die Gesellschaft, die, sich ausschließend in traditionellen Gleisen fortbewegend, von dem belebenden Hauche der Ideen unberührt blieb. Auf der einen Seite stand eine Theorie ohne Anwendung auf die Wirklichkeit, auf der anderen eine dem Materialismus und der Routine preisgegebene Realität. Es fehlte an der Verbindung zwischen diesen Extremen, die nur von der individuellen und politischen Freiheit gebildet werden kann. Diese Trennung zwischen den beiden Grundstoffen des menschlichen Daseins brachte in einzelnen Erscheinungen eine Ueberzeitigung, in anderen einen tiefen Stillstand hervor, und machte eine harmonische und nationale Gestaltung dem sächsischen wie überhaupt dem deutschen Volke unmöglich.

Von den schon unter den einsichtsvolleren Mitgliedern des sächsischen Landtages von 1817 für nothwendig erachteten Verbesserungen, wie Einführung einer gleichmäßigeren Besteuerung, Beschränkung der gutsherrlichen Rechte und der bäuerlichen Frohndienste, Milderung der

Strafgesetze, Abschaffung des Gesinde-Dienstzwanges kam, wegen Widerstandes der bevorrechteten Stände und Kraftlosigkeit der Regierung, wenig zu Stande. Für den Augenblick glich die Anhänglichkeit des Volkes an den bejahrten und vom Unglück heim gesuchten König die vorhandenen Uebelstände aus, und überredete die in der Behauptung ihrer ausschließenden Gerechtsame Befangenen, daß nie ein Wechsel in dieser Lage der Dinge eintreten werde. Es war aber vorauszusehen, daß in der nächst folgenden Generation, die nicht Zeuge der langen Regierung Friedrich August's gewesen, selbst von den unvermeidlichen Einflüssen von Außen her abgesehen, die Macht der Gewohnheit von dem Eindrucke der Mißbräuche aller Art gebrochen werden, und der Verstand über das Gefühl den Sieg davon tragen würde.

Im Königreich Hannover, wo durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses zu dem Stammlande manche von ihm ursprünglich sehr verschiedene Bestandtheile, wie die früheren Bisthümer Hildesheim, Osnabrück, das Fürstenthum Ostfriesland u. s. w. hinzugekommen, traten die alten vor der preußischen und westphälischen Herrschaft vorhanden gewesenen Landstände schon im Jahre 1814 zusammen. Ihre Wirksamkeit stellte sich fast noch geringer heraus, als die der sächsischen Stände, und der Geist der sie belebte, stand wo möglich der Zeit noch ferner. Hannover war, seitdem seine Kurfürsten auf den englischen Thron gestiegen, in staatlicher Entwickelung vollkommen stehen geblieben. Die beständige Abwesenheit des Souverains und seine Unkenntniß der heimischen Verhältnisse hatten seine hannöverschen Minister fast unumschränkt gemacht. Diese einzig aus dem Adel hervorgehend, theilten wiederum an diese Klasse alle einträglichen und ehrenvollen Aemter und Stellungen wie einen erblichen Besitz aus. In den höheren und mittleren Klassen dieses Landes herrschte, durch die Verbindung mit England und den Einfluß der Universität Göttingen hervorgebracht, eine gewisse kosmopolitische Richtung, die aber aller Freiheit und Großartigkeit entbehrte, und zugleich von den verrostetsten Ueberresten mittelalterthümlicher Institutionen und dem engherzigsten territorialen Patriotismus durchkreuzt wurde. Nachdem die Stände der einzelnen Provinzen, ohne organischen Verband gelassen, obwohl in der Hauptstadt versammelt, mehre Jahre lang über die ihnen von der Regierung vorgelegten Gegenstände berathen hatten, erließ der nachmalige König Georg IV, damals noch Prinz-Regent, im Jahre 1819 eine Verfassung, in welcher aber dem ansässigen Adel ein solches Uebergewicht eingeräumt war, daß von Fort-

schritt, Freiheit, Volksthümlichkeit, selbst in engen Grenzen, nicht die Rede sein konnte. Hannover war seit Georg I in politischer Beziehung eine englische Kolonie, in administrativer eine Versorgungsanstalt für eine an und für sich in keiner Weise bedeutende, aber sehr zahlreiche, abgeschlossene, und in den kleinen Verhältnissen, in denen sie sich bewegte, drückende Aristokratie gewesen. Es wird der später eintretenden Veränderungen in der hannöverschen Verfassung an geeigneter Stelle gedacht werden.

In Kurhessen wurden die alten Landstände, wie sie vor dem Jahre 1806 bestanden hatten, doch diesmal mit Zuziehung des Bauernstandes, der früher ohne alle politischen Rechte gewesen, wiederhergestellt. Diesen Landständen wollte aber der Kurfürst (als solcher Wilhelm I, als früherer souverainer Landgraf Wilhelm IX genannt) keinen Antheil an der Gesetzgebung, kein Recht der Verwerfung ihnen schädlich erscheinender Regierungsanträge gestatten, sondern behauptete, ihre Thätigkeit dürfe sich nur auf die Herbeischaffung der zu den Staatsbedürfnissen nöthigen Mittel erstrecken. Vornehmlich war er auf die Vermehrung seines ohnedies großen Privatvermögens bedacht. Schon auf dem ersten Landtage verlangte der Kurfürst, ohne Rücksicht auf den Nothstand des Volkes, die Zurückerstattung einer Summe von 4 Millionen Thalern, die er zu den Kriegsrüstungen gegen Frankreich aufgewandt haben wollte. Aber jede Einsicht in die Verwaltung der Finanzen und die Verwendung der erhobenen Steuern ward den Ständen verweigert. Nach langem Hin- und Herstreiten ließ sich endlich der Kurfürst mit einer Summe von 1,800,000 Thalern befriedigen. Die Stände waren unter sich uneinig. Der landsässige Adel und die Geistlichkeit verlangten die unter der westphälischen Regierung verlorenen Vorrechte und Befreiungen zurück. Eine neue Verfassung kam, ungeachtet der fühlbaren Mängel der bestehenden, unter dieser Regierung nicht zu Stande. Eine außerordentliche Liebe zum Gelde war von jeher der Fehler dieses bei seiner Rückkehr in seine Staaten schon hoch bejahrten und in Vorurtheilen aller Art erstarrten Fürsten gewesen. Das ständische Leben in Hessen-Kassel drehte sich in dieser Zeit fast nur um Abwehrung gegen die unmäßigen Forderungen der Regierung. Selbst mit seinem Militair verdarb es der Kurfürst, der nicht nur ganz nach eigenem Belieben regieren wollte, sondern diese Willkür auch in vielen kleinen das tägliche Leben berührenden Gegenständen besonders fühlbar machte. Es ward in Kurhessen wie in mehren deutschen Län-

dern schon damals die später noch mehr bewährte Erfahrung gemacht, daß das altständische Wesen mit den Bedürfnissen und Forderungen der neuen Zeit unvereinbar geworden.

In den besonders in Nord- und Mitteldeutschland so zahlreichen kleinen Staaten dauerten die alten Landstände fort, oder wurden da, wo sie außer Uebung gekommen, wiederhergestellt. Oldenburg allein war ohne eine solche Institution gewesen, und die mit ihrer Regierung zufriedene Bevölkerung trug nach deren Einführung kein Verlangen. Es wurde hier und da, aber immer nur in untergeordneten Beziehungen, an diesen alten Einrichtungen Manches verbessert. Im Ganzen konnten die mit dem mittelalterthümlichen Ursprunge derselben verwebten Uebelstände nicht gehoben werden. Sachsen-Weimar allein machte eine rühmliche Ausnahme. Der Großherzog Karl August bewies in der Anordnung der politischen Verhältnisse seines Staates denselben edlen Sinn, von dem er in der Förderung der allgemeinen geistigen Interessen, durch die Begünstigung der größten nationalen Schriftsteller, von Anfang seiner Regierung an so viele Beweise gegeben hatte. Er rief in Uebereinstimmung mit den Ständen seines alten Herzogthumes und Abgeordneten der hinzugekommenen Landestheile eine Verfassung in das Leben, in der eine wahrhafte Volksvertretung, mit Antheil an der Gesetzgebung und Aufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte versehen, allen rechtmäßigen Forderungen genügte. Auch war Karl August der erste deutsche Regent, der die Censur abschaffte, aber später von den drückenden Zeitumständen zur Zurücknahme dieser Gewährung gezwungen wurde. Es war ein Unglück für Deutschland, daß dieser begabte und wohlmeinende Fürst nicht durch eine größere äußere Macht bei seinen trefflichen Absichten unterstützt wurde.

Von den 52 deutschen Reichsstädten, die es noch im vorigen Jahrhundert gegeben, waren nur vier: Frankfurt am Main, Hamburg, Lübeck und Bremen wiederhergestellt worden. Sie nahmen ihre früheren Verfassungen mit einigen von der Zeit gebotenen Umgestaltungen wieder an. Die Gesetzgebung ging in diesen freien Städten von der gesammten ansässigen Bürgerschaft aus, mit der Vollziehung war ein aus lebenslänglichen Mitgliedern bestehender Senat beauftragt. Rechtspflege und Verwaltung waren sorgfältig getrennt. Wegen der lebendigeren Berührungen zum In- und Auslande und mannigfaltigerer Einflüsse ordneten sich die Verhältnisse in Frankfurt am Main nicht so leicht und friedlich wie in den drei Hansestädten, die bei ihrer

isolirten Lage und ihren ausschließenden Handelsinteressen ohne Schwierigkeit in das frühere Gleis zurücktraten.

Bayern hatte sich unter allen deutschen Staaten, im Vergleich zu Dem was es früher gewesen, am meisten verändert. Zu dem alten Herzogthume waren fränkische und schwäbische Landestheile, geistliche und weltliche früher unabhängig gewesene Fürstenthümer, zwei der berühmtesten deutschen Reichsstädte, Nürnberg und Augsburg, und außerdem ein lange mit Frankreich verbunden gewesenes Gebiet auf dem linken Rheinufer hinzugekommen. Unter dem siebenzehnjährigen Ministerium des Grafen von Montgelas war in Bezug auf Gesetzgebung, Verwaltung, Verhältniß des Staates zur Kirche, öffentliche Erziehung fast Alles umgestaltet worden. Auch war der Einfluß oder vielmehr das Beispiel Frankreichs unter Napoleon auf keinen Staat von solchem Einflusse wie auf Bayern gewesen, wie denn auch kein anderes deutsches Land den Eroberer bei seinen Unternehmungen eine Reihe von Jahren hindurch so eifrig wie Bayern unterstützt hat.

Maximilian Joseph, unter welchem die zweibrückensche Linie der Wittelsbacher erst den Kurhut und dann die Königskrone erwarb, hatte schon 1811 eine Verfassung für den Gesammtstaat erlassen, durch welche die alten Landstände der einzelnen Provinzen abgeschafft worden. Der König hatte diese Verfassung nie förmlich zurückgenommen, aber auch nicht vollständig eingeführt. Auf dem Wiener Kongresse schien Bayern den Bemühungen mehrer anderen deutschen Regierungen für Einführung zeitgemäßer Volksvertretungen nicht besonders geneigt zu sein. Aber die in der deutschen Bundesakte allen einzelnen Staaten auferlegte Verpflichtung zur Errichtung oder Erneuerung von Landständen, und die Unmöglichkeit in einem so centralisirten Lande wie Bayern die besonderen Institutionen früherer Zeiten wieder zurückzurufen, veranlaßte Maximilian Joseph zur Ertheilung einer Reichsverfassung, die am 26 Mai 1818 bekannt gemacht, und in ihren wesentlichsten Punkten alsbald eingeführt wurde.

Da es in Bayern ehemals Reichsunmittelbare, Prälaten und einen größeren Adel gab, so war es nicht möglich, dieselben mit den Vertretern der übrigen Bevölkerung in einer und derselben Versammlung zu vereinigen. Es wurde daher das Zweikammersystem beliebt. Die Mitglieder der ersten Kammer erhielten ihre Würde entweder lebenslänglich, oder wurden vom Könige auf Lebenszeit ernannt. Die Kammer der Abgeordneten bestand aus Vertretern des mit Landbesitz und Ge-

richtsbarkeit versehenen niederen Adels, der drei Universitäten, der katholischen und protestantischen Geistlichkeit, der Städte und Marktflecken, und der Landbesitzer ohne Gerichtsbarkeit.

Die Ertheilung einer Verfassung in dem ersten reindeutschen Staate, die wenigstens einige der wesentlichen Forderungen der Zeit berücksichtigte, wurde in ganz Deutschland mit großer Theilnahme, und in dem eigenen Lande mit lebhaftem Dank gegen den ohnedies schon sehr populairen König aufgenommen. Auch schienen erst auf diese Art die in Bezug auf ihre Vergangenheit, ihren Glauben und ihre Lage sehr verschiedenartigen Bestandtheile der bayerschen Monarchie dauernd zu einem Ganzen verbunden zu sein. Die Berathungen auf den ersten bayerschen Landtagen waren allerdings, da dem Volke diese Form politischen Lebens durchaus neu war, von einer gewissen Schwerfälligkeit, Breite und Unklarheit begleitet. Aber allmälig gewöhnten sich die gebildeten Klassen an die Beurtheilung der in den Kammern verhandelten Gegenstände, und es stellte sich im Laufe der Zeit ein bedeutender Fortschritt in dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes heraus.

Weniger Beifall im eigenen Volke und noch weniger im übrigen Deutschland fand das zwischen der bayerschen Krone und dem römischen Hofe abgeschlossene Konkordat, durch das die Rechte des Staates zu sehr beschränkt erschienen, und von dem einige Bestimmungen zu der Verfassung in offenbarem Widerspruch standen. Der Regierung wurden dadurch für die Folge Verlegenheiten und Verwickelungen bereitet, bei deren Lösung die Konstitution hier und da, wenn auch mehr ihrem Geiste als ihrem Buchstaben nach, verletzt werden mußte. Auch war es dieses Konkordat, das den päbstlichen Ansprüchen und der ultramontanen Partei die lang entbehrte Gelegenheit bot, in Deutschland wieder festen Fuß zu fassen.

Das Herzogthum Würtemberg war durch den Preßburger Frieden zu einem Königreich erhoben, und durch die Mediatisirungen vieler früheren Reichsstände und die Einverleibung einer Anzahl von Reichsstädten fast um das Doppelte vergrößert worden. Die altständische Verfassung, durch den Tübinger Vertrag im sechszehnten Jahrhundert gegründet, konnte nicht auf den neuen Staat angewandt werden. Der frühere Kurfürst jetzt König Friedrich I herrschte von dieser Zeit an nicht nur unumschränkt, sondern auch mit einer in Deutschland selten gesehenen Willkür und Härte. Seine Politik bestand darin, im eigenen Lande so ungebunden als möglich zu walten, und durch bereitwil-

lige Erfüllung der gegen Napoleon, als Beschützer des Rheinbundes, eingegangenen Verpflichtungen an diesem, unter allen Umständen, gegen das eigene Volk und die Nachbarn eine Stütze zu haben. Die frühere würtembergische Verfassung war in jeder Beziehung veraltet, und würde unter einem milden Absolutismus auch bald vergessen worden sein. Aber ein Regiment, wie das welches Friedrich I führte, erhielt in der Bevölkerung des alten Herzogthumes die Erinnerung an eine vergleichungsweise freie und glückliche Vergangenheit, und unter den durch Napoleon's Uebermacht ihrer Selbstständigkeit beraubten Reichsständen und freien Städten die tiefste Abneigung gegen das Joch, unter das sie gefallen waren.

Auf dem Wiener Kongreß hatte Würtemberg der Richtung nach einer größeren Einheit Deutschlands und Belebung des öffentlichen Geistes so viel als möglich widerstrebt, und einzig seine eigene Unabhängigkeit im Auge gehabt. Als Friedrich I aber gewahrte, daß der Grundsatz der unbedingten Alleinherrschaft bei den Großmächten keinen Anklang fand, und als ihm die Kunde von der in Würtemberg immer lauter werdenden Unzufriedenheit mit seiner Regierung zukam, verließ er plötzlich Wien und trat in Stuttgart mit der Erklärung auf, er wolle jetzt einen von ihm längst gehegten und nur von den Zeitumständen bisher zurückgedrängten Plan ausführen, und seinem Volke eine dessen Rechte sichernde Verfassung verleihen. Der König, der von Natur zur Willkür geneigt war, würde von selbst nie auf ein solches Zugeständniß gefallen sein. Aber er fühlte, daß nach Napoleon's Sturz das despotische System, das er bisher befolgt hatte, unmöglich geworden. Er hätte, wenn die gegen seine bisherige Regierungsweise herrschende Mißstimmung zum Ausbruch gekommen wäre, nicht mehr auf auswärtigen Beistand rechnen können.

Die von dem Könige mit Hülfe einiger vertrauten Räthe selbst ausgearbeitete Verfassung war freisinniger, als man es von ihm hätte erwarten können. Die Zustimmung der Stände sollte fortan bei wesentlichen Veränderungen in der Gesetzgebung und Besteuerung erforderlich, der Zeitpunkt ihrer Eröffnung von der Willkür der Regierung unabhängig und ein für allemal festgesetzt, die Freiheit der Berathung ungehindert und bei jedem Thronwechsel der neue Regent zur Anerkennung der Verfassung verpflichtet sein. Es war darin nur eine Kammer, obwohl mit mehren Virilstimmen und erblichen Mitgliedern, angeordnet worden. Denn Friedrich I, der auf keine geneigte Gesinnung

der Mediatisirten rechnen konnte, scheute sich, sie in einer ersten Kammer zu vereinigen.

Der von dem Könige früher ausgeübte Druck hatte die Gemüther so verstimmt, daß diese Verfassung, die im Vergleiche zu den bisherigen Zuständen, für eine große Befreiung hätte gelten können, allgemein verworfen wurde. Die Einen fanden, daß dem Volk zu wenig gewährt worden, die Anderen stießen sich an die Verleihung desselben von Seiten des Regenten, und behaupteten, daß ein solches Werk nur mit Zuziehung der Stände hervorgebracht werden könne. Die Furcht vor Friedrich I war so sehr verschwunden, daß seine bisherige Regierungsweise in unzähligen Flugblättern nicht nur schonungslos enthüllt, sondern sogar an die in Wien versammelten Monarchen eine Beschwerdeschrift mit Bitte um Vermittelung und Hülfe eingesandt wurde. Die zur Annahme der Verfassung einberufenen Stände drohten, das Volk von der Verbindlichkeit der Steuerentrichtung loszusprechen, wenn ihren gerechten Forderungen nicht genügt werden sollte. Während dieses Streites, dessen Ende bei der Hartnäckigkeit beider Theile schwer vorauszusehen war, starb König Friedrich I in der Nacht vom 29 zum 30 Oktober 1816, und es folgte ihm sein ältester Sohn unter dem Namen Wilhelm I nach.

Der neue König, der schon seit Jahren die Hoffnung des Landes gewesen, war von einem seinem Vater ganz entgegengesetzten Geiste beseelt, eben so gerecht und wohlwollend wie jener willkürlich und selbstsüchtig. Er hatte selbst viel von dessen Härte gelitten, und war mehrmals sich den Ausbrüchen derselben zu entziehen gezwungen worden. Ungeachtet Wilhelm I den Ständen so viel als möglich entgegen kam, so dauerte es doch lange bevor eine Uebereinkunft mit ihnen erzielt wurde. Der unter der vorigen Regierung erfahrene Druck hatte die Gemüther erbittert, und selbst nach seinem Verschwinden noch einen Stachel zurückgelassen. Die vielen und wesentlichen Verbesserungen in allen Verwaltungszweigen, die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Frohnden des Landvolkes, der Entwurf zur Tilgung der Staatsschulden, die Ermäßigung der Abgaben, die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, mit denen Wilhelm I seine Regierung begann und folgerecht fortführte, brachten endlich eine ihm günstige Veränderung in der öffentlichen Meinung hervor. Von so ernsten und aufrichtigen Bemühungen für das Wohl des Landes ward zuletzt, sowohl die Hartnäckigkeit des Altwürtembergers, als das Mißtrauen der neu hinzuge-

kommenen Bevölkerung überwunden. Am 23 September 1819 ward die neue Verfassung von den Ständen angenommen, und zwei Tage darauf vom Könige bestätigt und bekannt gemacht.

Diese Konstitution, der bayerschen durch die Eintheilung von zwei Kammern, die Anwesenheit von ehemaligen Reichsständen in der ersten, von Vertretern des ansässigen Adels, als einer besonderen Klasse, in der zweiten Kammer, ähnlich, gewährte durch den geringeren Census ein ausgedehnteres Wahlrecht, und mehr Sicherheit gegen den Druck des Beamtenthums oder andere verfassungswidrige Verletzungen. Da es in Altwürtemberg und in den dem Königreich einverleibten Reichsstädten immer einen gewissen öffentlichen Geist gegeben, so ward in die Verhandlungen der Abgeordneten bald mehr Leben als anderswo gebracht, und es trat eine, im Vergleiche zu der Größe des Landes, bedeutende Anzahl parlamentarischer und publicistischer Talente hervor.

Im Großherzogthum Baden, das, außer den alten Stammlanden der Zähringer, aus den verschiedensten Bestandtheilen, der reformirten Rheinpfalz, dem katholischen Breisgau und vielen ehemaligen Reichsständen gebildet worden, waren die alten landständischen Verfassungen, da wo es solche gegeben, während der Rheinbundszeit in Vergessenheit gerathen. Der sehr populär gewesene erste Großherzog (früher Markgraf, dann Kurfürst) Karl Friedrich (geb. 1728 gest. 1811) der an die Spitze dieses so bunt zusammengesetzten Staates gekommen, hatte zur großen Zufriedenheit seines Volkes, aber ohne Rücksicht auf die früheren Zustände und unumschränkt regiert. Unter seinem Enkelsohne Karl, der nichts von des Vorgängers Geist und Thätigkeit besaß, trat wegen der Last der Abgaben, der schwachen und willkührlichen Verwaltung, der Verschwendung des Hofes, allmählig in allen Landestheilen eine große Unzufriedenheit mit der Regierung hervor. Die ehemaligen Reichsunmittelbaren verlangten die frühere Unabhängigkeit zurück, in der Pfalz sprach man sich für die Wiedervereinigung mit Bayern, im Breisgau für die Rückkehr unter österreichische Herrschaft aus.

Politische und militairische Rücksichten entschieden auf den Kongressen in Wien und Aachen die Erhaltung des Großherzogthums Baden in seinem damaligen Umfange, indem man das Dasein eines einigermaßen bedeutenden Staates an dieser Frankreich am meisten blos gegebenen Grenze Deutschlands für unentbehrlich hielt. Indessen war selbst die Erbfolge in diesem Lande eine Zeit lang zweifelhaft ge-

wesen, da der Großherzog Karl und sein Oheim Markgraf Ludwig ohne Söhne geblieben, und die Ebenbürtigkeit der beiden Grafen von Hochberg, aus der Ehe des Großherzoges Karl Friedrich mit einem Fräulein von Geyer hervorgegangen, von Manchen bezweifelt, und von Bayern, das auf die ehemalige Rheinpfalz Anspruch machte, bestritten worden.

Die Bevölkerung aller Klassen, die ehemals reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen wie die Bürger der größeren Städte und die wohlhabendern bäuerlichen Grundbesitzer, sprach sich einstimmig, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen, für Errichtung einer den Gesammtstaat umfassenden Konstitution aus. Die Wiederherstellung der früheren landständischen Einrichtungen war unmöglich, indem die Gesetzgebung zur Zeit des Rheinbundes die alten Verhältnisse gänzlich umgestaltet hatte. Unter solchen Umständen erließ der Großherzog Karl, nach langem Zögern, am 22 August 1819 eine Verfassung, in der das Zweikammersystem zur Grundlage genommen, und die zahlreich vorhandenen Mediatisirten, mit noch größeren persönlichen Vorrechten als in Bayern und Würtemberg versehen, in einer ersten Kammer vereinigt wurden. Indessen waren der zweiten Kammer alle von einer wirklichen Volksvertretung unzertrennlichen Rechte, wie die Steuerbewilligung und die Theilnahme an der Gesetzgebung zugesichert worden.

Die Entwickelung einer freisinnigen Verfassung im Großherzogthum Baden, das längs der französischen Grenze gelegen, den von dort kommenden Einflüssen besonders ausgesetzt war, und wo die Dynastie weder unter den ehemaligen Reichsunmittelbaren, von denen manche früher ihr gleich gestanden, noch in der Bevölkerung der vielen neu hinzugekommenen Landestheile tiefe Wurzeln besaß, sollte von größeren Folgen als in anderen deutschen Staaten, und der Brennpunkt des politischen Meinungskampfes in Deutschland werden.

Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, wo zu dem alten Gebiet ebenfalls viele neue Bestandtheile hinzugekommen, waren die früheren landständischen Einrichtungen außer Gebrauch gekommen. Dort ging, bei dem weniger beweglichen Charakter der Bevölkerung in den landgräflichen Stammlanden, die Anregung zu einer neuen Verfassung von den Mediatisirten und den neu erworbenen Gebieten aus. Die Regierung achtete anfänglich wenig darauf, bis sich endlich in der Provinz Starkenberg und besonders im Odenwalde eine große Unzufriedenheit mit den bisherigen Verhältnissen kund gab. Eine weiter um

sich greifende Gährung befürchtend, erließ der Großherzog Ludwig I am 28 März 1819 eine Verfassung, in welcher aber die der zweiten Kammer, der eigentlichen Volksvertretung, gewährten Rechte so unbedeutend erschienen, daß manche Wahlbezirke gar nicht wählen wollten, und eine Anzahl von Abgeordneten gleich nach Eröffnung des Landtages wieder heimkehrte. Der Streit dauerte einige Monate lang, bis der Großherzog, eine freisinnigere Bahn einschlagend, durch die Bewilligung des unbedingten Steuerrechts an die Stände und ein Gesetz, die Verantwortlichkeit der Minister betreffend, die aufgeregte Meinung besänftigte, und das Verfassungsleben in ein regelmäßiges Gleis trat.

Im Herzogthum Nassau, zur Zeit des Wiener Kongresses noch unter zwei Fürsten getheilt, dann aber durch das Abscheiden des einen vereinigt, war schon am 2 September 1814 eine Verfassung mit zwei Kammern eingeführt worden, in der die wesentlichsten Volksrechte, die Abgabenbewilligung, die Theilnahme an der Gesetzgebung und die Aufsicht über die Verwendung der Staaatseinnahmen, gesichert waren. Ein Theil der Mediatisirten war auch in diesem Lande mit der neuen Ordnung der Dinge so unzufrieden, daß den daraus entstandenen Streitigkeiten nur durch die spätere Abtretung dieser Mediatisirten an Preußen ein Ende gemacht werden konnte.

In Deutschland gab es demnach, mit Ausnahme der ganz vereinzelt dastehenden freien Städte, in Bezug auf die politischen Institutionen drei große Staatengruppen; 1. solche, wo der Regierungsgewalt keine bestimmten Grenzen vorgezeichnet waren, und wo die konstitutionellen Formen durchaus fehlten, 2. wo die Zuziehung des Volkes zu den öffentlichen Angelegenheiten nach den ständischen Unterschieden des Mittelalters geregelt war, 3. wo eine Erb- und eine Wahlkammer das Land vertraten, und es insofern nur zwei politische Klassen in der Bevölkerung geben sollte. Die erste Gruppe bildeten Oesterreich und Preußen. Zu der zweiten können alle die Staaten gerechnet werden, in denen die altständischen Verfassungen mit einigen Veränderungen im Einzelnen fortdauerten, oder im Wesentlichen auf dem früheren Fuß wiederhergestellt wurden. Die dritte Gruppe machen diejenigen Staaten aus, wo auf den Trümmern der feudalen, ständischen, landschaftlichen, korporativen Einrichtungen, neue den Gesammtstaat gleichmäßig umfassende Konstitutionen, wie in Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau errichtet wurden. Man hat oft

behauptet, daß bei den Verfassungen dieser Länder die von Ludwig XVIII den Franzosen verliehene Charte constitutionnelle als Muster vorgeschwebt habe. Aber abgesehen von allen übrigen Unterschieden, welche zwischen einem großen, ungetheilten, in sich abgeschlossenen Volke, wie das französische, und den abhängigen Fraktionen einer Nationalität wie die genannten Staaten vorhanden sind, so war auch in den Verfassungen mit zwei Kammern das Princip des Mittelalters insofern sichtbar geblieben, als bei den Wahlen nicht allein die Besteuerung, sondern auch die Qualifikation des Besitzes in Betracht kam, und nicht das Volk unmittelbar selbst, sondern dessen einzelne Bestandtheile, wie adelige, bürgerliche, bäuerliche Eigenthümer u. s. w. vertreten waren. Es waren deshalb selbst die am meisten entwickelten deutschen Verfassungen mehr ständischer als parlamentarischer Natur, und schwankten, ohne entschieden ausgesprochenen Charakter, zwischen der Vergangenheit und Gegenwart in der Mitte, gehörten keiner dieser beiden Welten rein und vollkommen an. Deutschland war allerdings aus den langen Kriegsstürmen mit einer besseren Organisation als die früher bestandene hervorgegangen. Aber es war immer ein schwer auszugleichendes Mißgeschick, daß Preußen, durch den seine Bevölkerung beseelenden Geist und deren große Thaten in den Befreiungskriegen, zur Leitung Deutschlands berufen, sich von dem deutschen Verfassungsleben so lange ganz ausschloß, und deshalb an der Ausübung des ihm gebührenden politischen und moralischen Einflusses verhindert wurde.

11. Spaniens Lage bei Napoleon's Sturz. — Ferdinand VII Rückkehr. — Abschaffung der Konstitution der Kortes. — Reaktion zu Gunsten des Absolutismus und der Inquisition. — Porlier. — Lascy. — Elio in Valencia. — Riego. — Abisbal. — Wiederherstellung der Konstitution.

Nirgends hatte Napoleon einen sich so plötzlich entzündenden und dabei so ausdauernden, so weit verbreiteten und zugleich so nachhaltigen Widerstand wie in Spanien gefunden. Alle von ihm angewandten Mittel der Gewalt und List, um das schöne Land, von den grünen Thälern von Navarra und Biscaja an bis zu den sonnigen Gestaden von Valencia und Andalusien, sich und seiner Familie zu unterwerfen, waren vergeblich gewesen. Das spanische Volk hatte, seines Regenten-

hauses beraubt, von einem Theil seiner Großen verlassen, ohne regelmäßige Regierung, ohne Vorbereitung zum Kampfe, den ihm von dem Eroberer hingeworfenen Fehdehandschuh furchtlos aufgehoben, und seinem militairischen und politischen Genie eine unbeugsame Kraft des Willens und Charakters entgegengesetzt. Allerdings war dieser Widerstand, wie immer wo er von Erfolg sein soll, von manchen äußeren Umständen, der natürlichen Beschaffenheit des Landes, einem englischen Heere, der Schilderhebung Oesterreichs 1809, dem Unglück der Franzosen in Rußland 1812, begünstigt worden, die Hauptsache war aber immer die Tapferkeit und Begeisterung der spanischen Nation und ihr zum Aeußersten entschlossener Sinn gewesen. Wäre Napoleon nach der Besiegung Oesterreichs, anstatt sich in dem Besitz seiner zweiten Gemalin eine Zeit lang zu vergessen, und den Krieg durch seine Unterfeldherren führen zu lassen, selbst wieder in Spanien erschienen, so würde das heldenmüthige Volk vielleicht unterlegen sein. Aber der Ruhm seiner Anstrengungen hätte in der Geschichte eben so hell geleuchtet, und auch die Früchte davon würden für Spanien wie für Europa, sobald die Zeit der unausbleiblichen Abrechnung mit dem großen Despoten gekommen, nicht verloren gewesen sein.

Die Spanier waren zu dem Kampfe gegen die Franzosen einzig von ihrem Volksgefühl, ohne weitere Betrachtung über ihre innere Lage und die Ursachen des Verfalles ihrer Macht, fortgerissen worden. Sie hatten durch die Art, wie Napoleon sich ihrer Königsfamilie bemächtigt und dieselbe zur Abtretung ihrer Rechte an seinen Bruder gezwungen, durch die Täuschung und Willkür, mit der von ihm schon vorher die Besetzung und Entwaffnung des Landes versucht worden, sich in ihrer persönlichen Ehre und Würde verletzt und zu dem Entschlusse getrieben gefühlt, dieselbe um jeden Preis zu bewahren. Napoleon selbst drückt dies bezeichnend aus, indem er in St. Helena bei Erwähnung dieses Krieges sagt: „Das spanische Volk hat mir wie ein Mann von Herz widerstanden!“ — Die Erhebung der Massen in Spanien gegen Napoleon war rein national ohne Beimischung politischer Motive gewesen. Das Selbstgefühl des Volkes war von dem Anspruch eines fremden Herrschers, die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes mit Gewalt und nach eigenem Ermessen zu entscheiden, empört worden. Die große Mehrheit der Nation fragte nicht, ob der neue König und die Verfassung, welche Napoleon Spanien geben wollte, nicht besser als der bisherige Träger der Krone und dessen Regierungsweise

wäre. Daß diese Veränderung in ihren Zuständen von einem Eroberer und dem Auslande kommen sollte, reichte, selbst abgesehen von Napoleon's Verhalten gegen die königliche Familie, zur Verwerfung seiner Anerbietungen hin.

Eine zahlreiche Partei in der Nation hatte jedoch den Kampf gegen den auswärtigen Feind zugleich zu einer Regeneration im Innern benutzen wollen. Die aufgeklärten Klassen waren des monarchischen und theokratischen Despotismus, unter welchem Spanien so tief herabgekommen, schon seit längerer Zeit überdrüssig geworden. Obgleich die Franzosen zur Zeit des Konvents mit den Spaniern, wie mit fast allen ihren Nachbarn, in Krieg verwickelt worden, so hatten sich gleichwohl manche Ideen der Revolution, wenn auch langsam und nur in den höheren Volksschichten, auch in Spanien verbreitet. Die Entfernung des alten Königshauses, der Aufschwung, den der große Kampf gegen die fremden Unterdrücker hervorgebracht, das Gefühl der vielen bestehenden Mißbräuche und Uebelstände, die Schwierigkeit und Unzulänglichkeit der Einführung partieller Reformen hatten endlich zu der Errichtung eines von dem früheren ganz verschiedenen Systems, zu der Konstitution der Kortes von Kadix, geführt. In diesem neuen Grundgesetz war zwar die monarchische Regierungsform beibehalten, ihr aber wegen der mittelmäßigen Könige, die Spanien seit so langer Zeit gehabt, sehr enge Grenzen in der Ausübung ihrer Gewalt gesetzt worden. Der Adel blieb zwar, was seine Namen und Titel betrifft, bestehen, verlor aber seine früheren Rechte, und die spanische Kirche büßte durch die Entziehung des Zehnten und die Beschlagnahme der geistlichen Güter ihre äußere Selbstständigkeit ein. Da das Gefühl der nationalen Unabhängigkeit, das die Erhebung der Spanier gegen Napoleon hervorgerufen, von keinem tiefen Drange nach einer politischen Wiedergeburt begleitet war, so hatte die in Kadix gegebene Verfassung unter ihnen keine Wurzeln schlagen können. Die Nation ließ sich dieselbe gefallen, da sie von der einzigen allgemein anerkannten Autorität, den Kortes, ausgegangen war, wuchs aber nicht mit ihr zusammen. Die Theilnahme und Begeisterung der Massen war einzig auf den Kampf gerichtet, und dieselben blieben für Verbesserungen der öffentlichen Einrichtungen unempfänglich. Außerdem hatte aber die Aufhebung der Privilegien des Adels und der Geistlichkeit in der Mehrheit dieser beiden Stände gegen die neue Ordnung der Dinge eine große Abneigung erregt, die, so lange der Krieg dauerte, sich nicht geltend machen konnte,

nach dessen Beendigung aber zum Ausbruch kommen mußte. Es fehlte in Spanien an einem Tiersetat, der, wie 1789 in Frankreich, die bevorrechteten Klassen von ihrer Höhe hinabzusteigen gezwungen, und das Volk zu sich emporgezogen hätte. Was davon in Spanien vorhanden, war zu schwach, stand zu vereinzelt da, obgleich die dem französischen Tiersetat ähnlichen Klassen in der spanischen Nation sich, wie die Konstitution der Kortes beweist, ebenfalls eine politische Regeneration ihres Landes zur Aufgabe gesetzt hatten.

Unter solchen Umständen mußte Alles von den Entschließungen des rechtmäßigen Königs, im Falle seiner Wiedereinsetzung, abhängen. Die Ausgleichung zwischen dem Alten und Neuen, zwischen den entgegengesetzten Meinungen und Parteien war ihm vorbehalten. Die Massen hatten sich allerdings nicht für die Erhaltung der monarchischen Allgewalt, sondern für die Vertheidigung der nationalen Unabhängigkeit erhoben. Aber der Kampf gegen die Franzosen war immer im Namen Ferdinand VII geführt, und derselbe als das Symbol des alten Spaniens hingestellt worden. Die neue Verfassung konnte deshalb ohne seine Anerkennung auf keine Dauer rechnen. Der von Napoleon eingesetzte König Joseph hätte sich eher an eine beschränkte Gewalt gewöhnen können, da er keine erblichen Rechte besaß. Derselbe war aber von der Partei, welche die Konstitution von Kadix erlassen, eben so leidenschaftlich wie von den Anhängern der alten Zustände bekämpft worden. Da nun in Spanien kein tiefes und allgemeines Bedürfniß nach einer politischen und socialen Reform vorhanden war, so schwebten die neuen Institutionen, so zu sagen, in der Luft, und ermangelten im Volksbewußtsein eines festen Bodens. Die Verfassung der Kortes hatte eine Fraktion des hohen Adels, fast den gesammten Mittelstand, die Beamten, Kaufleute, viele Generale und Officiere, überhaupt einen großen Theil der Armee für sich. Ihr entgegengesetzt waren aber die Ueberreste des alten Hofadels, die Mehrheit des zahlreichen niederen Adels, beinahe die ganze Geistlichkeit, besonders die Mönche. Das eigentliche Volk war den neuen Einrichtungen fremd geblieben, und es stand zu befürchten, daß es sich, aus Anhänglichkeit an seine alten Gewohnheiten, von den Feinden der neuen Ordnung der Dinge gegen diese werde brauchen lassen.

Die konstitutionelle Partei hatte, bei den von ihr getroffenen Einrichtungen, sich über die damals in der spanischen Nation herrschende Stimmung geirrt. Daß die Bessergesinnten und Aufgeklärteren, bei

Vergegenwärtigung des tiefen Verfalles der mittelalterthümlichen Institutionen, die Durchführung einer großen Reform anstrebten, war natürlich und recht, nur hätten sie dieselbe auf eine mit den Sitten und Ueberlieferungen des spanischen Volkes mehr übereinstimmende Grundlage stellen sollen.

In einer solchen Lage der Dinge geschah es, daß Napoleon nach der Niederlage seines Heeres bei Vittoria (21. Juni 1813) und Wellington's Uebergange über die Bidassoa (7. Oktober 1813) zu der Ueberzeugung gezwungen wurde, daß Spanien für ihn und sein Haus verloren war. Sein Bruder Joseph wurde ohne Schwierigkeit zur Entsagung auf ein Reich veranlaßt, das ihm nicht mehr gehörte, und in welchem er, selbst in einer für ihn glücklicheren Zeit, nur mit französischer Hülfe ein immer bedrohtes Dasein geführt hatte. Napoleon schloß hierauf mit dem von ihm gefangen gehaltenen Könige Ferdinand VII den Vertrag von Valençay (11. December 1813) ab, nach welchem letzterer in seine Rechte wiedereingesetzt werden, aber mit Frankreich Frieden und Freundschaft eingehen sollte. Dieser Vertrag bedurfte jedoch zu seiner Gültigkeit der Bestätigung von Seiten der Kortes und der Vollziehung der von ihnen eingesetzten Regentschaft.

Es war nicht möglich, daß die Kortes einen Vertrag anerkannten, der ihren siegreichen Waffen in einem Augenblick einen plötzlichen Stillstand auferlegte, wo sie dieselben nach Frankreich hinüber zu tragen im Begriff waren. Es wäre dies außerdem eine Verletzung der Verpflichtungen gewesen, die sie zu den übrigen gegen Napoleon verbündeten Mächten eingegangen waren. Wellington, der die vereinigten englischen, spanischen und portugiesischen Streitkräfte befehligte, würde sich in keinem Falle an eine solche Uebereinkunft gekehrt haben, und in Frankreich eingedrungen sein. Die Regentschaft an deren Spitze sich der Kardinal von Bourbon, ein Oheim Ferdinand VII. befand, beantwortete demnach die Mittheilung des in Valençay abgeschlossenen Vertrages in ausweichender Weise und befahl die Fortsetzung des Krieges, und die Kortes erließen am 2 Februar (1814) ein Dekret des Inhalts, daß dem Könige erst dann zu gehorchen, und er als in seine Rechte wieder eingesetzt zu betrachten sei, wenn er die Konstitution, wie dies ein Artikel derselben ausdrücklich besagte, beschworen haben würde. Da dies nur in Spanien und in Gegenwart der Kortes geschehen konnte, so wäre die Wiederherstellung Ferdinand VII in seine Gewalt, selbst

wenn er von Napoleon alsbald frei gelassen wurde, bis zu seiner Ankunft in Madrid suspendirt gewesen.

Auf diese Art wurde Ferdinand's Befreiung und Ankunft auf dem spanischen Boden bis in den Monat März (1814) verzögert. Er empfand die Verwerfung des Vertrages von Valençay und besonders die Bedingung, von welcher die Kortes die Anerkennung seiner Rechte abhängig gemacht hatten, sehr übel. Dieser Fürst, damals dreißig Jahre alt, war nach der Sitte seines Hauses, in halb höfischer, halb klösterlicher Weise erzogen worden. Obgleich nicht ohne natürliche Anlagen hatte er sich, in Folge seiner vernachlässigten Bildung, wenig von den einem Könige nöthigen Kenntnissen angeeignet. Sein Charakter hatte früh eine schiefe Richtung genommen. Zuerst durch den Druck, dem er in seiner eigenen Familie ausgesetzt gewesen, erbittert, dann durch den Verlust der Krone und seine Gefangenschaft verdüstert, war er mehr für Eingebungen des Mißtrauens und Hasses als der Zuneigung und Dankbarkeit empfänglich geworden.

Ferdinand VII besaß keine natürliche Würde der Gesinnung und hatte sich in seinem Unglück sehr kleinmüthig gezeigt. Das Vergessen seiner Selbst war so weit gegangen, daß er während seiner Gefangenschaft Napoleon, ohne Nothwendigkeit und Zwang, wie aus eigener Bewegung schmeichelte, dessen Namensfest feierlich beging, und bei solcher Gelegenheit sein Schloß erleuchtete, und sogar den der widerechtlich in seine Stelle getreten, Joseph Bonaparte, um Ertheilung eines von diesem gestifteten Ordens bat. Seine Verstellung, ein in ihm besonders hervortretender Zug, war so groß, daß er noch nach Abschließung des Vertrages von Valençay Napoleon den Wunsch nach einer Verbindung mit einer Prinzessin aus dessen Familie zu erkennen gab. Zugleich war er, aus Gewohnheit und Selbstsucht, den Grundsätzen einer unumschränkten Gewalt treu geblieben, und schien die Ueberzeugung zu hegen, daß es besser sei, die Welt der Verwesung als der Freiheit zu überliefern.

Ferdinand zeigte bei dem Anblick der lang entbehrten Heimath weder Rührung noch Begeisterung, und betrachtete mit kaltem Blick die Trümmer von Saragossa, wo in seinem Namen mit solchem Heldenmuthe gefochten worden war. Er begab sich nicht sogleich nach Madrid, da er weder die dort versammelten Kortes anerkennen noch schon damals mit ihnen brechen wollte. Er durchzog langsam Katalonien und schlug den Sitz seiner Regierung vorläufig in Valencia auf. Die den

König zunächst umgebenden Personen: der Herzog von Infantado, der General Eguia, die Geistlichen Escoiquiz und Ostolozza waren durch ihre Abneigung gegen die neuen Einrichtungen bekannt, und zogen alle Gleichgesinnten heran.

Der General Elio, der den Oberbefehl im Königreich Valencia führte, hatte schon zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges, wo es in Spanien selbst dem Namen nach keine andere oberste Gewalt als die der Kortes gab, im Geheimen der Konstitution entgegengearbeitet, und seine Truppen gegen alle Neuerungen einzunehmen gewußt. Elio war ein finsterer und beschränkter Eiferer, der für sein Vaterland kein Heil als in der Wiederherstellung der Inquisition und des Absolutismus sah. Diese Gesinnung ward doppelt verwerflich durch die vielen Grausamkeiten, mit der er sie später bethätigte, und rechtfertigte das tragische Ende, dem er zuletzt erliegen sollte. Aus allen Theilen des Landes strömten jetzt die mit der neuen Ordnung der Dinge Unzufriedenen in Valencia zusammen. Das niedere Volk von der Geistlichkeit bearbeitet und durch Spenden gewonnen, rief in Uebereinstimmung mit den Soldaten, so oft sich Ferdinand zeigte: „Es lebe der unumschränkte König!“ Dieser nahm alle Aeußerungen der Art mit sichtbarem Wohlgefallen auf, zögerte aber noch immer mit einer entschiedenen Erklärung.

Durch die am Hofe in Valencia herrschende Gesinnung ermuthigt, vereinigten sich 69 Mitglieder der Kortes, die in der Folge den Spottnamen der „Perser“ erhalten haben, zu einer feierlichen Erklärung an den König, in welcher gegen die Grundsätze der von den Kortes eingeführten Verfassung, gegen die von ihnen gegebenen Gesetze und Verordnungen, Verwahrung eingelegt, selbst das Verdienst der Vertheidigung Spaniens den Konstitutionellen abgesprochen, und zur Wiederherstellung der früheren Zustände aufgefordert wurde. Diese Schrift war von Mozo Rosales, später zum Marquis von Mataflorida ernannt, abgefaßt worden und wurde dem Könige an einem Hoftage in Valencia, mit vielem Gepränge und unter großen Beweisen der Ergebenheit, von den meisten Unterzeichnern derselben persönlich überreicht. Die anwesenden Generale und höheren Officiere sprachen sich in demselben Sinne aus.

Jetzt wagte es Ferdinand die Maske fallen zu lassen. Am 4. Mai (1814) erschien ein königliches Manifest, in welchem, nach einer kurzen Uebersicht über die in Spanien seit dem Jahre 1808 vorgefallenen Ereignisse, das Zusammentreten der Kortes und die von ihnen er-

lassene Konstitution als ein Eingriff in die Rechte des Königthums und der Kirche hingestellt, und für unverbindlich und aufgehoben erklärt wurde. Der König glaubte jedoch, indem er eine Verfassung verwarf, die er während seiner Gefangenschaft selbst gut geheißen, und zu deren Vollendung er durch geheime Sendungen aufgemuntert hatte, nicht offen den Despotismus proklamiren zu können. Er griff in die Vergangenheit zurück, und versprach eine Berufung der mittelalterthümlichen Kortes, der sogenannten Prokuratoren von Spanien und Indien, zu der alsbald Anstalten getroffen werden sollten. Auch die Preßfreiheit ward unter gewissen Beschränkungen gegen Mißbrauch verheißen. Eine väterliche Regierung, eine Berücksichtigung der Rechte Aller ward angekündigt, um das Gewaltsame und Gehässige der Maßregel zu mildern. Von allen diesen Versprechungen ward nicht nur nichts erfüllt, sondern das äußerste Gegentheil gethan.

Zu gleicher Zeit waren ganz im Geheimen nach Madrid Verhaftsbefehle gegen die Mitglieder der Regentschaft, des Ministeriums, der Kortes erlassen worden. Die unter dem Einfluß des Hofes stehenden Blätter bereiteten durch Verläumdungen gegen die Vertreter der Nation und Lästerungen der Verfassung auf die zu erwartende Katastrophe vor.

Von Elio's Truppen begleitet, brach Ferdinand gegen Madrid auf. Die Kortes, die sich auf die früheren Verheißungen des Königs, auf ihre Verdienste um die Vertheidigung seiner Krone, auf die ihnen ergebenen Generale verließen, hatten keine Maßregeln zu ihrer Sicherstellung getroffen. Sie wollten anfänglich den gegen sie in Valencia gefaßten Beschlüssen keinen Glauben schenken, wurden aber bald von deren Wahrheit überzeugt, als der Kardinal, Präsident der Regentschaft und der Staatssekretair derselben, die dem Könige auf halbem Wege entgegen gegangen, von ihm sogleich in die Verbannung geschickt, und die sie begleitende Deputation abgewiesen wurde. Am 11. Mai zog Eguia mit der Vorhut des königlichen Heeres in Madrid ein. In der darauf folgenden Nacht wurden die Minister und die hervortretendsten Mitglieder der Kortes in ihren Wohnungen verhaftet und in die Kerker geschleppt. Die wenigen der Konstitution bisher treu gebliebenen Truppen unter dem General Villacampa leisteten keinen Widerstand. Als Ferdinand in Aranjuez, einem seiner Lustschlösser ankam, kannte die Begeisterung des Volkes für ihn keine Grenzen. Sein Wagen wurde bis Madrid von Menschenhänden gezogen. In der Haupt-

stadt wurde er von der Menge ebenfalls mit stürmischem Beifall aufgenommen. Daß er die Einberufung der alten Kortes angekündigt, ließ Viele die eigenmächtige Aufhebung der bisher bestandenen Verfassung übersehen. Die Erinnerung an die Vergangenheit heraufzubeschwören, indem man die Rechte der Gegenwart verletzt, ist ein den Machthabern unter solchen Umständen gewöhnlicher Kunstgriff, der aber nicht lange unentdeckt bleiben kann.

Jetzt trat in Spanien eine Epoche des Rückschrittes in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und der Verfolgung der verdienstvollsten und ausgezeichnetsten Persönlichkeiten ein, wie sonst nicht leicht gesehen worden, und dauerte ohne Unterbrechung mehre Jahre hindurch mit immer zunehmender Willkühr und Grausamkeit fort. An die Erneuerung der alten Kortes dachte Ferdinand eben so wenig wie an die Wiederherstellung der eben aufgehobenen. Er regierte ausschließend nach persönlichem Belieben und den Eingebungen seiner nächsten Umgebung. Selbst die von ihm ernannten Minister fragte er, ausgenommen den Kriegsminister Eguia, der zu seinen besonderen Vertrauten gehörte, selten um ihre Meinung, sondern überließ ihnen nur die Ausführung der vom Hofe gefaßten Beschlüsse. Der König war, obgleich von der Absicht geleitet, die Zustände in Spanien, so viel als irgend möglich auf die Zeit Philipp II zurückzuführen, unfähig, die dazu nöthigen Maßregeln selbst anzugeben. Weder an Nachdenken noch Arbeitsamkeit gewöhnt, bediente er sich des Rathes eines kleinen Kreises von Höflingen und Geistlichen, in den, je nach den Launen des Monarchen, zuweilen Personen von der niedrigsten Herkunft und Stellung eintraten, und von ihm rasch erhoben, zuweilen aber eben so rasch wieder gestürzt wurden. Diese nächste Umgebung Ferdinand's bekam von ihren Gegnern den Namen der „Kamarilla“ und von da gingen die leitenden Ideen bei der Regierung und die Entscheidung in allen wichtigen Fällen aus. Das System gehörte der Kamarilla an. Ferdinand beschäftigte sich mehr mit den Personen als der Sache selbst.

Eine Menge von Verordnungen erschien in rascher Folge, um die von den Kortes eingeführte Ordnung der Dinge bis auf die letzte Spur auszutilgen. Alle fremden Zeitungen wurden verboten und eine strenge Büchercensur eingeführt. Dies konnte erwartet werden und bestand auch anderswo unter besseren Regierungen. Die Wiederherstellung der Mönchsorden, und die Zurückgabe ihrer eingezogenen oder verkauften Güter überraschte nicht, obgleich dabei gegen die un-

glücklichen, in ihrem Recht befindlichen Käufer mit der äußersten Härte verfahren, ihnen nicht allein das in gutem Glauben Erworbene genommen, sondern den Vermögenderen unter ihnen noch besondere Geldbußen auferlegt wurden. Selbst die Verbannung in Masse aller Derer, welche von Joseph Bonaparte Beamten- und Officierstellen angenommen oder sich in deren Besitz von ihm hatten bestätigen lassen, obgleich an und für sich eine grausame Maßregel, ward bei der gegen Napoleon und seine Familie herrschenden Abneigung übersehen. Was aber überraschte und selbst an den am meisten monarchisch gesinnten Höfen, mit Ausnahme in Rom, Befremdung und Unwillen erregte, war die Wiedereinführung der Inquisition mit ihrem Gefolge von Geistesdruck, Arglist und Angeberei.

Obgleich die Konstitution der Kortes nicht mit dem Charakter und dem von der spanischen Nation erreichten Kulturgrade übereinstimmte, und, so wie sie war, nach Beendigung des Krieges nicht fortdauern konnte, so waren durch sie wesentliche Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt worden, die von jeder einen vernünftigen Staatszweck verfolgenden Regierung hätten beachtet werden sollen. Das Gerichtswesen, die Proceßordnung, namentlich die Kriminaljustiz hatten durchgreifende Reformen erfahren. Nach Ferdinand VII Rückkehr wurden die alten Mißbräuche, die Willkühr und Härte, selbst die Folter wiederhergestellt. Die Kortes hatten die früheren Regierungsmonopole, und die einzelnen Korporationen zum großen Nachtheil des Ganzen verliehenen Privilegien aufgehoben, und eine bessere Vertheilung der Abgaben, nach Maßgabe des Besitzes und Erwerbes, eingeführt. Der wiedereingesetzte Absolutismus rief das ganze ungerechte, verworrene, der Krone und dem Volke gleich schädliche System von Monopolen und Privilegien zurück. Selbst das den Ackerbau in hohem Grade beeinträchtigende Recht der Merinosbesitzer, ihre Heerden gegen eine Abgabe an die Regierung, bei den Wanderungen durch die Provinzen, überall weiden lassen zu können, ward erneuert. Anstatt sich mit den losgerissenen Kolonien in Südamerika durch zeitgemäße Zugeständnisse auszusöhnen, was wenigstens bei einigen derselben damals noch möglich gewesen wäre, wurden sie mit Wiederherstellung der früheren Einrichtungen und gewaltsamer Unterjochung bedroht, und dadurch zum äußersten Widerstande entflammt. Bei der größten Armuth des Schatzes, einer ungeheuern Schuldenlast, der Unmöglichkeit die Staatsgläubiger zu befriedigen, die Beamten und

das Heer zu bezahlen, wurden dennoch kostspielige Vorbereitungen zur Unterwerfung der Kolonien gemacht, deren Vergeblichkeit vorauszusehen war.

Noch übler, als die Zurücknahme aller unter den Kortes eingeführten Verbesserungen und die allgemeine Verwerflichkeit des von der Regierung angenommenen Systems, wirkte die Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, mit welcher der wiederhergestellte Absolutismus die begabtesten und edelsten Männer behandelte, durch deren Treue und Muth Spanien vor der Unterjochung durch die Franzosen bewahrt und dem Könige Ferdinand die Krone erhalten worden war. Der Charakter der Nation ward dadurch, wenigstens in deren beiden Extremen, den Großen und der niederen Menge, verderbt, was sich besonders bei der treulosen und grausamen Führung der später eintretenden inneren Kämpfe zeigen sollte. Kein Verdienst um die Vertheidigung des Landes und Verherrlichung des spanischen Namens war groß genug, um die in den Augen Ferdinand VII und seiner Umgebungen schwerste Schuld, die Anhänglichkeit an die Konstitution und die Kortes, vergessen zu machen, und im Falle solchen Verdachtes vor der härtesten Verfolgung zu schützen.

Weder Alter noch Rang noch geleistete Dienste konnten die Freunde der Freiheit vor den äußersten Mißhandlungen bewahren. Der tapfere siebenzigjährige General O'Donoju, Alava, der Adjutant Wellington's gewesen und im Befreiungskriege einen Arm verloren hatte, Calvo de Rosas, der nächst Palafox am meisten zur Vertheidigung von Saragossa beigetragen, Arguelles der erste Redner Spaniens und von seinen Verehrern der „Göttliche" genannt, die Dichter Martinez de la Rosa, Quintana und Galego und unzählige andere weniger bekannten Namens, Kortesmitglieder, ehemalige Minister und Staatsräthe, Mitglieder der Junten, die das Volk zuerst zum Kampfe gegen die Franzosen begeistert hatten, Officiere, freisinnige Geistliche schmachteten in den Kerkern der Inquisition, oder in den unterirdischen Gewölben der afrikanischen Festung Ceuta, oder mußten wie die niedrigsten Verbrecher in den Häfen von Kadix, Malaga und Corunna Zwangsarbeit verrichten.

Die Regierung Ferdinand VII ist eine der befremdendsten und abstoßendsten Erscheinungen der neueren Geschichte. Unter allen von Napoleon gestürzten oder besiegten Fürsten hatte er die größten Verpflichtungen gegen sein Volk. Und wie hat er sich derselben zu ent-

ledigen gesucht? — Durch die Einkerkerung oder Hinrichtung der treusten Söhne seines Landes. — Welcher Unterschied zwischen den Zweigen desselben Stammes, den französischen und spanischen Bourbonen! — Ludwig XVIII, dem die Revolution Bruder, Schwester, Neffen und Schwägerin geraubt, benutzt die Wiedereinsetzung in seine Rechte dazu, um Frankreich eine freisinnigere Verfassung als es vorher je besessen, zu verleihen, und Ferdinand, dem sein Volk eine Hingebung ohne Gleichen bewiesen, tritt nach seiner Rückkehr als dessen schlimmster Feind auf, erdrückt alle Keime der Freiheit und des Glückes. Aber freilich war dieser König, so verderblich und unwürdig auch sein Thun gewesen, nicht der einzige Schuldige in seinem Lande. Ein bedeutender Theil der Nation war von derselben Verblendung und Entsittlichung, demselben Hange zur Willkühr und Grausamkeit wie er selbst erfüllt. Dies ist auch der Grund warum ein solches System so lange dauern konnte.

Ungeachtet des Schreckens, den diese Tyrannei erregte, fühlte sich dieselbe doch nie vollkommen sicher, und war es in der That auch nicht. Da wo es unmöglich erschien, ihr offen zu begegnen, bildeten sich geheime Gesellschaften, die ihre Formen der aus Frankreich nach Spanien gekommenen Freimaurerei entlehnten und sich überall ausbreiteten. Die durch die Inquisition seit Jahrhunderten an die Wirkung einer verborgenen Macht und an mysteriöse Symbole gewöhnte Natur des Spaniers war für eine solche Propaganda besonders empfänglich. Personen aus allen Klassen traten in diese geheimen Gesellschaften ein, die, im Vergleich zu ihrer Zahl, selten Verräther enthielten. Aber auch an einem offenen Widerstande gegen die bestehende Gewaltherrschaft fehlte es nicht. Nur mißlangen mehre Jahre hindurch alle Versuche der Art und endigten mit dem Untergange ihrer Urheber. Die natürliche Zähigkeit und Unerschrockenheit des Nationalcharakters ließ sich aber nicht leicht entmuthigen. Die Gefahr, anstatt abzustoßen, lockte nicht blos die Jugend, sondern oft selbst Erfahrene und Bejahrte in ihren verhängnißvollen Kreis hinein. Der Liberalismus war in Spanien, zumal in jenen ersten Jahren nach Ferdinand's Rückkehr mehr eine Sache der Humanität und Gerechtigkeit als fanatischen Parteitreibens oder individuellen Ehrgeizes. Die Besseren und Aufgeklärteren wollten den in Tyrannei ausartenden Absolutismus stürzen, nicht um eine politische Form an die Stelle einer anderen zu setzen, und sich selbst an die Spitze zu bringen, sondern um dem Heere

von Uebeln abzuhelfen, die von der unumschränkten Gewalt eines Königs von Ferdinand's Art unzertrennlich erschienen. Daß man immer wieder auf die verfehlte Konstitution der Kortes von Kadix zurückkam, lag in der Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit gegenseitigen Zugeständnissen zwischen dem mönchisch-soldatischen Despotismus der spanischen Absolutisten und der durch dieses Extrem ebenfalls auf die Spitze getriebenen abstrakt-demokratischen Richtung der Konstitutionellen in diesem Lande. Letztere glaubten, einem Könige wie Ferdinand VII gegenüber, die monarchische Regierungsform, ohne sie deshalb ganz aufzuheben, nicht genug beschränken zu können.

Lange Zeit hindurch widerstand Ferdinand, mit Hülfe des von der Geistlichkeit auf die Massen geübten Einflusses, allen Versuchen, seinem rücksichtslos vorschreitenden Despotismus einen Damm entgegenzusetzen. Er war in den Augen der Mehrheit des Landvolkes und der niederen Klassen in den Städten noch immer der Fürst, der lange von Napoleon's Ehrgeize gelitten, und in dessen Namen sich Spanien erhoben hatte. Die Menge fühlte die übeln Folgen des herrschenden Systems weniger als die höheren und mittleren Klassen, und was sie davon empfand schrieb sie auf Rechnung der Günstlinge und Rathgeber des jungen Königs, und legte diesem überhaupt keine Verantwortlichkeit gegen die Nation bei. Die einzelnen gewaltsamen Erhebungen gegen die Regierung wurden von Generalen unternommen, die sich im Kriege gegen die Franzosen hervorgethan, aber immer nur in einer gewissen Provinz und fast nur unter den Soldaten Anhang besaßen. Sie waren meist nach wiederhergestelltem Frieden entweder des Kommando's enthoben worden, oder befanden sich in untergeordneter Stellung. Der Widerstand, den sie versuchten, ging von keinem gemeinsamen Mittelpunkte aus, und brach in dem einen Landestheile plötzlich aus, ohne daß die Gleichgesinnten in dem benachbarten darauf vorbereitet gewesen wären. Alles geschah zu spät oder zu früh, stück- und ruckweise, ohne übereinstimmenden Plan, und was das Grundübel in Spanien war und lange bleiben sollte, ohne klar erkanntes Ziel. Es waren aus den Kämpfen der letzten Jahre viele ausgezeichnete Personen, aber kein Mann von Alles überragendem Namen und Alles mit sich fortreißender Popularität hervorgegangen. Auch ist es ein eigenthümliches Kennzeichen der inneren Bewegungen in Spanien, besonders im Gegensatz zu der französischen Revolution, daß dort Ausdauer, Unerschrockenheit, tiefe Anhänglichkeit an die einmal gewonnenen Ueberzeugungen, häufi-

ger als überlegene Einsicht, umfassende Anschauungsweise und Geschicklichkeit in der Wahl der Mittel, daß überhaupt mehr der Charakter als das Talent hervortrat. In Spanien war, obgleich es seit lange ein großes Reich bildete, Alles decentralisirt geblieben. Provinzen, Stände, Korporationen hatten sich von jeher in abgesonderten Kreisen bewegt. Hierzu kam der lange Geistesdruck und die Schwierigkeit sich ein klares und durchdringendes Urtheil zu erwerben. In jeder einzelnen Sphäre des spanischen Lebens war, wie der Unabhängigkeitskrieg gegen die Franzosen beweist, vielleicht mehr Kraft als anderswo vorhanden, aber es gab keinen Brennpunkt, auf dem die einzelnen Strahlen zusammen geflossen wären. Von diesem Mangel an innerer Uebereinstimmung und äußerer Durchdringung, wie in Spanien, war schon im alten Frankreich das äußerste Gegentheil vorhanden. Hier strömten alle einzelnen Kräfte einer gemeinsamen Wirkung zu, und daraus kann großentheils der außerordentliche Einfluß Frankreichs auf die übrige Welt hergeleitet werden. Es fehlte dem spanischen Volke, ungeachtet seiner reichen individuellen Begabung, bei den das Dasein des Ganzen überall trennenden und durchschneidenden Unterschieden, an der Freiheit des Blickes und Weite des Horizontes, ohne die sich, wenigstens in Bezug auf Politik und Krieg, keine außerordentlichen Talente entwickeln und zeigen können.

In allen Provinzen floß das Blut Derer, die es wagten, sich der herrschenden Tyrannei offen entgegenzusetzen, oder in geheimen Gesellschaften sich mit den Mitteln, von derselben frei zu werden beschäftigten, und entdeckt wurden. Die erste bedeutende Bewegung fand schon im Spätjahre 1814 in Kadix statt. Die Verschworenen versuchten es das dort zur Einschiffung nach Südamerika bestimmte Heer für ihre Pläne zu gewinnen. Bei vielen Officieren und Soldaten gelang es. Selbst der die Expedition kommandirende General Morillo war davon unterrichtet und schien zum Beitritt geneigt, als er, an dem Gelingen zweifelnd, sich nicht nur plötzlich gegen die Unternehmung erklärte, sondern auch den Hof von deren Dasein in Kenntniß setzte. Der Admiral Villavicencio, ein persönlicher Günstling des Königs Ferdinand, ward mit unumschränkten Vollmachten nach Kadix gesandt. Er wußte, mit Hülfe der Mönche, sich des Beistandes der niederen Klassen der Bevölkerung zu versichern. Die Verschworenen, meist aus entlassenen Officieren und Soldaten bestehend und mit der Bürgerschaft einverstanden, hofften die wenig zahlreiche Besatzung überwältigen zu können.

Als sie aber den Angriff auf die Truppen begannen, wurden sie, unerwarteter Weise, auf allen Seiten von den bewaffneten Hafenarbeitern und herbeigezogenem Landvolke umringt und überwältigt. Nicht blos die Theilnehmer am Aufstande wurden mit dem Tode bestraft, sondern auch eine Menge Bürger in ihren Untergang verwickelt.

Lange blieben alle Versuche der Art vergeblich. Mina, einer der berühmtesten und tapfersten Guerillaführer, erhob in seiner Heimath, Navarra, wo er Generalkapitain gewesen, die Fahne des Aufstandes und wollte in Pampelona die Konstitution von Kadix proklamiren. Der Anschlag ward vereitelt, und Mina zur Flucht nach Frankreich gezwungen.

Der General Diaz Porlier hatte sich den Franzosen während des Krieges furchtbar gemacht, und mehrmals mit geringen Mitteln große Erfolge davon getragen. Obgleich von Ferdinand VII anfangs ehrenvoll aufgenommen, konnte er seine Unzufriedenheit mit dessen Regierung nicht verbergen, ward verdächtig, entlassen und zuletzt sogar verhaftet. Von seinem Gefängniß in Corunna aus wußte er die Besatzung für seine Meinung zu gewinnen und zur Annahme der Konstitution zu bewegen. Aber in Begriff auf St. Jago de Compostella zu ziehen wurde er durch ein unter seinen eigenen Leuten entstandenes Komplot dem Gouverneur der Provinz Galicien überliefert, und nach kurzem Verhör mit dem Strange hingerichtet (3 Oktober 1815). Unter den vielen Opfern jener Zeit hat Porlier durch seinen hoch gestimmten Charakter und seine patriotische Gesinnung den größten Ruf zurückgelassen. Von den zweihundert bei seinem Aufstande betheiligten Officieren und Soldaten wurden elf durch den Rücken erschossen, die übrigen eingekerkert. Seine Gattin, aus einer der ersten asturischen Familien, obgleich ohne Kenntniß von seinem Unternehmen, ward ihres Vermögens beraubt und in ein Kloster der strengsten Buße eingesperrt.

In Madrid selbst, in der unmittelbaren Nähe des Hofes, berathschlagten in geheimen Versammlungen, unter Vorsitz des Generals Lacy, die Anhänger der Verfassung von 1812 über die Mittel zu deren Wiederherstellung. Heinrich O'Donell Graf von Abisbal, der älteste von drei im spanischen Heere dienenden Brüdern dieses Namens, war während des Befreiungskrieges mit Lacy zerfallen, und seitdem sein persönlicher Gegner geblieben, obgleich sie sich in ihren politischen Meinungen begegneten. O'Donell, übrigens ein schwankender und ehrgeiziger Charakter, wie die Zukunft bewiesen hat, glaubte damals, daß es

nothwendig wäre sich in der Gunst des Hofes zu behaupten, um, wenn die rechte Stunde schlagen würde, in der Lage zu sein, der Sache der Freiheit dienen zu können. Er war deshalb seiner eigenen Partei verdächtig geworden. Endlich versöhnte er sich mit Lacy, und ließ sich von demselben in den geheimen Bund aufnehmen, verschob aber die Ausführung seiner Pläne auf eine günstigere Zeit.

Lacy, weniger vorsichtig und berechnend, glaubte den Augenblick zu einer allgemeinen Erhebung der Liberalen gegen die Mißbräuche des Absolutismus geeignet. Er begab sich nach Katalonien, unter dem Vorwande die Bäder von Caldeta brauchen zu müssen. In dieser Provinz, wo er lange mit Erfolg gegen die Franzosen gefochten hatte, stand er als Mensch und Krieger im größten Ansehen. Es gelang ihm eine bedeutende Anzahl Officiere, unter ihnen den ausgezeichneten General Milans, für seine Meinung zu gewinnen. Selbst unter den Unterofficieren und Soldaten fing die traurige Lage des Landes besprochen zu werden an. Lacy hoffte sich Barcelona's bemächtigen und von dort aus Spanien befreien zu können, als sein Anschlag verrathen und die noch im Entstehen begriffene Verschwörung erdrückt wurde. Milans gelang es unter unsäglichen Mühen und Gefahren in das Ausland zu entkommen. Lacy, dem die Gicht eine rasche Bewegung unmöglich machte, wurde bei seiner Flucht in der Hütte eines Bauern entdeckt, einem Kriegsgericht übergeben, und zum Tode verurtheilt. Vergebens stellte der Generalkapitain von Katalonien, Castannos, der erste spanische Feldherr, der in dem Unabhängigkeitskriege durch den Sieg bei Baylen einen entscheidenden Vortheil über die Franzosen davon getragen, dem Hofe vor, daß Lacy's Hinrichtung in Katalonien den übelsten Eindruck hervorbringen, seine Begnadigung aber der Regierung in der öffentlichen Meinung nützlich werden würde. Ferdinand VII gab sich das Ansehen, als wollte er auf Castannos Vorstellungen eingehen, und befahl Lacy's Abführung nach der Insel Majorka. Aber es war unterdessen die Anordnung getroffen worden, ihn gleich nach seiner Ankunft zu erschießen, was am 4 Juli 1817 vollzogen wurde. In Granada stand der Generalkapitain der Provinz, Graf von Montijo, an der Spitze der geheimen Gesellschaften. Von dem Erzbischofe der Stadt beargwohnt und in Madrid angeklagt, wurden seine Papiere in Beschlag genommen und seine Absichten entdeckt. Er fiel, der Freimaurerei und Ketzerei angeklagt, der Inquisition in die Hände, und eine Menge vornehmer und ausgezeichneter Personen, viele darunter mit der Verschwö-

rung ganz unbekannt, aber Montijo persönlich befreundet, wurde von den Kriegsgerichten zu Kerker oder Zwangsarbeit verurtheilt.

Eines der blutigsten Schauspiele in jener an Scenen der Art für Spanien so reichen Epoche lieferte Valencia. Dort gebot, von Mönchen und Soldaten umgeben, mit fast königlicher Gewalt Elio, der, nächst Ferdinand VII eigenem Willen, am meisten zur Abschaffung der Verfassung beigetragen hatte. Von diesem Manne, der von Natur grausam war, wurden die von Madrid ausgehenden Maßregeln in der Ausführung noch übertrieben. Die Einwohner der Stadt und Umgegend waren anfangs eher absolutistisch als konstitutionell gesinnt gewesen. Aber Elio traf, um die wenigen Gegner des herrschenden Systems zu entdecken und zu verfolgen, so willkürliche und harte Anordnungen gegen die ganze Bevölkerung, daß die Sache der Freiheit im Stillen dort bald um sich griff. Die Gefängnisse reichten nicht mehr zur Aufbewahrung der Angeklagten und Verdächtigen hin, und Elio ließ eine Anzahl Klöster zu diesem Zweck einrichten. Dessen ungeachtet hatte sich auch in Valencia unter den Officieren der Garnison und den angeseheneren Einwohnern eine geheime Gesellschaft zum Umsturz der Willkürherrschaft gebildet, an deren Spitze der Oberst Vidal stand. Seine Absicht wurde entdeckt, er in einer Sitzung des Bundes überfallen, verwundet und mit dreizehn seiner Anhänger verhaftet. Nach einer kurzen, nur zum Schein angestellten Untersuchung wurden sie sämmtlich hingerichtet. Aus Vidal's Papieren ging die weitere Verzweigung der Verschwörung hervor, und Elio ließ, wie aus dem ihm später gemachten Proceß hervorging, 119 Personen, darunter eine junge Frau, die eben erst von ihrem Wochenbett erstanden war, auf die Folter spannen, ohne, wie man behauptet hat, weder von ihr noch ihren Leidensgefährten ein Geständniß zu erlangen. Denn wenn sich in diese geheimen Gesellschaften zuweilen Verräther einschlichen, so legten dagegen die aufrichtigen Theilnehmer derselben, bei den sie treffenden Verfolgungen, die glänzendsten Beweise für die Kraft und Festigkeit des spanischen Charakters ab.

Aus Mangel an Uebereinstimmung unter den Anstiftern war bisher kein Plan zu einer Bekämpfung des Despotismus geglückt. Das Feuer glimmte überall unter der Asche, aber jeder einzelne Ausbruch war immer erstickt worden. Endlich ward von der Verblendung und dem Starsinne Ferdinand VII, der, obwohl es ihm an Geld, an einer Marine und an zuverlässigen Generalen fehlte, die abgefallenen südame-

rikanischen Kolonien um jeden Preis unterwerfen wollte, die Veranlassung zu einer allgemeinen Bewegung gegeben.

Die nach Südamerika bestimmte Armee, die in Kadix eingeschifft werden sollte, stand unter dem Befehl des Grafen von Abisbal, der im Stillen sich mit der Absicht einer Befreiung Spaniens trug, aber, von Porlier's und Lascy's Schicksal gewarnt, einen entscheidenden Schlag nur mit der Gewißheit des Erfolges führen wollte. Dies war nicht leicht, da eine Auflehnung gegen eine wenn auch verhaßte, aber überall anerkannte Regierung nur auf dunkeln und geheimen Wegen vorbereitet werden konnte. Abisbal, der mit dem Hofe nicht brechen wollte, da ihm sonst die Mittel zur Ausführung seiner Pläne gefehlt hätten, und sich seinem Ziel nicht nähern konnte, wenn er seine Gesinnung unter den Truppen nicht einigermaßen bemerkbar machte, hatte sich zu allerlei Kreuz- und Querzügen, zur Verhaftung seiner eigenen Anhänger unter den Officieren, um der Regierung nicht verdächtig zu werden, und wiederum zu deren Freisprechung von Seiten der betreffenden Kriegsgerichte oder Begünstigung ihrer Flucht, veranlaßt gesehen. Er trat dem Hofe, je nach den Umständen, bald näher bald ferner, schien aber das Zeichen zu einer Erhebung nicht selbst geben zu wollen.

Was Abisbal aus Rücksicht auf seine eigene Sicherheit nicht zu thun wagte, ging zuletzt von einem jüngeren und weniger hoch stehenden Officier aus, der von der Gefahr mehr angelockt als zurückgeschreckt wurde. Der Bataillonschef Raphael Riego, der zu der gegen die Kolonien zusammengezogenen Expeditionsarmee gehörte, ließ in dem Dorfe las Cabezas, auf der Halbinsel Isla de Leon bei Kadix, am 1 Januar 1820 von seinen Soldaten die Konstitution von 1812 beschwören. Er nahm hierauf, durch gleichgesinnte Truppen verstärkt, den General Calderon, der in Abisbal's Abwesenheit den Oberbefehl führte, sammt seinem Stabe gefangen, konnte sich aber nicht, worauf er gerechnet hatte, der Stadt Kadix bemächtigen, die von einer zahlreichen, dem Könige treu gebliebenen Garnison vertheidigt wurde. Riego beschloß, mit dem später bekannt gewordenen General San Miguel vereinigt, aus der ihm zu Gebote stehenden Macht eine bewegliche Kolonne zu bilden, in das Innere von Andalusien vorzudringen, und das Volk für die Wiederherstellung der Verfassung zu begeistern. Aber die Kühnheit seines Unternehmens erregte mehr Erstaunen als Beifall. Die Bevölkerung erhob sich nirgends für ihn, und die Besatzungen, auf die er bei seinem Zuge stieß, zeigten sich feindlich. Von überlegenen Streitkräften

verfolgt, wollte er nach Isla de Leon zurückkehren, als er den Weg dahin von dem General Joseph O'Donnel, einem Bruder Abisbal's, verlegt fand. Riego mußte sich in die Schluchten der Sierra Morena werfen, wo seine ohne dies sehr zusammen geschmolzene Macht sich vollends auflöste.

Aber die Nachricht von dem, was auf der Isla de Leon am Neujahrstage 1820 geschehen, hatte in ganz Spanien unter den Truppen, und im Norden auch unter der Bevölkerung der größeren Städte eine elektrische Wirkung hervorgebracht.

Am 21. Februar erhob sich die Besatzung von Corunna, wo Porlier's Andenken lebendig geblieben, und beschwor die Konstitution. Der königliche Gouverneur General Venegas, der widerstrebte, ward verhaftet, und eine Junta unter dem Vorsitz des aus dem Kerker befreiten Marinekapitains Pedro Agar, der Mitglied der Regentschaft von Kadix gewesen, eingesetzt, der sich ganz Galicien unterwarf. Die Kunde von den Vorgängen in Corunna verbreitete sich über ganz Nordspanien, und rief überall dieselben Gesinnungen hervor. Mina erschien plötzlich in Navarra, wo ihm überall die Truppen zufielen. Am Hofe in Madrid liefen aus den Provinzen die beunruhigendsten Nachrichten ein. Die Generalkapitaine Castannos und Alazan meldeten, daß sie für die Ruhe von Katalonien und Aragonien nicht länger einstehen könnten. Endlich führte der Graf von Abisbal den entscheidenden Schlag. Dem Könige Ferdinand, wie schon mehrmals vorher, abermals verdächtig geworden und seines Kommando's enthoben, wollte er sich eben nach Katalonien in eine Art freiwilliger Verbannung begeben, als er von den Ereignissen in Galicien und Navarra und der in anderen Provinzen herrschenden Stimmung benachrichtigt wurde. Er begab sich sogleich nach Ocana, nur drei Stunden von Aranjuez entfernt, wo sein jüngster Bruder, Carlos O'Donnel, das Infanterieregiment Kaiser Alexander befehligte. Er rief das Regiment zur Wiederherstellung der Konstitution auf, was mit großer Begeisterung angenommen wurde. Die benachbarten Garnisonen vereinigten sich mit ihm, und er legte sich aus eigener Macht den Titel eines Oberbefehlshabers des Nationalheeres bei. Die Gährung theilte sich der Hauptstadt mit. Ferdinand VII einen allgemeinen Aufstand befürchtend, beschloß dem sich von allen Seiten erhebenden Sturm zu weichen. Aber er wollte so wenig als möglich nachgeben. Am Morgen des 7. März (1820) erschien eine königliche Erklärung, worin die Einberufung der alten Kortes,

wie es Ferdinand VII 1814 in Valencia versprochen aber nicht gehalten hatte, ankündigt wurde. Dieses Zugeständniß genügte aber nicht mehr. Das Volk verlangte die Wiederherstellung der Kortes von Kadix. Selbst die Anhänger des Königs riethen ihm zur Unterwerfung unter die Umstände. Am Abend desselben Tages erließ er ein Dekret, das die Annahme der Verfassung von 1812 bekannt machte. Diese Verheißung ward von der Bevölkerung der Hauptstadt und bald von der großen Mehrheit der Nation mit unermeßlichem Jubel aufgenommen. Der König Ferdinand war, ungeachtet Dessen was seit sechs Jahren geschehen, von den Spaniern noch immer so wenig gekannt, daß man in seine Zusagen Vertrauen setzte. Alles gab sich den freudigsten Hoffnungen hin. Der neue Justizminister Garcia de la Torre war, als Anhänger der Konstitution, früher so gefoltert worden, daß er nur mit Mühe die ihm vorgelegten Dekrete unterzeichnen konnte. „Was ich erlitten, gehört der Vergangenheit an“ rief er bei dieser Gelegenheit aus. „Die Herstellung der Freiheit läßt mich alles Andere vergessen!“ — Dies war die Stimmung aller Gutgesinnten und Aufgeklärten im ganzen Lande. Wir werden im Verlaufe dieser Darstellung sehen, wie wenig später die Ereignisse diesen Erwartungen entsprochen haben, und welches Verhängniß über Spanien hereinbrach.

12. Portugal seit Napoleon's Sturz bis zu der Rückkehr des Königs Johann VI aus Brasilien und Einführung der Konstitution der Kortes.

Für Portugal war während des Kampfes gegen Napoleon die Unterstützung Englands noch nothwendiger und entscheidender als für Spanien gewesen. Dies kleine Land hätte sonst, ungeachtet des begeisterten Aufschwunges der Bevölkerung, der französischen Uebermacht nicht lange widerstehen können. Zu der schon vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts an bestehenden kommerciellen Abhängigkeit Portugal's von England trat jetzt die politische hinzu. Während der Abwesenheit der königlichen Familie in Brasilien wurden die Staatsgeschäfte der Form nach von einer Regentschaft, an deren Spitze der Patriarch von Lissabon stand, verwaltet. Aber die eigentliche Macht und Entscheidung lag in den Händen eines englischen Generals, Lord Beresford, der während des Befreiungskrieges bedeutende Dienste geleistet, und auch

nach abgeschlossenem Frieden den Oberbefehl über das portugiesische Heer behalten hatte. Schon in Spanien war, in Folge des langen Kampfes, die Militairgewalt zu einer dort früher unbekannten Höhe gestiegen, und jede innere Bewegung, seit Ferdinand VII Rückkehr, von der Armee und deren Anführern ausgegangen. In einem Lande wie Portugal, dessen Regent seit Jahren in weiter Ferne lebte, mußte dies in noch höherem Grade der Fall sein. Beresford genoß das Vertrauen der englischen Regierung, die sich gewöhnt hatte Portugal fast wie eine brittische Kolonie anzusehen, und konnte bei allen seinen Maßregeln des in Rio Janeiro weilenden Hofes gewiß sein. Unter dem Vorwande der Erhaltung der inneren Ruhe in Portugal, denn die seit der Entfernung der königlichen Familie dort eingetretenen Ereignisse hatten, wie in Spanien, Veranlassung zum Entstehen politischer Parteien und entgegengesetzter Richtungen gegeben, mischte sich der Oberbefehlshaber des Heeres in alle inneren Angelegenheiten ein. Die Regentschaft, welche, obgleich aus lauter Eingeborenen bestehend, im Volke keinen Anhang besaß und nicht auf die Hülfe des Hofes zählen konnte, ließ sich bei jeder Gelegenheit von englischem Einflusse bestimmen.

Den Portugiesen war, ungeachtet des seit lange eingetretenen Sinkens ihrer Macht, ein lebhaftes Nationalgefühl, als ein Vermächtniß ihrer alten großen Zeit geblieben. Dies hatte einst ihren Widerstand gegen die Einverleibung mit Spanien hervorgerufen, und neuerdings ihre Stärke im Kampfe gegen Napoleon ausgemacht. Schon der Vorzug, den ihr Regentenhaus durch den Aufenthalt in Brasilien einer Kolonie vor dem Mutterlande zu geben schien, ward von ihnen übel empfunden. Die Stellung eines englischen Generallissimus als Schiedsrichters über ihre eigenen Angelegenheiten war ihnen unerträglich geworden. Beresford, der, wie häufig die im Auslande gebietenden brittischen Großen, seine Geringschätzung des von ihm abhängigen Volkes nicht verbergen konnte, hatte sich allgemein verhaßt gemacht. Vom Volke, seit lange an unbedingten Gehorsam gegen seine Regierung gewöhnt, wäre jedoch kein Versuch zum Sturze des fremden Machthabers angestellt worden. Es konnte dies nur von einem Mitgliede der einheimischen Aristokratie und einem bekannten General ausgehen.

Gomez Freyre d'Andrade, Generallieutenant in der portugiesischen Armee und zu einer der ältesten Familien gehörend, ward das Haupt einer Verschwörung, an der sich manche der ersten Adeligen des Landes,

wie die Marquis von Abrantes und Valença, der Graf von Acunha und viele junge Leute dieser Klasse, aber auch eine Anzahl von Personen untergeordneten Ranges, namentlich Officiere des stehenden Heeres und der Miliz, betheiligten.

Die Absicht der Verschworenen, von denen übrigens nicht alle gleichmäßig in das Geheimniß eingeweiht waren, ging dahin, sich Beresford's und seiner vornehmsten englischen Officiere um jeden Preis und nöthigenfalls durch ihre Ermordung zu entledigen, den General Freyre zum Oberbefehlshaber des Heeres auszurufen, und eine provisorische Regierung in die Stelle der bestehenden Regentschaft einzusetzen. Ob die Häupter der Verschwörung zugleich eine Veränderung in der Staatsverfassung bezweckt haben oder nicht, ist ungewiß geblieben. Denn wiewohl es schon damals eine konstitutionelle Partei in Portugal gab, und selbst demokratische Ideen sich hier und da im Dunkeln regten, so scheint dies Unternehmen doch mehr von dem Gefühl der Rache, wegen Verletzung des Nationalgefühls und persönlicher Kränkung, als von bestimmten politischen Motiven veranlaßt worden zu sein. Daß Freyre und seine Genossen die Ausschließung des Hauses Braganza vom portugiesischen Throne oder gar die Gründung einer iberischen Republik bezweckt hätten, ist eine Erfindung ihrer Feinde gewesen, um die Strenge der später über sie ausgesprochenen Verurtheilung zu rechtfertigen.

Von den Verschworenen selbst verrieth keiner das Geheimniß. Aber eine unsittliche und verschlagene Frau, die Vicomtesse von Juramenha, erkannte aus einigen Zeichen, daß eine Bewegung gegen Lord Beresford beabsichtigt werde, nur nicht wie, wann und von wem. Sie theilte was sie wußte demselben mit, der damals ihr Liebhaber war, obgleich sie auch mit mehren seiner Feinde in vertrauter Verbindung stand. Ein Schuß, der einige Zeit vorher bei einer Musterung auf Beresford gefallen, ohne daß der Thäter entdeckt worden, hatte ihn ohnedies auf die Vermuthung geführt, daß etwas gegen ihn im Werke sei. Die Mittheilung der Vicomtesse von Juramenha vermehrte seinen Argwohn. Durch seine Späher von den Gesinnungen aller hervorragenden Personen in Portugal unterrichtet, schöpfte der Generalissimus besonders gegen Freyre Verdacht, den er durch Uebergehung beim Vorrücken im Heer und sonst mehrfach beleidigt hatte. Einmal auf die Spur geleitet, entdeckte er die gegen ihn gerichtete Verschwörung, indem er in Lissabon und mehren andern Städten Briefe er-

brechen ließ, die an ihm verdächtige Personen gerichtet waren. Freyre und eine große Menge anderer Betheiligten wurden verhaftet. Eine eigene Junta ward mit der Untersuchung beauftragt. Die Regentschaft ging auf alle Maßregeln Beresford's ein, da sie ihre eigene Sache in der seinigen zu erkennen glaubte. Der Proceß dauerte mehre Monate lang. Am 19 Oktober 1817 ward das Urtheil vollzogen. Freyre ward mit acht seiner Genossen durch den Strang hingerichtet. Die Leichname wurden enthauptet, verbrannt und die Asche in den Tajo gestreut. Vier andere erlitten dieselbe Strafe, aber ohne die Verbrennung der Leichen. Die Hinrichtung, die absichtlich um den Schrecken des Volkes zu vergrößern, sehr verlängert worden, dauerte sieben Stunden lang. Die oben erwähnten portugiesischen Großen, die in die Pläne der Verschworenen verwickelt gewesen, wurden in den Proceß nicht mit hineingezogen, entweder weil keine hinreichenden Beweise gegen sie vorlagen, oder weil man sie um ihrer Angehörigen willen schonen wollte. Eine Menge untergeordneter Theilnehmer wurde zu Kerker oder Zwangsarbeit in den festen Plätzen des portugiesischen Afrika verurtheilt. Ein Deutscher in portugiesischen Diensten, Baron von Eben, der mit den Engländern nach Portugal gekommen, dessen bedeutende Talente durch seinen Hang zu Abentheuern verdunkelt wurden, war von Freyre in die Verschwörung gezogen worden, hatte aber gegen Beresford mehr geschrieben als gehandelt. Man begnügte sich damit ihn für immer aus dem portugiesischen Gebiet zu verbannen.

Die Hinrichtung eines Mannes, wie Freyre D'Andrade, der sich im Befreiungskriege um Portugal verdient gemacht und als Mensch und Krieger ausgezeichnet gewesen, vermehrte wie fast immer in solchen Fällen die Bedeutung seines Namens, und ließ unter seinen Landsleuten eine lange Erinnerung zurück. Was in dem Plan, einen wenn auch fremden und verhaßten Machthaber durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, Verwerfliches lag, ward mit dem patriotischen Zweck des Unternehmens entschuldigt, und konnte überhaupt einem Volke nicht besonders tadelnswerth erscheinen, in dessen Privatleben die Anwendung gewaltsamer Selbsthülfe gegen Gegner, denen anders nicht beizukommen, gewöhnlich geworden war.

Mehre Jahre lang verstummte der Haß gegen Beresford vor der Furcht, die er erregte. Die Regentschaft war mit ihm einverstanden, und das Heer an den Gehorsam gegen ihn gewöhnt. Aber seine persönliche Gegenwart war nöthig, um sein Ansehen zu erhalten. Ueberall

wo seine Macht nicht gefühlt wurde, regte sich der Haß gegen ihn. Bei der Unmöglichkeit einer freien Meinungsäußerung traten die Unzufriedenen in geheimen Gesellschaften zusammen, die sich über das ganze Land ausdehnten, und sannen auf Mittel Freyre's Tod zu rächen, und sich von dem fremden Einflusse zu befreien.

Die spanische Revolution hatte, ungeachtet der aus feindseligen Erinnerungen entstandenen Entfremdung zwischen den beiden benachbarten und stammverwandten Völkern, in Portugal einen großen Eindruck hervorgebracht. Der Generalissimus, ohne Wurzeln im Lande, war genöthigt, bei allen seinen Maßregeln der Nation immer den Namen und Willen des in Brasilien weilenden Hauptes der Familie Braganza, als einen Schild für sich, vorzuhalten. Dieser Prinz, der während der langen Geisteskrankheit seiner Mutter, der Königin Maria Franciska, die Regentschaft über Portugal und Brasilien geführt hatte, war seit deren Tode (1816) unter dem Namen Johann VI auf den Thron gestiegen. Die Portugiesen, die, wie die Spanier sich für Don Fernandez, so für Don Joao gegen die Franzosen erhoben hatten, waren ihrem Könige, ungeachtet seiner langen Entfernung aus ihrem Lande, und der Gunst, die er dem fremden Feldherrn zugewandt, immer geneigt geblieben, weil er für mild und wohlwollend galt und ihnen als der Vertreter ihrer Nationalität erschien. Denn das Haus Braganza gehört zu den Dynastien in Europa, welche durch eine Revolution (1640) und durch die Wahl des Volkes auf den Thron gestiegen sind.

Beresford, der bedenkliche Zeichen der öffentlichen Stimmung gewahrte, und deren Folgen zuvorkommen wollte, glaubte mit den ihm verliehenen Vollmachten für die Zukunft nicht ausreichen zu können, und sich zu dem Quell der Macht, zu dem Könige nach Rio Janeiro begeben zu müssen. Von dort zurückgekehrt hoffte er dann um so fester zu stehen.

Aber Beresford's Gewalt beruhte, wie oben bemerkt worden, auf seiner persönlichen Anwesenheit. Er hatte sich kaum entfernt, als die geheimen Gesellschaften sich an vielen Orten des Landes zu regen anfingen. Ihr Mittelpunkt befand sich in der reichen Handelsstadt Oporto, dem Heerd der freisinnigen Meinungen in Portugal, wo deren Anhänger unbeobachteter als in Lissabon, dem Sitz der Regierung, geblieben. Von dort aus waren die Einladungen zum Beitritt für die Befreiung des Vaterlandes ergangen. Wie in Spanien war es auch in Portugal das Militair, welches das erste Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung

gab. An der Spitze der Verschwörung stand der Oberst Sepulveda, zu einer der ausgezeichnetsten Familien des Landes gehörig, dessen Vater sich in dem Unabhängigkeitskriege hervorgethan hatte. Er selbst war noch sehr jung. In der Nacht vom 23 zum 24 August (1820) versammelten sich die Befehlshaber der Garnison von Oporto in Sepulveda's Hause, und erklärten die Einsetzung einer provisorischen Regierung und die Einberufung außerordentlicher Kortes zur Abfassung einer Konstitution zum Heile Portugals für unerläßlich. Am anderen Morgen wurden die Truppen unter das Gewehr gerufen, die Beschlüsse der Nacht ihnen mitgetheilt, und von Officieren und Soldaten mit lebhaften Beifallsbezeugungen aufgenommen. Die geistlichen und weltlichen Behörden traten alsbald zusammen und machten Sepulveda's und seiner Gefährten Sache zu der ihrigen. Aus sechszehn der angesehensten Einwohner ward eine Junta zur vorläufigen Verwaltung der Stadt und Provinz gebildet. Diese erließ eine Proklamation an das portugiesische Volk zur Rechtfertigung des Geschehenen. Einige wenige Militairkommandanten widerstrebten anfangs, wurden aber von dem Strome bald mit fortgerissen.

Die Regentschaft in Lissabon, die von Beresford's Geist und Beispiel erfüllt war, dachte die Bewegung in Oporto mit Gewalt zu unterdrücken, und nahm einen drohenden Ton an. Als es aber zum Handeln kam fehlten ihr die Mittel. Ein Regiment, das sie zur Bekämpfung des Aufstandes abschickte, schloß sich demselben an. In der Hauptstadt wurden ihre Bekanntmachungen vom Volke abgerissen. Am 1 September erklärte die Regentschaft, die durch Nachgiebigkeit ihre Macht erhalten zu können hoffte, sich zu einer Einberufung der Kortes geneigt. Aber es war zu spät. Die Junta von Oporto zog mit allen ihr zu Gebote stehenden Truppen gegen Lissabon. Am 15 September erhob sich die Garnison und die Bürgermiliz der Hauptstadt unter dem Ruf: „Es lebe die Konstitution! Es lebe der König!“ Die Regentschaft ward aufgelöst, und statt ihrer eine provisorische Regierung eingesetzt, in welcher der Bischof Freyre und der General Graf Rezende durch Charakter und Talent hervorragten. Ein Streit, der gleich anfangs die Einigkeit der Sieger hätte stören können, ward durch gegenseitige Nachgiebigkeit beseitigt. Die provisorische Regierung in Lissabon wollte sich die oberste Gewalt beilegen, weil sie in die Stelle der Regentschaft gekommen war, und die Junta von Oporto glaubte, als aus der Revolution unmittelbar selbst hervorgegangen, deren Leitung beanspruchen

zu können. Man kam überein, daß beide Behörden sich vereinigen, und deren Mitglieder fortan nur eine Junta bilden sollten. Später theilte sich dieselbe in zwei Abtheilungen, von denen die eine die eigentliche Regierung führte, die andere aber sich mit den nicht minder wichtigen Vorbereitungen zur Einberufung der Kortes beschäftigte.

Kaum war dies abgethan, kaum waren die Erleuchtungen und Freudenfeuer beim Einzuge des sogenannten Befreiungsheeres von Oporto verraucht, als ein englisches Linienschiff, von Rio Janeiro kommend, mit Lord Beresford an Bord, vor Lissabon erschien. Derselbe wollte seine frühere Stelle wieder einnehmen. Sein Erstaunen war groß, als er Kunde von dem Vorgefallenen und die Weisung erhielt, das Land nicht mehr zu betreten. Die Drohungen des früher so gefürchteten Generalissimus verhallten ohne Wirkung. Die neue Regierung erklärte Johann VI treu bleiben, aber um keinen Preis Beresford's Gewalt ferner anerkennen zu wollen. Er war genöthigt unverrichteter Sache nach England zurückzukehren. Mit ihm verließen mehre Engländer in portugiesischem Dienst — aber ein übles Zeichen, die späteren Widersprüche und Kämpfe andeutend — auch portugiesische Officiere von Rang und Namen, welche die Revolution nicht anerkennen wollten, das Land.

Die Gefahr einer neuen Uneinigkeit zwischen den Bewegungsmännern der Junta von Oporto und den gemäßigteren Mitgliedern der provisorischen Regierung in Lissabon, die, obgleich in einer Behörde vereinigt, ihre verschiedenen Meinungen nicht aufgegeben hatten, ward dadurch beseitigt, daß für die einzuberufenden Kortes die von der spanischen Konstitution vorgeschriebene Wahlform angenommen, die Verfassung des Nachbarlandes aber nicht alsbald in Portugal eingeführt werden sollte.

Die auswärtigen Verhältnisse kündigten sich für die neue Ordnung der Dinge insofern glücklich an, als die fremden Mächte gegen das in Oporto und Lissabon Geschehene keinen Einspruch erhoben, und selbst das brittische Kabinet, ungeachtet Beresford's Klagen, sich nicht in die inneren Zustände Portugals einmischen zu wollen erklärte.

Noch zuversichtlicher in ihrem Plan zu einer Reorganisation Portugals wurden die neuen Machthaber, als im December (1820) von Rio Janeiro aus die Brigg Providencia mit einem Dekret Johann VI einlief, in welchem die noch von der alten Regentschaft beschlossene Einberufung der Kortes genehmigt wurde. Obgleich die Umstände sich seit-

dem, durch den Sturz dieser vom Könige eingesetzten Behörde, sehr verändert hatten, und der Hof in Brasilien unter Kortes die mittelalterthümlichen von Lamego, die, in drei Stände getheilt, seit 1697 nicht mehr versammelt gewesen, und nicht die Kortes von Kadix verstehen konnte, so schloß man doch aus dieser Bereitwilligkeit, daß auch die fernere Entwickelung des Repräsentativsystems nicht zurückgewiesen werden würde.

Am 26 Januar (1821) traten die konstituirenden Kortes in Lissabon zusammen. Die demokratische Partei, von den vielen Mißbräuchen in der Regierung und Verwaltung gereizt, glaubte sich von der alten Staatsform nicht weit genug entfernen zu können und trug über die klerikalen und aristokratischen Elemente in der Versammlung sehr bald den Sieg davon. Es war vorauszusehen, daß, da die Wahlen zu den portugiesischen Kortes nach den Bestimmungen der spanischen Konstitution angeordnet worden, auch eine dieser ähnliche Verfassung aus den Verhandlungen hervorgehen würde, zumal da die ganze Bewegung in Portugal erst von dem Beispiel des Nachbarlandes angeregt worden war. Allerdings wurden viele längst veraltete oder überhaupt verwerfliche Institutionen wie z. B. die Inquisition in Portugal wie in Spanien abgeschafft, aber bei der Aufhebung aller früheren Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels zu wenig Rücksicht auf die Bedeutung dieser beiden Klassen, und auf die vom portugiesischen Volke erreichte Stufe der Gesittung genommen.

Unterdessen waren in dem zu Portugal in so naher Beziehung stehenden Brasilien wichtige Veränderungen eingetreten. Der sich im Mutterlande erhebende Geist wirkte auf die Bevölkerung in den größeren Städten der Kolonie zurück, wo die Keime zur Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen längst vorhanden waren. Die höheren Klassen in Brasilien fühlten sich dadurch erniedrigt, daß ihr Land, das seit langen Jahren der Sitz des Königs und Hofes gewesen, das so ausgedehnt und von Natur reich war, gleichwohl immer nur wie eine portugiesische Kolonie angesehen wurde. Es brachen zuerst in Para, dann in Rio Janeiro selbst Unruhen aus. Die Einführung der Konstitution der Kortes ward verlangt. Der Kronprinz Don Pedro, der früh nach einer selbstständigen Macht strebte, sah die seinem Vater bereiteten Verlegenheiten nicht ungern, und unterstützte die Forderungen der Neuerer. Johann VI gab nach, und legte dadurch den Grund zu der Losreißung Brasiliens von Portugal. Denn es war vorauszusehen,

daß, sobald die Kolonie eine besondere Verfassung erlangt hatte, sie auch bald eine von dem Mutterlande getrennte Regierung für sich in Anspruch nehmen, und, wenn die monarchische Staatsform erhalten werden sollte, einen eigenen Thron errichten würde.

Johann VI, durch die Unruhen in Brasilien verletzt, wo er überhaupt mehr durch brittischen Einfluß als eigene Neigung so lange festgehalten worden, verließ Rio Janeiro, nachdem er vorher seinen ältesten Sohn Don Pedro zum Reichsverweser ernannt hatte, und langte am 3 Juli in Lissabon an, wo er mit großen Ehren- und Freudenbezeugungen empfangen wurde. Die Kortes, von denen das Verfassungswerk bereits vollendet worden, hatten jedoch Maßregeln getroffen, um den Anhängern des Alten, wenn die Rückkehr des Königs von ihnen zu einem Angriffe auf die neue Ordnung der Dinge benutzt werden sollte, widerstehen zu können. Denn schon waren unter der absolutistischen und klerikalen Partei Pläne zu einer Reaktion entworfen worden. Die Haltung des Königs zerstreute aber alle Besorgnisse. Am 1 Oktober (1822) ward von ihm die Verfassung feierlichst beschworen. Johann VI, der an die Liebe der Portugiesen für seine Person und ihre Anhänglichkeit an seine Dynastie glaubte, und zu dieser Ueberzeugung, wie die Folgezeit bewiesen, Grund hatte, nahm die Konstitution, obgleich sie seiner Gewalt sehr enge Grenzen setzte, ohne Widerstreben an, und hätte sie, was ihn selbst betrifft, auch aufrichtig beobachten und vollziehen lassen. Aber abgesehen davon, daß die neuen Institutionen zu plötzlich entstanden waren, und zu wenig mit dem Geiste und der Geschichte des portugiesischen Volkes übereinstimmten, so sollte, wie später gezeigt werden wird, die Gründung der konstitutionellen Monarchie in der Familie des Königs selbst auf die größten Hindernisse stoßen, und durch die von dort ausgehenden Einflüsse Portugal wieder in einen Zustand innerer Unruhe und Zerrüttung gestürzt werden. Völker, die lange in ihrer Entwickelung gewaltsam aufgehalten worden, werfen sich, bei den ersten Versuchen nach Abschüttelung des Joches, fast immer in eine extreme Richtung, durch die sie die Früchte ihrer Bestrebungen für den Augenblick ganz verlieren, bis Zeit und Erfahrung zwischen dem vorschwebenden Ideal und der widerstrebenden Wirklichkeit eine Ausgleichung hervorbringen.

13. Italien. — Rückblick auf die französische Herrschaft in diesem Lande. — Verhalten der nach Napoleons Sturz wiedereingesetzten Regierungen. — Die Karbonari. — Wirkung der spanischen Revolution auf Italien. — Revolution im Königreich Neapel. — Kongresse in Troppau und Laibach. — Revolution in Piemont. — Besiegung der Revolution in Italien durch Oesterreichs Einschreiten.

Unter allen Ländern, in welche die französische Revolution ihre Ideen und Waffen getragen, war Italien von den Ereignissen unter der Republik und dem Kaiserreich am vollständigsten umgewälzt worden. Deutschland hatte, ungeachtet alles sonstigen Wechsels, nur zwei seiner Dynastien, Hessen-Kassel und Braunschweig, für eine Zeit lang völlig verschwinden sehen. Die Auflösung des deutschen Reiches war von der Nation nicht gefühlt worden, da der Verband der einzelnen Staaten unter sich und mit dem Kaiser nur der Form nach bestanden, und es der Reichsverfassung seit Jahrhunderten an Kraft und Leben gefehlt hatte. Die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer und die Einverleibung einer Menge früher unabhängig gewesener Reichsstände und freier Städte in größere Staaten, war nur von den dabei Betheiligten, aber von Niemand außerhalb ihres Kreises empfunden worden, da diese Zustände längst abgestorben gewesen. So sehr auch der Umfang und die Stellung fast aller deutschen Staaten verändert worden, der Kern der meisten war derselbe geblieben. Viel Altes hatte sich in Deutschland während der französischen Einfälle und Eroberungen aufgelöst, aber sich nur eine einzige neue Schöpfung von einiger Bedeutung, das Königreich Westphalen, erhoben, das ebenfalls bald verschwinden sollte. Auch war nur in diesem Staate und in den mit Frankreich unmittelbar vereinigten Gebieten des deutschen Reiches die französische Gesetzgebung eingeführt worden, in den übrigen deutschen Ländern dagegen, ungeachtet der einzelnen Veränderungen, die Grundlage des Staats- und Volkslebens, im Ganzen und Großen, dieselbe geblieben.

In Italien war aber Alles anders geworden. Keines der früheren Regentenhäuser, keine der ehemaligen Verfassungen hatte sich erhalten können. Mit Ausnahme des Königreiches Neapel hatten selbst die alten Landesnamen aufgehört. Ueberall ward die französische Gesetzgebung und Verwaltung eingeführt. Die deutsche Westgränze war schon wäh-

rend des ersten Krieges mit der französischen Republik von den Franzosen überschritten, und das linke Rheinufer von Deutschland, noch ehe Napoleon seine Siegeslaufbahn begann, abgerissen worden. Das Schicksal Italiens, seine Eroberung und innere Gestaltung, ist dagegen ausschließend das Werk Napoleon's gewesen. Er hatte sich dort seinen ersten Ruhm und der am tiefsten auf die öffentliche Meinung in Frankreich zu seinen Gunsten eingewirkt, erworben. Auch war ihm unter allen seinen Eroberungen dieses Land, als die Wiege seiner Größe, und aus dem Gefühl seiner Bluts- und Geistesverwandtschaft mit demselben, am werthesten geworden. Italien wurde von ihm, so weit dies in seiner Natur lag, mit Rücksicht und zuweilen selbst mit Vorliebe behandelt, und ihm alle die Vortheile gewährt, die sich mit den Plänen seines Ehrgeizes und seiner Kriegslust vereinigen ließen.

Ungeachtet der vielen und durchgreifenden Verbesserungen aller Art, die Napoleon in Italien eingeführt, waren die Wünsche und Hoffnungen der Nation von ihm nicht erfüllt worden. Die aufgeklärten Klassen derselben, die er bei seinen ersten Eroberungszügen an sich gezogen, um durch ihren Einfluß die Massen für sich zu gewinnen, hatten von ihm, nachdem er die Herrschaft über Frankreich an sich gerissen, eine politische Regeneration ihres Landes und die Gründung eines eigenen italienischen Reiches, in den von der Natur und Sprache vorgezeichneten Grenzen erwartet. Bei der abgesonderten Lage Italiens, dem Dasein einer einzigen Religion und der damit zusammenhängenden Einheit der Vorstellungen und Sitten, und bei der Erinnerung an das Alterthum, das für den gebildeten Theil der Bevölkerung mehr wie eine verhüllte als verschwundene Sonne dasteht, wäre es nirgends so leicht als dort gewesen, eine große einige Nationalität herzustellen, zu der alle nöthigen Elemente vorhanden waren. Ueber den Namen eines einigen Italiens hätten die Völker von Neapel an bis Venedig ihre frühere Trennung und Eifersucht auf einander und ihre gestürzten Regierungen sehr leicht vergessen. Aber die Art, wie Napoleon den reichen Stoff, den das herrliche Land zur Ausführung eines solchen Gedankens bot, nur zur Gründung zweier kleinen Monarchien, der Königreiche Italien und Neapel, benutzte, und alles Uebrige mit Frankreich unmittelbar vereinigte, konnte in den Augen der Nation für keine Erfüllung der gehegten Erwartungen gelten. Seine Streitigkeiten mit dem Pabst entfremdeten ihm die Geistlichkeit, die ihm anfänglich wie alle anderen Klassen geneigt gewesen. Die Vereinigung Piemont's, Genua's,

Toskana's, Roms mit Frankreich verletzte den dort bedeutenden Adel, der sich um seine Erinnerungen und seinen Einfluß gebracht sah und italienisch bleiben wollte, und die unaufhörlichen Aushebungen zu Kriegen, die fern von Italiens Grenzen und ohne Ehre und Vortheil für dasselbe geführt wurden, da Alles doch immer nur im Namen Frankreichs geschah, lösten allmälig den Zauber mit dem sein Ruhm und seine Größe die Mehrheit der Nation an sich gefesselt hatte. Er, der im Anfange seiner Laufbahn den Italienern als ein Landsmann und Befreier erschienen, ward von ihnen zuletzt als ein Fremder und Unterdrücker angesehen. Hätte Napoleon Italien zu einem Ganzen in seiner gewaltigen Hand vereinigt, so würde er für Frankreich ein Brudervolk geschaffen, und für sich selbst eine unfehlbare Stütze gewonnen haben.

Das Verlangen Italiens nach nationaler Einheit und Selbstständigkeit war nicht erst durch die französische Revolution hervorgerufen worden, es hatte sich unter anderen politischen Formen als die der neuesten Zeit, schon in früheren Jahrhunderten geregt, und war sogar der Grundgedanke einiger großen Päbste gewesen. Die Völker romanischen Ursprunges haben immer nach Einheit gestrebt, und in der italienischen Nation ist das Ringen nach diesem Ziel, obgleich es von ihr bisher unerreicht geblieben, nie aufgegeben worden. Da Napoleon, bei seiner Gleichgültigkeit gegen die ideellen Bedürfnisse der ihm unterworfenen Völker, diese Stimmung Italiens nicht verstand oder gering achtete, so wurde sein Sturz mit Gleichgültigkeit, hier und da selbst mit Freude und Genugthuung vernommen.

Indessen waren die Italiener eine lange Reihe von Jahren hindurch an das zwar selbstsüchtige aber immer großartige Walten eines Mannes gewöhnt gewesen, der, wenn auch ihre innersten Hoffnungen von ihm unerfüllt geblieben, sie durch seine Thaten eine Zeit lang geblendet, fortgerissen, ihre Aufmerksamkeit aber bis zum letzten Augenblick rege erhalten hatte. Auch waren von Napoleon in Italien wie in Frankreich alle Ideen und Institutionen der französischen Revolution, die sich mit seiner Herrschsucht vertrugen, die gesetzliche Gleichheit der verschiedenen Klassen, die Freiheit der Kulte, des Eigenthums, der Gewerbe eingeführt und befestigt worden. Die von ihm mit so großer Kraft und Folgerechtigkeit durchgesetzte Abschaffung zahlloser Mißbräuche, das Verschwinden einer Menge kleinlicher und drückender Einrichtungen, die von den früheren Regierungen als zu ihrem Wesen gehörig,

sorgfältig gehegt und gepflegt worden, hatte dem italienischen Volke ein höheres Selbstgefühl und einen weiteren Gesichtskreis verliehen. Der aufgeklärte Theil der Bevölkerung begriff, daß Napoleon, wenn er auch bis an sein Lebensende im Besitz seiner Macht blieb, keinen ihm gleichen Nachfolger in der Herrschaft über Italien haben, und hoffte, daß das Verwerfliche in seinem politischen System mit ihm verschwinden, der Samen des von ihm ausgestreuten Guten aber nach ihm ungehindert aufgehen würde.

Diese Erwartungen wurden durch die Wiedereinsetzung der von der Revolution und Napoleon gestürzten italienischen Regierungen auf das grausamste getäuscht. Diese traten, ohne die geringste Rücksicht auf die während ihrer Entfernung eingeführten Verbesserungen, in die früher von ihnen eingeschlagenen Bahnen zurück. Für Deutschland hatte der Wiener Kongreß einen Staatenbund und damit einen nationalen Verband der einzelnen Glieder, und die Einführung landständischer Verfassungen angeordnet, die dem deutschen Volke eine, wenn auch beschränkte Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten möglich machten. Für Italien war nichts Aehnliches geschehen. Die einzelnen Regierungen blieben dort ohne irgend einen bestimmten politischen Zusammenhang, jede auf sich selbst gewiesen, um sie desto sicherer unter die Abhängigkeit von Oesterreich zu bringen, das durch den Besitz der Lombardei und des Venetianischen in den Kreis der italienischen Interessen getreten war. Auch ward den Völkern der Halbinsel nicht nur keine selbst nicht in der gemäßigsten Form ausgesprochene Gewährleistung ihrer Rechte verliehen, sondern im Gegentheil von Oesterreich, durch besondere Verträge mit den beiden mächtigsten italienischen Höfen, Sardinien und Neapel, die Erhaltung der unumschränkten Monarchie und die Entfernung von jeder volksthümlichen Richtung in ihrer Politik, förmlich ausbedungen. Bei dem vorauszusehenden Zwiespalt zwischen dem veralteten System dieser Regierungen und der neuen Richtung von der die Nation ergriffen worden, konnte Oesterreich, ohne ein erklärtes Protektorat über Italien zu beanspruchen und dadurch die Eifersucht der übrigen europäischen Mächte zu erregen, eine unbedingte politische Suprematie über die italienischen Höfe ausüben, und als ihr Schirm und Schild gegen den ihnen widerstrebenden Volksgeist auftreten.

Der König Ferdinand hob nach seiner Rückkehr nach Neapel die freie Verfassung auf, die er den Sicilianern im Jahre 1812 auf Ver-

anlassung des englischen Generals Lord Bentink verliehen hatte, und stellte die unumschränkte Regierungsgewalt wieder her. Obgleich diese Institutionen nicht in allen ihren Theilen für das sicilianische Volk geeignet und zu sehr der brittischen Konstitution nachgeahmt gewesen, so hatten sie im Ganzen auf das lange vernachlässigte Inselland vortheilhaft gewirkt, und in die frühere Abgestorbenheit etwas Leben und Bewegung gebracht. Nach ihrer Aufhebung stand wiederum Alles still, und die Mischung von Despotismns und Anarchie, die unter der spanischen Herrschaft dort einheimisch geworden, kehrte in vollem Maße zurück. Im Königreich Neapel wurde der Theil der französischen Einrichtungen, welcher der Gesittung und dem Fortschritt förderlich sein konnte, sogleich unterdrückt, dagegen die strenge Verwaltung und das neue Steuerwesen, die der Regierung vermehrte Hülfsquellen eröffneten, sorgfältig erhalten.

Im Kirchenstaat wurde nach der Rückkehr des Pabstes Pius VII (24 Mai 1814) alles von den Franzosen Herrührende abgeschafft und das ganze alte System mit einem Schlage wiedereingeführt. Obgleich von einer theokratischen Regierung, wie die römische, keine Anerkennung des Geistes der Zeit und der neuen Richtung der Völker erwartet wurde, so erregte die Erneuerung der vielen Mißbräuche, von denen man sich unter der französischen Herrschaft entwöhnt hatte, selbst unter den Gegnern dieser letzteren Ueberraschung und Unzufriedenheit. Die Inquisition und der Jesuitenorden traten wieder hervor. In der Stadt Rom selbst wurden die mit der Wiederherstellung der alten Einrichtungen vorhandenen Uebelstände anfänglich nur von einer kleinen Fraktion des aufgeklärten Mittelstandes empfunden. Der Adel fühlte sich durch die Erneuerung seiner verlorenen Vorrechte geschmeichelt, obgleich diese ihn keinesweges immer vor der Willkühr des geistlichen Regiments schützten. Die Masse gewann durch die Rückkehr des päbstlichen Hofes und das Herbeiströmen der Fremden, die während der langen Kriege unter Napoleon ausgeblieben waren. In den Provinzen des Kirchenstaates regte sich aber alsbald ein der päbstlichen Restauration feindseliger Geist, der, wie die Folgezeit bewiesen, allmälig auch auf die Hauptstadt zurückwirken sollte.

In Toskana wurden von dem zurückgekehrten Großherzoge Ferdinand die früheren Einrichtungen ebenfalls wieder hergestellt, aber der Geist der Milde und Gerechtigkeit, der dort unter Leopold, dem zweiten Regenten aus dem österreichisch-lothringschen Hause, herrschend

geworden, verläugnete sich unter seinem Sohne nicht. Mit dem einst so thatkräftigen und unruhigen Bevölkerungen von Florenz, Pisa, Siena, Pistoja u. s. w. war unter allen Italienern die größte Veränderung vorgegangen. Sie hatten der französischen Herrschaft nicht widerstanden, sie aber auch nicht geliebt, und kehrten gern unter die Leitung ihres alten Fürstenhauses zurück. Die toskanische Regierung ist lange Zeit hindurch die einzige auf der Halbinsel gewesen, die ihren Unterthanen keine gegründete Ursache zu Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegeben hat. Am spätesten unter allen wurde das toskanische Volk von den langsam entstandenen, aber zuletzt Alles ergreifenden Bestrebungen für eine nationale und politische Regeneration Italiens ergriffen, obgleich dasselbe auch während dieses Umschwunges sich am wenigsten Gewaltsamkeiten und Uebertreibungen hat zu schulden kommen lassen.

Die Herzogthümer Parma und Modena standen unter unmittelbarem österreichischem Einflusse. In Parma, der Erzherzogin Marie Louise auf Lebenszeit, als Ersatz für den verlorenen Thron in Frankreich überlassen, wurde, dem persönlichen Charakter dieser Fürstin gemäß, mit Milde und Gerechtigkeit regiert, und kein anderer Druck gefühlt, als der von dem nach Napoleon's Sturz auf der ganzen Halbinsel eingeführten politischen System unzertrennlich war. Aber der Herzog von Modena schien einen Genuß darin zu finden, den Wünschen und Hoffnungen seiner Unterthanen vor den Kopf zu stoßen, und ihnen seine Herrschaft zu einem unerträglichen Joche zu machen. Er ahmte Ferdinand VII Walten im Kleinen nach, und bekanntlich wird der Despotismus um so mehr empfunden, je beschränkter das Gebiet ist, auf dem er sich geltend macht. Durch seine Willkühr und Härte streute er in dem ursprünglich friedlichen und willfährigen modenesischen Volke, an Gemüthsart und Sitte dem toskanischen ähnlich, den Samen der Erbitterung und Auflehnung gegen ihn und die von ihm vertretenen Ideen aus.

In dem Kampfe gegen volksthümliche Entwickelung und freisinnige Einrichtungen zeichnete sich besonders die sardinische Regierung aus. Der in seiner Abgeschiedenheit auf der Insel Sardinien lange von dem übrigen Europa fast vergessen gewesene König Viktor Emanuel war schon wenige Wochen nach Napoleon's Sturz in seine durch das Gebiet der alten Republik Genua vermehrten Staaten zurückgekehrt. Der zahlreiche Adel, durch erbliche Bande an das Haus Sa-

voyen gefesselt, und von diesem mehr als anderswo in Italien begünstigt, feierte in der Wiedereinsetzung des alten Königsstammes seine eigene Erhebung. In den mittleren Klassen in Piemont war während der Einverleibung mit Frankreich das italienische Nationalgefühl lebhafter als früher erwacht. Sie hatten zwar an den Gesetzen und Einrichtungen der Sieger Geschmack gefunden und deren Werth kennen gelernt, aber sich durch das Aufgehen in ein fremdes Volk, dessen Verschiedenheit bei der nahen Berührung mehr als sonst hervortrat, verletzt gefühlt. Der piemontesische Beamten-, Advokaten- und Handelsstand fand sich geschmeichelt, wieder zu einem italienischen Staat zu gehören, und nahm den unter österreichischem Schutze zurückgekehrten König freudig auf, hoffte aber von ihm die Erhaltung der von den Franzosen in der Verwaltung und Gesetzgebung eingeführten Verbesserungen. Für die unteren Volksklassen hatte die französische Herrschaft nicht lange genug gedauert, um sich an ihre Formen zu gewöhnen und ihre Vortheile zu begreifen. Von der Geistlichkeit bearbeitet, die Napoleon sich durch seine Behandlung des Pabstes und die Verminderung der bischöflichen Sitze und Stifter entfremdet hatte, kehrte die Masse gern zu den alten Zuständen zurück.

Viktor Emanuel glaubte diese vorübergehende Hinneigung der piemontesischen Bevölkerung zu einer Vergangenheit, deren Schattenseiten vergessen worden, in einer Weise benutzen zu können, die sehr bald Gelegenheit zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit seiner Regierung gab. Er machte es sich zur Aufgabe keine Spur von den französischen Einrichtungen, auch wo sie seiner Gewalt nicht hinderlich und für das Land offenbar nützlich waren, übrig zu lassen. Die frühere Gesetzgebung ward vollständig wiederhergestellt, nur, wie fast überall, der von den Franzosen eingeführte höhere Steuerfuß beibehalten. An die Stelle der gesetzlichen Gleichheit der verschiedenen Klassen traten die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels. Die Bisthümer wurden von acht auf achtzehn vermehrt, und die Jesuiten zur Leitung der höheren Schulanstalten berufen. Die Todesstrafe durch das Rad ward wieder eingeführt. Dieser König hatte eine solche Abneigung gegen Alles was von den Franzosen herrührte, daß er die von ihnen vermehrten Verbindungsmittel, namentlich die herrlichen Straßen über den Simplon und Mont Cenis, mit Unwillen betrachtete. Gleich dem Pabst und dem Herzog von Modena warf er die Juden wieder unter das alte Joch zurück, zwang sie in besonderen Stadttheilen zu wohnen,

und die von ihnen unter der französischen Herrschaft erworbenen Besitzungen zu veräußern. Es fehlte nicht viel, so hätte er die von den Civiltribunalen nach französischem Recht gefällten Erkenntnisse für ungültig erklärt. Nur die Furcht vor einer zu großen Verwirrung in den Privatinteressen seiner Unterthanen hielt ihn von einem solchen Gewaltstreiche zurück. Seine ganze Regierungsweise nahm einen halb geistlichen, halb soldatischen Charakter an. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen, nachdem die anfängliche Freude über die Rückkehr des alten Königshauses verraucht war, ein großes Mißvergnügen im Stillen immer mehr um sich griff, und nur auf eine Gelegenheit zum Ausbruch wartete.

Mit mehr Rücksicht und Mäßigung trat, in der ersten Zeit nach Napoleon's Sturz, die Reaktion in dem lombardisch-venetianischen Königreiche auf. Oesterreich, als ein großer Staat, glaubte nicht nach Laune und Belieben, wie die italienischen Regierungen zweiten und dritten Ranges, verfahren zu dürfen. Diese, die keine wahrhaft unabhängige Stellung in der europäischen Politik einnehmen, konnten bei einem Konflikt mit ihren Völkern, sich auf fremde Hülfe verlassen, wie sie dies auch später bei jeder Gelegenheit gethan haben. Aber eine Großmacht würde sich durch das Herbeiziehen auswärtiger Unterstützung gegen die eigenen Unterthanen herabsetzen. Oesterreich dachte in der Behandlung seiner italienischen Besitzungen einen Mittelweg einzuschlagen, die Erinnerungen an die Revolution und Napoleon zu beseitigen, aber durch eine regelmäßige Verwaltung und umsichtige Pflege der materiellen Interessen diese Provinzen an seine Herrschaft zu gewöhnen. Zu dem Ende wurde zwar die französische Gesetzgebung mit ihrem charakteristischen Kennzeichen, der rechtlichen Gleichheit aller Klassen, abgeschafft, dagegen die unter den Franzosen eingeführte Gemeindeordnung beibehalten, und die frühere Bevorrechtung einzelner Provinzen, Municipalitäten und Korporationen nicht wiederhergestellt. Auch wurde dem Lande durch die Gründung von Provinzial-Kongregationen, zur Aufsicht über die örtlichen Angelegenheiten in jedem Bezirk (Delegation) bestimmt, und zweier Central-Kongregationen in Mailand und Venedig, der Schein einer Art von Volksvertretung bewilligt. Aber diese Kongregationen, ohnedies auf bloße Berathung beschränkt, wurden von der Bevölkerung nicht einmal frei gewählt, sondern von den dazu berechtigten Körperschaften drei Kandidaten der Regierung vorgeschlagen, aus denen diese das ihr beliebige Mitglied einer Kongregation

ernannte. Außerdem waren über die Berufung derselben, die ihr vorzuschlagenden Gegenstände, die Berücksichtigung ihrer Gutachten keine festen Bestimmungen getroffen, sondern Alles der Willkühr der Regierung überlassen worden. Dagegen wurde der Geistlichkeit kein übermäßiger Einfluß gestattet, der Adel nicht auf Kosten der übrigen Klassen begünstigt, und die Verwaltung, mit Ausnahme der ersten Stellen, den Einheimischen, wenn sie sich der neuen Ordnung der Dinge anschließen wollten, überlassen. Es ward eine unparteiische und genaue Rechtspflege gehandhabt und der Wohlstand des Landes sorgfältig berücksichtigt.

Die Absicht Oesterreichs, seine italienische Bevölkerung, mit Vorenthaltung aller politischen Rechte und Freiheiten, aber ohne Druck und Zwang zu regieren, scheiterte an den gerade in diesem Theil der Halbinsel zuerst und am stärksten erwachten Ideen von italienischer Nationalität und Einheit. Die Lombardei und das Venetianische hatten den Kern des Königreiches Italien ausgemacht. Es war daselbst, obgleich im Wesentlichen Alles von Napoleon abhing, der Form nach eine eigene Verfassung, ein Senat, ein gesetzgebender Körper, eine besondere Armee, und somit eine italienische Nationalität vorhanden gewesen, welche die vaterländische Partei einst über die Grenzen dieses Staates ausbreiten zu können hoffte. Die italienischen Patrioten hatten die von Napoleon über Italien getroffenen Bestimmungen nie als endgültig angesehen, sondern nach ihm die Vereinigung aller Theile ihres Landes zu einem einzigen Reiche für möglich gehalten. Von ihm selbst ist nach seinem Sturz diese Hoffnung bestätigt worden, indem er die von ihm zur Zeit seiner Macht gehegte Absicht zu erkennen gab, daß er, im Fall der Geburt eines zweiten Sohnes, denselben zur Herrschaft über ganz Italien bestimmt hatte.

Das Streben der nationalen Partei konnte unter einem Zustande bestehen, wo, wie unter Napoleon, der Beherrscher von Frankreich zugleich König von Italien gewesen, ließ sich aber mit der Einverleibung der Lombardei und des Venetianischen in die österreichische Monarchie nicht vereinigen. Zuerst machten sich die dem österreichischen System entgegengesetzten Ideen nur in den mittleren Klassen der Bevölkerung, den Gelehrten, Advokaten, einem Theile des Handelsstandes und den Landbesitzern zweiter Klasse geltend. Gegen diese hatte die Regierung ein leichtes Spiel, indem sie durch geschärfte Censurmaßregeln, durch gerichtliche Verfolgung, Verbannung und Einkerkerung, ihre Angriffe vereitelte.

Aber allmälig ging diese Gesinnung auch auf den reichen und mächtigen Adel über, der, obgleich anfänglich durch einige ihm zurückgegebene Ehrenrechte geschmeichelt, die fremde Herrschaft für eine Erniedrigung anzusehen anfing. Das eigentliche Volk blieb in der hier geschilderten Epoche dem Treiben der patriotischen Partei fremd. Aber es war vorauszusehen, daß es, bei dem in Italien mehr als anderswo bestehenden Klientelarverhältniß der Armen zu den Reichen, der Pächter zu den Grundherren, der Tagelöhner zu den Gewerbtreibenden, zuletzt in diese Richtung hineingezogen werden würde. Da die in der Lombardei und dem Ventianischen sich regende feindliche Gesinnung eine immer fühlbarer werdende Ueberwachung und Unterdrückung veranlaßte, so flüchtete sich die Opposition in das Dunkel geheimer Gesellschaften, und wirkte von dort, durch Verbannte und Flüchtlinge mit ähnlichen Tendenzen im Auslande in Verbindung gebracht, der Regierung unablässig entgegen. Der uralte, im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast erloschene Haß Italiens gegen die Ansprüche der deutschen Kaiser wachte unter anderen Formen von Neuem auf, wobei Oesterreich den Italienern sehr uneigentlich als der moralische und politische Repräsentant Deutschlands erschien. Im Grunde war es aber weniger diese Erinnerung an eine mittelalterthümliche Vergangenheit, welche Italien aufregte, als vielmehr die Rückwirkung der französischen Revolution, welche den in mehren Völkern lange erstorben gewesenen Nationalgeist wieder belebt hatte.

Italien ist seit Jahrhunderten das Land in der Stille wirkender Leidenschaften und im Verborgenen vorbereiteter Unternehmungen gewesen. Es giebt in der Geschichte keine ähnliche Verschwörung wie die, durch welche die sicilianische Vesper vollführt wurde. Ueberall auf der Halbinsel, an den Höfen wie in den Republiken, ist das Geheimniß die Seele der Staatsgewalt gewesen. Die kirchlichen Einrichtungen haben dort lange Zeit hindurch den weltlichen als Vorbild gedient. Nicht zufrieden mit der geistlichen Inquisition hat fast jeder italienische Staat eine politische gehabt, und im alten Venedig die oberste vollziehende Behörde förmlich diesen Namen geführt. Italien, von ungünstigen inneren und äußeren Einflüssen in seiner nationalen Entwickelung aufgehalten, in beständigem obwohl vergeblichem Kampfe gegen den ihm auferlegten Druck begriffen, von seiner Natur zu Einheit und Freiheit getrieben, von den Umständen in Zersplitterung und Abhängigkeit geworfen, hat mehr Staatsstreiche, Verschwörungen,

Ueberfälle, Treulosigkeit und Gewaltsamkeit jeder Art als irgend ein anderes Land gesehen. Die im Finstern waltende Politik der italienischen Regierungen theilte sich zuletzt dem Charakter der Einzelnen mit, und der Schleier des Mysteriums breitete sich über das ganze Leben des ursprünglich zur Oeffentlichkeit bestimmten Volkes aus. Diese Neigung zur Verhüllung gehegter Gesinnungen und gefaßter Entschlüsse, die Vorliebe für ein verstecktes und lichtscheues Wirken, von den Regierungen, den Parteien und den Einzelnen, als ein Mittel des Widerstandes gegen die Angriffe der Gegner und Nebenbuhler, gegen Willkühr und Unterdrückung angewandt, hat in Italien häufig zu blutigen Ausbrüchen und plötzlichen Veränderungen geführt, aber keine dauernden Verbesserungen, keine wahrhafte Befreiung hervorgebracht. Der Hang zum Mysterium ist nicht die Kraft, sondern die Schwäche des italienischen Volksgeistes gewesen.

Die Bildung geheimer Gesellschaften lag in dem Charakter des Italieners noch mehr als in dem des Spaniers, der, ungeachtet des Absolutismus und der Inquisition, immer einem großen Staatsganzen angehörte, lange an Eroberung, an Herrschaft über andere Völker, an ein freies und kühnes Walten gewöhnt gewesen, während der Italiener, ohne Einfluß nach außen, nicht einmal Herr des heimischen Bodens, die Vorbereitungen zur Abschüttelung des auf ihm lastenden Joches nur im Schatten einsamer Entschließungen und verborgener Verbindungen treffen zu können glaubte.

Ein geheimer Bund, der der Köhler oder Karbonari genannt, wegen der Annahme gewisser Zeichen und Redeweisen dieses Gewerbes, hatte sich vom Ende des vorigen Jahrhunderts an besonders im Königreiche Neapel verbreitet. Die Zeit seiner Entstehung ist wie die der Freimaurerei, von der er wahrscheinlich ursprünglich ausgegangen, unbekannt geblieben, und nichts Zuverlässiges darüber ermittelt worden. Man hat behauptet, daß im siebenzehnten Jahrhundert Freimaurer, die als solche, wegen der vom Pabstthum und der Inquisition über sie verhängten Verfolgungen, in Italien nicht auftreten konnten, sich im Kirchenstaat unter dem unscheinbaren Namen der Karbonari verbargen, und die Wiege dieser Verbindung wurden.

Die Karbonari, die anfänglich mehr dem theokratischen Druck entgegengearbeitet als bestimmte politische Zwecke angestrebt hatten, wurden, durch die französische Revolution und ihre Folgen für Italien, zur Einmischung in die staatlichen Zustände veranlaßt. Sie

waren der französischen Eroberung abgeneigt, und wirkten sogar eine Zeit lang für die Wiederherstellung der aus Neapel vertriebenen Bourbonen, nahmen aber allmählig, von den Umständen veranlaßt, die Idee der Einheit Italiens und damit eine den bestehenden Regierungen feindliche Richtung an. Als Murat 1815 den Krieg gegen Oesterreich begann und die Völker Italiens zur Unabhängigkeit aufrief, glaubte er auf die Karbonari zählen zu können. Aber es erhob sich Niemand für ihn. Denn ein großer Theil des Bundes hing damals noch dem Könige Ferdinand an, der im Lande mehr Wurzel besaß, und hoffte von ihm und seiner Dynastie die Erfüllung der von Murat gehegten Absichten, dem man als einen Fremden kein Vertrauen schenkte.

Die Karbonari hatten sich unterdessen, von der durch die absolutistische und klerikale Reaktion hervorgerufene Unzufriedenheit begünstigt, in allen Theilen Italiens zu verbreiten angefangen, obgleich das Königreich Neapel immer ihr Hauptsitz blieb. Es war ihrer Verbindung mehr innere Ausbildung und eine festere Gliederung verliehen worden. Durch die Errichtung verschiedener Grade, die bilderreichen Formen bei den Zusammenkünften und die mystischen Ceremonien bei der Aufnahme hatte der Karbonarismus, namentlich auf die Jugend, eine große Anziehungskraft ausgeübt, und sich das Ansehen eines das ganze Dasein seiner Angehörigen leitenden Ordens, wie einst der Bund der Pythagoräer und die Fehme des Mittelalters, zu geben gesucht. Das tiefste Geheimniß war, der italienischen Natur gemäß, das Band, welches Alles umschloß, und dessen übrigens seltene Verletzung an dem Verräther und selbst dessen Angehörigen blutig gerächt wurde. Die in die höheren Grade Eingeweihten bestärkten sich gegenseitig in ihrer Gleichgültigkeit gegen die officielle Religion, und hielten nur an gewissen moralischen und politischen Dogmen fest. In den unteren Graden ward an den Lehren und Gebräuchen des herrschenden Glaubens nicht gerüttelt. Es traten im Neapolitanischen, und später auch in anderen Gegenden, viele Geistliche und Mönche in diese Verbindung ein. Die Belebung und Verbreitung des italienischen Nationalgefühls ward allen Mitgliedern als der Zweck des Bundes und als das vornehmste Mittel zur Befreiung ihres Vaterlandes eingeschärft.

Die persönliche Schwäche des Königs Ferdinand (früher der Vierte, nachdem aber 1815 Sicilien enger mit Neapel verbunden, der Erste genannt), der keine andere Unterhaltung als Jagd und Fischfang

kannte, und die Geschäfte eigennützigen und beschränkten Günstlingen überließ, das geringe Vertrauen, das sein ältester Sohn, der Herzog von Kalabrien, einflößte, der, obgleich unterrichteter und fähiger als sein Vater, sich eben so kraftlos zeigte, und der ausschließend der Vergangenheit zugewandte Sinn der neapolitanischen Dynastie hatte die Karbonari von dem Irrthum zurückgebracht, auf dieselbe als an der Spitze des mächtigsten Staates der Halbinsel stehend, Hoffnungen für die Ausführung ihrer Pläne zu bauen. Sie wandten sich deshalb von dem Könige Ferdinand, ohne die Absicht seiner Entthronung zu hegen, in dem Sinne ab, daß sie seine Gewalt beschränken, und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in die Hände einer Volksvertretung legen wollten. Sie glaubten, daß eine dem Königreich Neapel verliehene freie Verfassung ganz Italien zur Nachahmung fortreißen würde. Die Karbonari unterschieden sich übrigens von den französischen Jakobinern, mit denen man sie oft verwechselt, besonders dadurch, daß sie eine mehr italienische als kosmopolitische Richtung verfolgten, und daß ihnen, obgleich sie nach dem Wesen der Demokratie, nach politischer und religiöser Gleichberechtigung, strebten, deren Form, die Republik, entbehrlich erschien.

Die traurige Lage des Landes, der moralische Druck, der auf den höheren und das materielle Elend, das auf den niederen Klassen lastete, die geringe Achtung, in welcher der Hof stand, dessen Willkührherrschaft mehr reizte als schreckte, der Einfluß der aus Frankreich herkommenden freisinnigen Vorstellungen, die von keiner Beaufsichtigung und Gedankensperre ganz abgehalten werden konnten, hätte allein hingereicht, in Verbindung mit einem zahlreichen, der Regierung feindlichen Geheimbunde, eine allgemeine Bewegung zu veranlassen. Es bedurfte, wie immer unter ähnlichen Umständen, nur eines bestimmten Anstoßes, um die Gährung zum Ausbruch zu bringen. Die spanische Revolution fiel wie ein Blitzstrahl auf den im Neapolitanischen vorhandenen Brennstoff. Die so lange zwischen beiden Staaten bestanden gewesene Verbindung, die Aehnlichkeit der äußeren Lage, wo, ungeachtet einer verschwenderisch freigebigen Natur, durch die Mangelhaftigkeit der socialen und politischen Einrichtungen ein so tiefer Verfall eingetreten, machte die Neapolitaner für die in Spanien eingetretene Veränderung besonders empfänglich.

Der neapolitanische Hof, von den geheimen Umtrieben der Karbonari und der zunehmenden Unzufriedenheit des Volkes unterrichtet,

fand sich jetzt zu einem Schritt veranlaßt, der die drohende Katastrophe, anstatt sie abzuwenden, beschleunigte. Um zu zeigen, daß man gegen jeden Versuch der Auflehnung gerüstet sei, wurde im Frühling 1820 ein bedeutender Theil des Heeres zu Kriegsübungen zwischen Kapua und Gaeta zusammengezogen. Dies gab den unter den Officieren zahlreich vorhandenen Karbonari Gelegenheit sich kennen zu lernen, ihren Bund auszudehnen, Unterofficiere und Soldaten hineinzuziehen, und Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Als das Uebungskorps in der Mitte Mai's auseinanderging, lag die Mine jeden Augenblick zum Losgehen bereit da. Außer den Gründen zum Mißvergnügen, die dem Heere mit dem Volke gemeinsam sein konnten, fühlten sich die damals noch zahlreich vorhandenen Generale nnd Officiere aus Napoleon's und Murat's Schule durch die Anstellung eines Fremden, des österreichischen Generals Grafen Nugent, als Oberbefehlshabers der neapolitanischen Armee, beleidigt und zurückgesetzt.

Ein Kanonikus in der Stadt Nola Namens Minichini war dort der thätigste Beförderer des Karbonarismus gewesen. Er hatte seine Stellung als Geistlicher dazu benutzt, um die Garnison für seine Absichten zu gewinnen, und Officiere und Soldaten waren von ihm in den Bund eingeweiht worden. Am 2 Juli mit Tagesanbruch begab sich der Unterlieutenant Morelli in die Kaserne des dort liegenden Reiterregiments Bourbon, versammelte die Soldaten seiner Schwadron, stellte ihnen die Schmach des Vaterlandes und das in Spanien gegebene glänzende Beispiel vor, und zog sie auf seine Seite. Ein Theil der angeseheneren Einwohner in Nola war ebenfalls in die Verbindung aufgenommen worden, und schloß sich den Soldaten an. Eine dreifarbige Fahne, schwarz, rosenroth und himmelblau, die Farben der Karbonaria, wird aus Minichini's Wohnung herbeigeholt, und mit Freudengeschrei begrüßt. Der bewaffnete Haufe, Soldaten, Bürger, Mönche, wendet sich nach Avellino, der Hauptstadt der Provinz, wo der angesehene und reiche Oberst de Conciliis die Besatzung befehligte. Nach kurzem Bedenken schließt auch er sich dem Aufstande an, ruft die Milizen der Stadt und Umgegend zusammen, und läßt auf dem Paradeplatz in Avellino die spanische Konstitution verkündigen. Die ganze Provinz geräth in Bewegung. Die Mitglieder des Bundes strömen aus allen Ortschaften herbei, und reißen die anfangs gleichgültige Menge mit sich fort. Der General Wilhelm Pepe, ein Gegner der Willkührherrschaft des Hofes und mit Verhaftung bedroht, ent-

fernt sich aus der Hauptstadt und geht zu den Aufständischen über, die ihn sogleich an ihre Spitze stellen, und auf Neapel ziehen. Mit der dem Süditaliener in jeder Lage eigenen Lebendigkeit verbreitet sich der in Nola und Avellino zum Ausbruch gekommene Geist über die hauptstädtische Bevölkerung, die wenige Jahre vorher die Rückkehr des Königs Ferdinand mit Begeisterung begrüßt und über Murat's Sturz gefrohlockt hatte. Selbst die Lazaronen, sonst dem Hofe so ergeben, lassen sich von der Bewegung hinreißen. Kein einziges Regiment der Hauptstadt und Umgegend scheint zuverlässig zu sein. Die Minister reichen ihre Entlassung ein. Ferdinand I, von Furcht ergriffen, erklärt dem Volkswunsche nachgeben zu wollen, und verlangt nur acht Tage Bedenkzeit, um über die einzelnen bei einer so großen Veränderung zu treffenden Maßregeln zu berathen. Er wird zu einer augenblicklichen Anerkennung der spanischen Konstitution genöthigt. Um seine Schwäche unter einem erträglichen Vorwande zu verhüllen und die Aufregung der Menge zu beschwichtigen, schützt er eine Krankheit vor, und tritt bis zu seiner Genesung die oberste Gewalt an den Thronerben Franz Herzog von Kalabrien ab, den er zum General-Vikar beider Sicilien und „Alter Ego" mit unumschränkter Vollmacht ernennt.

Dies Alles war die Sache weniger Tage. Schon am 7 Juli hielt der General Wilhelm Pepe mit den aufständischen Truppen und Milizen, von unzähligen Schaaren Landvolkes, die theils zu den Karbonari gehörten, theils sich ihnen für den Augenblick angeschlossen hatten, umgeben, seinen Einzug in Neapel. Minichini ritt auf einem Maulesel an seiner Seite, im geistlichen Kleide aber ein Gewehr in der Hand. Der Prinz-Regent, sein Bruder der Fürst von Salerno, der ganze Hof trugen, wie die einrückenden Truppen, die Farben der Karbonaria, die bald von der ganzen Bevölkerung angelegt wurden. Den König hatte seine vorgebliche Unpäßlichkeit diesem Schauspiele entzogen. Aber am 13 Juli mußte auch er den Eid auf die spanische Verfassung leisten, zu deren Einführung eine Junta von funfzehn Personen eingesetzt wurde. Ein neues Ministerium, zum Theil aus ehemaligen Dienern Murat's bestehend, wurde ernannt und die Einberufung eines National-Parlaments, so sollte die neue Volksvertretung heißen, für den 1 Oktober verkündigt.

Feierlichkeiten aller Art folgten sich in rascher Eile, und wurden mit dem von dem neapolitanischen Charakter unzertrennlichen Gepränge und Geräusch begangen. Die herrliche Hauptstadt schien noch belebter

und sonniger als gewöhnlich zu sein. Alles gab sich den glänzendsten Hoffnungen hin. Denn der eingetretene Umschwung zählte, außer am Hofe und in der höheren Geistlichkeit, keine Feinde, aber zum Theil eben deshalb auch keine wahrhaften Stützen. Im Gegensatz zu Spanien wurden keine Ausschweifungen und Grausamkeiten begangen, einmal weil die Natur dieses Volkes milder ist, und dann auch weil die siegende Partei gar keinen Widerstand gefunden hatte. Der mit so geringen Mitteln, von einem Kavallerie-Lieutenant in einer kleinen Landstadt, begonnene Aufstand war demnach durch den davon getragenen Erfolg zu einer Revolution geworden, die von einer ganzen großen Bevölkerung angenommen wurde. Aber diese Veränderung war zu plötzlich entstanden und zu leicht ausgeführt worden, besaß, selbst von der Gefahr eines auswärtigen Angriffes abgesehen, in den Gemüthern zu wenig Halt und Wurzel, um eine wirkliche Erneuerung des verfallenen Staats- und Volkslebens hervorbringen zu können.

Die ersten Schwierigkeiten, auf welche die neapolitanischen Konstitutionellen stießen, traten ihnen im Bereiche ihrer eigenen Macht, in Sicilien, entgegen. Dort war die Abschaffung der unter brittischem Einflusse gegebenen Verfassung sehr übel empfunden, und den neapolitanischen Rathgebern des Königs Ferdinand zur Last gelegt worden. Als die Nachricht von der in der Hauptstadt erfolgten Annahme der spanischen Konstitution in Sicilien ankam, erhob sich die Bevölkerung gegen die ihnen aufgedrungene Ordnung der Dinge, aber nicht um die Vorgänge in Neapel nachzuahmen, sondern um die ihnen 1815 entrissene Verfassung, die sie als ein Zeichen ihrer Nationalität ansahen, wiederherzustellen. Aber in Sicilien lief die beabsichtigte Veränderung in den inneren Zuständen nicht so friedlich wie in Neapel ab. Der reizbarere Charakter des sicilianischen Volkes, das Unabhängigkeitsgefühl der einzelnen größeren Städte, die Eifersucht der verschiedenen Stände auf einander, der Haß gegen alles Neapolitanische rief innere Kämpfe, Blutvergießen und Frevel aller Art hervor. Nach der Ueberwältigung der neapolitanischen Besatzung (16 Juli) beging der palermitanische Pöbel, mit aus den Gefängnissen befreiten Verbrechern verbunden, die größten Ausschweifungen und Grausamkeiten. Eine provisorische Junta war in der Hauptstadt niedergesetzt worden, deren Anordnungen aber von Messina, Catania, Syrakus und Trapani nicht anerkannt wurden. Neapel gewohnt, Sicilien wie eine Kolonie zu behandeln, verlangte die Wiederherstellung der vertriebenen Civil- und Militairautoritäten

und die Annahme der im Neapolitanischen eingeführten Konstitution, was von den Sicilianern abgelehnt wurde. Der General Florestan Pepe, ein Bruder dessen, der sich an die Spitze der Bewegung in Neapel gestellt hatte, ward mit Truppen zur Unterwerfung der Insel abgeschickt. Erst nach einem hartnäckigen und blutigen Widerstande gelang es ihm Palermo zu besetzen. Um einem längeren inneren Kriege vorzubeugen, hatte Florestan Pepe den Sicilianern die Einberufung einer aus Notabeln ihrer Insel zu bildenden Versammlung zugestanden, die über ihr künftiges Verhältniß zu Neapel entscheiden sollte. Dieser Vertrag zwischen Pepe und der Junta in Palermo (5 Oktober) und der eine von den Bedingungen der Uebergabe der Stadt gewesen, ward von dem neapolitanischen Ministerium und Parlament verworfen, und Pepe abberufen. In seine Stelle wurde der General Colletta mit einem Truppenkorps nach Sicilien gesandt, um die Insel zum Gehorsam zu bringen. Als dieser am 21 Oktober vor Palermo erschien, unterwarf sich die sonst so entzündbare Bevölkerung, und nach deren Beispiel die ganze Insel. Pepe hatte nämlich, sobald er von der Verwerfung seiner mit den Palermitanern abgeschlossenen Kapitulation benachrichtigt worden, sogleich eine allgemeine Entwaffnung der Einwohner angeordnet und durchgesetzt. Die spanische Konstitution ward auch in Sicilien eingeführt, aber der Haß gegen die Neapolitaner und ihren Anspruch, die Insel wie ein erobertes Land behandeln zu wollen, glühte in dem Herzen des sicilianischen Volkes fort.

Die neuen Machthaber in Neapel hatten sich bei der von ihnen gegen Sicilien angenommenen Stellung nicht nur ungerecht gezeigt, sondern auch keine Einsicht in ihren eigenen Vortheil bewiesen. Es stand Neapel nicht zu, Sicilien wie eine Kolonie anzusehen, da es die Insel nicht erobert hatte, sondern beide Länder mit gleichen Rechten unter die Herrschaft des Hauses Bourbon gekommen waren. Die Neapolitaner hatten blos dadurch eine Ueberlegenheit über Sicilien erlangt, daß die Dynastie in ihrer Mitte weilte, was in einer unumschränkten Monarchie mancherlei persönliche Vortheile aber keine gesetzlichen Vorzüge begründen kann. Der Sicilianer ist thatkräftiger und freiheitsliebender als der Neapolitaner. Anstatt dem Inselvolke eine eigene Verfassung und ein besonderes Parlament zu gewähren, und nur seine Hülfe bei einem Kriege gegen das Ausland auszubedingen, setzte sich die in Neapel herrschende Partei in die Nothwendigkeit, Sicilien mit Gewalt im Gehorsam zu erhalten, und nicht nur keine sicilianischen

Truppen zur Vertheidigung der neapolitanischen Grenze heranziehen zu können, sondern einen Theil der neapolitanischen Kriegsmacht zur Besetzung Siciliens verwenden zu müssen. Die Verblendung der neapolitanischen Konstitutionellen war in diesem Falle um so größer, als sich schon damals voraussehen ließ, daß sie über kurz oder lang gezwungen sein würden, die von ihnen vollbrachte Revolution gegen die Einmischung des Auslandes und einen Angriff desselben mit den Waffen zu vertheidigen, wobei die Unterstützung Siciliens von Bedeutung gewesen wäre.

Die spanische Revolution hatte in der besonders im Norden und Osten Europa's zahlreichen Partei, welche, im Sinne des heiligen Bundes, ein patriarchalisches Regiment, aus unbeschränkter Fürstenmacht und unbedingtem Unterthanengehorsam zusammengesetzt, als Ideal des Staaten- und Völkerlebens ansah, große Unzufriedenheit erregt. Indessen lag Spanien für die beiden Höfe, welche damals den größten Einfluß auf die Angelegenheiten des europäischen Kontinents ausübten, den österreichischen und russischen, zu fern, um schnelle Maßregeln gegen die dort herbeigeführte Umwälzung nothwendig erscheinen zu lassen. Aber die Vorgänge in Neapel und ihre Wirkung auf Italien, und selbst weiter hinaus, sobald ihnen Zeit zur Befestigung und Ausbreitung gelassen wurde, forderten zu raschem Handeln auf.

Ein großer Theil Europa's war in jener Zeit von einer innern Unruhe ergriffen, die später, obwohl in verschiedenem Grade, fast überall zum Ausbruch kommen sollte, aber schon damals entweder offen hervortrat, oder bei einiger Aufmerksamkeit geahnt werden konnte. In Frankreich dauerte der Kampf der beiden unversöhnlichen Principien der Legitimität und der Volkssouverainetät ununterbrochen fort, und stellte neue Erschütterungen in Aussicht. In dem Königreich der Niederlande stießen sich die belgische und holländische Nationalität, die katholische und protestantische Partei ab, und dieser sich immer mehr befestigende Gegensatz mußte zuletzt zu einem gewaltsamen Ausbruche führen. Die Schweiz litt an inneren Zerwürfnissen zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei. In Deutschland, seit Napoleon's Sturz zwischen dem Geiste der Vergangenheit und Gegenwart schwankend, konnte die Erscheinung einer neuen Revolution, wenn auch nicht unmittelbar an seinen Grenzen vollbracht, das Gewicht der freisinnigen Meinungen verstärken. Die Polen hatten, ungeachtet der einem Theile unter ihnen vom Kaiser Alexander verliehenen Verfassung,

nicht die Erinnerung an ihre alte Unabhängigkeit und die Art, wie sie um dieselbe gebracht worden, vergessen, und sie waren geneigt, in jeder Volkserhebung ein ihnen gegebenes Beispiel zur Wiederherstellung ihrer Nationalität zu sehen.

Oesterreich war seit der Erwerbung des lombardisch-venetianischen Königreiches nicht nur die vorwiegende Macht in Italien geworden, sondern sein Einfluß auf die italienischen Regierungen schien ihm auch zur Erhaltung seiner Suprematie in Deutschland, wie überhaupt zu seiner Stellung in Europa nothwendig zu sein. Bei der Abneigung der Lombarden und Venetianer gegen die österreichische Herrschaft, und der Ungeduld mit der alle übrigen italienischen Völker die ihnen wiederaufgedrungenen alten Einrichtungen ertrugen, war vorauszusehen, daß, wenn die Revolution in Neapel bestehen blieb, sie sich über die ganze Halbinsel bis an die Grenzen Oesterreichs hin verbreiten, und über kurz oder lang der bestehenden Ordnung der Dinge auch in dem Innern des Kaiserstaates gefährlich werden würde.

Der die österreichische Politik leitende Staatskanzler Fürst Metternich glaubte deshalb die früheren Zustände im Königreich Neapel um jeden Preis wiederherstellen zu müssen. Die einer bewaffneten Dazwischenkunft Oesterreichs in die neapolitanischen Angelegenheiten bei den übrigen Großmächten entgegenstehenden Schwierigkeiten wußte er durch das Schreckbild der auch sie bedrohenden Revolution zu überwinden. Dies war das Mittel, durch welches er seinen Einfluß auf die deutschen und italienischen Fürsten, besonders aber auf die Beherrscher von Rußland und Preußen geltend machte. An Englands Einspruch, dem Oesterreich sonst durch die gemeinsame Eifersucht auf Rußland nahe stand, dachte er sich in diesem Falle nicht zu kehren. Von Frankreich, das allerdings eine Vermehrung des österreichischen Einflusses in Italien nicht gern sehen konnte, war kein erheblicher Widerstand zu befürchten, da der französischen Regierung schon damals der Gedanke an eine Intervention in Spanien und Bekämpfung der dortigen Revolution nicht fern liegen konnte.

Der österreichische Staatskanzler griff seit dem Wiener Kongresse, auf dem er eine so hervorragende Rolle gespielt hatte, gern zu solchen politischen und diplomatischen Zusammenkünften, um seine Absichten durchzusetzen. Seines eigenen Gebieters gewiß, verstand er es, durch seine gewandte Ueberredungsgabe auch den Kaiser Alexander und den König Friedrich Wilhelm für seine Meinung zu gewinnen. Er hatte

auf diese Art immer die Majorität im Rathe der Großmächte für sich, selbst wenn England und Frankreich widerstrebten. Auf seine Veranlassung ward eine Monarchen- und Ministerversammlung nach Troppau im österreichischen Schlesien berufen. In der zweiten Hälfte des Oktobers erschienen dort die Monarchen von Oesterreich und Rußland, der Kroprinz von Preußen im Namen seines Vaters, der erst im November erwartet wurde, und die Bevollmächtigten der fünf großen Mächte.

Metternich der den Widerspruch der englischen und französischen Diplomatie gegen seinen Plan einer Intervention im Königreich Neapel voraussah, wollte vor allen Dingen den Kaiser Alexander zu sich hinüberziehen, stieß aber bei demselben unerwarteter Weise diesmal auf eine Meinungsverschiedenheit. Alexander war nicht mehr derselbe, der bei Ludwig XVIII auf eine freie Verfassung für Frankreich gedrungen, und den Polen eine solche selbst verliehen hatte. Indessen hatten die absolutistisch-pietistischen Ideen sich seines Wesens noch nicht vollkommen bemächtigt, und die liberalen Tendenzen seiner Jugend waren noch nicht ganz verschwunden. Er verwarf zwar die Militairrevolution in Neapel und die durch sie eingeführten Institutionen, war aber von der Nothwendigkeit einer bewaffneten Einmischung in die neapolitanischen Angelegenheiten nicht überzeugt, und glaubte, daß der König Ferdinand I und sein Volk sich zu einer Ermäßigung der neuen Verfassung auf friedlichem Wege verstehen würden. Der österreichische Staatskanzler schien ihm die Bedeutung der in Neapel eingetretenen Veränderung zu übertreiben.

Um die Zeit, wo der Kaiser Alexander noch schwankte, erhielt Metternich auf außerordentlichem Wege Nachricht von einer am 17 Oktober im Semenowschen Garderegiment in St. Petersburg ausgebrochenen Meuterei. Die Soldaten, von der Härte ihres Obersten gereizt, hatten demselben den Gehorsam verweigert, sonst aber keine Gewaltsamkeiten begangen. Dieser Vorfall, der nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit den politisch-militairischen Insurrektionen auf Isla de Leon und in Nola besaß, sondern nur der Ausdruck der Verzweiflung über erlittene Mißhandlungen war, wurde von Metternich benutzt, um den Kaiser vor der Gefahr des von dem spanischen und neapolitanischen Kriegsvolke gegebenen Beispiels besorgt zu machen. Die Soldaten des obengenannten Garderegiments hatten aber höchst wahrscheinlich nie etwas von Madrid und Neapel gehört, und gewiß nicht die dort vorgefal-

lenen Ereignisse nachahmen wollen. Alexander, der als Russe dies selbst am besten wissen konnte, war schwach und befangen genug, um auf die von dem österreichischen Staatskanzler dargelegte Ansicht und deren Folgerungen einzugehen.

Es wurde, mit Berufung auf die bei Stiftung des heiligen Bundes ausgesprochenen Grundsätze, in Troppau ein Vertrag zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich abgeschlossen, in welchem sich die drei Mächte zur Bekämpfung der revolutionären Bewegungen und der aus ihnen hervorgegangenen Veränderungen in den Verfassungen der Staaten anheischig machten, und wobei Spaniens, Portugals und Neapels namentlich gedacht wurde, obgleich es zunächst nur auf Letzteres abgesehen war. Es wurde zugleich ein neuer Kongreß in Laybach verabredet, und beschlossen, den König beider Sicilien dazu einzuladen, damit derselbe sich in aller Freiheit über die letzten Ereignisse in seinen Staaten und sein Verhältniß zu denselben erklären könne. England und Frankreich wurden von dem Vertrage erst in Kenntniß gesetzt, nachdem er von den drei nordischen Mächten schon unterzeichnet war. Der englische Bevollmächtigte Sir Charles Stuart, ein Bruder des viel vermögenden Ministers des Auswärtigen Lord Castlereagh, zeigte sich über das Geschehene sehr unzufrieden, legte gegen die Absicht einer Einmischung in die innern Angelegenheiten unabhängiger Staaten Verwahrung ein, und beschuldigte den Fürsten Metternich England getäuscht zu haben, kam aber zu spät und richtete nichts mehr aus. Die französischen Gesandten, Graf de la Ferronays und Marquis de Caraman, die als Legitimisten und Anhänger aller Zweige des Bourbonschen Hauses gegen eine Intervention zu Gunsten desselben nichts einzuwenden hatten, dieselben aber von Oesterreich nicht allein unternommen wissen wollten, klagten über einseitige Beschlüsse und übereilte Maßregeln, fanden aber kein Gehör.

Das Parlament war unterdessen in Neapel am 1 Oktober zusammengetreten, und hatte die Zustände des Landes was die Form und Oberfläche betrifft, vollkommen umgewandelt. Die spanische Konstitution war dabei als Muster angenommen; jedoch in einigen ihrer Theile verändert worden. So sollten, im Gegensatz zu Spanien, neben der katholischen Staatsreligion die andern christlichen Konfessionen wenigstens geduldet werden. Die Majorate und die in Sicilien noch in voller Kraft bestehenden Feudalrechte wurden abgeschafft, eine gerechtere Steuervertheilung und überhaupt manche Verbesserungen ein-

geführt. Da, ungeachtet der Roheit und Unwissenheit der Massen, die gebildeten Klassen Neapels die geistige Blüthe Italiens enthalten, so fehlte es nicht an Beredsamkeit, an Leben und Glanz in den parlamentarischen Verhandlungen. Aber die aus der Revolution hervorgegangenen Machthaber ließen sich von der Einbildungskraft beherrschen, hielten ihre Wünsche für Thatsachen, ihre Gedanken für Wirklichkeiten, und übersahen, daß sie unter dem von ihnen vertretenen Volke allein dastanden, das sie zwar für den Augenblick nachahmte, aber nicht begriff, und bei herannahender Gefahr verlassen würde. Wie sollten die neuen Einrichtungen, die auf eine große Reife des Nationalcharakters berechnet waren, und Freiheitssinn und Ordnungsliebe voraussetzten, unter einer Bevölkerung einen geeigneten Boden finden, die seit Jahrhunderten in Aberglauben, Trägheit und Zügellosigkeit versunken war? Die alte neapolitanische Regierungsweise war nichts als ein aus Despotismus und Anarchie gemischter Mißbrauch gewesen. Damit ein so gewöhntes Volk eine selbst weniger freie Verfassung als die jetzt eingeführte verstehen und anwenden lernte, dazu hätte eine längere und ernstere Schule als die unter Murat durchgemachte gehört.

Am 30 Januar (1821) wurde die Berathung über die Konstitution beendigt, dieselbe von dem Prinz-Regenten bestätigt, als Grundgesetz bekannt gemacht, und das Parlament, das jedoch eine permanente Deputation von sieben Mitgliedern zurückließ, aufgelöst. Niemand widersetzte sich den neuen Institutionen, aber es sah auch aus, als ob sie Niemand, außerhalb der officiellen Kreise, für eine Realität hielt. Das Volk fand an den unaufhörlichen öffentlichen Aufzügen, Reden und Farben der Karbonari Geschmack, verlor aber über diesen theatralischen Zeitvertreiben den wenigen Ernst, der ihm noch übrig geblieben.

Der in Troppau verabredete Kongreß war in den ersten Tagen des Januar (1821) in Laybach, der Hauptstadt des Herzogthums Krain, zusammengetreten. Es waren fast ganz dieselben Souveraine und Diplomaten wie einige Wochen vorher versammelt. Nur hatten sich diesmal auch die Gesandten der italienischen Mächte eingefunden. England setzte seine Einsprache gegen eine gewaltsame Einmischung in die neapolitanischen Angelegenheiten, aber ohne Erfolg, fort, und nahm an den Berathungen keinen weiteren Antheil. Die französischen Gesandten suchten die italienischen Mächte für ihre Ansicht einer friedlichen

Dazwischenkunft, einer Modifikation der neapolitanischen Verfassung und Wegräumung ihrer allzu demokratischen Bestandtheile, zu gewinnen, drangen aber nicht durch. Die Bevollmächtigten Sardiniens, Modena's, Toskana's und Roms sprachen sich für eine bewaffnete Intervention Oesterreichs aus. Der Fürst Metternich hatte Alles so geschickt vorbereitet, daß sein Plan von dem Kongreß unverändert angenommen wurde.

Der greise König Ferdinand war der an ihn ergangenen Einladung gefolgt und in Laybach erschienen. Das damals noch versammelte Parlament hatte nur ungern in seine Entfernung eingewilligt. In einer an dasselbe erlassenen Botschaft versprach er feierlich seine persönliche Zusammenkunft mit den verbündeten Monarchen zu der Erhaltung des Friedens und der Verfassung zu benutzen, an deren Grundzügen er, auch wenn das Parlament einzelne Abänderungen für nöthig erachten sollte, unter allen Umständen unverbrüchlich festhalten zu wollen erklärte. In Laybach angekommen nahm er alsbald alle in Neapel gethanen Zusagen unter dem Vorwande zurück, daß er dort nicht Herr seiner Entschlüsse gewesen, und versprach Metternich eine unbedingte Wiederherstellung der früheren Zustände. Das österreichische Heer in Italien, schon seit Monaten auf den Kriegsfuß gesetzt und verstärkt, brach im Anfange des Februar unter dem Oberbefehl des General Frimont, der schon 1815 gegen Murat gekämpft hatte, aus seinen Standquartieren auf, durchzog in achtzehn Tagen Ober- und Mittelitalien, und kam Anfang März an der neapolitanischen Grenze an.

Obgleich die revolutionaire Regierung in Neapel Zeit genug gehabt hatte, um sich auf einen Kampf, der seit dem Troppauer Kongresse unvermeidlich geworden, vorzubereiten, so war doch in dieser Beziehung nur wenig zu Stande gebracht worden. Bis in den Januar hinein hatten die Berathungen über die Verfassung alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit in Anspruch genommen. Das Linienheer war nicht gehörig verstärkt und ein Theil der besten Truppen zur Besetzung Siciliens verwandt worden. Man zählte auf ein allgemeines Aufgebot der gesammten waffenfähigen Mannschaft, das unter dem Namen Milizen dem Feinde entgegengeworfen werden sollte. Aber dieses Aufgebot war nicht eingeübt, besaß selbst nicht das äußere Ansehen von Soldaten, und führte großentheils nicht einmal Feuergewehre. Die Machthaber hatten es versäumt das, bei einer Vermehrung der bewaffneten Macht, unzureichende Kriegsmaterial, als es noch

Zeit dazu war, durch Ankäufe in England vervollständigen zu lassen. Es fehlte dem neapolitanischen Parlament nicht an glänzenden Rednern und ausgezeichneten Rechtsgelehrten, und der Armee ebenso wenig an tüchtigen Befehlshabern, die in den großen Kriegen unter Napoleon ihre Ausbildung erhalten hatten. Aber so wie alle Beredsamkeit und Staatskunst der politischen Führer vergeblich bleibt, wenn es nicht ein Volk giebt, das die von oben herkommenden Ideen in sich aufzunehmen und in Fleisch und Blut zu verwandeln fähig ist, ebenso richten die besten Generale und Offiziere nichts aus, wenn es ihren Soldaten an Mannszucht und kriegerischem Geiste mangelt. Dieses Mißverhältniß zwischen der Bildung und den Ueberzeugungen einzelner Klassen, und der Roheit und Untüchtigkeit der Massen, war aber nirgends so sehr, wie im Königreich Neapel vorhanden.

Die sinnliche Lebendigkeit des neapolitanischen Volkes und seine anscheinende Begeisterung für die neue Ordnung der Dinge täuschte die Häupter der Revolution über die unzureichenden Vorbereitungen zum Kampfe. Es fehlte an Geschütz, an Transportmitteln und zuletzt auch an Geld. Ungeachtet der vermehrten Ausgaben waren unkluger Weise mehre Steuern erlassen oder herabgesetzt worden.

Bei dem am 12 Februar wieder zusammen getretenen Parlament liefen aus den Provinzen Adressen ein, deren übertriebener Ton hingereicht hätte, die ausgedrückten Gesinnungen verdächtig zu machen, die aber bei der allgemein herrschenden Ueberspannung als zuverlässige Zeichen der öffentlichen Meinung angesehen wurden. Die Milizen in den Provinzen zwischen Neapel und dem Kirchenstaat nahmen die Namen altitalischer Völkerschaften an, und versprachen die Ausdauer und Tapferkeit der Volsker, Hirpiner und Samniten wiederaufleben zu lassen. Einige Ortschaften an der Grenze erklärten den Opfertod der Spartaner bei den Thermopylen und den Heldenmuth der Fabier und Decier nachahmen zu wollen. Eine Exaltation der Art, die aus der Phantasie und nicht aus dem Charakter stammt, erlischt aber in der Regel eben so leicht, als sie plötzlich aufflammt.

Die Machthaber in Neapel hatten, außer auf den Widerstand ihrer Truppen, auch auf eine allgemeine Erhebung im übrigen Italien, wenigstens in den gebirgigen Theilen des Landes, gerechnet. Man glaubte, das durch die Karbonari Alles dazu vorbereitet worden wäre. Aber das schnelle Vorrücken der Oesterreicher ließ keine Zeit zur Vorbereitung auf einen solchen Kampf, der überhaupt nur von der bewaff-

neten Macht ausgehen konnte. Diese war aber nur im Neapolitanischen und Piemontesischen von einiger Bedeutung, weshalb auch nur dort solche Bewegungen zum Ausbruch kamen. Die Karbonari unterhielten zwar überall Verbindungen und Einverständnisse, waren aber nur im Königreich Neapel zahlreich genug, um auf die Volksstimmung einen Einfluß ausüben zu können.

Zwei Generale, die sich unter Napoleon und Murat auf vielen Schlachtfeldern bewährt hatten, Wilhelm Pepe und Carascosa, waren an die Spitze der neapolitanischen Streitkräfte gestellt worden. Der Vertheidigungsplan war geschickt entworfen, und würde mit besseren Truppen als die ihrigen seinen Zweck erreicht haben. Pepe sollte mit einem Korps von 45 Bataillonen, größtentheils Milizen, die Engpässe der Abruzzen besetzt halten, während Carascosa mit dem Hauptheer, 76 Bataillone und 35 Schwadronen, zu dem die meisten Linientruppen gehörten, die kampanische Ebene und den Weg nach der Hauptstadt deckte. Wenn sich die Macht der Oesterreicher an dem Bergwalle, der die Nordgrenze des Neapolitanischen bildet, und an den Bajonetten seiner Vertheidiger gebrochen haben würde, wie die Minister und das Parlament in Neapel erwarteten, dann sollten Pepe und Carascosa in den Kirchenstaat vordringen, und ganz Italien zur Theilnahme an dem Kampfe gegen die Fremden aufgefordert werden.

Bei Rieti am 7 März hatten die neapolitanischen Truppen die erste Probe zu bestehen. Pepe hatte eine vortheilhafte Stellung gewählt, und griff die österreichische Vorhut unter dem General Geppert mit Erfolg an. Die erste Linie der Neapolitaner drang so ungestüm vor, daß die Oesterreicher, außerdem vom Terrain in Nachtheil gesetzt, zurückgeworfen wurden. Aber es fehlte Pepe an Reiterei, um den Feind zu verfolgen. Dies gab dem österreichischen General Wallmoden Zeit, von Casa Vicentini her seine Reserven herbeizuziehen, und die beiden Flanken der Neapolitaner zugleich zu bedrohen. Die zweite Linie, die jetzt den Oesterreichern entgegengestellt wurde, hielt, auf zwei Seiten angegriffen, nicht Stand. Einige Kanonenschüsse reichten hin, um sie in Unordnung zu bringen. Ihr Rückzug artete bald in die eiligste Flucht aus. Ganze Bataillone warfen ihre Waffen fort. Pepe mußte eine Stellung nach der anderen aufgeben. Selbst die verschanzten Höhen, welche die Engpässe beherrschen, und wo die Besatzungen, ohne die geringste Gefahr für sich selbst, durch ihr Feuer den Feind aufhalten konnten, wurden nicht vertheidigt. Das Korps unter Pepe

verlief und zerstreute sich so gänzlich, daß wenige Tage nach dem Gefecht bei Rieti jede Spur von ihm verschwunden zu sein schien. Die Milizen kehrten in ihre Heimath zurück und die Linientruppen schlugen den Weg nach der Hauptstadt ein.

Das Hauptheer unter Carascosa zeigte sich wo möglich noch schlechter. Als dieser General die Niederlage bei Rieti erfuhr, glaubte er eine rückgängige Bewegung machen zu müssen, um nicht von Neapel abgeschnitten zu werden. Er dachte sich nach dem festen Lager von Mignano zurückzuziehen, und dort den Oesterreichern die Spitze zu bieten. Das Verhalten seiner Truppen machte ihm die Ausführung dieses Planes unmöglich. Kaum war der Befehl zum Aufbruch ertheilt worden, als Alles, ohne einen Flintenschuß gethan zu haben, auseinander lief. Die starke Festung Kapua ergab sich ohne Widerstand. Pepe und Carascosa langten, wie sechs Jahre vorher Murat, nur von einigen Officieren begleitet, in der Hauptstadt an. Am 24 März hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Neapel.

Während das neapolitanische Heer einen solchen Mangel an Muth und Zucht an den Tag legte, war von dem Parlament eine gefaßte und furchtlose Haltung beobachtet worden. Ein Theil desselben versammelte sich selbst noch am Tage der Ankunft der Oesterreicher, und legte eine feierliche Verwahrung gegen das die Unabhängigkeit der Staaten und das Völkerrecht verletzende Einschreiten derselben ein. Die Unkenntniß des in dem Volke und unter den Soldaten herrschenden Geistes von Seiten der revolutionairen Regierung kann in Erstaunen setzen, wenn man nicht die von einem plötzlichen Ausbruch lange zurückgedrängter Gesinnungen unzertrennliche Ueberspannung und Verblendung in Betracht zieht. Es hat in neueren Zeiten nicht blos bei Italienern, sondern auch bei anderen Völkern, nicht allein an unerwartet emporgekommenen Parteiführern, sondern selbst an gebornen Fürsten und ihren an die Ausübung der Macht gewöhnten Räthen, eine ähnliche Verkennung ihrer Lage, ihrer Hülfsmittel und der sie umgebenden Stimmung wahrgenommen werden können.

Es wäre eine Uebertreibung, wenn man das neapolitanische Volk einzig und allein und für immer nach der von einem Theile desselben 1821 bewiesenen Untüchtigkeit beurtheilen wollte. In einer nicht sehr fern liegenden Zeit hatte sich daselbst ein ganz anderer Geist gezeigt. Von dem schlechtesten Theile der neapolitanischen Bevölkerung, den Lazzaronen, war den Franzosen, als sie 1799 unter dem General Championnet die

Hauptstadt des Landes einnehmen wollten, ein verzweifelter Widerstand entgegengesetzt, und sie nur mit Aufbietung aller Hülfsmittel der Kriegskunst besiegt worden. Das Landvolk in Kalabrien hatte unter Murat dessen eigenes Heer und seine französischen Hülfstruppen Jahre lang ernstlich zu beschäftigen verstanden, und sich ihm überhaupt nie völlig unterworfen. Die Anhänglichkeit an das alte Königshaus und der Haß gegen den aufgedrungenen Herrscher rief damals unter der Bevölkerung viele kühne Thaten hervor. Jene Liebe zu den überlieferten Zuständen mußte allerdings sehr gesunken sein, denn sonst wäre 1820 keine solche Umwälzung möglich gewesen. Aber die neuen Ideen hatten nur in einzelnen Klassen Wurzel gefaßt, und waren der Menge unverständlich geblieben, die ihrer alten Ueberzeugungen ledig, und ohne Ersatz dafür, den sittlichen Halt verlor, aus welchem die Kraft sich aufzuopfern und der persönliche Muth zu entstehen pflegen. Außerdem hatte die neapolitanische Regierung, wie die meisten italienischen, von jeher das Volk absichtlich unkriegerisch erhalten, um es desto bequemer beherrschen zu können. Aus diesen Ursachen zusammengenommen läßt sich erklären, warum die neapolitanischen Soldaten und Milizen 1821 nichts von der Tapferkeit besaßen, die unter manchen anderen Völkern, selbst bei Abwesenheit aller Ueberzeugung und Begeisterung, als Ergebniß einer militairischen Organisation angetroffen wird.

König Ferdinand I war, nachdem er den Kongreß von Laibach verlassen, eine Zeit lang in Florenz geblieben, damit die Oesterreicher vor seiner Rückkehr das Land besetzen, und so viel als möglich beruhigen konnten. Sein ältester Sohn, der bisherige Prinz-Regent, ging ihm bis nach Rom entgegen, wo er von seinem Vater übel empfangen wurde, weil er nach dessen Meinung sich der revolutionairen Partei zu sehr angeschlossen hatte. In der That war der Herzog von Kalabrien der neuen Ordnung der Dinge nicht abgeneigt gewesen. Er hatte gehofft, daß die Zeit deren Auswüchse beseitigen, der neapolitanischen Dynastie aber durch die Einführung einer freien Verfassung Gelegenheit gegeben werden würde, ihre Macht über ganz Italien auszubreiten. Die Karbonari hatten ihn von der Möglichkeit der Erreichung dieses glänzenden Zieles zu überzeugen gewußt. Der Herzog von Kalabrien wurde jedoch von diesem ersten mißlungenen Versuche so eingeschüchtert, daß seine Ideen fortan eine entgegengesetzte Richtung nahmen, und er nach seiner späteren Thronbesteigung sich der Reaktion eben so eifrig wie sein Vater anschloß.

Am 15 Mai hielt Ferdinand seinen Einzug in Neapel, wo er von der wandelbaren Menge mit großen Freudensbezeugungen begrüßt wurde, so als ob in der Zwischenzeit gar nichts vorgefallen wäre. Da die Revolution nicht alsbald einen besseren Zustand herbeigeführt, und durch die Vorbereitungen zum Kriege das gewöhnliche sinnliche Behagen des Volkes gestört hatte, so war sie demselben zuerst gleichgültig und zuletzt sogar verhaßt geworden.

Bald nach der Ankunft des Königs war eine Kommission zur Abfassung einer Art von Volksvertretung eingesetzt worden, die, wie in der Lombardei und dem Venetianischen, aus zwei Central- und mehren Provincial-Kongregationen, aus den Notabeln des Landes gebildet, bestehen sollte, dazu bestimmt, der Regierung auf Verlangen über Gegenstände der inneren Verwaltung Rath und Auskunft zu ertheilen. Im Neapolitanischen wurde aber bei diesen Versammlungen selbst der Schein einer Wahl beseitigt, und die Mitglieder vom Könige unmittelbar selbst ernannt. Diese Einrichtung wurde auch auf Sicilien angewandt, das eine von dem Königreich Neapel getrennte Verwaltung erhielt.

Die revolutionaire Regierung hatte sich in Bezug auf die Personen mild und gemäßigt gezeigt, und selbst von den Karbonari waren gegen Andersgesinnte keine Verfolgungen verübt worden. Der wiederhergestellte Absolutismus trat dagegen gewaltthätig und grausam auf, obgleich von dem Einrücken der Oesterreicher an, im Neapolitanischen jeder Widerstand aufgehört hatte. Die vornehmsten Anstifter der Revolution, Pepe und Carascosa nebst vielen Mitgliedern des Parlaments waren entflohen, die aber, deren man habhaft werden konnte, wurden mit äußerster Strenge behandelt. In allen Theilen des Landes fanden Hinrichtungen statt. Zahllose Einkerkerungen und Gütereinziehungen wurden verhängt. Der König hatte die von ihm feierlich beschworene Verfassung zurückgenommen, weil er zu deren Annahme gezwungen worden. Viele seiner höheren Beamten und Officiere hatten sich, der Revolution gegenüber, in demselben Falle wie er befunden, wurden aber gleichwohl von ihm mit Gefängniß oder Beschlagnahme ihres Vermögens, im Falle der Flucht, bestraft. Der Fürst Canosa, der schon durch seine Verwaltung nach Murat's Sturz berüchtigt geworden, trat wieder als Polizeiminister auf, und führte ein Schreckenssystem ein, das an die blutige Reaktion des Jahres 1799 in Neapel, und an den jakobinischen Terrorismus in Frankreich erinnerte.

Dieser Mann ward bald ein Gegenstand des Abscheues für ganz Italien, und so verhaßt, daß später selbst Oesterreich auf seine Entfernung drang. Wenn das konstitutionelle System im Lande keine Wurzeln gehabt hatte, so fand dies mit dem absolutistischen eben so wenig statt. Denn ohne die mehrjährige Anwesenheit eines österreichischen Besatzungsheeres wäre in jedem Augenblicke eine neue Umwälzung ausgebrochen. Sicilien wurde nicht so leicht wie Neapel überwältigt, und die Verzweiflung des Volkes machte sich dort mehrmals in wüthenden Ausbrüchen Luft, die eine noch größere Unterdrückung herbeiführten. Allmälig kehrte in Unteritalien äußerlich wieder die Stille des Kirchhofes zurück, aber eine innere Gährung, von der Sehnsucht der Bevölkerung nach einem besseren Zustande unterhalten, trat an die Stelle der gewaltsamen Versuche nach Abschüttelung des Joches. Eine mit äußerster Sorgfalt vollstreckte Entwaffnung des Volkes machte jeden offenen Widerstand unmöglich. Aber die Unzufriedenheit blieb, da deren Ursachen nicht aufgehoben wurden, dieselbe, und ließ eine stürmische Zukunft erwarten.

Die Abneigung gegen die bestehenden Regierungen war, Toskana ausgenommen, in Italien allgemein, hatte aber anfänglich nur in Neapel und Sicilien zu einer wenn auch bald unterdrückten Revolution geführt. Im Kirchenstaate und Modena waren blos vereinzelte Ruhestörungen vorgekommen. Im österreichischen Italien erregte der politische Druck vielleicht noch mehr Unzufriedenheit als anderswo, da zugleich das Nationalgefühl durch die fremde Herrschaft verletzt wurde. Aber es gab dort keine einheimische Armee, unter welcher die Karbonari ihre Grundsätze verbreiten, und die sie als Werkzeug für sich anwenden konnten. Oesterreich schickte die aus italienischen Soldaten bestehenden Regimenter in andere Provinzen seines Reiches, und ließ die Lombardei und das Venetianische durch Deutsche, Slaven und Magyaren bewachen, die der Bevölkerung zu fern standen, um von deren Gesinnungen berührt zu werden. Nur in Piemont wagten die Unzufriedenen, sich wie überall im südlichen Europa auf die bewaffnete Macht stützend, einen gewaltsamen obwohl vergeblichen Versuch zum Umsturz des alten Regierungssystems.

Piemont stand schon längst als das Hauptland unter den die sardinische Monarchie bildenden Bestandtheilen da. Das regierende Haus war, obgleich aus Savoyen stammend, allmälig italienisch geworden. Turin ward nicht blos als die Residenz der Dynastie, sondern als die Hauptstadt des ganzen Reiches angesehen. Alle Mittel höherer Bil-

dung, und was überhaupt von geistigem Leben im sardinischen Staat vorhanden, drängten sich in Turin zusammen. Der kräftigste und originellste Geist des neueren Italiens und der soviel zur Erhebung des Nationalgefühls unter seinen Landsleuten beigetragen, Viktor Alfieri, war in Piemont geboren. Der eine Zeit lang durch seine freisinnigen Meinungen einflußreiche und später durch sein trauriges Schicksal berühmte Silvio Pellico gehörte ebenfalls dieser Provinz an. Savoyen, durch die Sprache und Abstammung seiner Bevölkerung dem übrigen Sardinien fremd, mußte von den Plänen der italienischen Vaterlandsfreunde ausgeschlossen bleiben. In Genua regte sich noch die Erinnerung an die alte Republik und ein lokaler Patriotismus, der mehr genuesisch als italienisch war. Die Insel Sardinien war damals noch nicht von dem im übrigen Italien erwachten Geiste berührt worden, und lebte in den eigenthümlichen Sitten und Vorstellungen ihrer abgesonderten Zustände fort. Piemont war demnach das Land im Nordwesten der Halbinsel, auf welches die revolutionaire Propaganda und der italienische Liberalismus vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit gerichtet hielten. Die Karbonari hatten sich von Neapel aus dahin verbreitet. Vermöge dieser gemeinsamen Bestrebungen waren die Lombardei und Piemont, Mailand und Turin einander näher getreten, und hatten ihre frühere Trennung und Eifersucht auf einander vergessen.

Die sardinische Regierung hatte durch die Wiederherstellung aller früheren Mißbräuche und Uebelstände, und ihren militairisch-klerikalen Despotismus nicht nur die mittleren Klassen der Bevölkerung, sondern zuletzt auch den piemontesischen Adel unzufrieden gemacht. Dieser Stand, reicher und von der Gunst des Hofes unabhängiger als in Savoyen, aufgeklärter als auf der Insel Sardinien, und nicht in den Erinnerungen einer durchaus abgestorbenen Vergangenheit wie der genuesische Adel befangen, blickte auf Frankreich. Eine Verfassung, wie die von Ludwig XVIII verliehene, welche die Rechte der Krone, die Vertretung der Aristokratie in einer ersten Kammer und die Freiheiten des Volkes zu vereinigen schien, und eine gewisse politische Regsamkeit verstattete, war das Ideal, das dem besseren und einsichtsvolleren Theile des piemontesischen Adels vorschwebte. Die schwache Seite jener Zustände war damals noch nicht, wie später durch die Juliusrevolution, hervorgetreten. Wenn eine solche Ueberzeugung alle Klassen der Nation und ganz Italien erfüllt hätte, so ist es keine Frage, daß der Absolutismus gestürzt, und die konstitutionelle Monarchie ohne große innere Erschütterungen sich

dort festgesetzt haben würde. Auch würde in solchem Falle Italien an Frankreich eine Stütze gefunden haben. Aber die jeder Erhebung des italienischen Nationalgeistes feindliche Politik Oesterreichs, und die Starrheit und Verblendung der einheimischen Regierungen drängte überall in Italien, wo die geheimen Gesellschaften Fuß gefaßt hatten, zu dem äußersten Gegensatze des Bestehenden, zu der demokratischen Konstitution von Kadix hin, die für das italienische Volk noch weniger als für das spanische geeignet war. Dies war die Klippe, an der damals die Bestrebungen der italienischen Vaterlandsfreunde scheiterten, und dadurch ward außerdem noch der Grund zu manchen späteren Täuschungen und Mißgriffen gelegt.

Die spanische Revolution hatte die Hoffnungen der piemontesischen Liberalen sehr gehoben, aber es war von ihnen anfänglich keine unmittelbare Wiederholung des dort Geschehenen beabsichtigt worden. Der König Viktor Emanuel hatte seine Unfähigkeit, den Geist der Zeit und die Bedürfnisse des Volkes zu verstehen, hinlänglich bewiesen. Sein Bruder und Thronerbe, Karl Felix Herzog von Genevois, befand sich in derselben Lage. Unter ihnen war an keine Aenderung des herrschenden Systems zu denken. Aber beider Lebensalter und Kinderlosigkeit gewährte die Aussicht, daß die sardinische Krone in einer nicht fern liegenden Zeit an den jungen Prinzen Karl Albert von der Seitenlinie Savoyen-Carignan übergehen werde. Dieser Fürst schien einer freisinnigen Richtung zu huldigen. Von ihm erwartete man bessere Zustände, und glaubte deren Einführung bis zu seiner Thronbesteigung vertagen zu müssen.

Die neapolitanische Revolution vereitelte diesen Plan der Gemäßigten. Der dort geführte Schlag hatte auf ganz Italien, besonders auf Piemont zurückgewirkt, wo es eine nationale Armee und eine mit den neuen Ideen vertraute Bevölkerung gab. Es waren Verbindungen mit den Unzufriedenen in der Lombardei angeknüpft worden, um daselbst, nach dem Abzuge der österreichischen Truppen gegen Neapel, einen großen Aufstand, der sich bald auch über ganz Mittelitalien ausgebreitet haben würde, hervorzurufen. Aber die Verschworenen zögerten noch immer mit der Ausführung. Die königliche Gewalt war in dem militairisch-aristokratischen Piemont nicht so tief in der öffentlichen Meinung, wie in dem mit mehr demokratischen Elementen versetzten Königreich Neapel, gesunken. Die Entdeckung eines Theiles der geheimen Umtriebe und die Verhaftung des Fürsten von Cisterna, des Marquis

von St. Prié und des Ritters von Perron beschleunigte den Ausbruch. Die Besetzung der Festung Alessandrien und mehre benachbarte Garnisonen waren für das Unternehmen gewonnen worden. Der Prinz von Carignan hatte die ihm von den Verschworenen angebotene Stellung eines Regenten bis zu der Einführung einer neuen Ordnung der Dinge im Geheimen angenommen. Die Abdankung des Königs und die Verzichtleistung seines Bruders schien, wenn wie man erwartete die Bewegung allgemein wurde, keinem Zweifel zu unterliegen. Hierauf beschränkten sich aber die Erwartungen des Prinzen nicht. Die piemontesischen Karbonari hatten ihm, wie ihre neapolitanischen Genossen dem Herzoge von Kalabrien, mit der Erlangung der Krone von Italien geschmeichelt. Wenn der Ehrgeiz den jungen Prinzen zur Erringung eines so lockenden Preises fortreißen konnte, so mußte er durch seine Stellung als muthmaßlicher Thronerbe wiederum von einem so verwegenen Unternehmen zurückgehalten werden. Er zögerte und schwankte deshalb beständig, eben so unfähig seinen Hoffnungen zu entsagen als für sie Alles einzusetzen. Die Häupter der Verschwörung, die ohne ihn nichts unternehmen zu können glaubten, waren deshalb schon zur Aufgebung ihres Plans geneigt, als plötzlich der entscheidende Wurf in Alessandrien fiel. Die von Turin aus in diesem Sinne ergangenen Abmahnungen waren bei den Mitgliedern des geheimen Bundes in Alessandrien zu spät eingelaufen.

Am 9 März (1821) hatte sich der Oberst des Regiments Savoyen, Ritter von Ansaldi, nur von zwanzig zur Karbonaria gehörigen Soldaten unterstützt, in der Dunkelheit des Abends, durch Ueberraschung der Citadelle von Alessandrien bemächtigt. Am andern Morgen ließ er, von dem Beifall der Bürgerschaft ermuthigt, in der Stadt selbst die Konstitution von Kadix, die damals in Italien in Jedermanns Munde war, ausrufen. Es ward sogleich eine aus Officieren und Bürgern bestehende Verwaltungs-Junta niedergesetzt. An mehren anderen Orten wurden die Truppen durch die Vorspiegelung gewonnen, daß der König in den Händen der Oesterreicher sei, ihnen die Festungen des Landes überliefern, und sein Heer auflösen wolle. Alle Besatzungen in der Nähe von Turin erklärten sich für die konstitutionelle Sache.

In der Hauptstadt sah es, seitdem die Vorfälle in Alessandrien bekannt geworden, sehr unruhig aus. Bürger und Studenten durchzogen bewaffnet die Straßen. Die Besatzung vereinigte sich nicht mit

ihnen, schien sich aber auch nicht gegen sie verwenden lassen zu wollen. Aber am 12 März kam die Bewegung zum Ausbruch. Im Einverständniß mit dem Prinzen von Carignan ward die Turiner Citadelle von den Verschworenen besetzt, die dreifarbige Fahne aufgezogen und die spanische Konstitution verkündigt. Die Artillerie, die unter dem Oberbefehl des Prinzen stand, war das erste Korps in Turin, das sich auf die Seite der Revolution schlug.

Die Minister waren uneinig. Die einen riethen dem Könige sich zu fügen und dem Verlangen der Aufständischen nachzukommen, andere schlugen als Ausweg die Einführung der französischen Verfassung vor. Viktor Emanuel, der weder seine Ueberzeugung aufgeben, noch das Land der Gefahr eines Bürgerkrieges aussetzen wollte, entsagte der Krone zu Gunsten seines Bruders, des Herzoges von Genevois, und reiste alsbald nach Nizza ab. Da sein Nachfolger zufällig in Modena abwesend war, so ernannte er, bis zu der Rückkehr desselben, den Prinzen von Carignan zum Regenten.

Der Prinz-Regent ward nur durch Drohungen, und weil er für den Augenblick von jeder Hülfe verlassen war, zu dem Versprechen der Einführung der spanischen Konstitution bewogen, und nur unter der Bedingung einer Abänderung derselben und der Zustimmung des Königs. Indessen wurde eine Kommission von funfzehn Mitgliedern für die Vorarbeiten zur Berufung eines Parlaments niedergesetzt, in der sich besonders der Marquis von Santa-Rosa auszeichnete, welcher der edelste und bedeutendste Charakter in dieser ganzen Bewegung gewesen, und sowohl in Italien als in Frankreich und England, wohin er sich später flüchten mußte, einen großen und verdienten Ruf zurückgelassen hat. Santa-Rosa gehörte zu den in Italien häufigen Erscheinungen, die, von dem tiefen Kontrast zwischen der Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes ergriffen, eine Wiedergeburt desselben um jeden Preis durchsetzen wollen, dabei aber die äußere Möglichkeit, Zeit und Umstände, nicht in Betracht ziehen, und mehr von einer poetischen Begeisterung als politischen Berechnung geleitet werden. Diese Art der Auffassung und Behandlung des öffentlichen Lebens hat aber noch nie etwas Großes erreicht. Die staatlichen Zustände können nur durch ihrer eigenen Natur entsprechende Mittel, die dem Verstande aber nicht der Einbildungskraft entlehnt werden müssen, erhalten oder verändert werden. Auf diesem Gebiet darf nur die Wirklichkeit der Dinge maßgebend sein. Die Begeisterung ist bei der Ausführung wichtiger Unter-

nehmungen unentbehrlich, aber bei der Vorbereitung zu ihnen muß die Berechnung vorherrschen.

Santa-Rosa war in den unter bewegten Zeitumständen selbst von begabten Geistern schwer zu vermeidenden Fehler verfallen, die Welt um ihn her von derselben Leidenschaft, die ihn durchglühte, für erfüllt zu halten. Was ihn aber von so vielen seiner Gesinnungsgenossen auszeichnet und hochstellt, war seine von jeder Verlockung der Eitelkeit und Selbstsucht freie Ueberzeugung, und die Kraft derselben sein persönliches Glück ohne Bedenken und Wanken zum Opfer zu bringen.

Der Prinz von Carignan erkannte jetzt, als die Berichte aus den verschiedenen Gegenden des Landes einliefen, die Unmöglichkeit des Gelingens des von ihm anfangs im Geheimen begünstigten Unternehmens, und die Gefahr, der er dabei seine Stellung und Zukunft aussetzte. In allen größeren Städten hatte sich allerdings eine Partei für die spanische Verfassung erhoben, aber nirgends, außer in Turin, die Masse der Bevölkerung eine Begeisterung für sie an den Tag gelegt. Mehre sardinische Staatsmänner und Generale neigten sich im Stillen längst zu den französischen Institutionen hin, und würden deren Einführung unterstützt haben, aber die Aufstellung der Konstitution von Kadix erschien ihnen als ein Wagniß ohne Möglichkeit des Erfolges. Es herrschte in den aufgeklärten Klassen in Piemont wie überall in Italien eine tiefe Unzufriedenheit, aber, mit Ausnahme der Mitglieder der geheimen Gesellschaften, war keine Neigung zu einer vollkommenen Umwälzung vorhanden. Außerdem war dem Prinz-Regenten durch den aus Laybach zurückgekehrten sardinischen Bevollmächtigten Marquis von St. Marsan bekannt geworden, daß die nordischen Mächte entschlossen wären, jeden Versuch zu einer Veränderung in den italienischen Zuständen mit Waffengewalt zu unterdrücken, und daß, wenn Oesterreichs Macht hierzu nicht ausreichen sollte, der Kaiser von Rußland ein Heer zu demselben Zweck über die Alpen schicken würde. Von außen her konnte keine Hülfe erwartet werden. Die Lombarden waren nicht gerüstet, und wollten sich erst nach dem Einrücken der Piemonteser in ihr Land erheben. Wenn auch alle in und um Turin versammelten Streitkräfte auf Mailand gezogen und Ober- und Mittelitalien in Bewegung gesetzt hätten, so würden Oesterreich und Rußlaud vereinigt zuletzt unfehlbar Sieger geblieben, und nach zwecklosem Blutvergießen ein noch schlimmerer Zustand als der bisherige eingetreten sein. Diese Betrachtung über die Lage der Dinge war richtig, aber

der Prinz von Carignan hätte sie schon früher anstellen können, ehe er sich in das Unternehmen einließ. Die Art wie er sich plötzlich von derselben zurückzog und seine Anhänger im Stich ließ, hat ihm, obwohl mit Unrecht, den Vorwurf einer absichtlichen Treulosigkeit und eines vorbedachten Verrathes zugezogen. Er hatte sich anfänglich der Revolution aufrichtig angeschlossen, und erst die Erfahrung, die er von ihrer Machtlosigkeit gemacht, veranlaßte ihn zum Rücktritt von derselben. Die Art aber, wie er dieselbe aufgab, ist eben so übereilt und unbesonnen wie sein Beitritt gewesen.

Der neue König Karl Felix erließ, von den Ereignissen in Piemont in Kenntniß gesetzt, von Modena aus eine Erklärung, wonach er die Krone nicht eher annehmen wollte, als bis er der freiwilligen Entsagung seines Bruders gewiß geworden, jedes Zugeständniß an die Revolution, jede Beschränkung der auf ihn gekommenen Gewalt verweigerte, und alle diejenigen für Rebellen erklärte, welche die Aufhebung der bisherigen Ordnung der Dinge hervorgerufen hatten, oder ferner dabei mitwirken würden. Zugleich setzte sich der in der Lombardei kommandirende General Bubna mit allen ihm zu Gebote stehenden Streitkräften, die durch die aus dem Innern Oesterreichs aufbrechenden Regimenter bald verstärkt werden sollten, gegen die piemontesische Grenze hin in Bewegung.

Der Prinz von Carignan, der vorher auf einen nachhaltigen Widerstand der Neapolitaner, auf einen allgemeinen Aufstand in Italien, auf das Mißtrauen der übrigen Mächte gegen das Einschreiten Oesterreichs, auf eine Erklärung Frankreichs zu Gunsten der Unverletzbarkeit Piemont's gerechnet hatte, ward, als er sich in allen diesen Erwartungen getäuscht sah, von einer gänzlichen Rathlosigkeit ergriffen. Anstatt das von ihm eingesetzte Ministerium und die Junta von Turin auf die Unmöglichkeit des Gelingens ihrer Pläne hinzuweisen, und gemeinsam mit ihnen, auf die der konstitutionellen Sache geneigten Truppen gestützt, über die Unterwerfung mit dem abwesenden Könige zu unterhandeln, entfloh er heimlich nach Novara, legte dort seine Stelle als Regent nieder, und stellte sich dem von Karl Felix zu seinem Stellvertreter ernannten General Grafen de la Torre zur Verfügung. Wenn er, anstatt einen so selbstsüchtigen und kleinmüthigen Entschluß zu fassen, eine festere Haltung gezeigt hätte, so würde selbst Oesterreich, um schnell die Ordnung wiederherzustellen und Blutvergießen zu verhindern, den König zu einigen Zugeständnissen bewogen haben.

Der von dem Prinzen von Carignan kurz vor dessen Flucht zum Kriegsminister ernannte Santa-Rosa waffnete sich mit dem Muthe der Verzweiflung, sammelte was er von Truppen aufbringen konnte, und rechnete noch immer auf die Möglichkeit von dem Könige Karl Felix wenigstens einige Verbesserungen in den Staatseinrichtungen zu erzwingen. Genua und das westliche Piemont hatten sich unterdessen für die Konstitution erklärt. Aber es blieb keine Zeit mehr übrig, um von diesen Umständen für die Vertheidigung der Revolution Vortheil zu ziehen. Der Graf de la Torre hatte die dem Könige treu gebliebenen Regimenter zusammengezogen, sich Novara's bemächtigt, und seine Vereinigung mit dem General Bubna, der den Tessin überschritten, bewerkstelligt. Santa-Rosa, der sich persönlich an die Spitze der konstitutionellen Truppen gestellt, war zu schwach, und mußte endlich der Nothwendigkeit weichen. Am 10 April zog de la Torre in Turin ein. Die Junta hatte sich am Tage vorher aufgelöst. Die Citadelle ging ohne Widerstand über. Die Leiter der Bewegung hatten die französische Grenze überschritten oder sich nach Spanien eingeschifft. Der königliche Oberbefehlshaber de la Torre zeigte sich so gemäßigt und schonend, daß er später dem Hofe verdächtig, und durch den der absolutistischen und klerikalen Partei angenehmeren Grafen Thaon di Reval di Pralungo ersetzt wurde. Von den Anstiftern und Leitern des Aufstandes wurden 22 zum Tode und 43 zu Gefängnißstrafen verschiedenen Grades verurtheilt. Nur ein einziger, der Kapitain Garelli, wurde hingerichtet. Santa-Rosa war nach Frankreich entkommen.

Der König Karl Felix schloß, ehe er noch in seine Staaten zurückgekehrt war, einen Vertrag mit Oesterreich ab, vermöge dessen ein österreichisches Korps von 12,000 Mann vierzehn Monate lang die Festung Alexandrien und die Gegend von Stradella bis nach Vercelli besetzt hielt, um jedem Versuch zu einer neuen revolutionairen Erhebung sogleich entgegentreten zu können. In der sardinischen Monarchie wurde wieder in dem seit Napoleons Sturz betretenen Gleise fortregiert, ohne daß die während der letzten Bewegung zu Tage gekommene Unzufriedenheit des Volkes den Hof auf einen besseren Weg geführt hätte. Indessen schritt die Reaktion, ungeachtet großen Druckes im Einzelnen, im Ganzen weniger gewaltsam und blutig als in Neapel und Sicilien, vor. Die Leidenschaften waren in Piemont nicht so heftig entzündet gewesen, und der ernstere und gehaltvollere Charakter des Volkes hielt von zu großen Ausschweifungen zurück. Obgleich die

Revolution das Königreich Neapel viel rascher und allgemeiner ergriffen hatte, so war dagegen in Piemont der Samen der politischen Aufklärung und Freisinnigkeit auf einen dankbarern Boden gefallen, und sollte, wie die Folgezeit bewiesen, tiefer wurzeln.

Oesterreich hatte durch die Unterdrückung der Revolution in Neapel und Turin ein viele Jahre hindurch unbestritten gebliebenes Recht zu einer obersten Aufsicht über alle italienischen Staaten erlangt. Die ganze Halbinsel schien in politischer Beziehung ein Appendix der österreichischen Monarchie geworden zu sein. Die Grundsätze des heiligen Bundes waren von dem Fürsten Metternich, der vielleicht unter allen damaligen Staatsmännern innerlich am wenigsten an sie glaubte, äußerlich am erfolgreichsten verwirklicht worden. Italien war unter das alte Joch zurückgekehrt. Spanien hätte von diesem Augenblicke an das ihm bevorstehende Schicksal voraussehen können. In Deutschland, dem Königreich der Niederlande, selbst in England und der Schweiz, schien der staatlichen Entwickelung eine Zeit lang ein Stillstand auferlegt zu sein. In Frankreich schwankte Alles unentschieden hin und her. Die Scheu der Regierungen vor jeder von ihnen nicht vorgezeichneten Bewegung und die rathlose Ungewißheit der Völker verlieh jener Epoche das Ansehen eines Rückschrittes in die Schatten der Vergangenheit. Es war dies aber eine Täuschung. Der Uebergang der Gedanken in die Wirklichkeit ward allerdings aufgehalten, sie selbst aber konnten, da sie durch nichts Besseres ersetzt wurden, von keinem äußeren Druck erreicht werden, und breiteten sich im Stillen immer weiter aus.

14. Innere Zustände Deutschlands von dem Wiener Kongreß an bis zu der Wiener Schlußakte.

Die Freunde des Friedens und der Gesittung waren lange gewohnt gewesen, Napoleon als das größte Hinderniß für die Ruhe und Wohlfahrt der Menschheit anzusehen. Diese Ueberzeugung der Besseren, die in dem Herzen der Völker einen Wiederhall fand, hatte viel dazu beigetragen, dem Kampfe gegen ihn zuletzt eine so große Ausdauer und Einmüthigkeit zu verleihen. Man hatte sich der Erwartung hingegeben, daß mit dem Sturze des Eroberers eine Zeit des Glückes und der Befriedigung eintreten würde. Diese Hoffnung ward nicht erfüllt. Sein Verschwinden wurde vielmehr das Zeichen zu einer eben so großen nur anderen Bewegung als diejenige, an deren Spitze er

selbst gestanden. Die Alles umfassenden Kriege, die unter ihm das europäische Festland erschüttert hatten, sollten allerdings für lange Zeit ganz aufhören. Aber es trat dagegen eine Epoche inneren Zwiespaltes und Kampfes, ein Widerstreit der Principien und Interessen zwischen Dynastien und Nationen, zwischen bevorrechteten Klassen und der Masse der Bevölkerung ein, wie in solcher Ausdehnung vorher nie vorhanden gewesen, und von denen in dem Menschenalter nach Napoleon's Fall der größte Theil Europa's ergriffen werden sollte. Die Bewegung der von der französischen Revolution angeregten Ideen, welcher von Napoleon's Despotismus in Frankreich ein gewaltsamer Stillstand auferlegt worden, brach nach seinem Sturz nicht nur wieder auf ihrem ursprünglichen Boden von Neuem aus, sondern theilte sich auch den meisten übrigen Völkern mit, die theils durch die langen Kriege, theils durch den lebhafteren geistigen Verkehr in eine viel nähere gegenseitige Berührung als früher getreten waren. Während Napoleon den Samen der Freiheit in Frankreich nicht zur Reife kommen ließ, wurden einzelne Körner desselben durch die von ihm erregten Kriegsstürme in die Ferne getragen, und fanden fast überall einen empfänglichen Boden vor. Napoleon ließ der Welt, nachdem er in äußerem Kampfe besiegt worden, als Vermächtniß seines eigenen Wesens, die innere Unruhe zurück, die ihn selbst verzehrt hatte. Gegen alle Erwartung nicht blos der Machthaber sondern selbst der Denker, kehrte mit dem Verschwinden des Eroberers nicht der Friede unter die Menschen zurück. Der Unterschied zwischen der Epoche Napoleon's und der ihm folgenden lag vornehmlich darin, daß es sich nicht mehr um den Ruhm und die Herrschaft eines einzigen Mannes handelte, daß nicht mehr Alles durch Schlachten entschieden wurde, sondern die Interessen der Völker jede andere Rücksicht überwiegend hervortraten, äußere Kämpfe nur ausnahmsweise als Zeichen einer inneren Gährung ausbrachen, das Wesentliche aber in der fortdauernden Arbeit der einander gegenüberstehenden politischen Principien und Institutionen bestand. Selbst die religiösen und kirchlichen Ideen, die während des achtzehnten Jahrhunderts so tief in den Hintergrund getreten waren, und die Napoleon so willkürlich zur Erreichung seiner besonderen Zwecke herbeigezogen hatte, erholten sich nach seinem Sturz von ihrer langen Lähmung, und vermehrten durch den Kampf, den sie entweder gegen einander oder die politische Richtung der Welt unternahmen, den Widerstreit der Meinungen und die Schwankung, von denen die Menschheit seit der französischen Revolution ergriffen worden.

Nirgends, ausgenommen in Frankreich selbst, sollte der seit 1789 in Europa eingetretene Umschwung, tiefer als in Deutschland nachwirken, nur daß, der Natur des Volkes und den vorhandenen Umständen gemäß, der neue Geist der Zeit sich unter den Deutschen mehr in Theorien und Systemen, in vereinzeltem und lange vergeblich bleibendem Ringen nach Erreichung eines besseren Zustandes, als in raschem Handeln und einem erreichbare Zwecke verfolgenden einmüthigen Zusammenwirken der Gleichgesinnten aussprach.

Deutschland hatte durch Napoleon's Uebermacht in den Augen der Welt am meisten gelitten und durch ihn die empfindlichsten Wunden empfangen. England war von den Franzosen nie erobert, Rußland nur angefallen, Spanien nur kurze Zeit über besiegt worden, und Italien, das kein selbstständiges Ganzes gebildet, hatte eine nie besessene Unabhängigkeit auch nicht verlieren können. Aber ein Theil Deutschlands war nicht nur vollkommen abgerissen, sondern der alte Verband der deutschen Völker gelöst, und die Nation eine Reihe von Jahren hindurch von einer fremden Macht unterjocht gewesen. Auf der anderen Seite hatte, sobald es zu dem letzten Entscheidungskampfe kam, kein anderes Volk so viel zu Napoleon's Sturz beigetragen. Die Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft nach der Besiegung des allgemeinen Drängers war nirgends so lebhaft als in Deutschland gehegt worden. Denn es gab daselbst auch am meisten Versäumtes nachzuholen, und es hätte, wenn eine wirkliche Wiedergeburt des deutschen Volkes erfolgen sollte, eine neue Grundlage für das nationale Leben gelegt werden müssen, da die früher bestandene, dem Mittelalter angehörige, sich als unbrauchbar erwiesen hatte. Der vom Wiener Kongreß geschaffene deutsche Staatenbund konnte nicht für das Fundament eines neuen Deutschlands gelten. Es war ein dürftiger, von der Noth- und Eile errichteter Bau, der Vergangenheit und Gegenwart des Volkes, für das er bestimmt wurde, unwürdig.

Der Werth der menschlichen Institutionen muß nicht nach der Zeit ihres Sinkens, sondern ihrer Kraft beurtheilt werden, denn sonst gäbe es zwischen ihnen keinen Unterschied, da alle ungefähr auf dieselbe Art endigen. Die alte deutsche Reichsverfassung, die nur deshalb zuletzt so morsch und hinfällig geworden, weil sie keine zeitgemäßen Verbesserungen erfahren, hatte Deutschland einst groß und mächtig gemacht. Der deutsche Bund dagegen, obgleich schon seit vierzig Jahren vorhanden, vermag keinen einzigen Tag des Ruhmes aufzuweisen, und

wird in der Schätzung der Nachwelt eine sehr niedrige Stelle einnehmen. Man kann von ihm nicht sagen, daß er veraltet, da er nie ein wahrhaftes Leben besessen, sondern daß er ohnmächtig ist. Er hat sich nur dadurch bisher erhalten, daß er keinen Angriff des Auslandes erfahren, und seine Bekämpfung von Innen heraus an der Uneinigkeit seiner Gegner scheitern mußte. Der aufgeklärte Theil des deutschen Volkes fühlte sich von dieser Schöpfung des Wiener Kongresses durchaus unbefriedigt, und sollte durch die Art ihrer Wirksamkeit tief verletzt werden.

Der Kampf gegen die französische Uebermacht war, obgleich er zuletzt nur durch die Waffen entschieden werden konnte, doch nirgends so sehr durch die Ideen als in Deutschland vorbereitet worden, und nirgends hatten wiederum diese Ideen einen so fruchtbaren Boden als in dem Theile Deutschlands gefunden, der den Kern des preußischen Staates ausmacht. Von Oesterreich, wiewohl sein Fürstenstamm Jahrhunderte lang die deutsche Kaiserkrone getragen, war Deutschland immer nur als ein Mittel zur Erhaltung seiner Macht und seines Einflusses in Europa benutzt worden. Sein Schwerpunkt lag außerhalb der deutschen Nationalität in seinen außerdeutschen Bestandtheilen. Ein rein deutsches Oesterreich würde kaum eine Macht zweiten Ranges sein. Preußen aber, obgleich seit der Theilung Polens mit slavischen Elementen belastet, war seiner Natur nach deutsch geblieben, und hatte nach den Tagen des Unglücks vor Allem die Erinnerung an seinen deutschen Ursprung zu beleben, und seine deutsche Volsthümlichkeit zu stärken gesucht. Eine Menge bedeutender Männer in allen Richtungen hatte, wenn auch außerhalb der preußischen Grenzen geboren, Preußen zu ihrer Heimath erkoren, und von dort aus für die Befreiung des ganzen Deutschlands gewirkt. Zu ihnen gehörte Stein, der die Kräftigung des preußischen Staates in einer Zeit unternahm, wo das übrige Deutschland der fremden Herrschaft am tiefsten verfallen war, und Fichte, der für den ersten deutschen Gelehrten gelten kann, der in der allgemeinsten aller Wissenschaften, der Philosophie, ein Mittel zur Belebung nationalen Sinnes fand. Der Tugendbund, der durch den von ihm gehegten und ausgebildeten Geist die spätere kriegerische Erhebung vorbereiten half, war in Preußen entstanden. Dieser Staat, der schon seit lange auf einen großen Theil Deutschlands eine besondere Anziehungskraft ausgeübt, war in der Zeit des Unglücks und der Prüfung das Asyl gewesen, wohin der deutsche Patriotismus seine anderswo verfolgten Penaten gerettet hatte. Bei Ausbruch des Kampfes hatte Preußen durch das von ihm aufgestellte Beispiel und die

von ihm geleisteten Dienste das übrige gefesselte oder unentschlossene Deutschland mit sich fortgerissen, und dadurch das Ganze gerettet. Preußen hatte durch seine Ideen wie durch seine Waffen eine Zeit lang eine Stellung eingenommen, die das Größte für die Zukunft erwarten ließ. Aber es sollte durch die Schuld seiner Lenker von dieser Höhe wieder bedeutend herabsteigen.

Die deutsche Nationalität war durch den dreißigjährigen Krieg, wo Deutschland fast ein Menschenalter hindurch der Tummelplatz der meisten Völker Europa's gewesen, und über sein Schicksal mehr fremde als einheimische Einflüsse entschieden hatten, so tief zerrüttet worden, daß sie eine Zeit lang von innerer Auflösung bedroht zu sein schien, und viele Jahre vergingen, bevor sie den zu einer Wiederherstellung führenden Weg zu finden vermochte. Die Reichsverfassung, die gegen das Ausland keine Sicherheit bot, war zugleich jedem Fortschritt im Innern hinderlich. Sie hatte allmälig einen eben so verfallenden als unbeweglichen Zustand hervorgebracht. Bei der Abwesenheit aller wahrhaften Einheit und dem immer fühlbarer werdenden Sinken der alten unbrauchbar gewordenen Einrichtungen, wäre die deutsche Nation als ein bewußtes Ganzes verloren gewesen, wenn nicht für die politische Zersplitterung und Ohnmacht ein Ersatz eingetreten, und ein neues Belebungsmittel sich dargeboten hätte. Ein solches erschien in der großen Litteraturepoche, die mit Klopstock und Lessing begann, und die ein halbes Jahrhundert lang theils unmittelbar durch ihre Schöpfungen, theils durch deren Einwirkung, ganz Deutschland ergriff. Diese besonders in ihren höchsten Sphären, wie Poesie und Philosophie, reiche Schriftwelt ward der Magnet, von dem die deutschen Völker angezogen und zusammengehalten werden sollten.

Dieses emporstrebende, einige, ideale Deutschland, das über dem sinkenden, zerrissenen, materiellen lag, konnte allerdings nicht den zunehmenden staatlichen Verfall des letzteren aufhalten, schützte aber wenigstens den Kern des nationalen Daseins vor Fäulniß und Auflösung, und bewahrte ihn für eine bessere Zukunft auf. Im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern, mußte das deutsche seinen Halt in dem geistigsten aller Elemente, der Sprache und deren künstlerischen Gebilden, suchen. Aus dieser eigenthümlichen Lage ging unter den höheren Schichten der Nation eine gewisse Freiheit der Anschauung und Bildung hervor, die aber nicht die Tiefe und Masse durchdrang, und deshalb einen nur beschränkten Einfluß auf die übrige Welt äußern konnte. Indessen

war dieser intellektuelle Hebel der einzige, der damals vorhanden und möglich war, und deshalb von unermeßlichem Werth.

Diese Litteratur, die lange die einzige bewegende Kraft im deutschen Leben bilden sollte, hatte ihren Sitz auf den protestantischen Universitäten. Es war natürlich, daß diese Institute, von denen die höchste seit Jahrhunderten von Deutschland vollbrachte That, die Reformation, ausgegangen, auf den gesammten Entwickelungsgang der Nation einwirkten. Sie bildeten den geistigen Kitt, der einen großen Theil der einflußreichen Klassen unter einander verband. Da sie die Wissenschaft nicht blos überlieferten, sondern auch vermehrten, so wurde selbst das katholische Deutschland in den Kreis ihrer Beziehungen hineingezogen, und jede höhere Richtung von ihnen berührt. Obgleich die größten schaffenden Talente meist nicht auf den Universitäten selbst thätig waren, so hatten sie doch fast alle auf diesen Anstalten ihre Bildung erhalten, und die Ergebnisse ihres Strebens wurden erst von dort aus zu einem Gemeingut der Nation gemacht.

Die Universitäten hatten an den großen Zeitereignissen vor und während der Befreiungskriege den lebendigsten Antheil genommen. Manche ihrer berühmtesten Lehrer hatten als Mitglieder des Tugendbundes eifrig im Stillen gewirkt, oder durch Wort und Schrift sich offen bei der Bekämpfung der Fremdherrschaft betheiligt, und die meisten Zöglinge waren 1813 dem preußischen Waffenrufe gefolgt. Von den Universitäten, gewohnt dem in seiner Mehrheit seit lange verstummten deutschen Volke Zunge und Feder zu leihen, war das Zeichen zu der Wiedergeburt Deutschlands ausgegangen. Als die Machthaber die erregten Hoffnungen nicht erfüllten, gab sich in den akademischen Kreisen die größte Verstimmung kund.

Die den deutschen Universitäten eigenthümlichen Vorzüge waren aber auch von erheblichen Mängeln begleitet. Die mittelalterthümlichen Formen, die sich auf ihnen erhalten, hatten ihnen etwas Einseitiges, Zunftartiges verliehen. Lehrer und Lernende bewegten sich in zu abgeschlossenen der Wirklichkeit fern liegenden Zuständen. Es war nicht ohne bedeutende Uebelstände geblieben, daß die Professoren fast für die einzigen Denker der Nation, und die Studirenden für den einzig freien Theil der deutschen Jugend galten. Dergleichen Monopole und Privilegien werden zuletzt denen selbst gefährlich, zu deren Vortheil sie gemacht zu sein scheinen. Eine große Unbeholfenheit in der Praxis war auf diesen Instituten zu häufig geworden, um nicht ihrer Wirksamkeit,

ungeachtet aller theoretischen Höhe, Eintrag zu thun. Diese Mängel wurden bei dem Umschwunge, den das deutsche Leben durch die Befreiungskriege bekommen, gefühlt, und sollten möglichst beseitigt, und zwischen den Ideen und der Realität eine innigere Verbindung, wie unter manchen anderen Nationen schon längst besteht, hervorgebracht werden. Aber in der Wahl der zu diesem Ziele führenden Mittel, in den Mißgriffen und Uebertreibungen, trat die ursprüngliche Unbekanntschaft mit der Welt und Wirklichkeit, die so lange genährt worden, hemmend hervor, und vereitelte die gefaßten Entschlüsse.

Als das größte Hinderniß einer nationalen Wiedergeburt Deutschlands mußte die Zersplitterung in eine Menge meist unbedeutender Staaten angesehen werden. Das deutsche Volk schien auf diese Art nur wegen seiner Fürstenhäuser vorhanden zu sein, da eine solche Zerrissenheit sonst keinen Sinn gehabt hätte. Das immer tiefere Sinken des deutschen Reiches und seine endliche Auflösung war weniger durch die Uebermacht der Fremden als durch die Selbstsucht der einheimischen Regierungen herbeigeführt worden, die seit Jahrhunderten gewohnt gewesen, das Allgemeine unbedingt ihren besonderen Zwecken aufzuopfern.

Die Universitäten stellten, mehr als Anstalten der Art in anderen Ländern, die deutschen Zustände mit ihren Vorzügen und Gebrechen dar. Die Studirenden theilten sich, wie die Nation in eine Menge von Staaten, in viele einzelne Landsmannschaften, Orden, Verbindungen, welche die Zersplitterung des großen Ganzen im Kleinen wiedergaben. In den Gewohnheiten und Sitten der jungen Akademiker war, wenn auch in verzerrter und knabenhafter Gestalt, von dem Geiste des Mittelalters mehr als in anderen Klassen übrig geblieben. Die rohste Selbsthülfe, die gröbste Verletzung der von der übrigen gebildeten Welt anerkannten Formen und Regeln galt für ein Attribut und Privilegium des Universitätslebens. Diese Uebelstände waren früher wenig oder gar nicht gefühlt worden, da die Deutschen, was ihr äußeres Dasein betrifft, sich lange, ohne Wahl und Freiheit, in den von der Vergangenheit vorgezeichneten Gleisen fortbewegt hatten. Während der Fremdherrschaft war endlich ein anderer Geist erwacht. Von der Einmüthigkeit, welche die meisten deutschen Völker eine Zeit lang während des Kampfes gegen die Franzosen beseelt hatte, ermuthigt, ward von einer Anzahl sich über das herkömmliche Treiben erhebender Studenten eine Reform des akademischen Lebens beschlossen. In die Stelle der einzelnen Landsmannschaften, aus dem Princip der Zersplitterung

entstanden, sollte eine einzige große Verbindung, die allgemeine deutsche Burschenschaft genannt, treten, von der die Studirenden auf den einzelnen Universitäten nur Fraktionen bildeten, und in dieser theoretischen intellektuellen Einheit sich die anzustrebende praktische und politische der ganzen Nation vorbereitend ankündigen. Jena, das durch seinen freien und kühnen Forschungsgeist eine Zeit lang alle anderen Akademien überflügelt hatte und immer noch bedeutend geblieben, war der Hauptsitz dieser Bewegung. Auch war es zu ihrer Verbreitung besonders vortheilhaft gelegen.

Mit dieser beabsichtigten Reform des Universitätslebens wurde eine andere schon früher begonnene der gesammten Jugenderziehung in Verbindung gebracht. Ludwig Jahn, Lehrer an einer Schulanstalt in Berlin, hatte in den letzten Jahren vor den Befreiungskriegen die in Deutschland lange vernachlässigte Gymnastik unter dem Namen Turnkunst wieder zu Ehren gebracht, und auf ihre Nothwendigkeit in moralischer und physischer Beziehung hingewiesen. Jahn verfolgte aber nicht blos einen pädagogischen Zweck. Nach seiner Meinung sollte eine verbesserte Bildung der Jugend auf eine nationale Wiedergeburt Deutschlands vorbereiten. Das Turnen war nur ein Mittel, die Persönlichkeit kräftiger und zur Erreichung des vorgesetzten Zieles tauglicher zu machen. Es schwebte ihm eine vollkommene Umgestaltung des deutschen Lebens, obwohl in unbestimmten und unklaren Bildern vor. In Jahn's Wesen, der eine tüchtige, aber einseitige und mit der Welt im Ganzen und Großen durchaus unbekannte Natur war, zogen die verschiedensten Elemente in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, ohne Einheit und Verbindung durch einander hin. Es begegneten sich in ihm Eindrücke aus dem öffentlichen Leben der Griechen und Römer und ihrer volksthümlichen Verfassung und Erziehung mit Erinnerungen an das vereinzelte und gebrochene Dasein des deutschen Mittelalters, sich gegenseitig anziehend und abstoßend, und von ihm willkürlich und oberflächlich, mehr der Form als dem Gehalt nach, aufgefaßt.

Diese beiden Richtungen, eine Reform des Universitätslebens und der Jugenderziehung, sollten, ohnedies unter einander nahe verwandt, und von gleichgesinnten Persönlichkeiten vertreten, auf eine volksthümliche und staatliche Erneuerung Deutschlands hinarbeiten. Bei Mäßigung und Umsicht hätte für diesen Zweck, obgleich seine vollständige Erreichung auf diesem Wege immer unmöglich gewesen wäre, Manches vorbereitet werden können. Aber die geringe Kenntniß und Berücksichtigung

der Welt und Wirklichkeit, die Selbstüberschätzung und die Verblendung über die entgegenstehenden Hindernisse, deren sich die Förderer dieser Idee schuldig machten, ließ ihr Unternehmen scheitern.

Die dritte Säkularfeier der Reformation, die in diese Zeit (1817) fiel, sollte Gelegenheit zu einer Darlegung dieses neuen in den akademischen Kreisen entstandenen Geistes geben. Der König Friedrich Wilhelm III von Preußen wollte diesem religiösen Erinnerungsfest diesmal eine besondere Bedeutung verleihen. Nicht nur daß er sich mit seinem Hofe nach Wittenberg begab, um dort den Grundstein zu einem Denkmal für den deutschen Reformator zu legen, sondern er hatte auch die Lutheraner und Reformirten in seinen Staaten zu einer Vereinigung unter einem gemeinsamen Symbol und Kultus eingeladen. Es ward dieser Aufforderung auch über Preußen hinaus Gehör gegeben, und es zeigte sich, daß, ungeachtet der ursprünglichen Verschiedenheit zwischen dem Bekenntnisse Melanchthon's und Kalvin's, dieser Gegensatz allmälig alle thatsächliche Anwendbarkeit verloren hatte. Nur Geistliche und Theologen stritten hier und da über die Wahrheit und Rechtmäßigkeit dieser Vereinigung, das Volk nahm daran keinen lebendigen Antheil mehr. Obgleich die Beseitigung dieser im Schoße des Protestantismus entstandenen Trennung wünschenswerth gewesen, so hat sie doch keine bedeutenden Folgen gehabt. Der eigentliche Kampf auf diesem Gebiet wurde nicht von den beiden protestantischen Kirchen, sondern von den innerhalb jeder derselben einander gegenüberstehenden Parteien, den Orthodoxen und Rationalisten, geführt. Erstere wollten das Christenthum als eine unmittelbare göttliche Offenbarung, zu unbedingter Annahme und Unterwerfung verpflichtend, die anderen als das Ergebniß einer im Menschengeiste selbst vorgegangenen inneren Arbeit, und dessen Beurtheilung übergeben, angesehen wissen. Für die Einen war das Christenthum ein unbewegliches und undurchdringliches Mysterium, für die Anderen eine von den moralischen und intellektuellen Bedürfnissen der Menschheit abhängige und den Wandelungen der Zeit unterworfene Lehre. Obgleich diese verschiedenartige Auffassung der christlichen Idee so alt wie deren Erscheinung in der Welt ist, so tritt der Streit darüber in friedlichen und glücklichen Zeiten gewöhnlich zurück, bis er, sobald die Menschen von innerer und äußerer Unruhe ergriffen sind, wieder hervorgesucht wird, und zu neuen vergeblichen Versuchen einer unmöglichen Lösung Gelegenheit giebt.

Ein erfreuliches Zeichen war es, daß diese Säkularfeier der Refor-

mation keine Spannung und Feindseligkeit zwischen Katholiken und Protestanten, selbst da nicht wo sie vermischt unter einander wohnten, hervorrief. Aber die nach dem Sturze Napoleon's wieder hervortretende Bedeutung des Pabstthums, die Wiederherstellung des Jesuitenordens, und die in Frankreich, Belgien und in einem Theile der Schweiz sich ankündigende ultramontane Bewegung ließ keine lange Fortdauer dieses glücklichen Einverständnisses erwarten.

Wenn in Wittenberg das Gedächtniß der Reformation von dem mächtigsten protestantischen Fürsten auf dem Kontinent in officieller Weise begangen wurde, so geschah dies auf einer anderen Stelle in Deutschland in populairer Form, welche aber durch die besonderen hinzutretenden Umstände ein großes Aufsehen erregen sollte. Von der Burschenschaft in Jena und ihren Gesinnungsgenossen in der Nähe und Ferne ward dazu der 18 Oktober und die benachbarte Wartburg erlesen, wo Luther sein in litterarischer wie in religiöser Beziehung unsterbliches Werk, die Bibelübersetzung, vollendet hatte. Es wurde aber mit der kirchlichen noch eine andere Feier, die Erinnerung an den Sieg bei Leipzig, welcher der französischen Herrschaft in Deutschland ein Ende machte, verbunden. Es sollte auf diese Art eine innere Verwandtschaft zwischen der religiösen und nationalen Befreiung angedeutet, und der Pabst und Napoleon gewissermaßen auf dieselbe Stufe als Gegner des deutschen Volkes gestellt werden. Diese Idee zeugte bei ihren Urhebern von wenig politischem Takt. Denn eine Partei, die mit ihren Meinungen ganz Deutschland umfassen wollte, hätte nicht diejenige Religion, zu welcher die eine Hälfte der Nation gehörte, als etwas Fremdes oder Feindliches betrachten dürfen. Eine wahrhaft staatliche Einsicht würde unter solchen Umständen die volksthümliche Bewegung durchaus von der kirchlichen getrennt, und letztere sich selbst überlassen haben. Aber der Geist, der diese neue vaterländische Partei, von der die Burschenschaft den Kern ausmachte, beseelte, war ein durchaus norddeutscher und protestantischer, und letzteres nicht blos in weiteren moralischen, sondern auch im engeren konfessionellen Sinne des Wortes. Die Fesseln des so lange bestandenen deutschen Partikularismus machten sich demnach auch bei denen geltend, die von ihren Nachtheilen überzeugt waren. Es war damals und sollte noch lange nachher unmöglich bleiben, eine Formel aufzufinden, die von den verschiedenen Fraktionen der deutschen Nationalität, als ein gemeinsamer Ausdruck ihres Wesens, hätte unterzeichnet werden können. Durch diese Beimi-

schung einer ausschließenden religiösen Richtung mußte der deutsche Patriotismus jener Zeit seine andersgläubigen Landsleute von sich entfernen, und er würde, auch ohne die spätere Verfolgung und Unterdrückung von Seite der Regierungen, nicht ganz Deutschland an sich gezogen haben. Eine Erhebung über die kirchlichen Unterschiede ist die unerläßliche Bedingung jedes die Gesammtheit des deutschen Volkes in Anspruch nehmenden Wirkens. Die Einigung muß auf einem Gebiet gesucht werden, wo keine unübersteiglichen Schranken vorhanden sind.

Diese halb politische halb religiöse Feier auf der Wartburg würde bei der Aufmerksamkeit, die damals die Ereignisse des akademischen Lebens unter einem Theile des deutschen Publikums erregten, nicht unbeachtet geblieben sein, aber ohne einen besonderen Umstand nicht die später eintretenden Folgen gehabt haben.

Am Ende der Feier, bei der sich auch der Landsturm der Umgegend betheiligte, wurden Reden für Deutschlands Ruhm und Größe gehalten, in welchen die Nothwendigkeit seiner Einheit und damit ein großer Widerspruch gegen seine gegenwärtige Gestaltung hervortrat. Zuletzt wurden von der aufgeregten Menge, in Nachahmung der Art wie einst Luther die päbstliche Bulle behandelte, einige den deutschen Vaterlandsfreunden besonders anstößige Werke, in welchen die schon damals beginnende Reaktion sich deutlich aussprach, unter vielen Zeichen des Spottes und der Verachtung verbrannt. Unter den Schriften, die von einem solchen Banne getroffen wurden, befanden sich die Erzeugnisse einiger am preußischen Hofe in besonderem Ansehen stehenden Gelehrten und höheren Beamten, wie: „Ueber Souverainetät und Staatsverfassungen von Friedrich Ancillon" der Lehrer des Kronprinzen von Preußen gewesen, „Codex der Gensd'armerie von Albert von Kamptz" und Alles was von den Werken des Geheimen Rathes und Professors Schmalz aufgefunden worden. Dieser letztere hatte sich durch seine Angriffe auf den Tugendbund und die von ihm versuchte Durchführung der Behauptung, daß das preußische Volk 1813 bei dem Kampfe gegen die Franzosen blos eine einfache Pflicht, etwa wie ein wachestehender Soldat oder ein zum Löschen herbeieilender Feuermann, erfüllt habe, und deshalb auf keine besondere Anerkennung rechnen könne, berüchtigt gemacht. Da die Gefahr, welche durch Napoleon den deutschen Thronen gedroht hatte und durch die Begeisterung der Nation abgewandt worden, wie überhaupt die Erinnerung an die nächst vergangene Zeit unter den Machthabern auffällend schnell erloschen war, so wurden solche und ähnliche

Meinungen, anstatt als unwahr und erniedrigend verworfen zu werden, als Beweise musterhafter Gesinnung angesehen und belohnt. Das einzige unter den von jenem burschikosen Ketzergericht zum Feuertode verurtheilten Werken, welches nicht wegen seines inneren Werthes, aber um des äußeren Einflusses willen, den es eine Zeit lang ausgeübt, Bedeutung gehabt, war die „Restauration der Staatswissenschaften von Karl von Haller," aus der die Reaktion in Deutschland einen Theil ihrer Ideen schöpfte, während dieselbe Partei in Frankreich an den aber ungleich geistvolleren Schriften des Grafen Joseph de Maistre und des Vicomte von Bonald ihre Fundgrube besaß.

Dieser Vorfall auf der Wartburg läßt sich nur aus der Unerfahrenheit und der übertriebenen Meinung der akademischen Jugend von ihrer Wichtigkeit erklären. Diese Selbstüberschätzung, über die bald so viel geklagt werden sollte, war aber früher von den deutschen Fürsten durch Ertheilung von Vorrechten und Ausnahmszuständen begünstigt worden.

Geistige Erzeugnisse können nicht durch äußere Gewaltthätigkeiten, sondern nur durch Beleuchtung und Widerlegung unschädlich gemacht werden. Als der große deutsche Reformator die päbstliche Bulle verbrannte, stand halb Deutschland zu seiner Vertheidigung bereit. Aber seine dreihundert Jahre später kommenden Nachahmer konnten nur auf einige zerstreute und machtlose Gesinnungsgenossen, wie sie selbst, zählen, und hätten sich zum Besten ihrer eigenen Sache vor jeder zu geräuschvollen Darlegung derselben hüten sollen, da unter den damals vorhandenen Umständen die Verbreitung ihrer Grundsätze durch geistige Mittel, wie Schrift und Lehre, allein eine Aussicht auf Erfolg bot. Durch die Wartburgfeier erhielt die Reaktion einen bestimmten Gegenstand für ihre Angriffe, an dem es ihr bisher gefehlt hatte. Sie konnte von da an, bei ihren Anschuldigungen und Befürchtungen, sich nicht blos auf Gesinnungen, sondern auch auf Thatsachen stützen, und mit ihren Rathschlägen bei den Regierungen auf ein geneigteres Gehör rechnen.

Bei der im Großherzogthum Weimar 1816 eingeführten Preßfreiheit entstanden daselbst bald mehre Tagesblätter, welche die Zeitereignisse im äußersten Gegensatze zu dem von den meisten Höfen ausgehenden Geiste behandelten. Da einige der tüchtigsten Professoren in Jena, wie Oken und Luden, sich an dieser Journalistik betheiligten, so drangen die darin niedergelegten Meinungen weit über die zunächst liegenden Kreise in das gesammte deutsche Publikum ein. Das sich auf den Gymnasien

verbreitende Turnen und die auf den Universitäten um sich greifende Burschenschaft hätten allmälig eine große Veränderung in der deutschen Jugend hervorbringen, und dadurch einen Einfluß auf die Nation selbst gewinnen können, wenn bei diesen vaterländischen Bestrebungen mehr Urtheil und Mäßigung, mehr Unterscheidung zwischen dem Möglichen und Unmöglichen, obgewaltet hätte.

Die Anhänger des Alten stellten, bei der Bekämpfung des sich so sichtbar regenden Geistes einer neuen Zeit, einen Schriftsteller voran, dessen Leistungen wegen ihrer Oberflächlichkeit von der litterarischen Kritik verworfen worden, der aber bei der Menge lange in Gunst gestanden, zuletzt aber durch den Mangel an aller höheren Richtung auch in deren Achtung gesunken war. Es war dies August von Kotzebue, der nach mancherlei Schicksalen im russischen Dienste Staatsrath und General-Konsul geworden, jetzt aber in Weimar lebte, damit beschäftigt, dem Kaiser Alexander Berichte über den Stand der öffentlichen Meinung in Deutschland abzustatten. Dieser Mann, der früher seinen lockeren dramatischen Produktionen dadurch einen ernsteren Hintergrund zu geben gesucht hatte, daß er manche Gebrechen des deutschen Lebens, persönliche und ständische Engherzigkeit und eigensinniges kleinliches Festhalten an abgestorbenen Vorurtheilen und verzerrten gesellschaftlichen Formen bekämpfte, war neuerdings ein entschiedener Gegner des seit den Befreiungskriegen in Deutschland erwachten Geistes geworden. Im Gegensatz zu der herrschenden Stimmung, stellte er bei jeder Gelegenheit die vor der französischen Revolution vorhanden gewesenen Zustände als das Ideal des Völkerlebens, und die Rückkehr zu denselben als eine von dem Bestehen der Fürsten und Regierungen unzertrennliche Nothwendigkeit hin. Einige Stellen aus seinen an den russischen Hof eingesandten Berichten wurden in Jena bekannt, und von dem Professor Luden in dem Journal Nemesis, von beißenden und bitteren Bemerkungen begleitet, abgedruckt.

Auf dem Kongreß in Aachen hatte ein anderer russischer Staatsrath, der wallachische Bojar Sturdza, den dort versammelten Monarchen und Ministern eine Denkschrift überreichen lassen, in welcher die öffentliche Meinung in Deutschland und der auf den Universitäten verbreitete Geist mit den schwärzesten Farben geschildert wurde. Man glaubte, daß Kotzebue auch hierin mitgewirkt, und Sturdza, bei seiner Arbeit, seines Kollegen Eingebungen und Bemerkungen gefolgt war. Da von einem auf eine allgemeine Wirksamkeit gewiesenen Schriftsteller

eine besondere Heilighaltung der eigenen Nation verlangt werden kann, indem ein solcher seine Ideen und Formen aus deren innerstem Wesen nimmt, so erschienen Kotzebue's Anschuldigungen und Verläumdungen, zumal bei einem fremden Fürsten angebracht, als äußerst gehässig, und wurden als ein Verrath am Vaterlande angesehen. Sein Talent war offenbar gesunken, und der Verlust der ihm früher gewordenen Anerkennung, welchen er den von den Universitäten ausgehenden Einflüssen zuschrieb, mochte ihn noch mehr als die Ueberzeugung von deren Schädlichkeit zu ihrem Ankläger machen. Da außer seinen litterarischen Mängeln auch sein früheres Privatleben manche Flecken bot, so wurde er, nicht ohne Uebertreibung, von seinen Gegnern als eine der verächtlichsten und niedrigsten Persönlichkeiten dem allgemeinen Unwillen preis gegeben, und in eine Art von Bann gethan. Nicht zufrieden mit den geheimen Berichten an den Kaiser Alexander begab sich Kotzebue nach Mannheim, und redigirte von dort aus ein Journal, in welchem er seine Angriffe auf alle Erscheinungen des deutschen Lebens, die nicht mit den von ihm gehegten Ansichten übereinstimmten, laut und eifrig fortsetzte.

In Jena arbeitete die bei der Wartburgfeier hervorgebrochene Unzufriedenheit mit den inneren Zuständen Deutschlands, der Schmerz über die dem deutschen Volke nach den Befreiungskriegen wiederfahrene Täuschung, die Ungeduld nach einer Wendung der Dinge, mit um so tieferer Wirkung fort, je enger und abgeschlossener der Kreis war, in welchem sich solche Gesinnungen kund gaben. Die unaufhörliche Berührung der Gleichgesinnten unter einander, die äußere Enge des Universitätslebens, machten einzelnen Führern, wie z. B. damals dem Privatdocenten und Doktor der Rechte Karl Follenius, der bei Gründung der Burschenschaft und auf der Wartburg besonders hervorgetreten, einen unbegrenzten Einfluß auf ihre jugendlichen Genossen möglich. Die Schwierigkeit, die für wahr gehaltenen Meinungen den starren, widerstrebenden staatlichen Formen einzuprägen, reizte einzelne schwärmerische und zugleich kühne Gemüther mehr als daß es sie entmuthigt hätte. Die Unbekanntschaft mit der Welt, die Neigung, diese nach sich und den nächsten Umgebungen zu messen, der Drang nach einer Umwandelung der öffentlichen Verhältnisse, ließ Alles glaublich und möglich finden was der eigenen Ueberzeugung schmeichelte. Es verbreitete sich, allerdings nur unter Einzelnen, aber unter diesen mit um so größerer Macht, der Wahn, daß ein eine allgemeine Bewegung erregender Schlag nothwendig sei, um das deutsche Volk aus seinem Schlummer

zu wecken, die Anhänger zu ermuntern, die Gegner zu erschrecken. Solche Vorstellungen, blos als Meinungen und Wünsche, ohne Absicht der Ausführung gehegt, fielen endlich wie ein zündender Funke auf das schwache Urtheil aber furchtlose Herz eines jungen Mannes, der den um ihn her gährenden Gefühlen der Vaterlandsliebe und Aufopferung, des Hasses gegen Unterdrückung und Verrath, seinen Arm zu leihen beschloß.

Karl Ludwig Sand, aus Wunsiedel im Fichtelgebirge gebürtig, der damals in Jena Theologie studirte, hatte von jeher einen Hang zu Einsamkeit und Schwärmerei besessen, und in seinem ganzen Wesen etwas Auffallendes, Uebertriebenes dargelegt. Von ungewöhnlich reinen Sitten und einem für sein Alter seltenem Ernst, war er um so eher geneigt, seine Ueberspanntheiten für Wahrheiten, und die Eingebungen der Leidenschaft für Aufforderungen der Pflicht zu halten. Bei einem beschränkten Geiste, der von den Ideen Anderer abhing, und einem entschlossenen Willen, der diese Ideen zur That zu machen geeignet war, hatte sich in ihm die Meinung von Kotzebue als Feind des deutschen Volkes, und von der Nothwendigkeit das Vaterland von ihm zu befreien, zu der Höhe eines stillen Wahnsinnes gesteigert. Die ihn seit lange umschwirrenden Anklagen gegen Kotzebue als einen Verräther betäubten zuletzt seine Vernunft und sein Gewissen in dem Grade, daß er aus eigener Bewegung, und nicht, wie fälschlich behauptet worden, von einer patriotischen Vehme dazu bestellt, das Amt eines Blutrichters gegen ihn übernahm.

Am 23 März (1819) wurde ein junger Mann, an welchem nichts eine außerordentliche Absicht verrieth, bei Kotzebue in Mannheim angemeldet. Der Fremde verlangte vorgelassen zu werden, um einen Gruß von Freundes Hand übergeben zu können. Es war dies Sand, der ohne sich von seinem Plan das Geringste merken zu lassen, unter dem Vorwande von Familienangelegenheiten, Jena verlassen, und statt nach seiner Heimath zu gehen, den Weg nach Mannheim eingeschlagen hatte. Arglos angenommen, brachte er dem Gegenstande seines Hasses, mit den Worten: „Hier Verräther des Vaterlandes!“ mehre Dolchstiche bei, die dem Opfer nur einen kurzen Hülferuf erlaubten, und alsbald den Tod zur Folge hatten. Bei dem Anblicke der herbeistürzenden Familie des Sterbenden wandte der Mörder die blutige Waffe gegen sich selbst, eilte die Treppe hinab, rief in die Straße gelangt: „Hoch lebe mein deutsches Vaterland!“ und niederkniend einen Augenblick

nachher: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg!“ und stieß sich den Dolch noch einmal in die Brust. Von der herbeigerufenen Wache bewußtlos angetroffen, in ein Krankenhaus, dann in das Gefängniß gebracht, genaß er von den Wunden, die er sich selbst versetzt, und wurde einer langen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, die das absichtlich verbreitete und anfangs leicht geglaubte Gerücht von einer Mitwissenschaft Anderer an seinem Verbrechen widerlegte.

Die That Sand's würde, selbst ohne den Namen und die Stellung des Opfers, bei der Seltenheit überhaupt des Meuchelmordes und der bisherigen Unerhörtheit des politischen in Deutschland, einen außerordentlichen Eindruck gemacht haben. Unter den obwaltenden Verhältnissen aber wirkte dies tragische Ereigniß auf die Gemüther, wie ein plötzlich hervorbrechender Blitzstrahl auf die Augen, ein. Die Einen wurden geblendet, die Anderen betäubt, Alle waren in einer sonst nicht leicht gesehenen Weise erregt.

Nicht nur unter denen, welche bei Beurtheilung der menschlichen Dinge von einem unbedingt sittlichen Standpunkte ausgehen, sondern auch unter den nur Besonnenen und Unbefangenen ließ sich nur eine Stimme über die Verwerflichkeit der Handlung vernehmen, die durch manche Einzelheiten, wie die Bildungsstufe und die Bestimmung des Thäters, das Alter und die Wehrlosigkeit des Opfers, im höchsten Grade gehässig erschien. Die blos Klugen erstaunten über den Irrthum des Mörders, der sein Leben und die Zukunft seiner Partei in der Vernichtung eines Mannes aufopferte, der keine Spur von der ihm beigelegten Wichtigkeit besaß. Denn es gehörte in der That ein ganz besonders irre geleiteter und verfinsterter Sinn dazu, um zu glauben, daß Kotzebue's, des oberflächlichen Lustspieldichters, Berichte an den Kaiser Alexander und seine Journalartikel über das Schicksal Deutschlands entscheiden, den Gang der Ereignisse aufhalten oder beschleunigen könnten. Es war damals Niemand in Deutschland vorhanden, von dessen Person die Richtung der Zeit abgehangen hätte, der, im Fall des Abscheidens nicht alsbald ersetzt worden wäre, und gab es solche, so gehörte Kotzebue nicht in diese Zahl. Sand's That wurde — was dem deutschen Bewußtsein zur Ehre gereicht — nur von einem kleinen Theile der Bevölkerung, der unreifen und verblendeten Jugend, und einigen überspannten Köpfen höheren Alters gebilligt, und das Mittel durch den Zweck gerechtfertigt. Dagegen war die Ansicht sehr verbreitet, daß eine so frevelhafte Verirrung des Gefühls und Willens ihren innersten Grund

in der Art habe, wie die dem deutschen Volke zur Zeit der Noth gemachten Zusagen bisher unerfüllt und die gerechtesten Erwartungen unbefriedigt geblieben.

Wie so oft in der Geschichte brachte auch diesmal eine ungerechte und gewaltsame Handlung das Gegentheil von Dem hervor, was damit beabsichtigt worden. Sand hatte in seinem Wahn geglaubt, daß seine That ganz Deutschland wie der Sturm das Meer aufwühlen, und dem Hafen der Freiheit und Volksthümlichkeit zutreiben würde. Aber Niemand erhob sich, um die Idee zu verwirklichen, die dem Mörder den Dolch in die Hand gegeben hatte. Die Anhänger des Alten, welche die Bahn des Rückschrittes bisher nicht ohne Zögern betreten, benutzten jetzt die sittliche Entrüstung der Einen, den politischen Schrecken der Anderen, die Ungewißheit der Meisten — denn das in Mannheim Geschehene hatte die Geister nicht beflügelt, sondern gelähmt — um rasch ihr Ziel zu erreichen, um Deutschland in noch engere Fesseln als vorher zu schlagen.

Der österreichische Staatskanzler Fürst von Metternich hielt jetzt den Augenblick für geeignet, um zur Ausführung der von ihm schon längst gehegten Absichten zu schreiten. Er war von jeher ein Gegner aller freisinnigen Einrichtungen, jedes Umschwunges im Leben der Völker gewesen. Die Gräuel, mit denen sich die französische Revolution eine Zeit lang befleckt hatte, und die Vergeblichkeit ihres Ringens nach politischer Freiheit, indem sie später unter den Despotismus Napoleon's gefallen, hatten ihm die Ueberzeugung verliehen, daß der Drang gewisser Epochen nach großen socialen und politischen Reformen, eine moralische Krisis sei, die selten eine Genesung, sondern meist nur Auflösung oder Siechthum für die Völker nach sich ziehe. England galt ihm, wie allen Politikern seiner Art, für eine von der Regel abweichende Erscheinung, für eine besondere Welt, die man gewähren lassen müsse, die aber nur für sich selbst eine Berechtigung habe. Die französische Revolution und was von ihr nach der Republik, dem Kaiserreich und der Restauration übrig geblieben, war in seinen Augen eine Thatsache, die einmal in den Gang der Geschichte mächtig eingegriffen, und deren Folgen ohne Gefahr nicht ganz beseitigt werden könnten. Metternich rieth deshalb den französischen Staatsmännern zur Beobachtung der Charte constitutionnelle, und zügelte, so viel er konnte, den Eifer der Ultras nach Wiederherstellung der vorrevolutionairen Einrichtungen. Aber für das übrige Europa hielt er die un-

umschränkte Monarchie, das patriarchalische Regiment, für den allein geeigneten und heilsamen Zustand. Die konstitutionellen Formen in einigen deutschen Staaten konnten, da die beiden größten sich von ihnen ausgeschlossen, nie zu einem wahrhaften Leben gelangen, und mußten, wie immer wo ein solches fehlt, allmälig verfallen. Die politische Freiheit in der Schweiz und den Niederlanden wurde von keiner hinreichenden materiellen Macht getragen, um dem Absolutismus gefährlich werden zu können. In Frankreich selbst mußten die liberalen Ideen, wenn das übrige Europa, England ausgenommen, dessen Verfassung aber zu eigenthümlicher Natur ist, um verpflanzt werden zu können, der unumschränkten Monarchie treu blieb, nach und nach an Kraft verlieren, und die Einrichtungen der Vergangenheit, wenn auch nicht immer der Form doch dem Wesen nach, allmälig wieder zur Herrschaft gelangen. Deutschland und Italien, an denen Oesterreich gleich sehr betheiligt ist, sollten aber um jeden Preis in den alten Gleisen erhalten, und vor dem Einflusse des aus England und Frankreich her wehenden Geistes bewahrt werden.

Auf Italien übte Oesterreich vermöge seiner Waffenmacht, einen solchen Einfluß aus, daß seine Politik dort auf keine Hindernisse stoßen, oder dieselben leicht beseitigen konnte. Die italienischen Regierungen, einst sämmtlich von den Franzosen gestürzt und erst nach Napoleon's Besiegung wieder eingesetzt, hingen mit ihren Völkern nur locker zusammen, und vermochten, im Falle innerer Verlegenheiten, da Frankreich noch immer halb revolutionair war, sich nur auf Oesterreich zu stützen.

In Deutschland stand es anders. Dort gab es, außer Oesterreich, noch einen zugleich deutschen und europäischen Staat, Preußen, das einst durch das Ringen mit Oesterreich und durch den Sieg über dasselbe eine Macht geworden war, und das in neueren Zeiten, sowohl im Leben des deutschen Volkes als im deutschen Boden selbst, tiefere Wurzeln als Oesterreich geschlagen hatte. Zu diesem Staate konnte Oesterreich in kein solches Patronatsverhältniß wie zu Toskana oder Neapel treten. Ein inniger Anschluß war auch nicht möglich, da die Traditionen und Interessen zu weit aus einander lagen. Man fand endlich in Wien ein Mittel, um Preußens äußere Bedeutung zu schwächen, seine innere Entwickelung zu hemmen, und es von der Höhe, zu der es durch die Befreiungskriege emporgekommen, herabzuziehen. Es war dies das Schreckbild der Revolution, das man dem Könige

Friedrich Wilhelm III bei jeder Gelegenheit vorhielt. Dieser König war, durch das erfahrene mehrjährige Unglück mehr verdüstert als durch die später davon getragenen Erfolge gehoben, geistig früh gealtert. Er war geneigt, den Einflüsterungen seiner Umgebung und den von Wien aus kommenden Vorstellungen von der im Stillen wirkenden Macht des revolutionairen Geistes, und dessen geheimen Vorbereitungen zu einem Angriff auf die bestehende Ordnung, Gehör zu geben, und diese Gefahr in seiner Einbildungskraft noch zu vergrößern. Der preußische Staatskanzler Fürst von Hardenberg war unbefangener, begriff Preußens Stellung besser, und hätte sich, wäre er unabhängiger gewesen, von solchen Uebertreibungen und Vorspiegelungen nicht bestimmen lassen. Aber sein Einfluß war, als er nicht mehr unentbehrlich erschien, ungeachtet der großen Dienste, die er vor und während der Befreiungskriege geleistet, gesunken. Er hatte schon auf dem Wiener Kongreß, bei seinem vergeblichen Streben Preußen ein kompakteres Territorium zu verschaffen, an Metternich einen Gegner gefunden, und dessen, nicht persönliche aber von den Umständen gemachte, Ueberlegenheit anerkennen müssen. Da Hardenberg mehr Geist als Charakter besaß, so gab er dem Strome nach, obgleich die Reaktion, so lange er lebte, ihre Zwecke nicht vollständig erreichen konnte. Der in einem Theile des Mittelstandes, in der Litteratur und auf den Universitäten sich kund gebende Geist der Unruhe und Unzufriedenheit, und nun obenein noch die blutige That in Mannheim mit der sie begleitenden inneren Gährung, waren nur zu sehr geeignet, den metternichschen Ideen auf den König Friedrich Wilhelm III einen unbedingten Einfluß zu verschaffen. Es gab von dieser Zeit an in Bezug auf das Ausland mehr keine unabhängige preußische Politik, und in der inneren Entwickelung trat ein Stillstand ein, der später in einem offenbaren Rückschritt ausartete. Preußen schloß sich, besonders in den deutschen Fragen, allen Plänen und Maßregeln Oesterreichs so eng an, als hätte es seine frühere Popularität unter den deutschen Völkern, von denen es lange als ein Vorbild angesehen worden, selbst zerstören wollen. Die Stellung, die Preußen jetzt annahm, ward namentlich in Süddeutschland noch übler als Oesterreichs Walten empfunden, von dem man sich nichts Besseren versehen hatte, und das in Vieler Augen gar nicht für einen wahrhaft deutschen Staat galt, während man von Preußen nach dem von ihm früher dargelegten Geiste mehr Freisinnigkeit und mehr Unabhängigkeitsgefühl erwartet hatte. Diese in einem großen Theile Deutschlands sich ver-

breitende Mißstimmung gegen Preußen, wegen Täuschung der von ihm gehegten Hoffnungen, sollte erst später bei einem großen Wendepunkt in der deutschen Geschichte mit allen seinen Folgen hervortreten, ward aber schon damals vorbereitet.

Die deutschen Staaten zweiten Ranges standen von Oesterreich nicht so abhängig wie die italienischen Regierungen da. Fürst und Unterthanen waren in Bayern, Würtemberg u. s. w. unendlich mehr mit einander als in Modena, Rom und Neapel verwachsen. Die deutschen Regierungen, namentlich die, welche das Repräsentativsystem wenigstens zum Theil angenommen, konnten versucht sein, mehr auf ein gutes Einverständniß mit ihren Völkern als auf den Beifall Oesterreichs zu sehen. Durch die deutsche Bundesakte war den einzelnen deutschen Staaten eine vollkommene Selbstständigkeit in Bezug auf ihre inneren Angelegenheiten zugesichert worden. Es wäre Oesterreich auf diese Art schwer gewesen, die von ihm für nöthig befundenen Maßregeln überall in Deutschland zur Anwendung bringen zu lassen, da die meisten deutschen Länder sich in einer von Oesterreich sehr verschiedenen Lage befanden.

Durch die Furcht vor der Revolution war auf die kleineren deutschen Fürsten nicht so leicht einzuwirken, da die meisten unter ihnen ihre Völker durch die eben erst gewährten Verfassungen zufrieden gestellt hatten, und geneigt sein konnten, die Gefahr innerer Umwälzungen eher durch Gewährung der nöthigen Bewegung und Freiheit abzuwenden, als sie durch Zwang und Druck herbeizuführen. In Oesterreich war man anderen Sinnes. Metternich glaubte den in Wien herrschenden Grundsätzen einen allgemeineren und bestimmteren Einfluß auf das übrige Deutschland verschaffen zu müssen. Eine Beschränkung der inneren Unabhängigkeit der einzelnen Bundesstaaten und eine ausgedehntere Gewalt der Bundesversammlung schien ihm zur Erreichung dieses Zieles unentbehrlich zu sein. Er beschloß deshalb einen Minister-Kongreß, eine Zusammenkunft der Bevollmächtigten der bedeutenderen deutschen Staaten, und auch einiger kleineren, wie Nassau und Mecklenburg, von deren Vertretern er eine besonders lebhafte Unterstützung für seine Pläne erwarten konnte, in Karlsbad zu veranstalten. In Uebereinstimmung mit Preußen hoffte er sie, durch Hinweisung auf die in Deutschland erschienenen Zeichen innerer Gährung, zur Annahme gemeinsamer Maßregeln gegen die Verbreitung des revolutionairen Geistes zu veranlassen. Der Bundesversammlung sollte zu diesem Zweck

eine größere Einwirkung auf die Gesetzgebung der einzelnen Staaten eingeräumt, und ihren Anordnungen eine verbindlichere Kraft als bisher beigelegt werden. Er hoffte auf diese Art den Frankfurter Bundestag, obgleich aus Bevollmächtigten aller deutschen Regierungen bestehend, allmälig in ein Werkzeug für die österreichische Politik zu verwandeln, ohne daß diese das Ansehen hatte, Alles unmittelbar selbst leiten und bestimmen zu wollen.

Die ersten vorläufigen Anordnungen zu der Unterdrückung des sich in Deutschland regenden Geistes, der, ungeachtet einzelner Verirrungen und Auswüchse, im Ganzen ein volksthümlicher und sittlicher war, wurden in Preußen getroffen. Oesterreich wollte dann, vermöge des Einflusses des Fürsten von Metternich auf die einzelnen deutschen Staatsmänner, die weiteren zu diesem Zweck nöthigen Maßregeln herbeiführen. Die preußischen Turnplätze wurden geschlossen, und einige Monate nachher ihr Gründer Jahn, und eine Anzahl meist noch sehr junger Männer unter seinen Anhängern, von denen einige bei der Wartburgfeier hervorgetreten, andere mit Sand in irgend wie einer Verbindung gestanden, verhaftet. In der preußischen Staats-Zeitung wurde amtlich das Dasein einer durch einen großen Theil Deutschlands verzweigten geheimen Verbindung behauptet, deren Mitglieder sich zum Umsturz der deutschen Regierungen verschworen hätten, und zu diesem Zweck die verbrecherischesten Mittel anzuwenden entschlossen wären. Diese vermeintlichen Bestrebungen wurden mit dem Ausdruck „demagogische Umtriebe“ bezeichnet, weil man in ihnen die Absicht der Gründung einer deutschen Republik erkennen wollte. In Berlin wurde eine Kommission niedergesetzt, der man die oberste Leitung der anzustellenden Untersuchungen übergab. Zu ihr gehörten, außer den damaligen Ministern des Innern und der Justiz, der auf der Wartburg verunglimpfte Geheime Rath von Kamptz, der jetzt einer der eifrigsten Verfolger seiner politischen Gegner wurde, und der Minister des königlichen Hauses Fürst von Wittgenstein, der, durch gleiche Grundsätze mit Metternich verbunden, die Interessen der Reaktion am preußischen Hofe förderte, wozu ihm seine Stellung als Oberkammerherr besondere Gelegenheit bot. Gegen alle sonst üblichen Rechtsformen ward die Schuld der Verdächtigen von vorn herein als eine entschiedene Thatsache angenommen. In den Augen dieser Kommission galten die gleichgültigsten oder unbedeutendsten Erscheinungen im Leben der Angeklagten als Be-

weismittel gegen dieselben, und wurden in diesem Sinne der Oeffentlichkeit übergeben.

Um den Maßregeln gegen die, auf größere Einheit und Freiheit des deutschen Volkes, gerichtete Bewegung eine umfassende Gestalt und Durchführung zu verleihen, trat am 6 August (1819) der oben erwähnte Minister-Kongreß in Karlsbad zusammen. Metternich legte daselbst, im Einverständnisse mit den preußischen Bevollmächtigten, und von denen Nassau's und Mecklenburgs unterstützt, seine längst gehegten Entwürfe dar. Die Vertreter Bayerns und Würtembergs suchten ihm bei einigen Gelegenheiten, wo seine Forderungen die dort eingeführten Verfassungen zu sehr verletzen konnten, obwohl ohne bedeutenden Erfolg, zu widerstehen. Im Wesentlichen führte er alle seine Anträge durch.

Zunächst wurde in Karlsbad der Grundsatz aufgestellt und angenommen, daß der deutsche Bund die Rechte und Pflichten jedes anderen Staatsganzen habe, und die zur Erhaltung der äußeren Unabhängigkeit und inneren Ruhe nöthigen Maßregeln zu treffen berechtigt sei. Es dürften demnach in ihm keine Einrichtungen bestehen und keine Meinungen verbreitet werden, die mit den Bedingungen seines Daseins unverträglich wären. Da der deutsche Bund durch die Bundesversammlung vertreten werde, so stehe dieser die oberste Gewalt in Deutschland zu, und die von ihr gefaßten Beschlüsse und erlassenen Anordnungen müßten im gesammten Umfange des Bundes vollzogen werden.

Von diesen Grundbestimmungen ausgehend ward beschlossen, daß fortan keine Druckschrift unter zwanzig Bogen ohne vorgängige obrigkeitliche Erlaubniß erscheinen dürfe. Es ward aber dadurch die in vielen deutschen Staaten für Druckschriften jeder Bogenzahl und selbst für die unbedeutendste Zeitungsanzeige bestehende Censur keineswegs aufgehoben, und der Bundesversammlung außerdem die Befugniß zuerkannt, auch Werke über zwanzig Bogen, sobald ihr deren Inhalt gefährlich erschien, aus eigener Macht zu verbieten. An jeder Universität solle ein Regierungsbevollmächtigter mit der Aufsicht über die Meinungen der Lehrer und das Verhalten der Studirenden beauftragt werden. Es wurde scharf auf den Unterschied zwischen Volksvertretungen und landständischen Verfassungen hingewiesen, und letztere allein, als dem Sinne und Zwecke des deutschen Bundes entsprechend, für zulässig erklärt. Es solle eine eigene Behörde zur Verfolgung der demagogischen Umtriebe unter dem Namen: Central-Untersuchungs-Kommission niedergesetzt werden, und in Maynz ihren Sitz haben, deren

Befugnisse und Wirksamkeit sich über alle Bundesstaaten erstrecken würde. Allen diesen Anträgen wurde durch besondere Bestimmungen die der Meinungsfreiheit der Einzelnen und der Entwickelung der Nation nachtheiligste Erweiterung gegeben.

Diese in Karlsbad gefaßten Beschlüsse konnten erst durch die Zustimmung der Bundesversammlung in Frankfurt allgemeine Geltung bekommen. Der Bundestag hatte, obgleich schon seit drei Jahren versammelt, bisher kein Lebenszeichen von sich gegeben, und an die dunkelsten Zeiten des alten Regensburger Reichstages erinnert. Die bei ihm gegen einzelne Regierungen einlaufenden Klagen über Unterdrückung oder Rechtsverweigerung wie z. B. von Seiten der westphälischen Domainenkäufer, waren von ihm aus angeblichem Mangel an Befugniß immer abgewiesen worden. Aber zur Bestätigung der in Karlsbad verabredeten Maßregeln hielt sich die Bundesversammlung nicht nur für befugt (20 September 1819), sondern legte sich auch das Recht bei, die einzelnen Staaten, Fürsten wie Völker, zur Anerkennung und Vollziehung der von ihr gegebenen Bestimmungen, nöthigenfalls durch bewaffnetes Einschreiten zwingen zu können.

Der Fürst von Metternich hielt die in Karlsbad gefaßten Beschlüsse noch nicht für hinreichend zur Erreichung seiner Absichten, und lud seine Kollegen zu einer Fortsetzung der Berathungen für den Spätherbst nach Wien ein. Am 25 November wurde ein Minister-Kongreß, unter Metternich's Vorsitze, in demselben Geiste wie in Karlsbad, in Wien eröffnet. Das Bestreben des österreichischen Staatskanzlers war besonders darauf gerichtet, aus den süddeutschen Verfassungen Alles zu entfernen, was seiner Meinung nach an eine wirkliche Volksvertretung erinnerte, und dem Begriff von Landständen zu widersprechen schien. Es wurde von ihm hervorgehoben, daß, da der deutsche Bund, mit Ausnahme der vier freien Städte, aus monarchischen Staaten besteht, die allgemeine volle Regierungsgewalt in der Person des Souverains vereinigt sein müsse, und derselbe nur bei Ausübung bestimmter einzelner Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden sein könne. Auch wären die Verpflichtungen gegen den Bund, mit oder ohne Zustimmung der Kammern und Stände, unter allen Umständen zu erfüllen. Es wurde in diesem Sinne eine Reihe von Bestimmungen entworfen, deren Gesammtheit unter dem Namen der Wiener Schlußakte bekannt ist, und am 16 Mai (1820) von den Bevollmächtigten der einzelnen Staaten unterzeichnet. Am 8 Juni desselben Jahres ward

die Wiener Schlußakte von der Bundesversammlung bestätigt, für ein Grundgesetz des deutschen Bundes erklärt, und ihr gleiche Kraft mit der Bundesakte beigelegt.

Die Ergebnisse der Minister-Konferenzen in Karlsbad und Wien standen nicht nur im äußersten Widerspruch zu den Verheißungen, welche dem deutschen Volke während der Befreiungskriege gemacht worden, sondern waren auch dem auf dem Wiener Kongreß herrschend gewesenen Geiste entgegen. Oesterreich hatte damals, um den von Preußen, das im Kampfe gegen die Franzosen vorangezogen, auf die übrigen deutschen Völker ausgehenden Einfluß zu beschränken, sich bei den Berathungen über die deutsche Bundesverfassung im Sinne einer möglichst großen inneren Selbstständigkeit der einzelnen Regierungen ausgesprochen. Jetzt aber wo es darauf ankam, einen allgemeinen Druck einzuführen, ward die Unabhängigkeit der Fürsten und Völker in bedeutenden Beziehungen verletzt, und den in Wien herrschenden Grundsätzen untergeordnet. Die ursprüngliche Natur des deutschen Bundes, der den einzelnen Staaten eine selbstständige Entwickelung gewähren sollte, ward dadurch wesentlich verändert.

Wenn die Bundesbeschlüsse vom 20 September 1819 und 8 Juni 1820 folgerecht geltend gemacht wurden, so war es um die wenige den Deutschen als Nation und Einzelnen übrig gebliebene Freiheit geschehen, und es hätte ein Zustand unumschränkten Beliebens auf der einen und vollkommenen Rechtlosigkeit auf der anderen Seite eintreten können. Daß diese Befürchtung nicht ganz in Erfüllung ging, obgleich die Willkür hier und da weit genug getrieben wurde, lag weniger in den bestehenden Einrichtungen als in dem Geiste des Jahrhunderts, und in der von dem deutschen Volke erreichten Stufe der Gesittung, welche den staatlichen Mängeln einigermaßen das Gleichgewicht hielt.

Unterdessen hatte der Mann, dessen That zu den die politische und intellektuelle Freiheit Deutschlands beschränkenden Maßregeln der letzten Zeit den äußeren Vorwand gegeben, Karl Ludwig Sand, sein Schicksal erfüllt. Nachdem er von den Wunden, die er sich selbst beigebracht, geheilt worden, wurde er am 20 Mai 1820 in Mannheim mit dem Schwerdte hingerichtet. Obgleich er Zeit genug gehabt hatte, um sowohl über die Natur seiner Handlung als über die seiner Absicht entgegengesetzten Folgen derselben nachzudenken, so war doch keine moralische Veränderung in ihm vorgegangen. Seine Verblendung war so groß, daß er sich allein im Besitze des Rechts und der Wahrheit und

die ganze übrige Welt in Irrthum befangen glaubte. Aber die Tiefe seiner Vaterlandsliebe, die der alleinige Grund seines Verbrechens gewesen, und die Seelenstärke, die er in seinen letzten Augenblicken bewies, hatte bei Vielen eine bis zur Begeisterung gehende Theilnahme für ihn erregt. Selbst die, welche seine That unbedingt verwarfen, konnten sich des Mitleides über die verkehrte Anwendung einer so seltenen Kraft und den traurigen Ausgang einer so edlen Persönlichkeit nicht erwehren.

15. Frankreich von dem zweiten Pariser Frieden an bis zu dem Kongreß von Verona.

Die Ereignisse des Jahres 1815, die zweite Herrschaft Napoleon's, und die Umstände, unter welchen die Bourbonen wieder eingesetzt wurden, führten für Frankreich eben so viel innere Unruhe als äußere Drangsale herbei. Funfzehn Jahre lang war die Nation unter Napoleon als Konsul und Kaiser von einem freien Staatsleben entwöhnt gewesen. Während der auf allen Seiten brausende Kriegssturm die Grenzen der Völker zu verrücken, die alten Herrscherstämme zu entwurzeln, die überkommenen Einrichtungen umzustürzen drohte, hatte in Frankreich selbst die tiefste Ruhe bestanden. Die Parteien, Royalisten und Republikaner in ihren verschiednen Abstufungen, die sich einst bis auf den Tod bekämpft hatten, waren unter ihm verstummt, und lebten nur noch in ihren Erinnerungen fort. Sie hatten allerdings nicht vollkommen aufgehört. Aber es fehlte ihnen jeder Einfluß auf die Wirklichkeit, und sie schienen nur noch ein Schatten ihres früheren Selbst zu sein.

Napoleon's Entfernung von der Weltbühne hatte nicht blos auf das übrige Europa, sondern auch auf Frankreich die Wirkung einer Befreiung hervorgebracht. Der Gegensatz zwischen dem Druck, welchen er ausgeübt, und der Regsamkeit, welche alsbald der Verleihung einer freien Verfassung folgte, drängte sich zu sehr auf, als daß dieser Wechsel nicht als ein Glück erschienen wäre. Selbst viele unter den persönlichen Anhängern des Kaisers waren von der plötzlichen und ungeheueren Veränderung betäubt worden, und staunten seiner gestürzten Macht wie einem entschwundenen Zauber nach. Man war anfangs ziemlich allgemein geneigt, die große Epoche, welche man durchlebt hatte,

wie ein blendendes Meteor, wie ein wunderbares Intermezzo in einem Drama anzusehen, dessen unterbrochener Zusammenhang jetzt wiederhergestellt werden würde.

Diese dem Eintritt in eine neue und friedliche Epoche des nationalen Lebens günstige Stimmung sollte leider nicht von Dauer sein. Von dem Unglück, welches durch die Rückkehr Napoleon's aus Elba über Frankreich gekommen, von der Anwesenheit fremder Heere, den großen Kriegslasten, den erfahrenen Demüthigungen verletzt, war die Nation eine Zeit lang geneigt, dem sich erhebenden Royalismus unbedingt zuzufallen, und sich von der Demokratie und dem Bonapartismus gänzlich zu entfernen. Aus diesem Geiste waren die Wahlen zu der Deputirtenkammer von 1815 hervorgegangen. Aber die Anhänger der Bourbonen, die Ueberreste des alten Adels und ein Theil der Geistlichkeit, die zahlreiche officielle und halb officielle Welt, die in Frankreich noch mehr als anderswo sich immer auf Seite des Siegers schlägt, verfielen in so arge Uebertreibungen, mißbrauchten die nicht einmal von ihnen selbst, sondern von den Fremden für sie erkämpften Vortheile in solchem Maße, daß schon wenige Jahre nach der Wiederherstellung des Königthums die Erinnerung an den Kaiser sich wieder im Herzen des Volkes belebte, die Leidenschaft für die Revolution von Neuem erwachte, und der Restauration einen unausgesetzten Kampf lieferte, der endlich ihren Untergang herbeiführte.

Die Kammern waren im Oktober 1815 eröffnet worden. In der Pairskammer befand sich, obgleich die, unter Talleyrand's und Fouché's Ministerium, wegen Theilnahme an den hundert Tagen, erfolgten Ausschließungen dem reinen Royalismus daselbst ein entschiedenes Uebergewicht gegeben hatten, noch immer eine Anzahl von freisinnigen Männern, welche mit den 1789 bei der Wiedergeburt des französischen Volkes aufgestellten Grundsätzen nicht vollkommen brechen wollten. Aber die Sitzungen der ersten Kammer waren nicht öffentlich, und dieselbe übte in jener Zeit auf das Publikum nur einen geringen Einfluß aus. Alle Augen waren damals auf die Deputirtenkammer gerichtet. In dieser herrschte der glühendste Haß gegen die Revolution vor, und gab sich unverholen die Absicht kund, Frankreich auf den vor 1789 eingenommenen Standpunkt zurückzubringen. Diese Kammer, welche mit einer kurzen Unterbrechung (im April 1816) elf Monate zusammengewesen, wurde von ihren Anhängern im schmeichelnden, von ihren Gegnern im spöttischen Sinne: „die unauffindbare“ (la chambre introuvable) ge-

nannt, und von ihr ist der Samen zu den Stürmen, die Frankreich später treffen sollten, ausgestreut worden. Denn obgleich manche unter den ihr folgenden Volksvertretungen der Mehrheit nach von einem gemäßigteren Geiste beseelt gewesen, so gab es in ihnen immer eine Partei, die dem 1815 aufgellten Beispiele treu blieb, die Nation durch aristokratische und klerikale Prätensionen reizte, die Charte constitutionnelle zu untergraben suchte, und unter Ludwig XVIII zwar nicht bei diesem selbst, jedoch in seiner nächsten Nähe, unter Karl X aber bei der Krone Beifall und Unterstützung fand. Auf diese Art sollte allmälig in der öffentlichen Meinung der den Bourbonen gefährliche Gedanke einer Unvereinbarkeit der legitimen Monarchie mit den Rechten der Nation um sich greifen, und später zu den erschütterndsten Katastrophen führen.

Eine Zeit lang brauste die ultraroyalistische Meinung in Frankreich wie ein vom Sturm erregter Strom hin. Dem Könige selbst, der in staatlichen Dingen weit und scharf sah, waren die Hände gebunden, und er mußte sich damit begnügen, im Geheimen seine Besorgnisse über den ungestümen Eifer seiner Anhänger zu erkennen zu geben, konnte aber den Beschlüssen der Majorität nicht seine Genehmigung versagen. Der Kammer stand nicht nur vermöge der Verfassung eine bedeutende Macht zu, sondern sie stützte sich auf regelmäßig eingerichtete, von demselben Geiste erfüllte Vereine in den Departements, die nach einem gemeinsamen Plane handelten, sich zu gegenseitiger Vertheidigung verbunden hatten, ihnen mißfällige Gerichts- und Verwaltungsbeamte aus ihren Stellen trieben, Kategorien der Ausstoßung aus dem öffentlichen Dienst und der Unfähigkeit zu demselben entwarfen, und durch der Form nach ehrerbietige, im Wesentlichen aber gebieterische Adressen dem Könige ihren Willen aufzulegen wußten. Die Minister waren geneigt mehr auf die Forderungen der Deputirtenkammer als die Wünsche des Königs zu achten. Von jener konnten sie in jedem Augenblick gestürzt werden, von diesem aber, der sie nicht sogleich zu ersetzen gewußt hätte, hatten sie keine Entlassung zu besorgen. Sie besaßen in dieser Zeit der Aufregung und Ueberspannung keine selbstständige Stellung und Gewalt. Sie mußten sich glücklich schätzen, wenn ihre auf eine Ermäßignng des herrschenden Systems zielenden Anträge nicht geradezu verworfen, und von ihnen nicht noch schärfere Maßregeln zu der Verfolgnng und Unterdrückung der bonapartistischen und revolutionairen Partei, als die sie selbst getroffen, verlangt wurden.

Das damalige Ministerium war den allerdings sehr schwierigen Umständen nicht gewachsen, und entsprach der ihm vom Könige gestellten Aufgabe nicht. Es sollte die legitime Monarchie befestigen, aber auch den Uebertreibungen ihrer Anhänger Grenzen setzen. Letzteres ward kaum versucht. Indessen wäre es vielleicht unmöglich gewesen, in jener Zeit geeignetere Persönlichkeiten für die obersten Staatsstellen zu finden.

Der Polizeiminister Decazes verdankte seine Beförderung einzig der persönlichen Gunst Ludwig XVIII, welchem er anfänglich durch sein ausgezeichnetes Aeußere, seine edlen Züge und den Wohllaut seiner Stimme gefallen hatte, und dann durch unbegrenzte Anhänglichkeit und große Wachsamkeit unentbehrlich geworden war. Diese zufälligen Ursachen seiner Erhebung schlossen aber bei Decazes nicht wesentliche Eigenschaften, einen raschen Ueberblick, eine seltene Gewandtheit und scharfe Beobachtung der Personen und Zustände aus. Der junge Minister (Decazes besaß noch nicht das zum Deputirten erforderliche Alter) glaubte aber im Anfange seiner Laufbahn den Ultras nicht widerstehen zu dürfen, wenn er von ihnen nicht alsbald gestürzt werden sollte. Wie allen Emporkömmlingen war ihm der Gedanke unerträglich, wieder in das Dunkel seiner früheren Verhältnisse zurückkehren zu müssen, ehe er eine hervorragende Stellung im Privatleben, was damals noch nicht der Fall war, gewonnnen hatte. Er gab demnach in den meisten Fällen dem Andrange der Deputirtenkammer nach, und bot zu der Ausführung ihrer Pläne die Hand. Pasquier und Clarke, die an der Spitze der Departements des Innern und des Krieges standen, hatten lange Napoleon gedient und wollten dies jetzt vergessen machen. Der edelste und unabhängigste Charakter in diesem Ministerium, der Herzog von Richelieu, war, da er über zwanzig Jahre lang aus Frankreich abwesend gewesen, mit dessen innerer Lage wenig bekannt, und hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf die auswärtigen Verhältnisse gerichtet. Seine Absicht ging vornehmlich dahin, Frankreich sobald als möglich von der fremden Okkupationsarmee befreit zu sehen. Dazu gehörte, daß die Ruhe nicht unterbrochen, und den Großmächten die Ueberzeugung geboten wurde, daß die Anwesenheit ihrer Truppen zu der Bewahrung des inneren Friedens nicht nothwendig sei. Richelieu mußte deshalb, von seinen rein royalistischen Antecedenzien ganz abgesehen, sich zu allen Maßregeln hinneigen, die den in den hundert Tagen erwachten Geist zu zähmen im Stande waren.

Außer der Verbannung Aller, welche im Konvent für den Tod Ludwig XVI gestimmt hatten, und der Hinrichtung mehrer um Frankreich früher hoch verdient gewesener Generale, wurden zur Erhaltung der bestehenden Ordnung der Dinge die gewaltsamsten gesetzlichen Bestimmungen getroffen. Die Verbannung der Richter Ludwig XVI wäre an und für sich nicht ungerecht gewesen, widersprach aber einer von Ludwig XVIII bei seiner ersten Rückkehr öffentlich und ausdrücklich abgegebenen Erklärung, vermöge welcher Niemand wegen seines unter der Republik und dem Kaiserreich beobachteten politischen Verhaltens zur Rechenschaft gezogen werden sollte. Labedoyere, Ney, Mouton-Duvernet, Chartrand waren allerdings in hohem Grade straffällig, aber sowohl die früher geleisteten Dienste dieser Generale als die außerordentlichen Umstände, unter denen von ihnen gefehlt worden, hätten ihre Hinrichtung verhindern sollen.

Die Tagespresse wurde auf das äußerste beschränkt, was jedoch die der Restauration feindlichen Meinungen mehr reizte als beschränkte, da die Franzosen, bei ihrer lebendigen und geselligen Natur, den Mangel der Oeffentlichkeit durch mündliche Mittheilung und persönliche Berührung besser als andere Nationen zu ersetzen wissen. Jede laute und sichtbare Erinnerung an eine andere Vergangenheit als die der legitimen Monarchie, ein dem Kaiser gebrachtes Lebehoch oder das Aufstecken einer dreifarbigen Fahne sollte fortan mit Deportation bestraft werden, und die Ultras fanden es im höchsten Grade unrecht, daß nicht der Tod darauf gesetzt wurde. Die persönliche Freiheit ward der Willkür der Polizei in vorher nie gesehener Weise preis gegeben. Die Entscheidung über politische Vergehen wurde den Geschwornen entzogen und außerordentlichen Kommissionen (cours prévotâles) überwiesen, welche summarisch, ohne vorgeschriebene Procedur, ohne Appellation, und mit der Befugniß, das Urtheil, selbst wenn es die Todesstrafe aussprach, binnen vier und zwanzig Stunden vollziehen zu lassen, zu Werke gingen. Die Prevotalhöfe waren eine vorrevolutionaire Institution, und ursprünglich nur für die Unterthanen auf den königlichen Domainen bestimmt gewesen. Jetzt wurde diese Gerichtsform für eine Zeit lang über ganz Frankreich ausgedehnt. Die Ultras schienen die fast ein Menschenalter umfassende, von den größten Ereignissen erfüllte Epoche von 1789 bis 1814 wie eine Rebellion anzusehen, welche durch die Bestrafung ihrer Theilnehmer unterdrückt werden kann. Eine Rebellion geht immer nur von Einzelnen aus, berührt nur die Ober-

fläche des öffentlichen Lebens, und bezieht sich in ihren Ergebnissen nur auf Einzelnes. Aber eine wirkliche Revolution kann, selbst wenn sie weniger tief als die französische in die Sitten und Einrichtungen eines Volkes eingedrungen ist, nur durch Hinwegräumung der Ursachen, aus welchen sie entstanden ist, beendigt, und überhaupt in ihren Grundzügen nicht durch die Anwendung äußerer Gewalt aufgehoben werden.

Die Ultras in den beiden Kammern glaubten des Beistandes der Geistlichkeit zu der Erreichung ihrer Zwecke nicht entbehren zu können. Diese erinnerte sich damals noch sehr lebhaft, daß sie bis 1789 in der mittelalterthümlichen Verfassung des Landes den ersten Stand gebildet, und sich im Besitze eines unermeßlichen Vermögens in liegenden Gründen und zahlreicher Vorzüge jeder Art befunden hatte. Mit einem Schlage aus dem französischen Klerus wieder eine privilegirte Klasse in der Nation machen zu wollen war unmöglich. Die Anhänger des Alten begnügten sich deshalb für den Augenblick damit, den geistlichen Körperschaften das Recht zu der Erwerbung von Grundeigenthum und der Annahme frommer Schenkungen wiederzugeben. Was von ihrem früheren Besitz noch nicht verkauft worden (namentlich große Waldungen) sollte fortan nur zu kirchlichen Zwecken verwandt werden dürfen. Die Ehescheidung, welche die Revolution, als eine natürliche Folge der Trennung zwischen der religiösen und civilen Gesetzgebung, eingeführt hatte, ward wieder abgeschafft. Durch diese Bevorzugung des katholischen Dogma's wurde die politische Gleichberechtigung der verschiedenen Konfessionen und in gewisser Weise die Gewissensfreiheit selbst verletzt. Denn unter den Franzosen, als dem Volke, welches sich am meisten in Gemäßheit allgemeiner Principien entwickelt hat, wo jeder Widerspruch alsbald bemerkt und gefühlt wird, wäre die bürgerliche Emancipation ohne die kirchliche, welche nichts anderes als die Gleichheit vor dem religiösen, wie jene vor dem politischen Gesetz ist, unmöglich gewesen. Die erste Nationalversammlung hatte deshalb in richtiger Würdigung dieses Grundsatzes die kirchlichen Einrichtungen von den staatlichen gänzlich getrennt, und sich durch die schon damals (1790) mit großem Geschick dagegen vorgebrachten Einwendungen von der Einheit des Volkslebens, welches nicht in bestimmt getrennte Elemente zersetzt werden dürfe, von der Bedeutung des Glaubens für die Moral u. s. w. nicht irre machen lassen. In einer aus verschiedenen Religionsparteien bestehenden Nation wird die kirchliche Bevorzugung der einen, welche ohne

Unterdrückung der anderen nicht denkbar ist, sich über kurz oder lang auch in der bürgerlichen Gesetzgebung fühlbar machen. Der Staat hat nur darauf zu achten, ob eine kirchliche Gesellschaft mit seinen allgemeinen sittlichen Zwecken vereinbar ist oder nicht. Alles Andere ist der freien Bewegung des Innern und dem Ermessen und Gewissen der Einzelnen zu überlassen.

Die Ultras wünschten den öffentlichen Unterricht der Geistlichkeit übergeben zu sehen, der es aber damals, wenigstens was die höhere Bildung der Jugend betrifft, gänzlich an dazu befähigten Persönlichkeiten fehlte, weshalb die von Napoleon gegründete Universität, obwohl von der kirchlichen Partei unaufhörlich angegriffen, im ausschließenden Besitz ihrer Gerechtsame blieb. Dagegen vermehrten sich, vermöge des Rechts auf Erwerbung von Grundbesitz und Annahme von Schenkungen, die weiblichen Kongregationen reißend schnell, und die Erziehung der Mädchen in den höheren und mittleren Klassen der französischen Gesellschaft ging großentheils an die Frauenklöster über.

Man sprach und schrieb in der reaktionairen Partei viel von der Nützlichkeit und Gerechtigkeit einer von dem Budget und dem Votum der Kammern unabhängigen permanenten Dotation für den Klerus, als Ersatz für die 1790 verlorenen Güter, und um dieser die höchsten Interessen der Gesellschaft vertretende Klasse die nöthige äußere Unabhängigkeit wiederzugeben. Die financiellen Schwierigkeiten, die großen, durch den letzten Krieg herbeigeführten Lasten ließen an keine Ausführung eines solchen Planes denken. Wäre seine Verwirklichung möglich gewesen, so würde die französische Geistlichkeit sehr bald wieder als eine auch politisch bevorzugte Klasse aufgetreten sein.

Es regte sich in der Deputirtenkammer, in welcher der alte Adel zahlreich vertreten war, der Drang nach einer Entschädigung für die während der Revolution erlittenen Einbußen und verlorenen Rechte. Die am Hofe, besonders in der Umgebung des Grafen von Artois herrschenden Gesinnungen ließen auf eine Begünstigung solcher Ansprüche hoffen. Ein Ersatz für die eingezogenen Besitzungen ward später auch, so viel es thunlich war, gewährt. Denn die gegen die Ausgewanderten und wegen ihres politischen Verhaltens Verurtheilten ausgesprochene Konfiskation mit Wirkung auf deren Familien und Erben, war eine dem übrigen Geiste der von der Revolution eingeführten Gesetzgebung, welche die Uebertragung weder von Vorzügen noch von Beeinträchtigungen auf die Nachkommen anerkannte, so ganz entgegengesetzte Maß-

regel, daß schon von diesem Standpunkte aus, von Rücksichten der Menschlichkeit ganz abgesehen, deren Aufhebung und mögliche Gutmachung für eine Forderung der Gerechtigkeit gelten konnte. Aber eine Wiederherstellung der verlorenen Rechte, welche mit der früheren Verfassung des Landes zu gleicher Zeit aufgehoben worden, war unmöglich. Gleichwohl trugen sich die Ueberreste des alten Adels mit der Hoffnung, sich durch den moralischen Einfluß der ähnliche Zwecke verfolgenden Geistlichkeit, und die legislativen Anordnungen der Regierung und der Kammern, wieder zu der Stellung eines privilegirten Standes emporschwingen zu können. Dieses Streben leistete der revolutionairen Gesinnung in den Massen Vorschub, ohne daß die, welche es hegten, sich der Erreichung ihres Zieles auch nur um einen Schritt genähert hätten. Um aus dem französischen Landmanne einen Bauern in dem vor 1789 gebräuchlichen Sinne des Wortes, mit Diensten und Abgaben an eine Gutsherrschaft, Patrimonialjustiz u. s. w. zu machen, dazu hätte eine noch größere Revolution im entgegengesetzten Sinne als die von 1792 gehört, und mit welchen Mitteln hätten die Anhänger der alten Einrichtungen eine solche ausführen wollen? — Denn es liegt in der Natur der Dinge, daß zu der Wiedererlangung von Vorrechten eine noch viel größere Gewalt als zu deren Aufhebung angewandt werden müßte. Der Haß und die Verachtung gegen alle Ueberreste des Feudalwesens war in die innerste Gesinnung der großen Mehrheit des französischen Volkes eingedrungen. Kaum daß die bloße Erinnerung an jene Zeit geduldet wurde. Es wäre eben so unmöglich gewesen, die Freiheit des Eigenthums und die Gleichheit vor dem Gesetz aufzuheben, als den Boden Frankreichs in Bewegung zu setzen und umzuwälzen.

Die reaktionaire Haltung der Kammern, besonders der zweiten, erregte bald, nachdem die von dem letzten Kriege dem Volke geschlagenen Wunden etwas vernarbt waren, besonders in der Hauptstadt selbst, und in den nördlichen und östlichen Departements, die tiefste Unzufriedenheit. Der Süden und Westen blieb längere Zeit in der mit Napoleon's Sturz erwachten antirevolutionairen und antibonapartistischen Stimmung beharren, obgleich auch dort später, namentlich in den Städten, eine große Veränderung in der öffentlichen Meinung eintreten sollte. Es kamen Verschwörungen zum Ausbruch, in Lyon großentheils aus entlassenen Officieren und Soldaten bestehend, in Grenoble unter Leitung eines gewissen Didier, einem früheren Anhänger der Bourbonen, in Paris, wo eine Unterminirung des Schlosses der

Tuilerieš und Ausrottung der königlichen Familie beabsichtigt gewesen. Die Theilnehmer wurden gewöhnlich nach kurzem Verfahren sämmtlich hingerichtet, ohne daß die Behörden den Grad der Straffälligkeit berücksichtigt, und einen Unterschied zwischen den Anstiftern und den von ihnen Verführten gemacht hätten. Es wurde damals im Namen des Königthums mehr Blut vergossen, als zu dessen Vertheidigung nöthig gewesen wäre.

Die Minister, obgleich in Bezug auf die Gegner der Bourbonen den Ultras die Hand reichend, konnten nicht auf alle Forderungen derselben eingehen, und wollten im Wesentlichen die bestehende Verfassung erhalten wissen. Sie wurden deshalb der Lauheit, der Doppelzüngigkeit und sogar des Verrathes beschuldigt. Ludwig XVIII selbst war des Zwanges überdrüssig, den ihm der Ungestüm und die Verwegenheit seiner Anhänger auflegte, und sah die seiner Meinung nach einzig mögliche Grundlage seiner Macht und Sicherheit, die, als sein eigenes Werk, von ihm mit besonderer Vorliebe gehegte Charte constitutionnelle, von ihnen gefährdet. Er gab deshalb dem Verlangen seiner Minister gern nach und löste durch die Ordonnanz vom 5 September 1816 die „unauffindbare“ Kammer auf. Sein Bruder und Thronfolger, der Graf von Artois, war so verblendet, daß er die Beseitigung dieser Versammlung, die mehr dazu geeignet war, den Ausbruch einer Revolution zu beschleunigen als abzuwenden, wie einen Todesstreich für die Monarchie aufnahm, und sich in seiner verkehrten Auffassung der wahren Lage der Dinge immer mehr verhärtete.

Der Herzog von Richelieu hatte sich die Räumung Frankreichs von der daselbst 1815 zurückgebliebenen Okkupationsarmee, als das Ziel seiner Wirksamkeit vorgesetzt. Abgesehen von den großen Kosten, die deren Unterhalt dem ohnedies erschöpften Lande verursachte, gab die Anwesenheit so vieler fremden Truppen den Bourbonen das Ansehen, als könnten sie nur durch die Hülfe des Auslandes bestehen. Ludwig XVIII fühlte sich in seiner Würde verletzt, so lange es noch in Frankreich eine andere Macht als die seinige gab. Ungeachtet der Schlacht von Waterloo hielt er sich zu keinem besonderen Danke gegen seine Verbündeten verpflichtet, und glaubte, daß das von ihm so unerschütterlich festgehaltene Legitimitätsprincip ihnen eben so förderlich als ihm selbst gewesen. In der That nahm dieser König, durch die in seiner Person vorhandene Vereinigung eines erblichen Thronrechts mit einer freisinnigen Anwendung desselben, eine seltene und hohe Stel-

lung ein. Ungeachtet er so lange in der Verbannung gelebt, war das Nationalgefühl in ihm ungeschwächt geblieben, und der Abzug der fremden Truppen von Niemand mehr als von ihm selbst gewünscht worden.

Die drei Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen hatten für den Herbst 1818 eine Zusammenkunft in Aachen, zur Berathung und Entscheidung über die Angelegenheiten Frankreichs verabredet. Es erschienen die meisten diplomatischen Notabilitäten erster Klasse: Metternich, Hardenberg, Capo d'Istria, Wilhelm von Humboldt, Nesselrode, Pozzo di Borgo u. s. w. Am 28 September wurden Alexander I und Franz I von Friedrich Wilhelm III in der alten deutschen Krönungsstadt empfangen, deren Geschick seit einem Menschenalter dreimal gewechselt hatte. England hatte Wellington, Castlereagh und Canning gesandt. Von französischer Seite war Richelieu erschienen, von zwei ausgezeichneten Gehülfen unterstützt: de Rayneval, nachmals Graf und Gesandter an mehren großen Höfen, in dessen Familie diplomatisches Talent fast erblich gewesen, und Baron von Mounier, einem Sohn des berühmten Mitgliedes der ersten Nationalversammlung, der, früher Napoleon's Privatsekretair, sich nach dessen erster Entsagung den Bourbonen mit aufrichtiger Treue angeschlossen hatte.

Richelieu verbürgte sich für die Erhaltung der inneren Ruhe in Frankreich, und trug auf den Abzug der Okkupationsarmee an. Man kam ihm von Seiten der verbündeten Mächte mit Vertrauen und Wohlwollen entgegen. Sein persönlicher Einfluß auf den Kaiser Alexander überwand die etwa noch vorhandenen Bedenklichkeiten, und es kam ein Vertrag zu Stande, vermöge dessen Frankreich alsbald anstatt erst 1820, wie ursprüglich bestimmt gewesen, von den fremden Truppen geräumt werden sollte, und die noch zu zahlenden Kriegskosten und Entschädigungen in billiger Weise festgestellt wurden. Erst jetzt schien die letzte äußere Spur der Rückkehr Napoleon's aus Elba und der Besiegung Frankreichs verschwunden zu sein. Frankreich trat in den Bund der europäischen Großmächte ein. England, Rußland, Oesterreich und Preußen wiederholten in Aachen die in Chaumont und Wien eingegangene Verpflichtung zu gegenseitiger Unterstützung, und erklärten einer neuen Revolution in Frankreich mit bewaffneter Hand entgegentreten zu wollen. Diese Gewährleistung des bourbonschen Thrones sollte zwölf Jahre später, als mehre der Haupttheilnehmer am Aachener Kongresse allerdings schon vom Schauplatze abgetreten waren (Alexander I, Castlereagh, Richelieu), nicht gehalten werden.

Die Räumung Frankreichs war von der Nation mit großer Anerkennung der klugen und beharrlichen Politik Ludwig XVIII aufgenommen worden, und hatte besonders den Jubel der hauptstädtischen Bevölkerung erregt. Aber der Parteikampf ward dadurch nicht gemildert. Die Anhänger der alten Einrichtungen übten, auf den Hof gestützt, lange einen überwiegenden Einfluß aus, stellten den Ministern alle möglichen Schwierigkeiten entgegen, und suchten ihnen ihr retrogrades System aufzudringen, oder sie im Falle des Widerstandes zu stürzen.

Den Ultras gefiel zwar die Beschränkung der königlichen Gewalt, da sie unter dem Absolutismus keine selbstständige Bedeutung besessen haben würden, aber sie mochten sich nicht an die übrigen von dem Geiste der Zeit in das neue Grundgesetz eingeführten Bestimmungen gewöhnen. Ohne eine klare Vorstellung von einer anderen Organisation Frankreichs, als die welche allmälig aus der Revolution, dem Kaiserreich und der Restauration hervorgegangen war, zu besitzen, von der Möglichkeit einer vollständigen Wiederherstellung der vorrevolutionairen Zustände selbst nicht überzeugt, verwarfen sie gleichwohl Alles, was nicht in den Kreis ihrer aristokratischen und klerikalen Anschauungen eingehen wollte. Diese Partei, die doch nur unter dem erblichen Throne der Bourbonen gedeihen konnte, trug durch ihre rücksichtslose Verkehrtheit und herausfordernde Ohnmacht, zu dessen endlichem Sturze und ihrer eigenen gänzlichen Niederlage, mehr als die Bonapartisten und Revolutionaire, bei.

Selbst der Herzog von Richelieu stand bei den Ultras in keiner Gunst, weil er an den Grundzügen der von Ludwig XVIII gegebenen Verfassung festhielt. Es war eigenthümlich, daß eine Partei, die 1814 nichts zu dem Sturze Napoleon's und 1815 nichts zu der Wiedereinsetzung der Legitimität beigetragen, sich gleichwohl nicht nur für deren Fundament hielt, sondern die Interessen des Königthums besser als dieses selbst zu verstehen behauptete. Der Grund warum eine im neuen Frankreich so halt- und wurzellose Partei wie die Ultras eine Zeit lang einen bedeutenden Einfluß ausüben konnte, lag in der Unruhe und Schwankung, in welche die Nation durch die außerordentlichen Ereignisse der Jahre 1814 und 1815 gerathen war, und die während der ganzen Restaurationsepoche, bis der entscheidende Wurf gefallen, fortgedauert hat.

Die große Mehrheit der Bevölkerung war wegen des Census von den Wahlen, welche den Hebel des parlamentarischen Systems bilden,

ganz ausgeschlossen. Die mittleren Klassen scheuten sich lange vor jeder Unternehmung, die zu einer neuen Erschütterung führen konnte, und traten erst, als die Verfassung selbst in Gefahr gerieth, gegen die sie verletzende Legitimität auf. Die Ultras waren durch ihre Verbindungen am Hofe auch in der Regierung bedeutend geworden. Denn, ungeachtet der 1814 eingeführten Verfassung, waren Hof und Regierung nicht, wie es in einem konstitutionellen Staate sein sollte, vollkommen getrennt. Die Ultras benutzten die politische Nullität der Massen und die Besorgnisse des Mittelstandes, um in ihrer Weise kühn vorzuschreiten, die Gegenwart zu untergraben und die Vergangenheit an deren Stelle zu setzen, ohne an die Unmöglichkeit des Gelingens und den Abgrund zu denken, welchen ein solches Beginnen für die Monarchie und sie selbst aufthun konnte, und zuletzt wirklich aufthat.

Als Richelieu sich, von der Last der Geschäfte und dem ihm auf allen Seiten begegnenden Widerstande erschöpft, zurückgezogen hatte, ward der General Dessolles, ein Freund Moreau's und dadurch den Bourbonen angenehm, an die Spitze des Ministeriums mit Uebernahme des Departements des Auswärtigen gestellt. Aber Decazes, der das unterdessen aufgehobene Polizeiministerium mit dem des Innern vertauscht hatte, ward durch die Gunst, in welcher er bei dem Könige stand, die Seele der neuen Verwaltung. Decazes neigte sich bald auf die Seite der Ultras, bald auf die der Konstitutionellen, von beiden mit Mißtrauen betrachtet, und nicht ohne den Vorwurf der Doppelzüngigkeit auf sich zu laden. Im Grunde war er nur der Ausdruck der persönlichen Politik des Königs, der zwischen den kämpfenden Parteien ein Gleichgewicht herzustellen suchte, indem er seinen Einfluß bald in die eine bald in die andere Wagschaale warf, ein Verhalten, das in dem Drängen und Wogen der Zeit, wo jede einseitige und starre Richtung zum Untergange führen mußte, seine Rechtfertigung fand.

Die liberale Opposition in den Kammern hatte sich unterdessen durch einige der Restauration Besorgniß einflößende Namen vermehrt. De la Fayette und Lafitte waren schon früher gewählt, und besaßen, ersterer in der Nation überhaupt, letzterer in dem Handelsstande und der hauptstädtischen Bevölkerung Anhang. Beide waren entschiedene Demokraten. Dupont de L'Eure und Benjamin Constant fühlten sich den Bourbonen fremd. Jetzt traten die Generale Sebastiani und Foy hinzu, die, ohne dem Königthume feindlich zu sein, die Verfassung voranstellten, und auf deren vollständige Ausführung drangen. Aber

eine Wahl, welche nicht blos die Ultras sondern selbst die gemäßigsten Royalisten stutzig machte, war die Gregoire's, der in Grenoble zum Deputirten ernannt worden war. Gregoire hatte als Mitglied des Konvents in dem Processe Ludwig XVI zwar nicht persönlich für dessen Tod gestimmt, aber denselben principiell gebilligt. Seine damaligen Aeußerungen über die Verwerflichkeit des Königthums und dessen Unvereinbarkeit mit dem Glücke der Nationen waren 1819 noch in Jedermanns Gedächtniß. Außerdem hatte Gregoire von der Revolution die Stelle eines konstitutionellen Bischofes von Blois angenommen, und sich selbst nach Einführung des Konkordates (1802) dem Pabste nicht unterworfen. Dieser Mann, der, ohne jemals seine Hände selbst in Blut getaucht zu haben, an die blutigste Epoche der französischen Geschichte erinnerte, trat jetzt plötzlich aus seinem langen Dunkel hervor. Gregoire's schätzbare Eigenschaften als Mensch, seine Sittenreinheit, sein Wohlthätigkeitssinn, überhaupt sein musterhaftes Privatleben konnten seine politische Laufbahn nicht vergessen machen. Ludwig XVIII fand es in seiner Eigenschaft als König und Bruder Ludwig XVI unerträglich, daß ein entschiedener Verächter der Monarchie, und der über das größte Opfer der Revolution sich mit der bittersten Geringschätzung geäußert hatte, in einer zu dem Königthum in so naher Beziehung stehenden gesetzgebenden Kammer sitzen sollte. Auch kam es Ludwig XVIII, der in rein religiösen Dingen mehr als tolerant war, als eine Verletzung der politischen Schicklichkeit vor, daß ein schismatischer Priester unter der Restauration zum Repräsentanten der Nation gewählt wurde. Der Hof und die Minister wurden dadurch veranlaßt, dem Eintritt Gregoire's in die Deputirtenkammer den äußersten Widerstand entgegen zu setzen, und brachten es dahin, daß seine Wahl von der Majorität für ungültig erklärt wurde.

Als Ludwig XVIII in Folge der letzten Ernennungen zu der Deputirtenkammer eine Abänderung des Wahlgesetzes, mit Bevorzugung des größeren Grundbesitzes, als Widerstandsmittel gegen das sichtbar werdende Uebergewicht der Demokratie, für nothwendig hielt, schied Dessolles wegen Meinungsverschiedenheit aus, und Decazes trat, mit Beibehaltung des Ministeriums des Innern, an die Spitze der Geschäfte. Er stand jetzt auf dem Höhenpunkte seines Glückes, und war innerhalb fünf Jahren aus einer untergeordneten Beamtenstelle zu der Würde eines ersten Ministers und Pairs von Frankreich emporgekommen. Er hatte den Grafen- dann den Herzogstitel bekommen, und

war, durch die Verbindung mit einem Mädchen aus einer alten und bedeutenden Familie, in die Reihen der Aristokratie getreten. Decazes fuhr fort dem Könige als ein geschicktes Werkzeug seines Willens zu dienen, bald je nach den Umständen den Ultras oder den Konstitutionellen sich nähernd, als eine furchtbare Katastrophe eintrat, die ihn stürzte, eine Zeit lang eine tiefe Ungewißheit über die Zukunft der Restauration und das Schicksal Frankreichs hervorrief, und in ganz Europa schmerzlich wiederhallte.

Der Herzog von Berry war der zweite Sohn des Grafen von Artois. Auf ihm beruhte, da die Ehe seines älteren Bruders, des Herzoges von Angouleme, mit der Tochter Ludwig XVI kinderlos geblieben, die Hoffnung auf Fortpflanzung der königlichen Familie. Derselbe war deshalb 1816 mit der Prinzessin Marie Karoline, einer Enkeltochter des Königs beider Sicilien, vermählt worden. Zwei Töchter aus dieser Verbindung, von denen die jüngere am Leben geblieben, bewiesen deren Fruchtbarkeit, und gaben Aussicht auf die Geburt eines Sohnes, der die Krone in der Nachkommenschaft Ludwig XIV erhalten würde. In der Seitenlinie, den Orleans, waren mehre junge Prinzen vorhanden, und der Stamm der französischen Bourbonen in keinem Falle mit Erlöschen bedroht. Aber nach einem alten, besonders im französischen Königshause herrschend gebliebenen, Herkommen ward ein Werth darauf gelegt, den Thron in der regierenden Linie unmittelbar forterben zu sehen. Die Verirrungen des in der Revolution umgekommenen Herzoges von Orleans und die von seinem Sohne unter der Restauration angenommene zweideutige Haltung hatten zwischen den Orleans und den Royalisten von altem Schlage eine Scheidewand aufgeworfen, die nicht so leicht hinwegzuräumen war. Die Spannung zwischen dem Haupte des jüngeren Zweiges und seinen königlichen Verwandten hatte aufgehört, sein Erbfolgerecht war unzweifelhaft, aber ein Theil des Adels und der Geistlichkeit hegte die Besorgniß, daß mit den Orleans die Revolution selbst auf den Thron steigen könnte, und hing an den Prinzen der älteren Linie, als an den nicht allein leiblich sondern auch geistig ächten Sprößlingen der unbefleckten Monarchie der Lilien.

Der Herzog von Berry war 1789 mit seinem Vater ausgewandert. Einige Jahre später hatte er, in die Armee Condé eingetreten, sich bei mehren Gefechten, ungeachtet seiner großen Jugend, durch persönlichen Muth hervorgethan. Nach der Auflösung der royalistischen Korps

am Rhein war er mit seiner Familie in mehren Ländern flüchtig umhergeirrt und zuletzt in England geblieben. Ludwig XVIII hatte seinem Neffen, bei dessen lebendigem und feurigem Wesen, unter der Restauration eine vorzugsweise militairische Rolle zugedacht, und ihn gern an der Spitze der Truppen gesehen. Aber der Prinz vergriff sich in der Behandlung der Ueberreste des napoleonschen Heeres, und zog sich durch unbegründete Ansprüche, launenhaften Tadel und übergroßen Eifer in Kleinigkeiten deren Unwillen zu. Er hatte nicht daran gedacht, daß er in den Augen dieser alten Soldaten, die so lange den größten Feldherrn an ihrer Spitze gesehen, ungeachtet seines Ranges und seines männlichen Alters, nur für einen Neuling und Anfänger im Kriegswesen gelten würde.

Aber bei Allen, welche Gelegenheit hatten dem Herzoge von Berry näher zu treten, war er beliebt geworden. Ungeachtet seines reizbaren und zuweilen ungestümen Wesens konnte seine Herzensgüte und Großmuth nicht verkannt werden. Er war leicht zugänglich, heiter, freimüthig, und erinnerte in manchen Zügen seines Wesens an Heinrich IV. Er theilte nicht die ultraroyalistische Richtung seines Vaters, und gefiel sich in der Berührung mit denjenigen Generalen und Officieren aus Napoleon's Schule, die sich den Bourbnnen angeschlossen hatten. Geistreicher und lebendiger als sein Bruder, der Herzog von Angouleme, hing er wie dieser der Politik seines Oheims an, und glaubte, daß nur durch die Beobachtung der Charte constitutionnelle der Thron seiner Familie erhalten werden könnte. Er lebte übrigens damals entfernt von öffentlichen Geschäften, und einzig mit seinem häuslichen Glück beschäftigt, da die ihm verbundene Gemalin mit seinen Neigungen und Ansichten übereinstimmte. Er besaß einen natürlichen Geschmack an den Künsten, der durch einen Aufenthalt in Italien ausgebildet war. Die ihn persönlich kannten sahen in ihm einen Prinzen, der einst über Frankreich im Sinne der neuen Zeit und in Befolgung der Grundsätze Ludwig XVIII regieren würde.

Die guten Eigenschaften, welche den Herzog von Berry empfahlen, und die Hoffnungen, zu denen er berechtigen konnte, schützten ihn nicht vor dem allgemeinen Verdammungsurtheil, welches die Anhänger des Kaiserreiches über sein Haus ausgesprochen hatten. Diese feindselige Stimmung, durch die Besetzung Frankreichs von fremder Heeresmacht und die Schrecken der Reaktion eine Zeit lang in Zaum gehalten, war wieder erwacht, und durch die Litteratur, die Tagespresse, durch ge-

heime Verbindungen, populaire Schriften, durch Lieder und Karrikaturen verbreitet worden. Es gährte in gewissen Klassen ein unbezwingbarer Widerwille gegen die Bourbonen, welche man als ruhmlos und unkriegerisch verachtete, und als Schützlinge der Fremden und Gegner der Revolution haßte. Im Volke ward besonders die Vorstellung unterhalten, welches Verbrechen es gewesen, die Waffen gegen Frankreich getragen zu haben, und wie unvereinbar die Erhaltung der älteren Linie des königlichen Hauses mit den Rechten der Nation wäre. Hierbei war vornehmlich der Herzog von Berry bedroht, der sich einst in der Condéschen Armee, wie sein unglücklicher Vetter, der Herzog von Enghien, ausgezeichnet hatte, und als das einzige Mitglied seiner Familie dastand, von dem ein Thronerbe erwartet werden konnte.

Dieser leidenschaftliche Haß fand endlich ein Werkzeug der Ausführung in einem Manne aus der Klasse der städtischen Arbeiter, in welcher solche Gesinnungen besonders häufig angetroffen wurden. Es lebte damals in Paris ein Sattlergehülfe Namens Louvel, welcher, wie er selbst gestanden, schon seit Jahren mit dem Gedanken einer gewaltsamen Unternehmung gegen das königliche Haus umging. Er war, ohne Soldat gewesen zu sein, von Bewunderung für Napoleon und Trauer über seinen Sturz erfüllt, und hing zugleich an den Grundsätzen der Revolution, in welche seine Kindheit gefallen, und die in ihm einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen hatte. Unfähig den inneren Zusammenhang der großen Begebenheiten, von denen er Augenzeuge gewesen, zu begreifen, und Wirkung von Ursache zu unterscheiden, legte er die Demüthigungen, die Frankreich seit 1814 erfahren, den Bourbonen zur Last, obgleich dieselben seit 1789 in das Schicksal ihres Landes mehr leidend als thätig verwickelt gewesen, und für dasselbe nicht verantwortlich gemacht werden konnten.

Louvel's Stellung und Sinnesweise machte ihn zu einer verzweifelten That geeignet. Er hatte weder Frau noch Kinder, lebte durchaus zurückgezogen, und brachte alle Zeit, die ihm seine Arbeit übrig ließ, mit der Lesung von Schriften zu, in welcher er eine Bestätigung für seine Meinungen fand. Der Gedanke, daß die Bourbonen die Feinde und Unterdrücker Frankreichs wären, daß das Volk von ihnen befreit werden müsse, daß ein Angriff auf sie eine Pflicht wäre, ließ ihm, nach seinen eigenen späteren Erklärungen, Tag und Nacht keine Ruhe. Eine fieberhafte Gluth des Hasses bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Er beschloß die Prinzen der älteren Linie sämmtlich aus-

zurotten, den Anfang aber mit dem zu machen, der als der jüngste an Jahren die meiste Aussicht auf deren Erhaltung bot. Ungeachtet seines Fanatismus hielt ihn lange, da er bisher vorwurfsfrei gelebt hatte, die Scheu vor Begehung eines Verbrechens, und die Rücksicht auf dessen Folgen für ihn selbst zurück. Er warf sich diese Besorgniß als eine Feigheit vor und machte sich aus seinen Zögerungen einen Vorwurf. Ohnedies schweigsam und zurückhaltend, hatte er, um nicht ein Hinderniß zu finden, seinen Vorsatz Niemandem mitgetheilt, und wollte ganz allein zu Werke gehen.

Der Herzog von Berry hatte sich am 13 Februar (1820) mit seiner Gemalin in die Oper begeben. Die Herzogin fühlte sich noch vor Beendigung der Vorstellung ermüdet, und verlangte nach Hause zurückgebracht zu werden. Der Herzog, welcher der Aufführung bis zum Schlusse beiwohnen wollte, führte seine Gemalin nach ihrem Wagen. In dem Augenblick, wo dieselbe eingestiegen war, nahte sich Louvel, der schon mehre Abende lang vergeblich am Eingange des Opernhauses gewartet hatte, ungehindert dem Prinzen, und stieß ihm einen Dolch mit solcher Heftigkeit in die Brust, daß derselbe bis an den Griff eindrang. Der Mörder verschwand eilends im Dunkeln, ward aber in geringer Entfernung eingeholt und zurückgebracht. Der Herzog hatte wohl die gewaltsame Berührung, aber im ersten Augenblick nicht die Wunde gefühlt. Als er jedoch mit der Hand nach der verletzten Stelle fuhr und das zurückgebliebene Eisen fühlte, rief er: „Ich bin ein Mann des Todes!“ und ahnte sogleich, daß er verloren war. Die Herzogin stürzte aus dem Wagen, der noch nicht abgefahren, und warf sich mit einem Ausruf des Entsetzens in die Arme ihres Gemals, von dessen Blut ihre Kleider bedeckt wurden. Man brachte den Prinzen in einen kleinen an die königliche Loge stoßenden Saal. Seine Verwandten eilten herbei. Die unerwartete Unglücksbotschaft machte, daß sie vor Schmerz und Schrecken wie erstarrt waren. Ludwig XVIII allein beobachtete die Fassung, welche ihn nie verließ. Er antwortete den Personen, welche, für seine Gesundheit besorgt, ihn zurückhalten wollten: „Ich fürchte den Anblick des Todes nicht, und habe gegen meinen Neffen eine letzte Pflicht zu erfüllen!“ Alles Unglück, von welchem die Bourbonen so lange Jahre hindurch verfolgt gewesen, ward von diesem blutigen Schlage erneuert. Der Eindruck des an und für sich schon furchtbaren Ereignisses ward noch durch die besonderen Umstände verschärft. Die Musik der Oper und des Ballets begleitete den Kampf,

den die letzte Hoffnung der älteren Linie mit dem Tode führte. Aus Besorgniß vor zahllosem Unglück, wenn die Kunde von dem Vorgefallenen in den dicht gefüllten Saal gedrungen wäre, hatte man die Vorstellung ungestört fortdauern lassen.

Von dem Herzoge von Berry, der so plötzlich, ohne Vorbereitung und Uebergang, von der Seite seiner Gemalin und aus der Mitte eines Festes in das Grab sank, ward in den letzten Augenblicken eine vollständige Ergebung in den Willen der Vorsehung und eine seltene Großmuth des Charakters dargelegt. Er hatte, sobald er den Todesstoß gefühlt, ohne sich einer schmeichelnden Aussicht auf Rettung hinzugeben, nach einem Priester verlangt, und später mit lauter Stimme die Vergebung Aller angerufen, die er in seinem Leben auf irgend eine Weise verletzt haben konnte. Er tröstete seine verzweifelnde Gattin, und lag dem Könige mehrmals inständigst um die Begnadigung seines Mörders an. „Wie traurig ist es für mich durch die Hand eines Franzosen zu sterben! rief er als man ihm den Namen des Thäters mittheilte. Wie gern hätte ich mein Blut auf eine nützlichere Weise für Frankreich vergießen wollen!" setzte er hinzu, als man ihm die Ankunft mehrer Marschälle ankündigte. Als er seine ihm dargereichte kleine Tochter segnete, sagte er zu ihr die Worte, die auf so viele Mitglieder seines Hauses seit sechszig Jahren angewandt werden könnten: „Möchtest du glücklicher als deine Angehörigen sein!"

Sein letzter Seufzer war von dem einstimmigen Klagelaut seiner Familie begleitet. Seine Gemalin, vor Schmerz außer sich, schnitt ihre Haare ab, erklärte nicht länger auf einem Boden wandeln zu wollen, der sein Blut getrunken hatte, und verlangte nach ihrer Heimath zurückgesandt zu werden. Als das erste Morgengrauen in das matt erleuchtete Gemach fiel, kniete der greise König an dem Lager seines Neffen nieder und schloß ihm die Augen und den Mund.

Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich in der Hauptstadt und bald im ganzen Lande, als man die Art erfuhr, wie der Herzog von Berry geendigt hatte. Aber Louvel's Absicht und die Erwartungen der Feinde der älteren Linie auf deren Erlöschen wurden getäuscht. Der sterbende Prinz hatte, als er den heftigen Schmerz seiner Gattin bemerkte, zu ihr die Worte gesprochen: „Schone dich um des Kindes willen, das du unter deinem Herzen trägst!" Der königlichen Familie und ihren Anhängern ging bei dieser Kunde ein Hoffnungsstrahl auf, der sich später erfüllen sollte. Aus dem Processe Louvel's ergab sich,

daß derselbe keine Mitwisser seines Verbrechens gehabt hatte. Er wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Die Ermordung des Herzoges von Berry hatte die Kammern versammelt gefunden. Unter den Pairs gab sich eine große Theilnahme an dem Schicksal des unglücklichen Prinzen und dem Schmerze der königlichen Familie kund. Aber sie waren nicht geneigt, damit der öffentlichen Freiheit und der Verfassung nachtheilige Absichten zu verbinden. Der Charakter der ersten Kammer war durch den ein Jahr vorher geschehenen Eintritt von 73 neuen Mitgliedern, zum Theil aus ehemaligen Dienern Napoleon's, von denen manche nach den hundert Tagen ausgestoßen worden, zum Theil aus gemäßigten Royalisten bestehend, verändert worden. Die Aufnahme einer Anzahl von Namen, die unter dem Kaiserreich geglänzt, in die von Ludwig XVIII geschaffene Kammer, hatte die Abneigung der ausschließenden Anhänger der Bourbonen gegen Decazes, von dem als Präsidenten des Ministerrathes diese Maßregel ausgegangen, noch vermehrt. Decazes hatte sich dadurch unter den Pairs eine konstitutionelle Majorität verschaffen wollen.

Aber in der Deputirtenkammer, wo die Reaktion ihren Sitz aufgeschlagen, war man entschlossen, die tragische Katastrophe des 13 Februar zum Sturze des Ministeriums und zu einer Beschränkung der verfassungsmäßigen Rechte der Nation zu benutzen. Decazes, der anfangs ein Werkzeug der Ultras gewesen, war ihnen, seitdem er angefangen eine selbstständige Bahn einzuschlagen, in hohem Grade verhaßt geworden. Ein Deputirter Namens Clausel de Coussergues, der wie der ermordete Prinz in der Armee Condé gedient und zu dem ehemaligen Parlamentsadel gehört hatte, jetzt aber Rath am Kassationshofe war, beschuldigte den Minister des Einverständnisses mit dem von Louvel begangenen Verbrechen, und schlug die Anklage gegen ihn vor. Es ward von den Ultras das Gerücht verbreitet, Decazes sei von den Orleans gewonnen worden, um in der Person des Herzoges von Berry das einzige Hinderniß forträumen zu lassen, welches der Aussicht der jüngeren Linie auf den Thron im Wege stand. Dieser Verdacht ward am Hofe und in den ultraroyalistischen Blättern, in welchen Chateaubriand's Stimme damals vielfach erklang, mit Leidenschaft wiederholt. Vielleicht glaubte Niemand in der Kammer und der Presse an die Wahrheit dieser Beschuldigung. Sie wurde aber mit der den extremen Parteien eigenen Hartnäckigkeit und Heuchelei ausgebeutet. Der Graf

von Artois that persönlich Schritte, um den König zur Entfernung seines Ministers zu bewegen. Ludwig XVIII wies im ersten Augenblick dieses Ansinnen wie eine ihm selbst wiederfahrene Beleidigung zurück. Aber unaufhörlich bestürmt und mit seiner Meinung allein in seiner Familie dastehend, gab er zuletzt ihren Vorstellungen nach. Indem er Decazes fallen ließ, entzog er ihm jedoch seine Gunst nicht, und ernannte ihn einige Zeit nachher zum Botschafter in London, dem größten und gewinnreichsten Posten, über welchen er verfügen konnte.

Decazes war ein Mann von Talent, aber von einem Talent, welches nicht ausgereicht hätte, um ihn zu der Höhe zu führen, die er in wenigen Jahren erreicht hatte. Ohne die persönliche Gunst Ludwig XVIII würde er die mittleren Stellungen im Leben nicht überstiegen haben. Obgleich er der Restauration Alles verdankte, beging er später die Schwäche sich der Juliusmonarchie anzuschließen, sollte aber von seinem Austritt aus dem Ministerium an nie mehr eine hervorragende politische Rolle spielen.

Der Herzog von Richelieu ward wieder an die Spitze der Verwaltung, obwohl ohne Uebernahme eines Portefeuille, gestellt. Seine Kollegen waren großentheils dieselben wie unter Decazes. Dieses Ministerium mußte, von der Bewegung, welche die Ermordung des Herzoges von Berry hervorgebracht hatte, fortgerissen, anfänglich den Ultras willfährig sein. Es ward ein neues Wahlgesetz vorgeschlagen, und ungeachtet des Widerstandes der liberalen Opposition in beiden Kammern angenommen, welches, dem Geiste der Verfassung entgegen, die Ernennung der Deputirten fast ausschließend von den höchst besteuerten Grundeigenthümern abhängig machte. Es wurde die Censur wieder eingeführt, die persönliche Sicherheit beschränkt, und mit Ausnahme der Prevotalhöfe die Verwaltung in das Gleis von 1816 zurückgestellt. Die den Bourbonen feindlichen Parteien blieben auf ihrer Seite nicht müßig. Da der Liberalismus sich in den Kammern und in der Presse im Nachtheil sah, so flüchtete er sich mit verdoppeltem Eifer in die geheimen Gesellschaften, die besonders in der Armee verbreitet wurden, aber, obgleich die feindselige Stimmung in einem Theile des Volkes vermehrend, kein bestimmtes Ergebniß lieferten, sondern meist die Gefangenschaft oder Flucht, in mehren Fällen die Hinrichtung ihrer entdeckten Theilnehmer nach sich zogen.

Am 29 September (1820) wurde die königliche Familie von einem

Ereigniß erfreut, das geeignet war Balsam auf die am 13 Februar geschlagene Wunde zu gießen. Die Wittwe des Herzoges von Berry kam mit einem Prinzen nieder, der von dem Könige den Titel: Herzog von Bordeaux erhielt. Es geschah dies zur Erinnerung an die große royalistische Manifestation, welche im März 1814 in dieser Stadt, noch ehe Napoleon in Paris gestürzt worden, vorgegangen war. Da die Frauen in Frankreich, selbst im Falle des Aussterbens aller männlichen Mitglieder der Dynastie, für immer von der Krone ausgeschlossen sind, so konnte die Geburt eines Prinzen, welche den Thron in der Nachkommenschaft Ludwig XIV zu erhalten versprach, von Wichtigkeit werden. Die Freude der königlichen Familie war grenzenlos, und wurde im Ganzen auch von der Nation getheilt, welche sich damals der Hoffnung hingab, daß dieser junge Sprößling des alten Stammes von den Ideen der neuen Zeit genährt werden, und die Rückkehr der Revolution und des Absolutismus gleich unmöglich machen würde.

Auch an den Höfen des Auslandes wurde dieses Ereigniß mit Theilnahme begrüßt, und von ihm ein Pfand der inneren Ruhe für Frankreich erwartet. Die Geburt dieses Prinzen ward von den Royalisten mit noch mehr Begeisterung als einst die des Königs von Rom von den Anhängern Napoleon's gefeiert. Der Herzog von Bordeaux hieß das Kind des Wunders, das Kind Europa's. Die Dichter verglichen ihn mit Astyanax, dem Sohne Hektors, und sagten vorher, daß er einst in die Fußtapfen seines tapferen Vaters treten, und seine Mutter über den frühen Hingang des Gatten trösten würde. Die Geistlichkeit spielte in ihren Reden auf den Stamm Isai an, der, nahe am Verdorren, einen frischen Zweig hervortrieb. Das Entzücken der königlichen Familie über diesen Erben, als ein Ersatz für so viel erfahrenes Unglück, war natürlich, und selbst alle Uebertreibungen des Gefühls und der Einbildungskraft konnten entschuldigt werden. Der junge Phönix, der sich aus der Asche seines Vaters erhoben, durfte in der That als ein besonderes Geschenk des Himmels angesehen werden. Die Geburt des Herzoges von Bordeaux war die letzte große Gunst, welche die Vorsehung der älteren Linie der Bourbonen erwies, die aber der Früchte derselben später aus eigener Schuld verlustig gehen sollte.

Die Geburt des Herzoges von Bordeaux milderte, indem sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, eine Zeit lang den zwischen den Parteien in den Kammern, der Presse, den geheimen Gesellschaften

geführten Kampf. Es war dies aber nur ein Waffenstillstand. Keine Macht der Erde hätte damals zwischen den Ultraroyalisten und den Demokraten, den Mitgliedern der Kongregation und der nach Frankreich verpflanzten Karbonaria, einen dauerhaften Vergleich zu Stande bringen können. Die Einen schwärmten für Heinrich IV und Ludwig XIV, und hofften, daß die Lilien in dem Boden Frankreichs neue Wurzeln schlagen würden. Die Anderen berauschten sich in der Erinnerung an die erste Nationalversammlung und an Napoleon, und glaubten überall das Wehen der dreifarbigen Fahnen von Jemappes und Fleurus, und den Flug der Siegesadler von Austerlitz und Wagram zu vernehmen. Die Einen versetzten sich bei dem Anblick der Processionen der Kirche in die Zeit, wo die Menge zu den Füßen der Geistlichkeit und des Adels lag, die Anderen erinnerten sich an die Tempel der Göttin der Vernunft und die Gleichmachung des Fallbeiles.

Die Zeit allein konnte diesen einander bekämpfenden äußersten Gegensätzen die feindlichen Spitzen abbrechen, und dem Streit durch gegenseitige Erschöpfung und Mangel an Theilnahme von Seiten des Volkes ein Ende machen. Dies war der Gedanke und die Politik Ludwig XVIII, der, indem er eine Verfassung, die keinem ausschließenden System huldigte, über dem Gewühl der Parteien zu erhalten suchte, sich der Hoffnung hingab, daß die Nation sich allmälig an einen gemäßigten Gebrauch der Freiheit gewöhnen, und für Behandlung der parlamentarischen Regierungsform Sinn und Geschick erwerben würde. Er strebte deshalb mit einer seltenen Klarheit des Geistes dahin, die in Frankreich vorhandenen Extreme unschädlich zu machen, und wenn dieses oder jenes exklusive Princip die Oberhand zu gewinnen drohte, gegen dasselbe eine Schranke aufzustellen. Die ganze arbeitsvolle Regierung dieses Fürsten war darauf gerichtet, die von ihm verliehene Verfassung vor dem feindlichen Zusammentreffen der Parteien zu bewahren, weil sie von ihnen, welche auch den Sieg davon tragen mochte, in Trümmer geschlagen werden mußte.

Daß Ludwig XVIII in außerordentlichen Lagen, wie nach Napoleon's zweitem Sturz und der Ermordung des Herzoges von Berry, die Charte constitutionnelle mehr im Sinne der Gewalt als der Freiheit auslegte, lag in der Nothwendigkeit sich der Angriffe der Revolution zu erwehren. Aber nie, selbst wenn seine Sicherheit davon abzuhängen schien, hat er sich den Ultras willenlos hingegeben, oder die Verfassung in ihren wesentlichen Elementen zu schwächen gesucht. Er

sah immer über die Bedürfnisse des Augenblickes hinaus. Ludwig XVIII glaubte, daß sich in der Nation nach und nach eine konstitutionelle Mittelpartei bilden würde, stark genug um einen festen Boden für seine Regierung abzugeben, und die Extreme an sich zu ziehen und mit sich zu verschmelzen. Sein System war im Ganzen und Großen betrachtet, das damals einzig mögliche und richtige, und eine eben so beharrliche Fortsetzung desselben würde auch das Ziel, welches diesem weisen und wohlgesinnten Fürsten vorschwebte, erreicht haben.

Das Ministerium Richelieu hatte, nachdem der erste von der Reaktion benutzte Schrecken über die Ermordung des Herzoges von Berry vorübergegangen und die nothwendigsten Sicherheitsmaßregeln gegen die Revolution genommen worden, eine freisinnigere Bahn eingeschlagen. Die antiliberalen Gesetze blieben zwar noch eine Zeit lang bestehen, wurden jedoch in der Ausführung gemildert. Die Ultras in der Deputirtenkammer drängten aber zu neuen Angriffen auf die Verfassung und zu Befestigung der eingeführten Ausnahmszustände. Richelieu widerstrebte dieser Richtung, ward aber von dem Grafen von Artois, ungeachtet des Versprechens der Hülfe, welches dieser ihm gegeben, vielfach gehindert, und von seinen Kollegen, die kein gleichartiges Ganze bildeten, nicht zureichend unterstützt. Richelieu hatte auch diesmal nur dem Wunsche des Königs und dem Andringen seiner Freunde nachgegeben, als er sich an die Spitze eines Ministeriums stellte. Die Zeit großer Unterhandlungen mit dem Auslande, in welchen er geglänzt, war seit der Räumung Frankreichs vorüber, und er fühlte sich dem Parteitreiben, von welchem sein Land zerrissen wurde, fremd und zu dessen Leitung nicht geeignet.

Unter den Mitgliedern der äußersten Rechten in der Deputirtenkammer gab es viele leidenschaftliche, aber nur wenige wirklich talentvolle Redner, wie de la Bourdonnaie, Hyde de Neuville, de Lalot, und noch weniger mit der Geschäftsführung bekannte Männer, und die im Stande gewesen wären, im Falle des Eintritts in das Ministerium, ihre Grundsätze praktisch anzuwenden. Die Kunst der äußersten Rechten bestand nur darin, bei jeder Gelegenheit gegen die Revolution zu deklamiren, auf Abschaffung der in ihr entstandenen Gesetze zu dringen, und sie durch im entgegengesetzten Sinne abgefaßte ersetzt zu sehen. Hierzu bedurfte es aber keiner besonderen Einsicht und Befähigung, sondern nur eines gewissen Instinkts, der in einem Lande und in einer Zeit, die so vielem Wechsel unterworfen gewesen, häufig

gefunden werden mußte, aber auch nicht viel bedeuten wollte. Diese Partei zog ihre Stärke aus der Furcht des Hofes und der Regierung vor neuen revolutionairen Bewegungen, mit deren Ausbruch die einzelnen fast immer entdeckten aber sich unaufhörlich erneuernden Verschwörungen, die geheimen Gesellschaften und der in einem Theile der Bevölkerung herrschende Geist die öffentliche Ordnung bedrohten.

Die äußerste Rechte erklärte sich in der Regel gegen jedes Ministerium, das, wenn auch ursprünglich ihr politisch verwandt und auf ihre Tendenzen eingehend, durch die in der Staatsverwaltung gemachten Erfahrungen, durch die Kenntniß der entgegenstehenden Schwierigkeiten, und eine richtigere Würdigung der Personen und Zustände zur Einlenkung in eine gemäßigtere Bahn veranlaßt wurde. Kein Ministerium war in ihren Augen probehaltig, wenn es sich nicht unbedingt ihren Eingebungen unterordnen wollte.

Es gab jedoch in der Deputirtenkammer einen Mann, der, durch sein früheres Leben und seine Verbindungen dieser Partei nahe stehend, sich durch sein politisches Talent, seinen praktischen Blick über sie erhob, und als er später an die Spitze der Verwaltung trat, sich, wie die meisten seiner Vorgänger, von ihr trennen, sie bekämpfen mußte, und vergeblich danach trachtete, sie aus einem Hinderniß zu einer Stütze für eine verfassungsmäßige Regierung zu machen. Es war dies Joseph von Villele, später zum Grafen ernannt, der mehre Jahre lang in der parlamentarischen und diplomatischen Geschichte Frankreichs eine bedeutende Stelle einnehmen, und in welchem sich der gemäßigte Geist der Restauration und des Royalismus verkörpern sollte.

Villele war vor 1789 Marineofficier gewesen, hatte sich nach dem Sturze des Königthums vom Dienst zurückgezogen, viele Jahre lang auf der Insel Bourbon gelebt, und, als er unter dem Kaiserreich nach Frankreich zurückgekehrt, sich von allen öffentlichen Geschäften entfernt gehalten. Er war im Herzen immer ein Anhänger der Bourbonen geblieben. Von der antirevolutionairen und antibonapartistischen Bewegung 1814 fortgerissen, hatte er sich in einer eigenen Schrift gegen die Charte constitutionnelle, als eine zu große Schmälerung der königlichen Gewalt, erklärt, und war dadurch in die Reihen der Ultras gerathen, von denen er sich jedoch durch seinen Charakter und seine Ideen unterschied. In die Deputirtenkammer von 1815 eingetreten, zeichnete er sich durch seine große Kenntniß der Ackerbau- und Handelsverhältnisse

und der Finanzverwaltung in einer Versammlung aus, welche an Kapacitäten dieser Art arm war. Ohne ein hervorragender Redner zu sein, war Villele jedoch mit hinlänglicher Begabung für die parlamentarische Diskussion ausgestattet, und wirkte besonders in den Ausschüssen der Kammer, wo es mehr auf gründliche Beleuchtung als glänzende Behandlung der Gegenstände ankam, und wo die Klarheit und Schärfe seines Vortrages bei allen Parteien Anerkennung fand.

Villele hatte, die Kraft in sich fühlend, in der Regierung seines Landes eine Rolle zu spielen, sich mit großer Klugheit und Ausdauer der damals zu einer solchen Stellung führenden Mittel bedient. Von den Liberalen durch seine Gesinnung und seine Antecedenzien zu sehr verschieden, um sich mit ihnen vereinigen zu können, hatte er sich jedoch mit der von Ludwig XVIII verliehenen Verfassung bald ausgesöhnt, und nur durch ein die demokratischen Einflüsse schwächendes Wahlgesetz eine festere Grundlage für sie zu finden gestrebt. Je länger er an den parlamentarischen Verhandlungen Theil nahm, je mehr überzeugte er sich, daß die Wiederkehr der vorrevolutionairen Zustände oder eine unumschränkte Monarchie in Frankreich unmöglich geworden, und er arbeitete nur darauf hin, die Charte constitutionnelle vor der von den Gegnern der Bourbonen ausgehenden revolutionairen Interpretation zu schützen, und ihr eine so viel als möglich royalistische Färbung zu geben. Villele ahmte in seiner Sphäre die Taktik nach, welche Ludwig XVIII im Ganzen und Großen anwandte. In Augenblicken, wo die Dynastie, wie nach der Ermordung des Herzoges von Berry und den Ausbrüchen mehrer Verschwörungen, bedroht war, warf er sich auf Seite der königlichen Prärogative, und zügelte wiederum seine eigene Partei, wenn sie in Verfolgung ihrer Pläne zu verwegen vorschreiten wollte. Indem er äußerlich der von ihm ursprünglich gefolgten Fahne treu blieb, behielt er lange das Vertrauen der Ultras, ohne den Konstitutionellen als ein unübersteigliches Hinderniß zu erscheinen, und setzte sich sowohl in der Gunst des Königs als des Grafen von Artois fest.

Der Hof und die äußerste Rechte waren mit dem Herzoge von Richelieu unzufrieden, der nach ihrer Meinung nicht entschieden genug auftrat, die parlamentarische Debatte vernachlässigte, und die Besorgung der gewöhnlichen laufenden Geschäfte mit Unlust betrieb. Villele trat in dieses Ministerium, jedoch ohne Uebernahme eines einzelnen Ressorts, blos mit dem Recht der Theilnahme an den Sitzungen ein,

und füllte in dieser Stellung die Lücken in seiner Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse aus, welche seine Thätigkeit in der Deputirtenkammer übrig gelassen haben konnte. Man sah in ihm bald Richelieu's Nachfolger, und er konnte der Erreichung dieses Zieles um so gewisser sein, da seine persönliche Mäßigung und Zurückhaltung selbst bei seinen politischen Gegnern Anerkennung fand, die lieber ihn als einen anderen seiner Partei im Besitze eines vorherrschenden Einflusses sehen wollten.

Das Geräusch dieser inneren Bewegungen und Streitigkeiten, dieser Hoffnungen der Einen und Befürchtungen der Anderen, wurde plötzlich von einem aus der Ferne kommenden Donnerschlage übertönt. Im Juli (1821) langte in Paris die Kunde von Napoleon's Hinscheiden an. Frankreich und man kann ohne Uebertreibung sagen, Alles was auf der ganzen Erde von der Geschichte der letzten zwanzig Jahre etwas wußte, wandte sich einen Augenblick lang von den gewöhnlichen Gedanken und Beschäftigungen ab, und fühlte sich von diesem Ereigniß erschüttert. Man war von der letzten Krankheit des gestürzten Eroberers unterrichtet gewesen, hatte aber sein Ende nicht so nahe erwartet, und würde, wäre dies auch der Fall gewesen, davon nicht weniger ergriffen worden sein. Denn das endliche Eintreffen des Außerordentlichen setzt die Menschen immer in Erstaunen, selbst wenn sie es lange vorher haben ahnen können.

Napoleon war am 16 Oktober 1815 in St. Helena angekommen. Im Anfange hatte er, von den großen Anstrengungen seines letzten Feldzuges erschöpft, von dem Krachen seines Sturzes betäubt, und der Neuheit der ihn umgebenden Natur zerstreut, seinen erzwungenen Aufenthalt erträglich gefunden. Aber allmälig war er von der ungewohnten Enge seines äußeren Daseins und der ihm auferlegten Thatenlosigkeit im Innersten verstimmt und erbittert worden. Dazu kam noch der üble Einfluß eines nicht an und für sich ungesunden, aber seiner besonderen körperlichen Beschaffenheit nachtheiligen Himmelsstriches. Ueberdruß und Ungeduld bemächtigten sich seines ganzen Wesens. Zuletzt brach die Verzweiflung an einer günstigeren Wendung seines Geschickes seine Kraft, und führte für ihn ein früheres Ende herbei, als ihm unter anderen Umständen beschieden gewesen wäre, obgleich er selbst zur Zeit seines Glückes nicht an die Erreichung eines hohen Alters geglaubt hatte.

Napoleon's Persönlichkeit wurde von seinen Feinden wenigstens

eben so viel Bedeutung und Einfluß wie von seinen Anhängern beigelegt. Man fürchtete seine bloße Freiheit fast eben so sehr wie seine Macht, überzeugt, daß ihm der Besitz der ersteren unfehlbar zur Erlangung der letzteren verhelfen würde. Er wurde auf der kleinen fernen Felseninsel mit einer Sorgfalt bewacht, als müsse seine Gegenwart an einem anderen Orte alsbald wieder einen Sturm herbeiführen. Alle zugänglichen Stellen des Eilandes waren mit Batterien, alle Höhen mit Schildwachen versehen. Zwei bewaffnete Fahrzeuge kreuzten beständig an der Küste. Nach Sonnenuntergang durfte kein Schiff mehr auslaufen, und die Mannschaft der nach dieser Zeit ankommenden Fahrzeuge mußte die Nacht über im Hafen bleiben. Ungeachtet des geringen Umfanges der Insel, der Befestigungen, der Schildwachen, und aller sonst getroffenen Vorsichtsmaßregeln, die ein Entkommen fast unmöglich machten, wurde Napoleon bei seinen Ausflügen in einiger Entfernung von einem englischen Officier begleitet, der ihn nicht aus den Augen verlieren durfte. Das brittische Parlament hatte außerdem die Strafe des Hochverrathes gegen jeden Versuch zur Befreiung des Gefangenen ausgesprochen.

Manche Mängel in Napoleon's Wesen brachen während dieser letzten Zeit seines Lebens zu seiner eigenen Pein hervor. Sein unbeugsamer Stolz konnte sich nicht in die äußere Abhängigkeit und Beschränktheit seiner neuen Lage finden. Sein unversöhnlicher Haß traf nicht nur die, welche sich gegen ihn in der Nähe feindlich erwiesen, sondern reichte auch in die Ferne zurück, und machte, daß er im Geiste Alles herabsetzte und niedertrat, was zu seinem Fall beigetragen hatte. Er legte, ungeachtet seines sonst so weiten und hohen Geistes, in der Beurtheilung seiner persönlichen Zustände, zuweilen eine bis zur Verblendung gehende Parteilichkeit dar.

Indessen konnten diese Schatten, die dann und wann über sein Wesen, wie dunkle Wolken über eine sonnige Landschaft, hinfuhren, nicht dessen ursprüngliche Kraft und Schönheit verhüllen. Anstatt daß andere Menschen von einem so furchtbaren Wechsel des Schicksals zermalmt, oder von dem Verluste einer so schwer errungenen und so großartig angewandten Macht zu Selbstmord oder Wahnsinn getrieben worden wären, wohnte Napoleon der Hoffnungslosigkeit seines geistigen und der Auflösung seines körperlichen Daseins wie einem Schauspiel bei, das er der Welt gab, über das er sich aber erhaben fühlte. Die Vergangenheit zog vor seinem inneren Blick, von der dunkelen Schwelle

des väterlichen Hauses an bis zu der triumphirenden Höhe des Thrones, wie nie vor dem Auge eines anderen Sterblichen vorüber. Denn wenn seine Thaten hier und da in der Geschichte erreicht worden, die Gesammtheit seines Lebens, die Mischung von Größe und Sturz, von Alles überwältigender Thatkraft und langer einsamer Betrachtung, ist außer allem Vergleich gewesen.

Napoleon hatte, von der gegen ihn angeordneten Beaufsichtigung belästigt, und von dem Betragen des Gouverneurs der Insel, Sir Hudson Lowe, verletzt, bevor er noch eigentlich krank geworden, allen größeren Spaziergängen und der ihm von Jugend an zum Bedürfniß gewordenen Bewegung zu Pferde entsagt. Die äußere Unbeweglichkeit, zu welcher er sich selbst verurtheilte, und der innere Schmerz, der an ihm nagte, warfen ihn, in Verbindung mit dem schädlichen Einflusse des Himmelsstriches, im Februar (1821) auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr erstand. Vom 15 bis 25 April diktirte er sein Testament, in welchem er nicht nur seine Verwandten, die freiwilligen Gefährten seiner Gefangenschaft, oder Solche bedachte, denen er sich wegen ausgezeichneter Dienste zu besonderem Danke verpflichtet hielt, sondern auch manchen Personen Zeichen der Erinnerung zurückließ, die ihm seit vielen Jahren fremd geworden waren, sich aber zur Zeit seiner Armuth und Dunkelheit ihm freundlich oder hülfreich erwiesen hatten. Man bemerkte, daß das Gedächtniß des Herzens in ihm während seiner Verbannung und Einsamkeit wieder erwacht war, nachdem es im Geräusch und Glanze der Herrschaft geschlummert hatte, und daß er sich vorzugsweise gern seine frühesten Zustände und Umgebungen vergegenwärtigte.

Man hatte an Napoleon bis zu seiner letzten Krankheit, ungeachtet des ungeheueren Wechsels in seiner Lage, keine bedeutende Veränderung bemerkt. Die Jahre zogen über seinem Haupte hin, ohne auf demselben Spuren zurückzulassen. Sein Haar war nicht ergraut und keine Falte auf seinem Gesicht zu sehen. Er ging, sprach und betrug sich, vorübergehende Ausbrüche der Unzufriedenheit und des Mißmuthes abgerechnet, wie zur Zeit seiner Macht. Seine innere Regsamkeit und Lebendigkeit, die Fähigkeit die verschiedenartigsten Dinge zu begreifen und zu beurtheilen, hatte weder vom Alter noch der Gefangenschaft gelitten. Sein scharfer und tiefer Blick machte sich überall geltend, wo es sich nicht um ihn, die von ihm begangenen Fehler und die Ursachen seines Sturzes handelte. In dieser Beziehung war er,

mit seltenen Ausnahmen, der Wahrheit unzugänglich geblieben. Er schien eine Art von Unfehlbarkeit für sich in Anspruch zu nehmen, und Anderen den Glauben daran zuzumuthen, und leitete sein Unglück aus von seinem Willen und seiner Handlungsweise unabhängigen Ursachen her. Selbst die Hinrichtung des Herzoges von Enghien ward von ihm vertheidigt. Er hielt in seinen Gedanken bis zum letzten Augenblick Frankreich wie einen ihm zugehörigen Besitz umfaßt, und glaubte fest an die Wiederherstellung seiner Dynastie, nur daß er dies für seinen Sohn, und nicht für einen anderen seiner Verwandten voraussagte.

Sei es, daß in Napoleon's Geist sich die ersten Eindrücke der Jugend und Erziehung nach langem Vergessen erneuert hatten, oder daß es ihm als Gründer eines zur Herrschaft bestimmten Geschlechtes schicklich erschien, der Religion, welche er in Frankreich wiederhergestellt und deren Oberhaupt ihn gesalbt, ein Zeichen der Anerkennung zu geben, er erklärte in seinem Testament im Bekenntniß des katholischen Glaubens zu sterben, und nahm den Besuch und Zuspruch eines italienischen Priesters Namens Vignali an, den sein Oheim, der Kardinal Fesch, zu diesem Zweck nach St. Helena geschickt hatte. Am 3 Mai empfing er die Sterbesakramente. In der Nacht vom 4 zum 5 Mai erhob sich ein Orkan, der viele Bäume mit der Wurzel ausriß, alle Gebäude erschütterte, und beinahe vier und zwanzig Stunden hindurch anhielt. Am Morgen des 5 Mai verfiel Napoleon in einen Schlummer, der nur von kurzen Augenblicken des Erwachens unterbrochen wurde. Seine letzten Worte, bei welchen sich aber nicht mehr unterscheiden ließ, ob sie in der Tageshelle des Bewußtseins oder im traumartigen Dunkel des erlöschenden Lebens gesprochen wurden, waren: „An der Spitze der Armee! — Frankreich!“— Elf Minuten vor sechs Uhr Abends hauchte der große Verbannte unter dem Heulen des Sturmes und dem Brausen der Wogen seinen Geist aus.

Napoleon's Leiche wurde, wie er es selbst bestimmt hatte, vollständig mit der von ihm gewöhnlich angelegten Uniform bekleidet, in einen vierfachen Sarg gelegt, und dieser mit dem Mantel bedeckt, den der Held bei Marengo getragen hatte. Es giebt auf St. Helena in einem kleinen Thale, Slane genannt, eine Quelle, von zwei Weiden beschattet, deren Wasser Napoleon besonders gern trank, und welche er, so lange er ausgehen konnte, fast täglich besuchte. Dort hatte er sein Grab gewählt. Am 28 Mai fand mit allen Ehrenbezeugungen, welche die Oertlichkeit zuließ, die Beerdigung statt. Der Gouverneur der Insel,

die Behörden, die Garnison folgten dem Sarge, der von 24 englischen Unterofficieren getragen wurde. Im Augenblick der Einsenkung donnerten die Küstenbatterien dem Manne der Schlachten ihren Abschiedsruf zu. Am Ende der Feierlichkeit brach jeder der Anwesenden von den Weiden ein Blatt zum Andenken ab. Er ruhte auf der fernen Insel, in dem einsamen Thale, wie ein Einsiedler, im Tode von den Menschen durch sein Unglück eben so geschieden, wie er es im Leben durch seine Größe gewesen.

Die Bourbonen konnten in dem Hinscheiden des Mannes, der sie 1815 von dem eben erst eingenommenen Throne gestoßen hatte, und der die einzige ihnen furchtbare Persönlichkeit gewesen, ein beruhigendes Zeichen für die Zukunft erkennen. Eine solche Hoffnung wäre auch wahrscheinlich in Erfüllung gegangen, wenn sie diesen und andere günstige Umstände zu benutzen verstanden hätten. Denn die Republik war für die große Mehrheit des französischen Volkes eine abstrakte Idee, die sich in keiner hervorragenden Gestalt verkörperte, und es gab damals unter den Napoleoniden Niemanden, der durch Thaten, Charakter und Talent sich hätte für berechtigt halten können, als Erbe des Kaiserreiches aufzutreten. Dessen ungeachtet blieb der Bonapartismus die für die Legitimität gefährlichste Tradition, und fing nach dem Tode ihres Gründers noch mehr als früher hervorzutreten an.

Die von St. Helena zurückgekehrten Gefährten Napoleon's verbreiteten die Kunde von Dem was er entbehrt und gelitten hatte, und trugen dies Alles mit verstärkten Farben auf. Die Herausgabe der von ihm verfaßten oder durch ihn eingegebenen Schriften lenkte die öffentliche Aufmerksamkeit von Neuem unwiderstehlich auf ihn hin. Es entstand eine eigene bonapartistische Litteratur, in welcher die Vorzüge des Eroberers erhoben, seine Fehler verhüllt, und Urtheil und Meinung über ihn vielfach irre geleitet wurden. Dichter und Maler wetteiferten unter einander, um seine Thaten zu verherrlichen und sein Unglück zu beklagen. Sein Wesen, seine Handlungsweise, seine Art zu sein nahmen früher, als es bei anderen geschichtlichen Erscheinungen der Fall gewesen, die Form einer Legende an. In der Einbildungskraft der Volksklassen trat ein verklärter, auf einem Adler zur Sonne emporgestiegener, von Strahlen gekrönter Napoleon an die Stelle des wirklichen, dessen eiserne Hand in und außer Frankreich so lange gefühlt worden war. Alles Unrecht, das er begangen, aller Druck, den er ausgeübt, wurde vergessen. Obgleich er von der Natur glänzend genug

ausgestattet gewesen, so legte man ihm doch noch Eigenschaften bei, die ihm durchaus fremd gewesen, und die er, wenigstens zur Zeit seines Glückes, verschmäht haben würde. Er, der noch mehr als andere Eroberer nur in der Ausübung und Vergrößerung seiner Macht seine Befriedigung gesucht hatte, wurde, von den Einen mit absichtlicher Entstellung der Wahrheit, von den Anderen aus oberflächlicher Leichtgläubigkeit, als ein Freund der Menschheit und selbst als ein Apostel der Freiheit hingestellt.

Es bildete sich gegen die Bourbonen eine Opposition, aus Anhängern der Revolution und des Kaiserreiches zusammengesetzt, welche, den Unterschied in ihren Meinungen verhüllend, und den Streit darüber vertagend, auf jede Weise dem Königthume entgegenarbeitete. Obgleich der Bonapartismus sich erst auf einem großen Umwege, nachdem die Monarchie der jüngeren Linie und die Republik abgenutzt worden, und wie schon früher unter dem Deckmantel dieser letzteren, Frankreichs bemächtigen sollte, so wurde doch schon damals, bald nach Napoleon's Tode, durch die in einem Theile des Volkes wieder entzündete Begeisterung für ihn, die Rückkehr seiner Dynastie vorbereitet.

Da die Gegenwart und die Thatsachen im Ganzen auf das Geschick der Nationen mehr Einfluß als die Vergangenheit und die Gebilde der Einbildungskraft ausüben, so würde es der Legitimität, damals wie selbst noch später, wenn sie den Geist der Zeit klar aufgefaßt und ihm gemäß regiert hätte, wohl möglich gewesen sein, die Erinnerungen an Krieg und Ruhm durch die Gewährung der Freiheit und des Friedens zu verscheuchen. Aber Ludwig XVIII, der dies begriff und aufrichtig wollte, begann zu altern, und die Zügel nicht mehr so sicher wie früher zu führen, und in seiner Familie, an seinem Hofe schien das Verständniß für die in dem französischen Volke vorhandenen Bedürfnisse und die ihm zur anderen Natur gewordenen Ueberzeugungen immer mehr abzunehmen.

In den Kammern und der Presse dauerte der Kampf der Parteien ununterbrochen fort. Der Herzog von Richelieu suchte vergebens eine selbstständige Stellung, auf dem Boden der Verfassung, von den extremen Meinungen unabhängig, zu erringen. Er verlor das Vertrauen der Ultras ohne das der Liberalen zu gewinnen. Die Reaktion griff sogar die früher von ihr verlangte und durchgesetzte Censur mit der größten Heftigkeit an, da deren Bestimmungen zuweilen gegen sie selbst angewandt wurden. Die Majorität in der Deputirtenkammer

war für Richelieu verloren. Am 13 December (1821) zog er sich mit seinen Kollegen zurück.

Villele, der Mitglied des letzten Ministeriums, obwohl ohne Portefeuille gewesen, war, als er dessen Schwäche bemerkte, ausgeschieden, um nicht in seinen Sturz mit verwickelt zu werden. Er wurde jetzt mit Bildung einer neuen Verwaltung beauftragt, in welcher er das Finanzdepartement übernahm. Das Ministerium des Innern erhielt de Corbiere, früher Advokat, dessen eifriger Royalismus ihm am Hofe zu besonderem Verdienst angerechnet wurde, da er von gänz dunkler Herkunft war. Zum Siegelbewahrer wurde de Peyronnet ernannt, der als Generalprokurator bei politischen Processen sich durch seine leidenschaftliche Verfolgung der Bonapartisten und Demokraten hervorgethan hatte. Die auswärtigen Angelegenheiten leitete der Vikomte Mathieu de Montmorency, der aber zu dieser Stelle mehr durch seinen berühmten Namen, den Ruf seiner Frömmigkeit, und die Gunst, in welcher er bei dem Grafen von Artois stand, als durch persönliche Talente gelangte. Er war als Mitglied der konstituirenden Nationalversammlung einer der ersten seines Standes gewesen, der die Grundsätze der Revolution angenommen und namentlich bei Abschaffung des Adels mitgewirkt hatte. In den Augen des Hofes und der Ultras hatte er dieses Vergehen durch den Eifer ausgelöscht, mit welchem er sich später der Legitimität und dem Katholicismus anschloß. Chateaubriand, der damals zu der Reaktion obwohl nicht zu dem absolutistischen Theile derselben gehörte, aber in seinem Hasse gegen die Revolution und besonders den Bonapartismus keine Grenzen kannte, erhielt den wichtigen Botschafterposten in London.

Villele richtete seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf die Verbesserung der Finanzen, und hat sich in dieser Beziehung große Verdienste um sein Land erworben. Die glückliche Lage Frankreichs an zwei Meeren, überall von schiffbaren Strömen durchschnitten, die Fruchtbarkeit seines Bodens, die Thätigkeit der Bevölkerung hatten die 1815 geschlagenen Wunden bald geheilt. Der Ertrag der indirekten Steuern vermehrte sich, der sicherste Beweis eines steigenden Wohlstandes, mit jedem Jahr. Villele begünstigte durch seine Finanzoperationen den Aufschwung, welchen Handel und Gewerbe seit dem Frieden genommen, und würde, hätte er seine Pläne ungestört ausführen können, noch mehr geleistet haben. In der inneren Politik suchte er den zwischen Ludwig XVIII und dem Grafen von Artois, den Konstitutionellen und

den Ultras, bestehenden Gegensatz dadurch zu vermitteln, daß er an der Verfassung festhielt, aber die Auswüchse des Liberalismus, die in mehren meist von Militairs ausgehenden Verschwörungen hervorbrachen, zu beschneiden wußte. Er befolgte im Wesentlichen das Regierungssystem des Königs, indem er unter den Parteien zu vermitteln suchte, und behielt das Vertrauen des Bruders und Thronfolgers, dem er in untergeordneten Dingen nachzugeben verstand.

Europa befand sich damals in einem Zustande innerer Gährung, der besonders die Aufmerksamkeit des Kaisers Alexander und des Fürsten von Metternich in Anspruch nahm. In Neapel und Piemont war der Absolutismus wiederhergestellt worden. Aber in dem viel mächtigeren und einflußreicheren Spanien dauerte die Revolution fort. Der Aufstand der Griechen gegen den Sultan war unterdessen ausgebrochen. Die unaufhörlichen Unruhen in Frankreich, die in Belgien zunehmende Opposition gegen die holländische Regierung, die hier und da ausbrechenden Zeichen der Unzufriedenheit in Deutschland, die Spuren geheimer Verbindungen in Polen bewiesen, daß das Feuer unter der Asche glomm, und die Völker sich keineswegs in einem Zustande der Ruhe und Befriedigung befanden. Indessen besaßen die Regierungen überall mehr als hinreichende Mittel, um jede ihnen feindliche Bewegung zu unterdrücken. Nur auf der pyrenäischen Halbinsel herrschte noch die demokratische Konstitution der Kortes, und hielt die Hoffnungen der Gleichgesinnten in einem großen Theile Europa's aufrecht. Es schien nichts geschehen zu sein, wenn man nicht auch dort der Revolution Herr wurde. Um sich über die gegen Spanien zu beobachtende Haltung zu entscheiden, ward ein Kongreß nach Verona berufen, der im Oktober (1822) zusammentrat. Außer den Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen, die durch solche persönliche Berührungen sich in der Verfolgung des gemeinsamen Zieles bestärkten und ermunterten, erschienen auch sämmtliche italienische Souveraine, den Pabst ausgenommen. Unter den von England und Frankreich gesandten Diplomaten waren die meisten von früheren Kongressen her bekannt. Chateaubriand allein nahm zum erstenmal an einer solchen Versammlung Theil.

Der auf dem Kongreß von Verona herrschende Geist that sich bald dadurch kund, daß die Bevollmächtigten der von den spanischen Absolutisten eingesetzten Regentschaft von Seu de Urgel beifälliges Gehör fanden, die Abgeordneten des kämpfenden Griechenlands aber, welche den

Schutz und die Vermittlung der christlichen Mächte nachsuchten, abgewiesen wurden.

Ludwig XVIII und Villele glaubten mit einer bewaffneten Dazwischenkunft Frankreichs in Spanien so viel als möglich zögern zu müssen. Die großen Ausgaben, welche der Krieg verursachen würde, die Ungewißheit des Ausganges, Zweifel an der Treue der Truppen gegen die Restauration, ließen ein solches Unternehmen bedenklich erscheinen. Auf der anderen Seite war aber für die Legitimität und die Bourbonen eine noch nähere Gefahr vorhanden, wenn die Revolution in Spanien ungestört das Feld behauptete, und Ferdinand VII, wie in solchem Falle befürchtet werden konnte, das Schicksal Ludwig XVI bereitete oder ihn zur Flucht zwang. Ludwig XVIII hoffte, daß eine einmüthige Erklärung der in Verona versammelten Monarchen an die spanische Regierung, die Forderung enthaltend, die Konstitution von Kadix zu Gunsten der königlichen Prärogative zu modificiren, in Madrid ihre Wirkung nicht verfehlen, die gemäßigten Freunde der Freiheit von der Nothwendigkeit einer solchen Maßregel überzeugen, die Anhänger der Demokratie aber aus Furcht vor der Zukunft zur Nachgiebigkeit bewegen würde. In diesem Sinne wurden die Instruktionen für den sich zum Kongreß begebenden Minister des Auswärtigen Mathieu de Montmorency abgefaßt. Montmorency, mit der ultraroyalistischen und ultramontanen Partei eng verbunden, des Beistandes des Grafen von Artois gewiß, überschritt aber seine Vollmachten, indem er bei den Verhandlungen Frankreich unter allen Umständen zum Kampfe gegen die Kortes entschlossen hinstellte. Er machte in seinen Berichten an Villele, der interimistisch das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, aus seinem Verhalten keinen Hehl, und stieß dadurch sowohl bei diesem Minister als dem Könige selbst an. Chateaubriand, der Montmorency zur Unterstützung beigegeben war, theilte dessen Meinung, und arbeitete im Geheimen, besonders in seinen Unterredungen mit dem Kaiser Alexander, ebenfalls auf einen gewaltsamen Bruch mit Spanien hin, hütete sich aber diese Politik in seinen Depeschen offen zu erkennen zu geben.

Der Kongreß beschloß eine bewaffnete Dazwischenkunft in Spanien zu Gunsten Ferdinand VII, wenn die Kortes nicht in eine Vermehrung der königlichen Gewalt und eine Veränderung der Verfassung einwilligen sollten. Hieran glaubte man aber in Verona weniger als in Paris eine Zeit lang der Fall war. Frankreich wurde, als die bei

der spanischen Revolution zunächst betheiligte Macht, mit der Ausführung dieses Beschlusses beauftragt. Der Kaiser Franz und der König Friedrich Wilhelm beeilten sich nicht, obgleich Montmorency's Ansichten theilend, mit dem Versprechen der Absendung von Hülfstruppen, falls die französische Invasionsarmee auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen sollte, aber der Kaiser Alexander erklärte sich sogleich zu einer aktiven Kooperation bereit. England protestirte gegen eine militairische Intervention in Spanien, wie früher in Neapel, aber ohne seinem Einspruch weitere Folgen zu geben. Der erste englische Bevollmächtigte am Kongreß, Herzog von Wellington, war den Kortes abgeneigt, und überhaupt, mit Ausnahme Frankreichs, wo er eine Repräsentativregierung für unentbehrlich hielt, ein Gegner alles kontinentalen Liberalismus.

Ludwig XVIII war immer noch nicht zum Einschreiten gegen Spanien geneigt. Er erhob Villele, der zwar von Anfang an die leitende Hand des Ministeriums gewesen, aber nicht den äußeren Vorsitz in demselben geführt, zum Ministerpräsidenten, was Montmorency zum Rücktritt veranlaßte, der den Herzogstitel erhielt. Chateaubriand wurde zum Minister des Auswärtigen ernannt.

Von Rußland, Oesterreich und Preußen ward das Verlangen nach einer Aenderung des Systems und Modifikation der Verfassung der spanischen Regierung in so drohender und selbst beleidigender Weise zu erkennen gegeben, als habe man die Absicht gehabt, eine friedliche Uebereinkunft unmöglich zu machen, und den spanischen Stolz auf das äußerste zu reizen. Die Forderungen der drei nordischen Mächte wurden zurückgewiesen, und in ähnlicher Form beantwortet. Eine in gemäßigtem Tone gehaltene Note der französischen Regierung richtete ebenfalls nichts aus.

Chateaubriand, der jetzt das Ziel seines Ehrgeizes erreicht hatte, ließ endlich die Maske fallen, die er eine Zeit lang getragen, und sprach sich, der Majorität in den Kammern und des Beistandes des Grafen von Artois sicher, entschieden für den Krieg aus, zu dem die Vorbereitungen mit großem Eifer getroffen wurden. Eine in den stärksten Ausdrücken an die spanische Regierung gerichtete Note, die eine eben solche Erwiderung fand, veranlaßte die Abreise des französischen Botschafters Grafen Lagarde von Madrid, und machte einen Bruch unvermeidlich.

Chateaubriand wurde in jener Zeit, außer dem Drange zu han-

deln und sich hervorzuthun, von der allerdings richtigen Ueberzeugung geleitet, daß die Restauration nur durch einen glücklichen Krieg das Heer an sich gewöhnen und fesseln könne. Er hielt diese Feuerprobe für die französischen Bourbonen für unerläßlich, und sie konnte damals nirgends als gegen Spanien angestellt werden. Die zweideutige Haltung, die Chateaubriand in Verona beobachtet, hatte indessen seinen bisherigen Freund und politischen Gönner, Villele, im Stillen argwöhnisch gemacht und verletzt, und bereitete den späteren Bruch dieser beiden Staatsmänner und Chateaubriand's Uebergang zu der Opposition vor, welche für das Geschick der Restauration von nachtheiligen Folgen werden sollte.

Die bewaffnete Dazwischenkunft in Spanien ward von Ludwig XVIII bei Eröffnung der Kammern (28 Januur 1823) angekündigt. Bei den Verhandlungen in der Deputirtenkammer über Bewilligung der zur Führung des Krieges nöthigen außerordentlichen Zuschüsse (100 Mill. Fr.) brach zwischen den Ultras und den Liberalen ein Kampf aus, der an die stürmischen Sitzungen der früheren Nationalversammlungen erinnern konnte. Man überbot sich in gegenseitigen Anschuldigungen und Vorwürfen. De la Bourdonnaye, de Lalot, Hyde de Neuville von der einen, General Foy, Benjamin Constant, de la Fayette von der anderen Seite schürten das Feuer an. Vergebens suchten einige Männer von besonnenem Geist, wie Martignac und Royer Collard, von verschiedenen Standpunkten aus, dem Streit eine weniger leidenschaftliche Haltung zu verleihen. Ihre Bemühungen blieben vergeblich. Die Liberalen fühlten, ungeachtet aller Versicherungen des Gegentheils, die geheime Schwäche der spanischen Revolution, und wollten deshalb den Krieg um jeden Preis vermieden wissen. Die Ultras hofften dagegen in Spanien, durch die Wiederherstellung Ferdinand VII, des Absolutismus und des Mönchthums, einen Sieg über das neue Frankreich davon zu tragen.

Ein Mitglied der äußersten Linken Namens Manuel, der während der hundert Tage mit Fouché eng verbunden gewesen, und je nach den Umständen sich den Ideen der Republik, des Bonapartismus und selbst schon damals des Orleanismus zuneigte, aber unter allen Umständen für einen entschiedenen Gegner der Legitimität galt, wurde beschuldigt, in seiner Rede auf den Untergang Ludwig XVI beifällig angespielt zu haben. Seine Absicht war nicht vollkommen klar, ging wenigstens nicht unmittelbar aus seinen Worten hervor. Er wurde gleich-

wohl von der Majorität für unwürdig erklärt, an den Berathungen der Kammer ferner Theil zu nehmen. Da er sich diesem Beschlusse nicht fügen, und die herbeigerufene Nationalgarde sich nicht zu seiner Entfernung verwenden lassen wollte, so wurde er mit Gensd'armen fortgebracht. Zwei und sechzig Mitglieder der Linken legten gegen diesen Gewaltstreich Verwahrung ein, und schlossen sich freiwillig von den Kammersitzungen aus, was in einem Theile der Bevölkerung einen für die Restouration äußerst nachtheiligen Eindruck hervorbrachte, und mit der Unterdrückung der Girondisten durch die jakobinische Majorität im Konvent verglichen wurde. In der Pairskammer sprachen sich Talleyrand und andere aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangene politische Notabilitäten ebenfalls gegen die Intervention in Spanien obwohl ohne Erfolg aus. Chateaubriand entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, und wußte in beiden Kammern die Gründe für den Krieg mit großer Kraft und Kunst hervorzuheben. Alle Anträge des Ministeriums wurden bewilligt, und am 7 April überschritt ein französisches Heer von 100,000 Mann, unter dem Oberbefehl des Herzoges von Angouleme, sonst aber fast von lauter Generalen aus Napoleon's Schule befehligt, die spanische Grenze. Seit sehr langer Zeit hatten die Franzosen nicht mehr in Masse unter den weißen Fahnen des alten Königshauses gefochten. Die Restauration sollte aus diesem ersten kühnen Versuche, in ihrem eigenen Namen einen entscheidenden Schlag zu führen, mit Glück und Ruhm hervorgehen, und sie hätte auf diesem günstigen Boden, wäre sie nicht später in neue Irrthümer verfallen, ein Gebäude der Dauer und Größe für sich errichten können.

16. Großbrittanien von der Beendigung des Kampfes gegen Napoleon an bis zu der Emancipation der Katholiken.

Großbrittanien hatte in den Kämpfen gegen die französische Republik und das Kaiserreich unter allen Staaten die größte Ausdauer bewiesen, und mit Ausnahme der kurzen Epoche von dem Frieden von Amiens an bis zu dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten (März 1802 bis Mai 1803), ein und zwanzig Jahre lang ununterbrochen gegen Frankreich Krieg geführt. Während dieser Zeit waren die Franzosen von den Engländern nicht allein überall, wo Angriff oder Widerstand

möglich war, bekämpft, sondern auch die Bündnisse des Auslandes gegen Frankreich von der englischen Staatskunst gestiftet, mit englischem Golde unterhalten, und wenn sie durch das Kriegsglück der Franzosen für einen Augenblick aufgelöst wurden, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit wieder erneuert worden. Die französische Republik hatte die englischen Waffen in Belgien, Holland, in Egypten und Syrien, das Kaiserreich dieselben in Spanien, Portugal, und an allen Meeresküsten wie an den Mündungen der meisten großen Flüsse, gegen sich gekehrt gefunden. Von der englischen Politik war von Stockholm an bis Konstantinopel, von St. Petersburg bis Lissabon Frankreich entgegengewirkt worden. Napoleon hatte das erste große Hinderniß auf seiner sonst Alles mit sich fortreißenden Laufbahn in der Vernichtung der französischen Flotte bei Abukir durch Lord Nelson, und in der Vertheidigung der Festung St. Jean d'Acre durch Sir Sidney Smith gefunden.

England war im achtzehnten Jahrhundert das einzige mächtige Land in der Welt, wo die Grundsätze der politischen Freiheit verwirklicht gewesen, und von einigen großen Geistern des Auslandes, namentlich Montesquieu, beobachtet, in ihrem Ursprunge und in ihren Wirkungen erklärt, den übrigen Völkern wie ein Ideal vorgeschwebt hatten. In der langen Epoche von der Vertreibung der Stuarts bis zum Ausbruch der französischen Revolution sind für den Kontinent die brittischen Institutionen die einzige Quelle aller liberalen Ideen in Bezug auf Staat und Recht gewesen. So wie England damals allein das Palladium der bürgerlichen Freiheit besessen, eben so hatte es unter Napolon als der einzige Hoffnungsstern für die Unabhängigkeit der Völker geglänzt, eine große Rolle, deren sich keine andere Nation in dieser Weise rühmen könnte, und die von der englischen mit einer außerordentlichen Kraft und einem wunderbaren Erfolge gespielt worden ist.

Obgleich Napoleon dem englischen Handel durch die Kontinentalsperre einen tödtlichen Schlag beizubringen dachte, so hatte derselbe, da dieses System selbst während der wenigen Jahre seines Bestehens nicht vollständig geltend gemacht werden konnte, einen großen Theil seiner früheren Verbindungen behalten, und sich in anderen Weltgegenden, namentlich in Südamerika, neue Bahnen zu eröffnen gewußt. Schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an war in der englischen Landwirthschaft ein außerordentlicher Umschwung eingetreten, und

bald nachher durch die Vervollkommnung des Maschinenwesens die Fabrikation in einer sonst nie gesehenen Weise erleichtert und vervielfältigt worden. Die öffentlichen Einnahmen und der Wohlstand der Einzelnen hatten in Erstaunen erregenden Verhältnissen zugenommen, und die unermeßlichen Geldopfer während des langen Krieges gegen Frankreich möglich gemacht. Ungeachtet des großen materiellen Gedeihens war die moralische Kraft der Nation, ein in der Geschichte seltener Fall, nicht gesunken. Das englische Volk hatte, ohne von seinem Glück erschlafft oder auf Abwege geführt zu werden, den ihm eigenthümlichen Charakter erhöht, verfeinert, aber nicht wesentlich verändert. Unter allen Schätzen des Reichthums und allen Mitteln zu sinnlichem Genuß, war die Freiheitsliebe der Britten, die Thatkraft der höheren, die Arbeitslust der unteren Klassen, ungeschwächt geblieben. Der bis in die tiefsten Schichten der Gesellschaft reichende Einfluß einer alle Rechte sichernden und vor jeder Willkür schützenden Verfassung hatte einen Sinn für Unabhängigkeit und zugleich für Gesetzlichkeit erzeugt, deren Verbindung unter einander die Nation mit dem Stempel einer besonders kräftigen Eigenthümlichkeit bezeichnete, und die sonst überall vorhandenen Gegensätze zwischen Fortschritt und Erhaltung, Freiheit und Unterordnung, auf eine sonst nicht leicht gesehene Weise auszugleichen verstand. Das Genie des englischen Volkes vereinigte in sich die beiden Extreme menschlicher Wirksamkeit: eine Ackerbau- und Handelsthätigkeit ohne Gleichen, und eine eigenthümliche, in einzelnen Hervorbringungen den höchsten Flug der Einbildungskraft, in anderen die treueste Vergegenwärtigung der Wirklichkeit, darstellende Schriftwelt, durch welche, ungeachtet der ungeheueren materiellen Regsamkeit, ein ideelles Element im Herzen der Nation mächtig erhalten wurde.

Da England am unermüdlichsten im Kampfe gegen Napoleon gewesen, so war es natürlich, daß es aus dessen Sturz besonderen Vortheil zog. Es hatte während des zwanzigjährigen Sturmes der Revolution und des Kaiserreiches seine äußere Macht, von dem Fortschritt und der Erhebung im Innern ganz abgesehen, nicht nur erhalten, sondern sogar bedeutend erweitert. Außer dem Königreich Hannover, welches seiner Dynastie zurückgegeben wurde, und wodurch es wieder festen Fuß in Deutschland faßte, erhielt es durch eine Uebereinkunft der Großmächte (5 November 1814) die Schutzherrschaft über die jonischen Inseln. Korfu, unter brittischer Botmäßigkeit, wurde im adriatischen Meere was Malta schon vorher im Mittelmeer gewesen. Selbst in der Nord-

see wußte es sich durch die im Kieler Frieden von Dänemark abgetretene Insel Helgoland eine Station zu verschaffen, die es nur zu befestigen brauchte, um über die Mündung der Elbe und Weser zu gebieten. Durch Kanada, die Inseln im Golf von Mexiko und den Antheil an Guyana übte Großbrittanien einen Einfluß auf den ganzen amerikanischen Kontinent aus. Ein Theil der von ihm eroberten ehemaligen holländischen Kolonien war ihm geblieben. Es hatte durch Verträge und Eroberungen sein Reich in Ostindien erweitert, und in der Südsee eine Menge wichtiger Punkte besetzt. Die Erde war wie mit einem Netz von englischen Niederlassungen bedeckt. Diese so weit verbreitete Macht wäre schwankend und unsicher gewesen, wenn sie nicht an dem Mutterlande eine so feste Grundlage besessen hätte. Großbritanien und Irland vereinigen in sich die unabhängige Lage eines Inselstaates mit den ausgedehnten Hülfsmitteln einer großen Kontinentalmacht. Die Bevölkerung ist zahlreich genug, um nicht nur Flotten sondern auch Landheere auszurüsten. Die Engländer sind allerdings ein Handelsvolk, aber in einer Weise wie es vor ihnen kein anderes gegeben hat. Denn ihr ursprüngliches Gebiet ist an und für sich bedeutend, und sie würden nie zur See so mächtig geworden sein, wären sie es nicht schon vorher zu Lande gewesen. Ihre Geschichte, ihre Verfassung haben in ihnen einen kriegerischen Charakter ausgebildet, wie ihn reine Handelsvölker selten besitzen und nie zu erhalten vermögen. Der gewaltige Bau der englischen Größe beruht deshalb auf einem doppelten Fundament, und kann wohl von Innen ausgehöhlt, aber nicht leicht von Außen her erschüttert werden.

Diese glänzende Entwickelung von Freiheit, Macht und Reichthum war indessen auch von erheblichen Schattenseiten begleitet. Der Grundsatz, die Rechte des Einzelnen innerhalb der Grenzen der bestehenden Verfassung zu schützen, ihn sonst aber seiner Kraft und seinem Glück zu überlassen, hatte sich in der Anwendung zu ausschließend geltend gemacht. Es waren, ungeachtet der fast vollkommenen Gleichheit der englischen Staatsbürger vor dem Gesetz, im Laufe der Zeit zwischen den einzelnen Klassen zu schroffe Unterschiede des Vermögens, der Bildung und Lebensweise entstanden. Von dem aristokratischen Geiste der Konstitution und den äußeren Umständen begünstigt, hatte eine, im Vergleich zu der Masse der Bevölkerung, geringe Anzahl von Familien sich in den Besitz des meisten Grundeigenthums gesetzt. Der Stand der Freeholders oder selbstständigen kleinen Landbesitzer, aus denen einst

Cromwell den besten Theil des Heeres gebildet hatte, mit welchem das Parlament Karl I besiegte und die englische Freiheit gründete, war im neunzehnten Jahrhundert großentheils verschwunden, und was davon noch vorhanden, hatte seine frühere Bedeutung verloren. Es gab nur noch große Eigenthümer, die ihre Ländereien für einige Jahre hin an besitzlose aber meist mit Geld versehene Pächter austheilten. Die Feldarbeiten wurden durch heimathlose von Grafschaft zu Grafschaft wandernde Tagelöhner verrichtet.

Die Vermehrung des Handels und Kunstfleißes hatte die Geldmittel ebenfalls in verhältnißmäßig wenige Hände gebracht. Alle Unternehmungen wurden nach einem weiten Maßstabe angelegt und in großartiger Weise betrieben. Aber die persönliche Selbstständigkeit der Einzelnen litt unter der Nothwendigkeit, sich den Zwecken einer Minderzahl, welche über die Gelegenheit zur Arbeit und den Unterhalt der Menge verfügte, unbedingt unterordnen zu müssen. Es traten in der englischen Gesellschaft zuletzt nur die beiden Extreme: Reiche und Arme — hervor, unter welchen es zu wenig vermittelnde Uebergangsstufen gab. Der Widerspruch zwischen einer staatlichen Ordnung, welche die Freiheit Aller zum Zweck hatte, und dem Verlauf der Dinge im Einzelnen, der Wenige auf Kosten Vieler begünstigte, mußte in England mehr als anderswo hervortreten, da die politischen Institutionen die einzelnen Klassen in vielen Beziehungen einander nahe stellten, die sociale Organisation aber die auffallendsten Unterschiede unter ihnen hervorbrachte.

Es lagen in diesem Zustande die Keime zu einer gewaltsamen Umwälzung verborgen, und würden unter gleichen Umständen anderswo auch wahrscheinlich aufgegangen sein. Aber der durch den Gebrauch der Freiheit in der Nation gereifte Sinn für Gesetzlichkeit, das Dasein einer Verfassung, welche die Mittel zu durchgreifenden Verbesserungen bot, und die Neigung aller Parteien, ihre besonderen Ansprüche der Größe und Erhaltung des Ganzen unterzuordnen, wandten einen Umsturz des Bestehenden ab, obwohl es nicht an heftigen Anreizungen und drohenden Ausbrüchen tiefer Unzufriedenheit fehlte. Indessen sollte das englische Volk eine ziemlich lange Epoche der Noth und Unruhe durchgehen, bevor die größten unter den vorhandenen Uebelständen, ohne den bisherigen Gang der Entwickelung wesentlich zu verändern, abgestellt werden konnten.

Manche Mißbräuche in den öffentlichen Verhältnissen Englands

waren von großen Vortheilen unzertrennlich, und mußten um letzterer willen ertragen oder durften nur sehr langsam umgewandelt werden. Der bevorrechtete Stand der großen Grundeigenthümer konnte allerdings häufig dem Volke als eine Last erscheinen, hatte sich aber früher so viele Verdienste, nicht blos um die Macht sondern auch um die Freiheit des Landes erworben, und war noch immer für dessen Größe so thätig, daß eine Aufhebung desselben eine unausfüllbare Lücke zurückgelassen haben würde. Auch wäre in einer so ausschließend mit Handel und Kunstfleiß beschäftigten Nation eine Klasse schwer zu ersetzen gewesen, die sich vorzugsweise dem öffentlichen Leben widmete, und sich, ohne die aus anderen Kreisen nach demselben Ziele strebenden Kräfte auszuschließen, zu dessen Leitung besonders befähigt zeigte. Ohne das Dasein einer unabhängigen Aristokratie würde England in Despotismus oder Anarchie verfallen, entweder eine absolute Monarchie oder eine reine Demokratie, und wahrscheinlich ersteres geworden sein. Die Bedeutung dieses Standes konnte im Interesse der Nation ermäßigt, durfte aber eben deshalb nicht vollkommen vernichtet werden.

Es waren im Grunde nur zwei große Uebelstände im brittischen Staatsleben vorhanden, deren Abstellung verzögert aber nicht verhindert werden konnte: die auf den Katholiken, welche in einem Theile des Reiches, in Irland, die große Mehrheit der Bevölkerung bilden, lastenden gesetzlichen Beschränkungen — und die veraltete, mit den im Innern des Landes eingetretenen Veränderungen nicht mehr übereinstimmende Vertretung des Volkes im Unterhause. — Ersteres stand im Widerspruche zu dem in allen übrigen Theilen der brittischen Verfassung sichtbaren Geiste der Freiheit der Meinung und Ueberzeugung, und Letzteres konnte die Aristokratie zu einer selbstsüchtigen Ueberschreitung des mit dem Volkswohl verträglichen Maßes ihres Einflusses veranlassen, die ihr auf die Länge selbst gefährlich werden mußte. — Manche Mißbräuche, über die geklagt wurde, wie die zu großen und zu ungleich vertheilten Einkünfte der bischöflichen Kirche, die vielen Sinekuren, die überaus kostspielige Rechtspflege, das engherzige, ausschließende städtische Korporationswesen hingen mit jenen beiden oben genannten Grundübeln zusammen. An anderen drückenden Verhältnissen — wie die Nothwendigkeit zwei Drittheile der gesammten öffentlichen Einnahmen zur Verzinsung der ungeheuren Staatsschuld aufzuwenden, die Armentaxe, — war weder die Verfassung noch Regierung schuld. Sie hingen mit der inneren und äußeren Geschichte Englands

zusammen, und konnten in ihren Wirkungen gemildert, aber nicht vollkommen aufgehoben werden.

Die Freude der Nation, über das durch den Sturz Napoleon's von Erfolg gekrönte Werk des langen Kampfes gegen ihn, wurde sehr bald von der Betrachtung über die innere Lage und deren Schwierigkeiten zum Schweigen gebracht. Die englische Fabrikwelt hatte nach der Befreiung des Kontinents auf einen außerordentlichen Absatz für ihre Erzeugnisse gerechnet, sich aber zum Theil in dieser Hoffnung geirrt. Denn die mehrjährige Ausschließung Englands von dem Verkehr mit den Hauptländern Europa's hatte in diesen der eigenen Fabrikation einen vorher dort unbekannten Aufschwung verliehen. Von der englischen Industrie war dies zu wenig in Betracht gezogen, und deshalb mehr, als im Auslande untergebracht werden konnte, producirt worden. Zugleich verminderte das fortschreitende Maschinenwesen das Bedürfniß der Arbeit durch Menschenarme, und brachte, ehe sich dieses Mißverhältniß ausgeglichen hatte, in den Manufakturstädten einen großen Nothstand hervor. Hierzu kam noch, daß durch die im Jahr 1815 gegebene Kornbill die Einfuhr fremden Getreides zwar nicht ganz verboten, der Verkauf desselben auf englischen Märkten aber an solche Bedingungen geknüpft worden war, daß das einheimische Produkt keine Konkurrenz zu fürchten hatte. Die während der letzten Monate des Jahres 1813 sehr gesunkenen Getreidepreise stiegen, wegen der Beschränkung der fremden Einfuhr, plötzlich eben so ungewöhnlich, und vermehrten die traurige Lage der arbeitenden Klassen, die ihre Unzufriedenheit auf vielen Stellen des Landes durch Unordnungen aller Art, Arbeitseinstellung, Zerstörung von Maschinen, und mehrmals durch offenen Aufruhr zu erkennen gaben.

Diese Frage über Zulassung des fremden Getreides, vom Volke zur Erlangung eines wohlfeileren Lebens verlangt, und selbst von vielen Staatsökonomen als ein Mittel zur Beförderung der Industrie empfohlen, von der Aristokratie, angeblich aus Rücksicht auf die Unabhängigkeit Englands vom Auslande in Bezug auf seine Subsistenz, eben so beharrlich verweigert, blieb lange ein Zankapfel der Parteien, und ihre Lösung schien von unübersteiglichen Schwierigkeiten begleitet zu sein. Hier und da ward dem Volke durch Herabsetzung der Einfuhrsteuer ein Zugeständniß gemacht, dann aber wieder bei günstiger Gelegenheit durch hinzugesetzte Klauseln so gut wie zurückgenommen, bis endlich, obwohl lange nach der hier behandelten Epoche, auch diese

wichtige Angelegenheit im Sinne der fortschreitenden Gleichberechtigung der unteren Klassen, der Billigkeit und Menschlichkeit, entschieden worden ist.

Bei der Oeffentlichkeit des englischen Lebens und der nahen Berührung aller Verhältnisse unter einander mußte auch der Charakter der am Ruder sitzenden Persönlichkeiten scharf hervortreten, und auf die Stimmung des Volkes einen großen Einfluß ausüben. An die Spitze des Staates war bei der Geisteskrankheit des Königs Georg III dessen ältester Sohn, Georg Prinz von Wallis, unter dem Titel eines Prinz-Regenten gestellt worden. Dieser Fürst, der von der Natur reich ausgestattet worden, hatte die auf ihn in seiner Jugend gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt. Durch seine schöne Gestalt, sein lebhaftes und anmuthiges Betragen und die Darlegung freier Grundsätze lange ein Liebling der Nation, war er später durch groben Sinnengenuß, Trägheit und Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl in deren Achtung sehr gesunken. Er hatte sich in früheren Jahren, wahrscheinlich mehr aus Neigung zum Widerstande gegen seinen mit ihm unzufriedenen Vater und dessen Minister, als aus innerer Ueberzeugung, der parlamentarischen Opposition angeschlossen, und war ein Freund des berühmten Charles Fox und der Whigs gewesen. Als er später gewahr wurde, daß die Ansichten der Tories der königlichen Prärogative günstiger als die ihrer politischen Gegner sind, so gab er sich ersteren unbedingt hin, und sagte sich von seinen ehemaligen Parteigenossen vollkommen los. Während die Zügellosigkeit seiner Sitten mit dem Alter zunahm, und den Schein von Liebenswürdigkeit verlor, der sie früher in der Meinung gemildert hatte, war er in seinen staatlichen Ueberzeugungen immer starrer und unbeweglicher geworden. Er verwarf jede Reform, und begünstigte, so viel er konnte, die Aristokratie, welche er für die einzige Stütze der Krone hielt. Mit der Abneigung des Volkes gegen ihn bekannt, schloß er sich allmälig in einem kleinen Kreise von Höflingen ab, und zeigte sich nur bei gewissen feierlichen Veranlassungen, wo seine Gegenwart unentbehrlich war.

Der Prinz-Regent hatte sich, ohne eigene Wahl und Neigung, auf Veranlassung seines Vaters, 1795 mit der Prinzessin Karoline von Braunschweig vermählt, und von ihr eine Tochter Namens Charlotte erhalten, die bei der Abwesenheit von Söhnen die muthmaßliche Erbin des brittischen Reiches war. Bald nach der Geburt dieses Kindes war von ihm jeder Umgang mit der Mutter abgebrochen worden. Die

Prinzessin Karoline, von Hause aus ohne Liebe zu ihrem Gemahl, durch ihn vernachlässigt und später ganz entfernt, hatte sich eben so von ihm losgesagt, und ihre Sitten waren verdächtig geworden. Diese inneren Verhältnisse der königlichen Familie wurden allgemein bekannt, und hatten großen Tadel erregt. Indessen sprach sich, bei dem großmüthigen Sinne des englischen Volkes, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Prinzessin, als des schwächeren obwohl keineswegs schuldlosen Theiles aus.

Unter den Brüdern des Prinz-Regenten, den Herzögen von York, Clarence, Kent, Cumberland, Cambridge und Sussex, theilten York und Cumberland dessen politische Ueberzeugungen, und waren eben so unvolksthümlich wie er selbst geworden. Alle diese Prinzen fielen, im Gegensatze zu ihrem sittenstrengen Vater, Georg III, durch ihren leichtsinnigen Wandel und den Mangel an Ernst und Gediegenheit in ihrem Wesen auf. Um sich keinen Zwang aufzulegen hatten sie sich, mit Ausnahme der beiden ältesten, spät vermählt. Das brittische Königshaus stand damals im Ganzen in der Meinung der Nation nicht sehr hoch da, und würde auch in der That, unter einer anderen Verfassung, der ihm angewiesenen Bestimmung nicht gewachsen gewesen sein.

An der Spitze der Verwaltung befand sich seit einer Reihe von Jahren der Graf von Liverpool, dessen Vater, einst Sekretair des im Anfange der Regierung Georg III mächtigen Marquis von Bute, durch die diesem Günstlinge geleisteten Dienste in das Oberhaus gekommen war. Er war ein klarer, thätiger und erfahrener Geschäftsmann, obwohl ohne hervorragende Begabung irgend einer Art, genoß aber, wegen seines religiösen Sinnes, seines musterhaften Privatlebens und seiner gemäßigten Grundsätze, einer allgemeinen Achtung.

Weniger ausgezeichnet als Mensch, aber von größerem Talent und schärfer ausgeprägten Meinungen war Lord Castlereagh, aus einer alten schottischen nach Irland verpflanzten Familie stammend, der, seitdem er 1809 Canning aus dem Ministerium des Auswärtigen verdrängt hatte, für den Leiter der englischen Politik gelten konnte. Die Partei in dem Adel und der Geistlichkeit, welche allen staatlichen und kirchlichen Reformen entgegen war, und die Verfassung des Landes, so wie sie nach der Gründung der Union zwischen England und Irland festgestellt war, unverändert erhalten wollte, folgte Castlereagh's Fahne, und trug ihn wiederum auf ihren Schultern empor. Die zuletzt gegen Frankreich errungenen Erfolge wurden am Hofe und im Parla-

ment Castlereagh zu einem persönlichen Verdienst angerechnet, obgleich Napoleon mehr durch seine eigenen Fehlgriffe als die Weisheit seiner Gegner gestürzt worden ist. Bei dem Volke war Castlereagh, wegen seiner ausschließenden Richtung, eben so verhaßt als bei der Aristokratie beliebt. Die damaligen englischen Staatsmänner traten, so viel als möglich, in die Fußstapfen des berühmten William Pitt, unter dessen Leitung sie sich meist alle für das öffentliche Leben ausgebildet hatten. Sie besaßen aber, Canning ausgenommen, nicht die Rednergaben, und noch weniger den weiten Geist und die scharfe Voraussicht jenes außerordentlichen Mannes.

Theils in Folge der wirklichen Mängel der englischen Zustände, theils als eine Wirkung der durch die französische Revolution nach England verpflanzten Meinungen, hatte sich in den mittleren und unteren Klassen eine zahlreiche Partei gebildet, welche einen gänzlichen Umsturz der brittischen Verfassung; allgemeines Wahlrecht — jährliche Parlamente — Abschaffung aller Privilegien u. s. w. verlangte. In ihr that sich ein gewisser Hunt, ein Stiefelwichsfabrikant, hervor, der durch seine populaire Beredsamkeit eine Zeit lang großen Einfluß auf die Menge ausübte. Seine Anhänger wurden Radikale genannt, und stimmten so ziemlich mit den Grundsätzen der französischen Demokraten überein. Sie wollten den Thron zum Schein bestehen lassen, der aber in England, ohne von einer Aristokratie gestützt und beschränkt zu werden, in sich zusammenbrechen müßte, und später wahrscheinlich unter einer despotischen Form sich wieder erheben würde. — Eine gemäßigtere Partei, welche bedeutende, aber nicht so gänzliche Veränderungen in den Institutionen verlangte, waren die sogenannten Reformer, unter welchen sich Sir Francis Burdett, durch seine Herkunft und sein Vermögen zu der aristokratischen Gentry gehörig, auszeichnete. Ueber diesen stand die eigentliche parlamentarische Opposition, im Oberhause von Lord Grey, im Unterhause von Brougham und Tierney geführt, die eine Ausdehnung des Wahlrechts und die Emancipation der Katholiken anstrebte, aber jeder tieferen Erschütterung des englischen Staatsgebäudes entgegen war. Diese Parteien, obwohl unter sich sehr verschieden, stimmten jedoch alle in ihrer Verwerfung des damals herrschenden Systems überein, und von ihnen aus ward eine bedenkliche Gährung unter dem Volke verbreitet. Als der Prinz-Regent im Januar 1817 das Parlament eröffnete, wurden er und sein Gefolge von der Menge mit Drohungen und Verwünschungen empfangen, mit Stei-

nen geworfen, und nur mit Noth vor weiteren Mißhandlungen gerettet. Die Habeas-Corpus-Akte ward für eine Zeit lang aufgehoben. Aus den eingeleiteten Untersuchungen ergab sich das Dasein zahlreicher Vereine, deren Zwecke selbst mit einer so freien Verfassung wie die englische unverträglich waren. In Folge dessen wurde das Versammlungsrecht beschränkt und die Gesetzgebung über die Presse verschärft. Ungeachtet dieser Strenge ward, so lange Castlereagh und sein Anhang im Ministerium und im Parlament die Oberhand hatten, die innere Ruhe häufig gestört, und allgemeineren Ausbrüchen der Unzufriedenheit nur mit äußerster Anstrengung vorgebeugt.

Es war unterdessen in der königlichen Familie eine große Veränderung vorgefallen. Der Prinz-Regent hatte in Uebereinstimmung mit seinen Ministern die Absicht gehegt, seine einzige Tochter, die Prinzessin Charlotte, mit dem Prinzen von Oranien, dem ältesten Sohne des Königes der Niederlande, zu vermählen. Man glaubte, auf das Beispiel Wilhelm III gestützt, daß diese Verbindung beiden Reichen heilsam sein, und zu der Erhaltung des Weltfriedens beitragen würde. Der Prinz von Oranien war zum Theil in England erzogen worden, und hatte sich als Adjutant Wellington's in dem spanischen Befreiungskriege hervorgethan. Diese Absicht scheiterte aber an dem Widerstreben der Prinzessin Charlotte, das von ihrer Mutter genährt, und, wie man vermuthet, im Geheimen von dem russischen Hofe begünstigt wurde. Auch soll es dem Prinzen von Oranien nicht gefallen haben, einst, wenigstens in Bezug auf England, als der erste Unterthan seiner Frau dazustehen. Die Unterhandlungen über die Vermählung wurden, schon dem Abschluß nahe, plötzlich abgebrochen. Die Prinzessin Charlotte heirathete im Mai 1816 den Prinzen Leopold, zweiten Sohn des Herzoges von Sachsen-Koburg, den sie, als er 1814 im Gefolge des Kaisers Alexander in London anwesend war, kennen gelernt hatte. Aber sie starb schon im November 1817 in Folge der Entbindung von einem todtgebornen Kinde. Da sie, im Gegensatz zu ihrem Vater, die Hoffnung der Nation gewesen, so erregte ihr früher Tod eine allgemeine Trauer, und der Prinz-Regent wurde, seitdem dieses Band zwischen ihm und dem Volke zerrissen war, von demselben mit noch ungünstigeren Augen als früher angesehen.

Die Nahrungslosigkeit in einem Theile der arbeitenden Klassen, die Höhe der Getreidepreise, die in einigen Gegenden wirklich begründete, in anderen künstlich hervorgerufene Unzufriedenheit brach in Man-

chester in einem Volksaufstande aus, bei dem gegen 500 Personen von der bewaffneten Macht verwundet oder getödtet wurden (August 1819), ein Blutbad, das, in England unerhört, einen langen Nachhall der Klage und des Vorwurfes gegen die Regierung zurückließ. Ein Jahr später wurde eine Verschwörung entdeckt, die nichts weniger als die Ermordung der Minister, die Plünderung der Bank, eine allgemeine Bewaffnung des Pöbels, und den Umsturz der bestehenden Verfassung zum Zweck gehabt hatte. Ein in seinen Vermögensumständen heruntergekommener Mann, Arthur Thistelwood, ein Anhänger Hunt's, aber viel verwegener als dieser, gedachte die Rolle eines modernen Catilina zu spielen, das Volk an der Aristokratie zu rächen, und dabei selbst emporzukommen. Er wurde, von einem seiner Genossen verrathen, bei den Vorbereitungen zu seinem Unternehmen überrascht, verurtheilt, und mit vier seiner Mitschuldigen hingerichtet (Mai 1820).

Der Prinz-Regent war unter dem Namen Georg IV seinem am 29 Januar 1820 in unheilbarem Wahnsinn gestorbenen Vater auf dem großbrittanischen Throne gefolgt. Seine Gemahlin, die bisherige Prinzessin von Wallis, die damals am Comer See lebte, erklärte ihre Absicht, nach England zurückzukehren und die Ehren und Vorzüge einer Königin in Anspruch nehmen zu wollen. Aber Georg IV weigerte sich entschieden, sie als solche anzuerkennen. Alle Unterhandlungen mit der Königin, um sie zur Fortsetzung ihres Aufenthaltes in der Fremde und der Verzichtleistung auf die ihr gebührenden Rechte, namentlich die Erwähnung im Kirchengebet, zu bewegen, blieben vergeblich. Der König, in seinem Hasse gegen sie unversöhnlich, faßte den Entschluß, sich an ihr durch eine gerichtliche Untersuchung, von welcher er eine Verurtheilung hoffte, zu rächen. Seine Absicht war, sie bei dem Oberhause, unter dessen Jurisdiktion die Mitglieder der königlichen Familie gehören, anklagen, und von diesem eine Trennung seiner Ehe aussprechen zu lassen. Die Königin Karoline, im Vertrauen auf die Gunst des Volkes für sie, und entschlossen ihrem Gemahl um jeden Preis zu trotzen, kehrte als sie von dem gegen sie eingeleiteten Verfahren hörte, nach England zurück.

Die Königin Karoline hatte nach Napoleon's erstem Sturz sich nach Italien begeben, dann Frankreich, Deutschland, die Schweiz durchreist, und sogar eine Zeit lang im Orient gelebt. Selbst wenn man sie im Wesentlichen für unschuldig halten wollte, müßte man doch eingestehen, daß die Rücksichten der äußeren Schicklichkeit, besonders bei so hohem

Range und in die Augen fallender Stellung, von ihr zuweilen in einem sonst unerhörten Grade verletzt worden sind. Besonders hatte die Vertraulichkeit mit einem in ihrem Dienst stehenden Kurier Namens Bergami, dem sie später den Barontitel verschaffte und zu ihrem Kammerherrn ernannte, großen Anstoß gegeben. Zeugen aus allen Ländern, wo die Königin gelebt hatte, waren vorgeladen worden. Manche von diesen Aussagen mochten geradezu erfunden, andere sehr übertrieben sein, ein großer Leichtsinn in ihrem Verhalten blieb unzweifelhaft. Aber im englischen Volke sprach sich Alles für die Königin aus. Man räumte einem Manne von dem Charakter und den Sitten Georg IV nicht das Recht ein, gegen seine Frau besonders streng zu sein. Aus allen Theilen des Landes liefen Adressen an sie ein, die ihr die größte Theilnahme und Bewunderung ausdrückten. Selbst unter dem Militair sprach sich diese Gesinnung aus. Die Königin gab mehrmals zu verstehen, daß sie, im Vertrauen auf ihren zahlreichen Anhang, das Aeußerste zur Vertheidigung ihrer Ehre versuchen würde. Die drei beredtesten und gelehrtesten Anwalte, die es damals in England gab, Brougham, Denman und Lushington, leisteten ihr während des Processes den eifrigsten Beistand.

Die Lords schwankten, theils von der öffentlichen Meinung fortgerissen, theils von den Anschuldigungen gegen die Königin nicht vollkommen überzeugt. Bei der zweiten Lesung der Bill fanden die Minister nur eine Majorität von 28, bei der dritten nur eine von 9 Stimmen vor. Da die Anklagebill in der Form eines politischen Gesetzvorschlages eingebracht worden war, so hätte sie noch dem Unterhause vorgelegt werden müssen. Nach der im Oberhause gemachten Erfahrung wagten die Minister dies nicht, zogen die Bill zurück und ließen den ganzen Proceß fallen. Das Volk in London und in allen großen Städten bis nach Schottland hinein wußte sich vor Freude über diesen Ausgang des großen Streites nicht zu lassen. Indessen wurde die Königin, da sie nicht förmlich freigesprochen war, nicht in die von ihr verlangten Rechte eingesetzt. Ihr Name ward nach wie vor im Kirchengebet ausgelassen, und ihr kein Hofstaat eingerichtet. Ihr Anspruch, im folgenden Jahre mit ihrem Gemahl zugleich gekrönt zu werden, ward zurückgewiesen, und selbst ihre bloße Anwesenheit bei der Feierlichkeit nicht geduldet. Von den heftigen Eindrücken der letzten Zeit erschüttert, starb die Königin nach kurzer Krankheit am 7 August 1821, und

ihre Leiche, deren Abfahrt aus London noch Veranlassung zu Unruhen gab, wurde in Braunschweig beigesetzt.

Das Merkwürdigste und Lehrreichste bei dem Processe der Königin Karoline war die Unabhängigkeit, welche die englische Verfassung, und die Kraft, welche die öffentliche Meinung bewährte. Es war einem so mächtigen Fürsten wie Georg IV, ungeachtet aller von ihm in Bewegung gesetzten Mittel, nicht möglich, seinen persönlichen Haß zu befriedigen, und sein Vorhaben scheiterte an den Vorwürfen, die ihm selbst gemacht werden konnten, und an der natürlichen Großmuth des Volkes. In anderen Ländern würde eine selbst weniger tadelnswerthe Königin, in solchem Falle, wie manche Beispiele aus nicht sehr fern liegender Zeit beweisen, in der Einsamkeit einer Festung geendigt haben.

Georg IV hatte sich während dieser Zeit nach Irland begeben, um diese Insel, die seit langer Zeit von keinem Könige von Großbrittanien besucht worden, in Augenschein zu nehmen. Er verband aber damit keinesweges die Absicht, den dort herrschenden Nothstand kennen zu lernen und die Mittel zu seiner Abhülfe vorzubereiten, sondern er wollte sich nur, da er mit zunehmendem Alter eine immer größere innere Leere fühlte, etwas zerstreuen. Nicht blos die irischen Protestanten, selbst die Katholiken, welche die Thronbesteigung des Hauses Braunschweig als kein Glück für sich ansehen konnten, nahmen ihn mit Jubel auf. Er zeigte sich jedoch wenig, besuchte einige malerisch gelegene Punkte der Küste, und rechnete es den Irländern zu besonderem Ruhme an, daß sie ihn nicht mit Klagen belästigt hatten.

Von des Königs Anwesenheit einen Augenblick lang unterbrochen, waren die Parteistreitigkeiten und inneren Unruhen nach seiner Entfernung mehr als je wieder ausgebrochen. Die Ausnahmsgesetze, welche auf den katholischen Irländern lasteten, wurden von allen Klassen, von den dem alten Glauben treu gebliebenen Adeligen an bis zu den letzten Tagelöhnern herab gefühlt. Mehr aber noch waren es die eigenthümlichen Verhältnisse des Grundeigenthums und die Stellung der anglikanischen Geistlichkeit, welche das katholische Landvolk drückten, und einen immerwährenden Kampf auf der Insel unterhielten.

Schon bei der ersten Eroberung Irlands durch die Engländer im zwölften Jahrhundert war ein Theil der einheimischen Bevölkerung seines Besitzes verlustig gegangen, und derselbe unter die normannischen Barone Heinrich II vertheilt worden. Die meisten englischen Könige hatten Irland als ein herrenloses Gut angesehen, und ihren Günst-

lingen daselbst große Ländereien verliehen. Die höheren geistlichen Stellen, mit denen damals Lehne verbunden waren, wurden ebenfalls mit Engländern besetzt. Das irländische Volk war nicht nur im Allgemeinen und als Besiegte von einer fremden Regierung abhängig, sondern auch als Stamm und im Einzelnen von den Einwanderern unterjocht und beraubt worden. Dieses Mißverhältniß hatte von Jahrhundert zu Jahrhundert zugenommen.

In England hatte sich die ursprüngliche sächsische Bevölkerung allmälig mit den normännischen Eroberern verschmolzen, und es war aus dieser Vermischung eine neue Nation hervorgegangen, in welcher das germanische Element zwar vorherrschend blieb, die aber von der größeren Beweglichkeit, den glänzenden Fortschritten des normannischen Lebens in allen Künsten des Krieges und Friedens mit ergriffen, und in mancher Beziehung umgestaltet worden war. Denn niemals würden die alten Sachsen, sich selbst überlassen, eine Rolle in der Geschichte, wie das aus der Vereinigung mit den eben so unternehmenden als bildsamen romanisirten Normännern entstandene brittische Volk von Eduard III Regierung an, gespielt haben.

In Irland war keine solche Verschmelzung vorgegangen, und der Charakter, die Sitte und Sprache der einheimischen celtischen Bevölkerung von der der englischen Eingewanderten vollkommen getrennt geblieben. Der Irländer war dem im Engländer so früh hervortretenden Streben nach Herrschaft zur See, der inneren Regsamkeit und äußeren Thatenlust, der Entwickelung des Handels und Kunstfleißes, fremd geblieben. Er hatte immer ein enges Dasein geführt, war ein Hirt und Ackerbauer geblieben. Zu zahlreich um ausgerottet werden zu können, zu gesondert in seinem Wesen, um in eine andere Nationalität überzugehen, und zu sehr an Gesittung zurückgeblieben, um die Eroberer an sich zu ziehen, hatte das irische Volk seine Eigenthümlichkeit bewahrt, war aber ein Gegenstand der Unterdrückung und der Geringschätzung für die Engländer geworden. Die Absonderung der beiden Racen war so groß, daß die seit Jahrhunderten in Irland ansässigen englischen Familien in den Augen der Irländer immer Fremde blieben, und sich selbst als solche ansahen.

Da das von Engländern in Irland erworbene Grundeigenthum nach englischen Gesetzen eingerichtet wurde, im Recht der Erstgeburt vererbte, und die Form von Fideikommissen und Substitutionen annahm, so wurden allmälig alle Ländereien noch mehr als in England

in verhältnißmäßig wenigen Händen vereinigt. Kleines selbstständiges Eigenthum war in Irland noch seltener als in England geworden. Nur ein geringer Theil des einheimischen Adels hatte seine Reichthümer gerettet. Die unendliche Mehrzahl der ursprünglichen Bevölkerung lebte, seines Erbes beraubt, als Pächter oder Tagelöhner auf den Gütern der eingewanderten Grundherren. Die häufigen Empörungen der irischen Race gegen ihre Unterdrückten verschlimmerten ihr Loos, da sie, wenn auch im Anfange zuweilen von Erfolg begleitet, zuletzt immer mit einer Niederlage endigten. Nach jedem Aufstande strömten Schaaren von Engländern nach Irland, um die dort eingezogenen Besitzungen in Empfang zu nehmen.

Zu dem Stammesunterschiede trat im Zeitalter der Reformation noch die Trennung durch den Glauben hinzu, und vollendete die zwischen den beiden Racen bestehende Scheidewand. Die Irländer scheinen großentheils deshalb Katholiken geblieben zu sein, weil die Engländer Protestanten wurden. Unter der Königin Elisabeth wurde die anglikanische Kirche mit Gewalt nach Irland verpflanzt, und von den Gesetzen zur einzig berechtigten religiösen Institution erklärt. Das Eigenthum der katholischen Kapitel, Klöster und Pfarreien ging auf die Protestanten über. Die irisch-protestantische Kirche ward die reichste in der Welt, und die vornehmste Versorgungsanstalt für die nachgeborenen Söhne der brittischen Aristokratie. Der katholische Irländer mußte einen Pachtzins an den protestantischen Grundherrn, den Zehnten an den protestantischen Pfarrer entrichten, und zugleich seine eigene Geistlichkeit erhalten. Auf diese Art waren die Irländer, außer den russischen Bauern, die ärmste und unterdrückteste Bevölkerung in Europa geworden.

Indessen hatte dieses materielle Elend keine moralische Unterwerfung der Iren unter die Britten hervorgebracht. Der Unterschied der Race und Religion erhielt die Abneigung und den Hang zum Widerstande des katholischen Irländers gegen den englischen und protestantischen Eroberer lebendig. Hierzu kam noch der Umstand, daß das katholische Landvolk persönlich eben so frei wie in England, daß jede Spur von Hörigkeit verschwunden war. Auch hatten die Engländer die Grundzüge ihrer Verfassung in Irland eingeführt. Die Habeas-Corpusakte, das Geschwornengericht galten für Irland wie für England. Die Katholiken waren zwar vom Parlament, aber nicht von

den Wahlen ausgeschlossen. Die meisten Pächter konnten das Stimmrecht ausüben.

Dieser widerspruchsvolle Zustand, wo ein besiegtes Volk sich in Bezug auf Besitz und Arbeit in einer großen Abhängigkeit befand, aber einigen Antheil an den persönlichen Rechten und Freiheiten der Eroberer besaß, hatte kein Vergessen der früheren Unabhängigkeit und kein Verstummen über die Leiden der Gegenwart zugelassen. Die Iren hofften immer auf eine Verbesserung ihrer Lage und eine Gleichstellung mit den Engländern. In den höheren Klassen der einheimischen Bevölkerung trat dieser Drang öffentlich in der Stiftung von Gesellschaften hervor, die eine Befreiung auf friedlichem Wege durch Rede und Schrift anstrebten, unter dem Landvolke aber thaten sich geheime Verbindungen (Bandmänner, Weißburschen) auf, welche für die, von protestantischen Grundherren und Pfarrern, bei Eintreibung ihrer Einkünfte, bewiesene Härte, durch Drohungen und Gewaltthätigkeiten, häufig durch Brand und Mord, Rache nahmen. Der Winter von 1821 zu 1822 war in solcher Weise besonders stürmisch gewesen. Die nächtlichen Versammlungen der irischen Bauern hatten sich über das ganze Land ausgedehnt. Dort waren die Verwüstungen gegen das Eigenthum der Gutsherren und die Anfälle auf ihre Personen verabredet und in den meisten Fällen vollzogen worden. Die Protestanten suchten sich durch Erweiterung der zu ihrem Schutz schon längst bestehenden Gesellschaften, unter welchen die der Oranienmänner am zahlreichsten war, obwohl vergeblich, gegen die in der Regel geheimen und unerwarteten Angriffe ihrer Gegner zu vertheidigen. Im Februar 1822 hob das Parlament für Irland bis zur Wiederherstellung der inneren Ruhe die Habeas-Corpusakte auf, und ermächtigte die Behörden, jeden Iren, der nach Sonnenuntergang auf der Landstraße oder an einem öffentlichen Orte mit Waffen und Schießbedarf versehen angetroffen werden würde, als Aufrührer zu bestrafen. Die in Irland ohnedies häufigen Hinrichtungen wurden jetzt noch vervielfältigt, und hielten den Haß und die Erbitterung eine Zeit lang von thätigen Ausbrüchen zurück, aber ohne deren Quelle verstopfen zu können.

Georg IV hatte sich bald nach dem Schlusse der Parlamentssitzung nach Schottland begeben, um sich dort, wie das Jahr vorher in Irland, der Bevölkerung als König zu zeigen. Er war kaum in Edinburg angekommen, als er die Nachricht von dem Ende des Staatssekretairs für das Auswärtige, des früheren Lord Castlereagh, seit dem

Tode seines hochbejahrten Vaters Marquis von Londonderry geworden, erhielt. Londonderry hatte sich am 12 August (1822) auf seinem Landsitze Northerey in der Grafschaft Kent mit Hülfe eines Federmessers entleibt. Die Gegner des von ihm befolgten Systems: in England jede Reform in den Institutionen zu verhindern, und auf dem Kontinent den Absolutimus zu begünstigen — behaupteten, daß er, an der Fortsetzung dieser Politik verzweifelnd, und von Vorwürfen über das dadurch an seiner eigenen und den fremden Nationen begangene Unrecht gepeinigt, keinen anderen Ausweg als den Tod gesehen habe. Diese Meinung ist sehr unwahrscheinlich, da dieser Staatsmann von nichts weniger als zartem Gewissen war, und außerdem die von ihm eingeschlagene Bahn, da sie bis dahin geglückt war, ohne Zweifel für die richtige halten mochte. Im Besitze der Gunst seines Königs, der Unterstützung der parlamentarischen Majorität und des Beifalles der fremden Kabinette, hatte er keine Veränderung in seiner Stellung zu befürchten gehabt. Auch war Londonderry in Begriff gewesen, sich zu dem Kongreß nach Verona zu begeben, und durchaus nichts vorgefallen, was eine Umwandelung in seinen Ansichten hätte herbeiführen können. Sein allerdings den menschlichen Stolz demüthigendes Ende ist nur physischen Einflüssen zuzuschreiben. Die Anlage zum Wahnsinn lag in seinem Blut, und war in seiner Familie schon mehr wie einmal hervorgebrochen. Er fühlte sich erschöpft und übersättigt, und erlag in einem dunkeln Augenblick diesem Eindruck. Sein Tod erregte, außer in den officiellen Kreisen, nirgends Theilnahme, und wurde in den unteren Volksklassen überall in Großbrittanien und Irland mit Jubel aufgenommen. Seine Leiche wurde bei der Beisetzung nur mit Mühe vor Beleidigungen geschützt. Londonderry hinterließ den Ruf eines äußerst arbeitsamen, unerschrockenen, an die Behandlung der größten Geschäfte gewöhnten Mannes, dem es aber an aller Freiheit des Geistes und Wärme des Gemüthes gefehlt, und der, ausschließend mit der Gegenwart beschäftigt, zu wenig an die Zukunft seines Landes gedacht hatte.

Georg IV und seine Minister waren in Verlegenheit, wem sie die Ausfüllung der durch Londonderry's Tod in der Regierung entstandenen Lücke übertragen sollten. Bei der Ausdehnung der brittischen Besitzungen und ihren mannigfaltigen Beziehungen war das Staatssekretariat des Auswärtigen vielleicht das größte und schwierigste Amt, das es in der Welt gab, und verlangte, außer den besonderen Kenntnissen

und Erfahrungen, noch die Gabe der Rede, um die getroffenen Maßregeln nöthigenfalls vor dem Parlament mit Nachdruck vertheidigen zu können. Man fand endlich Niemanden als Georg Canning zu dieser Stelle geeignet, der schon dreizehn Jahre vorher Minister des Auswärtigen gewesen, 1816 Präsident des ostindischen Bureau's geworden, sich aber seit einiger Zeit vom öffentlichen Dienst zurückgezogen hatte, obgleich er Mitglied des Unterhauses geblieben war. In der letzten Zeit hatte man ihm, um ihn zu entfernen, das General-Gouvernement von Ostindien angetragen, er aber erst mit der Annahme und dann mit der Abreise gezögert.

Georg IV willigte ungern in diese Ernennung ein, da Canning im Proceß der Königin Karoline deren Partei genommen. Auch war Canning, obgleich ein Zögling Pitt's, und in den Reihen der Tories emporgekommen, bei der Aristokratie, zu der er durch seine Herkunft nicht gehörte, freisinniger Grundsätze verdächtig. Man ahnte, daß er eine Veränderung in den inneren Einrichtungen und noch mehr in der Leitung der auswärtigen Verhältnisse anstreben würde. Früher ein Nebenbuhler Londonderry's, mit welchem er 1809 sogar einen Zweikampf, in welchem er verwundet wurde, gehabt hatte, fürchtete man, daß er dessen System, welches damals für die Verkörperung des englischen Konservatismus galt, verlassen, und eben so sehr die Freiheit, wie sein Vorgänger die Gewalt, begünstigen würde. Da der Eintritt in das Ministerium in England aber mehr von der politischen Befähigung und der öffentlichen Meinung als der persönlichen Gunst des Souverains abhängt, so wurde Canning, ungeachtet des Widerstrebens Georg IV und seines Hofes, als der würdigste zu dieser Stelle berufen.

Obgleich Canning nur die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen hatte, so übte er durch seinen überlegenen Geist bald einen entschiedenen Einfluß auf alle Zweige der Verwaltung aus. Graf von Liverpool, der als erster Lord des Schatzes dem Namen nach an der Spitze der Verwaltung blieb, ging auf alle Eingebungen seines Kollegen ein. Außer dem Vertrauen in Canning's diplomatische Talente hatte man seine Anwesenheit im Ministerium auch deshalb für unumgänglich nothwendig gehalten, da er allein durch seine Beredsamkeit das Unterhaus, wo sich der Heerd der brittischen Volksfreiheit und der Tummelplatz ihrer Leidenschaften befindet, zu leiten im Stande war. Die Beschlüsse der Gemeinen können allerdings nur durch

die Zustimmung der Lords Gesetzeskraft erlangen. Da aber die Volksvertretung, ungeachtet der Theilung der Gewalten und der persönlichen Vorrechte der Pairschaft, das bestimmende Agens im öffentlichen Leben Englands geworden, so steht der Minister, welcher die Maßregeln der Regierung im Unterhause zu vertheidigen und durchzusetzen versteht, thatsächlich als Haupt der Verwaltung da. Canning war aber nicht nur ohne allen Vergleich der beredteste unter seinen Kollegen, sondern ist überhaupt der fähigste und ausgezeichnetste Staatsmann gewesen, den Großbrittanien mit Ausnahme der beiden Pitt jemals besessen hat. Er ragte durch seinen Charakter fast eben so sehr wie durch sein Talent hervor, was in der diplomatisch-politischen Sphäre äußerst selten statt findet. Auch ist er den beiden genannten großen Ministern an Geist und Kraft nicht untergeordnet gewesen, lebte aber unter Umständen, die seinen seltenen Gaben keine so glänzende Entfaltung erlaubt haben.

Das Erste was Canning that war, daß er in den Beziehungen Englands zu den auswärtigen Mächten eine entschiedenere und freisinnigere Haltung als sein Vorgänger im Ministerium, der Marquis von Londonderry, annahm. Nach seiner Anweisung arbeitete der Herzog von Wellington auf dem Kongreß in Verona, so viel es ihm möglich war, dem Plan einer bewaffneten Dazwischenkunft in Spanien entgegen. Der englische Botschafter in Madrid Sir William A'Court wurde beauftragt, bei den einflußreichsten Mitgliedern des spanischen Liberalismus für eine Modificirung der Konstitution zu Gunsten der königlichen Prärogative, mit Erhaltung der Grundbedingungen einer Repräsentativregierung zu wirken, um den übrigen großen Mächten den Vorwand zu einer Intervention zu entziehen. Ohne die Verblendung der Kortes würde Spanien nicht wieder dem Despotismus Ferdinand VII zugefallen sein.

Canning verhinderte durch sein kräftiges Einschreiten die Hülfe, welche Ferdinand VII seinem Neffen, dem portugiesischen Infanten Don Miguel zu leisten entschlossen war, und erklärte, da er die in dieser Beziehung der englischen Politik entgegengesetzten Absichten der nordischen Höfe kannte, zu diesem Zweck selbst einen allgemeinen Krieg nicht zu scheuen. Es war nicht seine Schuld, wenn die portugiesische Nation für eine Zeit lang unter das erniedrigende Joch des meineidigen Usurpators gerieth. Er eröffnete dem brittischen Handel neue Hülfsquellen, indem er, ungeachtet des Widerstrebens der großen Kontinen-

talmächte, die südamerikanischen Republiken anerkannte, bewies bei den Streitigkeiten mit Nordamerika eben so viel Nachdruck als Billigkeit, und bereitete durch einen mit Rußland abgeschlossenen Vertrag die Befreiung Griechenlands vor.

Canning verschärfte das Verbot gegen den Sklavenhandel, der auf dem Wiener Kongreß zwar grundsätzlich verworfen, in der That aber bisher wenig beschränkt worden. Auf seine Veranlassung stellte das Parlament diesen Menschenhandel der Seeräuberei gleich, und sprach gegen ihn die Todesstrafe aus. Er rief in den brittischen Kolonien große Verbesserungen in dem Verhältniß der Schwarzen zu den Pflanzern hervor, wodurch die spätere Abschaffung der Sklaverei vorbereitet wurde. Durch seinen Einfluß wurde die englische Zollgesetzgebung ermäßigt, die Einfuhrsteuer auf Getreide herabgesetzt, und dadurch der erste bedeutende Anstoß zu den durchgreifenden Reformen Sir Robert Peel's gegeben. Er wirkte unausgesetzt für die Emancipation der Katholiken im brittischen Reiche, und die Rede, welche er — obwohl so krank, daß er sich in das Unterhaus hatte tragen lassen müssen — über diese Frage hielt, war der erste große moralische Sieg in dieser Angelegenheit, welche ohne ihn noch lange Jahre hindurch unentschieden geblieben wäre.

Als Canning im April 1827 nach dem durch Krankheit erfolgten Rücktritt des Grafen von Liverpool, auch dem Namen nach, unter dem Titel eines ersten Lords des Schatzes, an die Spitze der Regierung trat, bewies er, in den Entwürfen für die Verbesserung der Finanzen und die Erleichterung der öffentlichen Lasten, dieselbe Kraft und Einsicht wie bisher in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Er würde bei längerem Leben alle nach ihm in der brittischen Verfassung und Verwaltung vorgenommenen Verbesserungen selbst durchgeführt haben, denn er hatte ihnen auf das kräftigste vorgearbeitet. Aber er starb, von Arbeit erschöpft, und von den Angriffen seiner Gegner, zuweilen selbst dem Mißtrauen seiner Freunde, die den hohen Flug seines Geistes und seinen tiefen Blick in die Zukunft nicht immer zu würdigen verstanden, nicht gebeugt, aber oft verletzt, am 8 August 1827, mit dem Rufe, einer der größten und besten Männer der neueren Zeit gewesen zu sein.

Für England hat Canning das Verdienst gehabt, die Verfassung, indem er ihre Auswüchse zu beschneiden suchte, befestigt, und durch seine vorbereitenden Verbesserungen die Keime zu einer gewaltsamen

Umwälzung entfernt zu haben, zu der die exklusiven Grundsätze Londonderry's und seines Anhanges den Samen ausgestreut hatten. Für ganz Europa aber trug er durch seinen Einfluß und sein Beispiel dazu bei, dem von absolutistischen und hierarchischen Dämmen eingezwängten Strome der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit eine verstärkte Bewegungskraft und die Aussicht auf einen endlichen Durchbruch zu verleihen.

Nach Canning's Tode trat John Robinson, ein jüngerer Sohn des Lord Grantham, unter dem Namen Lord Goderich zur Pairie erhoben, an die Spitze eines neuen Ministeriums. Goderich war früher ein Anhänger der castlereaghschen Politik gewesen, aber durch Canning's Einfluß auf die Bahn der Reformen geführt und Finanzminister geworden. Mehre Kollegen Canning's blieben in diesem Ministerium. Unter den neu eintretenden Mitgliedern gab es Tories und Whigs, Freunde und Gegner Canning's. Wellington übernahm wieder die Stelle als Oberbefehlshaber des Heeres, welche er, als Canning erster Minister geworden, um nicht unter diesem zu stehen, niedergelegt hatte. Das Ministerium Goderich besaß keinen entschiedenen Charakter, schwankte zwischen entgegengesetzten Maßregeln hin und her, und dieser Minister selbst, obgleich wegen seines persönlichen Charakters von allen Parteien geachtet, that keiner derselben genug. Obgleich innerlich ein Anhänger des canningschen Systems, besaß er nicht die Kraft dasselbe folgerecht durchzuführen. Schon im December (1827) reichte Lord Goderich seine Entlassung ein.

Lord Lyndhurst, früher John Copley genannt, in Nordamerika vor der Losreißung der Vereinigten Staaten von England geboren, hatte seine Laufbahn als Sachwalter begonnen, anfänglich fast republikanische Meinungen, besonders bei der Vertheidigung der wegen politischer Vergehen Angeklagten, dargelegt, war später ein Whig geworden, durch deren Beistand in das Unterhaus gekommen, und zuletzt zu den Tories übergegangen. Er besaß einen großen Ruf in seinem Fache und war eines der ersten Mitglieder des Kanzleigerichts, als er von Canning, nach dem Abgange des ultratorystischen Grafen Eldon, die Stelle eines Kanzlers von England, und mit dieser den Eintritt in das Oberhaus unter dem Titel eines Lord Baron von Lyndhurst und Wimbleton erhielt. Canning, der eines berühmten Rechtsgelehrten in seinem Ministerium bedurfte, übersah Lyndhurst's mehrmals gewechselte politische Meinungen, wenn ihn dieser nur bei Durchführung seiner Pläne äußerlich unterstützte. Lyndhurst bekam jetzt nach dem Rücktritt

des Lord Goderich von Georg IV den Auftrag ein neues Ministerium zu bilden. Er behielt sich die Stelle eines Lordkanzlers vor, vermochte aber den Herzog von Wellington als erster Lord des Schatzes einzutreten, der auf diese Art zum erstenmal selbstständig die Zügel der Staatsverwaltung führen sollte.

Wellington war ein Anhänger des castlereaghschen Systems und zugleich eine moralische Stütze desselben gewesen, da sein Kriegsruhm der Partei, zu welcher er sich hielt, ein großes Ansehen verschaffen mußte. Außer der Aehnlichkeit der Grundsätze hatte ihn aber auch persönliche Dankbarkeit an Lord Castlereagh gefesselt, da dieser ihn in einem kritischen Moment, als Wellington in Portugal eine Zeit lang keine Erfolge davon trug und die Opposition auf seine Entfernung vom Oberbefehl drang, in seiner Stellung zu erhalten wußte, und dadurch Gelegenheit zu weiterer Auszeichnung verschaffte. Wellington war, als er die Leitung des Ministeriums übernahm, ohne Zweifel geneigt, in Castlereagh's Fußstapfen zu treten, und mit allen Ueberlieferungen der canningschen Verwaltung zu brechen. Er behielt zwar im Anfange mehre Anhänger Canning's, wie Huskisson, den Vertreter freisinniger Handelsgrundsätze, Lord Dudley, der unter Canning Staatssekretair für das Auswärtige geworden, und einige Andere in seinem Ministerium bei, zwang sie aber später zum Austritt, und ließ ihre Stellen von entschiedenen Tories einnehmen. Besonders an den Höfen des Kontinents war man geneigt in Wellington nichts als einen Fortsetzer der castlereaghschen Politik zu sehen.

Aber die Lage der Dinge hatte sich unterdessen sehr verändert, und die kurze canningsche Verwaltung unauslöschliche Spuren zurückgelassen. Es wehte ein Hauch von Freisinnigkeit durch das ganze brittische Leben, wie seit langer Zeit nicht mehr gefühlt worden. Die während des Kampfes gegen Napoleon unter der Toryregierung davon getragenen Erfolge, die dem Nationalstolz geschmeichelt, und um deren Willen das Volk so viele Lasten freudig ertragen, waren allmälig in den Hintergrund getreten. Man beschäftigte sich jetzt mehr mit der Gegenwart und Zukunft, als daß man der Vergangenheit gedacht hätte. Auch waren die Mängel und Nachwehen des castlereaghschen Systems allgemein fühlbar geworden. Die brittische Verfassung war, allerdings nicht dem Buchstaben aber wohl dem Geiste nach, von den Tories durch den Widerstand gegen jede innere Verbesserung und durch den Anschluß an die Politik der absolutistischen Höfe des Festlandes verletzt worden. Es

konnten von jetzt an noch manche Schwankungen und Hemmungen auf der Bahn des Fortschrittes vorkommen, aber die Zeit des Stillstehens oder Rückschreitens war für England auf immer vorbei.

Wellington mochte diese Betrachtung früher entgangen sein, er konnte sich ihrer aber nicht mehr erwehren, als er an die Spitze der Verwaltung gestellt, entscheidend und verantwortlich in das Schicksal seines Landes einzugreifen berufen war. Seine Haltung bei mehren im Parlament zur Sprache gekommenen Gegenständen von untergeordneter Bedeutung gab, wenn auch keine innere Sinnesänderung, aber die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit kund, sich gegen den Geist der Zeit und den Strom der öffentlichen Meinung in keinen unversöhnlichen Kampf einzulassen. Diese Stimmung sollte bald bei einer allgemein wichtigen Angelegenheit noch mehr hervorbrechen.

Wellington erklärte sich gegen die Forderungen der Schiffseigenthümer, einer in England einflußreichen Klasse, als sie zu ihrem Vortheil eine Veränderung der von Huskisson in den Schifffahrtsgesetzen vorgenommenen Reformen verlangten. Er nahm, im Widerspruch zu seiner früheren Opposition gegen Canning, den Antrag auf Aufspeicherung fremden Getraides und dessen Verkauf, sobald der Preis des einheimischen Produkts eine gewisse Höhe erreicht hätte, in Schutz. Er ließ die Abschaffung der sogenannten Testakte zu, wonach jeder brittische Unterthan, der sich um ein städtisches oder königliches Amt bewarb, verpflichtet war, einen Monat nach Erlangung desselben das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu nehmen, und begnügte sich mit der Bestimmung, daß alle bisher der Testakte unterworfenen Personen nur versprechen sollten, ihre Stellung nicht zu der Beeinträchtigung der herrschenden Kirche zu benutzen.

Eine große Lebensfrage war jetzt in den Vordergrund getreten. Das Verhältniß Irlands zu Großbrittanien hatte seit einiger Zeit angefangen, die öffentliche Aufmerksamkeit in einem früher nie gesehenen Grade auf sich zu ziehen. Man gab die innere Unruhe, von welcher die Insel zerrissen wurde, das Elend der unteren, die Unzufriedenheit der höheren Klassen der einheimischen Bevölkerung, den Ausnahmsgesetzen schuld, unter welchen die Katholiken standen, welche sieben Achttheile der gesammten Einwohnerschaft ausmachten. Ein ansehnlicher Theil des englischen Heeres mußte blos dazu verwandt werden, um während des tiefsten äußeren Friedens Irland in Unterwürfigkeit zu erhalten. England fühlte sich durch das Joch, unter welchem es

Irland hielt, selbst geschwächt. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte schon einmal eine allgemeine Erhebung der Irländer gegen die brittische Herrschaft statt gefunden. Hätten damals nicht ungünstige Winde die beabsichtigte Landung eines französischen Heeres unter Hoche vereitelt, es wäre dort ein für England drohender Kampf zum Ausbruch gekommen. Die Britten hatten sich nur durch ihre wiederholten Seesiege über die Franzosen vor der Gefahr schützen können, daß eine fremde und feindliche Macht in Irland festen Fuß faßte. Aber es war nicht unmöglich, daß die Verhältnisse bei einem künftigen Kriege sich anders gestalteten, und England nicht immer eine so unbedingte Ueberlegenheit auf dem Meere, wie zur Zeit der französischen Republik und Napoleon's, ausübte. Hierzu kam noch die Rücksicht auf die brittische Verfassung selbst, die zwar auf geschichtlichem Boden entstanden ist, und deshalb manche Widersprüche enthalten kann, die aber bei der Ausbildung, zu welcher sie im neunzehnten Jahrhundert gelangt war, nicht länger ihr eigenes innerstes Wesen, das in der Freiheit der Meinung und der Gleichheit vor dem Gesetz besteht, gegen einen Theil ihrer Angehörigen verleugnen konnte.

Der Druck, unter welchem die katholischen Irländer so lange geseufzt hatten, war allerdings schon zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges und später während der französischen Revolution, aus Furcht vor dem Umsichgreifen demokratischer Bewegungen, gemildert worden. Es war aber noch immer die Ausschließung von dem Parlament, der Quelle alles staatlichen Rechts und öffentlichen Lebens in England, und in Folge dessen auch in vielen untergeordneteren Beziehungen eine große Ungleichheit zwischen Katholiken und Protestanten übrig geblieben. Die einzelnen Zugeständnisse hatten die einheimische Bevölkerung keineswegs zufrieden gestellt, sondern den Drang nach einer vollkommenen Gleichberechtigung gesteigert.

Alle großen Veränderungen in der Welt kündigen sich in dem Bewußtsein der Massen lange vor ihrer äußeren Erscheinung an, werden aber immer erst durch die Theilnahme einer hervorragenden Individualität wirklich in das Leben gerufen. Die Sehnsucht nach Befreiung war in dem irischen Volke schon früher oft genug hervorgebrochen, und es hatte nicht an einzelnen Vorfechtern gefehlt, die ihr Blut dafür vergossen. Aber es war bisher noch Niemand in Irland aufgetreten, in welchem sich die Eigenthümlichkeit, die Meinungen und Forderungen der einheimischen und katholischen Bevölkerung in einer allgemeines

Aufsehen erregenden Gestalt verkörpert hätten, und die von den Söhnen Erin's für einen erhöhten Ausdruck ihres eigenen Wesens hätte angesehen werden können. Eine solche Persönlichkeit erschien endlich in Daniel O'Connell, einem Dubliner Sachwalter, der zu einer Familie gehörte, welche von einem der altceltischen Häuptlinge der Insel abstammte, ein eifriger Katholik war, an Irland mit glühender Liebe hing, und im höchsten Grade die Gabe besaß, auf die innere Stimmung, die Einbildungskraft, das Gefühl des irischen Stammes zu wirken, weil er mit Leib und Seele zu ihm gehörte, ihn ganz begriff und wiederum ganz von ihm verstanden wurde. Wenn es in anderen Zeiten und unter anderen Völkern zu dem Werke der Befreiung eines ausgezeichneten Kriegers bedurft hätte, so konnte im neunzehnten Jahrhundert, in Irland, und England gegenüber, ein solches Unternehmen nur von einem großen Redner gefördert werden. England war schon seit langer Zeit das einzige Land in Europa, wo alle inneren Angelegenheiten durch das freie Wort, die Berufung an die richtige Einsicht und den guten Willen der Nation, entschieden worden waren. Dieser Weg war der einzige, der auch in dieser Angelegenheit zu einem sicheren Ziele führen konnte.

O'Connell hatte, nachdem er sich als Sachwalter einen großen Ruf erworben, in Dublin eine Gesellschaft für die Abschaffung der auf dem katholischen Theile der Bevölkerung Irlands lastenden Ausnahmsgesetze gestiftet, wo er diesen Gegenstand unaufhörlich verfolgte, auf allen Seiten beleuchtete, und dessen Unterstützung seinen Zuhörern mit allen Gründen der Religion, der Moral und des Rechts an das Herz legte. Seine Reden drangen, bei der ungehemmten Preßfreiheit, bis in die entlegensten Theile der Insel und in die Hütten des ärmsten Landvolkes. Er wurde innerhalb weniger Jahre der Mann seines Volkes, wie dies in solchem Grade selten in neueren Zeiten der Fall gewesen. Ganz Irland horchte auf seine Stimme, und wurde von dem hohen Schwunge seiner Gedanken, der kräftigen oder zarten Wahl seiner Bilder, seinem sinnreichen und schlagenden Witze begeistert und wie bezaubert. Seine flammende Beredsamkeit erweckte den schlummernden Funken im irischen Herzen, das ihm mit gleichem Feuer entgegenschlug.

O'Connell glaubte aber durch eine bestimmte äußere That der englischen Regierung zeigen zu müssen, welchen Einfluß er auf Irland besaß, und wie nothwendig eine Aufhebung der Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken geworden, wenn sich nicht zuletzt die ganze Masse der

Bevölkerung auf eine drohende Weise dafür erheben sollte. Bei der ihm wohlbekannten Stimmung der Mehrheit des englischen und schottischen Volkes zu Gunsten der Befreiung der Katholiken rechnete er darauf, daß eine große aber friedliche Demonstration zu diesem Zweck hinreichen würde.

So lange Canning und Goderich am Ruder saßen, hatte O'Connell sich damit begnügt, durch Rede und Schrift für seine Sache zu wirken. Als Wellington, der damals bei den mittleren und unteren Klassen in Großbrittanien wenig beliebt war, an die Spitze der Verwaltung trat, hoffte er einen entscheidenden Schlag führen zu können.

Es wurde ein Parlamentssitz für die irische Grafschaft Clare frei. Vesey Fitzgerald, ein Protestant aus einer alten seit Jahrhunderten in Irland ansässigen Familie, hatte diese Grafschaft in fünf nach einander folgenden Parlamenten vertreten, war ein Freund der Emancipation, und durch seine Milde als Grundherr von dem katholischen Landvolke gern gesehen. Er hatte aber eine Stelle im wellingtonschen Kabinet angenommen, und mußte sich deshalb einer neuen Wahl unterwerfen. O'Connell trat als sein Mitbewerber auf. Er behauptete, daß weder das unter Karl II noch das unter Wilhelm III erlassene Gesetz, wovon ersteres die englischen Katholiken von den englischen und letzteres die irischen von dem irischen Parlament ausschloß, nach der Union Englands mit Irland, auf das jetzige Unterhaus eine rechtliche Anwendung haben könne, da dieses eine von jenen verschiedene Körperschaft wäre.

Diese Meinung wurde, obgleich sie keine gesetzliche Prüfung hätte aushalten können, von den Katholiken in Irland einstimmig angenommen. Das Landvolk der Grafschaft Clare strömte in Schaaren nach der Stadt Eneis, wo die Wahl statt finden sollte. Die protestantischen Grundherren und Geistlichen setzten Himmel und Erde gegen O'Connell's Ernennung in Bewegung. Der Wahlkampf dauerte sechs Tage lang. O'Connell siegte mit großer Stimmenmehrheit und wurde am 5 Juli (1828) zum Parlamentsmitglied ausgerufen. Ganz Irland hallte von einem unermeßlichen Jubel wieder. In allen katholischen Kirchen wurden feierliche Hochämter abgehalten, um Gott für diesen Sieg zu danken, auf allen Bergen brannten Freudenfeuer. Was kurz vorher noch für unmöglich gehalten worden, war wirklich eingetroffen. Ein geborner Irländer und dazu, worauf dort so großer Werth gelegt wird, von dem alten ächten Stamme, sollte fortan im britischen Hause

der Gemeinen sitzen. In England erregte diese Wahl fast eben so großes Aufsehen.

Wellington begriff alsbald, daß die Ausnahmsgesetze gegen die Katholiken nicht mehr zu halten wären. Der ihm eigene militairische Blick, den er auf die Politik übertrug, lehrte ihn, daß die Stellung, in welcher sich bisher die Protestanten im brittischen Reiche gegen die Katholiken befunden, nicht länger vertheidigt werden könne, und daß eine ehrenvolle Kapitulation einem vergeblichen Widerstande vorzuziehen sei. Irland, bei dem im entgegengesetzten Falle unvermeidlichen Kampfe, durch Waffengewalt zu unterwerfen, hieße England selbst eine unheilbare Wunde schlagen. Im Unterhause war er des Erfolges seiner Absichten gewiß. Das Oberhaus allein, wo die Tories die Mehrheit bildeten, und die Ueberlieferungen der Revolution von 1688, die gegen Jakob II eben so sehr als Katholiken wie als Despoten gerichtet gewesen, noch lebendig waren, konnte ihn besorgt machen. Er zögerte um den beabsichtigten Rückzug vorläufig zu maskiren. Die katholischen Vereine in Irland wurden verboten, der den Katholiken geneigte Vicekönig Marquis von Anglesey abberufen, unter der Hand aber den katholischen Prälaten und anderen einflußreichen Irländern zu verstehen gegeben, daß das Ministerium ernstlich an eine Emancipation der Katholiken denke.

Am 5 Februar (1829) wurde in der königlichen Eröffnungsrede dem Parlament eine Erwägung der irischen Zustände und eine Durchsicht der auf die katholischen Unterthanen des brittischen Reiches sich beziehenden Gesetzgebung anempfohlen. Zugleich ward die Aufrechthaltung und Sicherstellung der protestantischen Staatskirche versprochen. Ein Petitionssturm erhob sich in allen drei Königreichen gegen und für die angedeutete Maßregel. Von der einen Seite ward geltend gemacht, daß die Verfassung, unter welcher England groß geworden, auf den Protestantismus gegründet, und mit der Gleichstellung der Katholiken unverträglich sei. Die brittischen Institutioneu ließen keinen Absolutismus irgend einer Art zu, und die politische Freiheit, die sie gewährten, setze den Besitz der moralischen Selbstständigkeit voraus. Die Katholiken seien aber in ihrem Gewissen von einem fremden Souverain abhängig, dem sie zu einem unbedingten Gehorsam verpflichtet wären. Der Pabst und die katholische Geistlichkeit übten in vielen Fällen über ihre Angehörigen eine unumschränkte Gewalt aus. Der Geist der brittischen Konstitution würde durch die Theilnahme der Ka-

tholiken an der Gesetzgebung mit fremden und feindlichen Bestandtheilen vermischt werden. — Von der anderen Seite her ward entgegnet, daß die Ausschließung eines großen Theiles der brittischen Bevölkerung von dem vollen Genuß der bürgerlichen Rechte, um ihres Glaubens willen, einer Verfassung widerspreche, welche wie die englische auf die Idee der Freiheit gegründet sei, daß zwischen Protestantismus im kirchlichen und moralischen Sinne unterschieden werden müsse, daß die Unterdrückung Andersgläubiger dem Wesen des Christenthums zuwider laufe, das über den einzelnen Konfessionen steht, und ward auf die Sicherheitsmaßregeln hingewiesen, welche man gegen etwaige Uebergriffe des Pabstthums und der Hierarchie in die Gesetzgebung aufnehmen könne.

Von beiden Parteien wurde der Streit mit großer Leidenschaft, aber auch mit seltener Gründlichkeit und Schärfe geführt, und es konnte bemerkt werden, welche Fülle von Geist und Kraft die Vertreter des brittischen Volkes bei wichtigen Berathungen zu entwickeln vermögen. Von Wellington ward während dieser stürmischen Verhandlungen eine ungewöhnliche Festigkeit des Charakters dargelegt. Seine inneren Neigungen und die Gewohnheiten seines ganzen Lebens hätten ihn von einer so großen Veränderung in der brittischen Verfassung abhalten können. Der König Georg IV und der größte Theil der Aristokratie war der Emancipation der Katholiken entgegen, und willigten zuletzt nur mit großer Selbstüberwindung in dieselbe ein. Aber Wellington, der einmal gewonnenen Ueberzeugung treu, wich mehr keinen Schritt zurück. Er hatte damals das Geschick Englands in Händen. Ein thätiger Widerstand von seiner Seite würde die Maßregel verhindert und wahrscheinlich einen Bürgerkrieg veranlaßt haben.

Nach einer Reihe von Sitzungen, die im Unterhause meist die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen dauerten, ward die Emancipationsbill von den Gemeinen am 30 März (1829) und bald darauf von den Lords angenommen, am 13 April von dem Könige unterzeichnet, und zum Gesetz erhoben. Ungeachtet der dadurch ausgesprochenen Gleichberechtignng der Katholiken und Protestanten, wurden erstere aus politischen Rücksichten gleichwohl von einigen großen Staatsstellen ausgeschlossen. Kein Katholik durfte Lordkanzler von England oder Vicekönig von Irland werden. Es ward den katholischen Parlamentsmitgliedern das eidliche Versprechen auferlegt, nichts gegen die protestantische Staatskirche zu unternehmen. Das Oberhaus wurde jetzt

durch acht katholische Lords vermehrt, unter welchen Norfolk, Shrewsbury, Clifford und Arundel zu den ältesten historischen Familien Englands gehörten. Seit hundert und funfzig Jahren waren sie ihrer Religion wegen von den Parlamentssitzungen ausgeschlossen gewesen, obgleich ihre Titel und Würden nie aufgehoben worden.

Mit der Emancipation der Katholiken trat in der brittischen Verfassung, zum erstenmal seit der Vollendung des parlamentarischen Systems unter Wilhelm III, eine große Veränderung ein, die sich in jeder Beziehung als heilsam erweisen sollte. Das Wesen des Protestantismus, der Geist der Prüfung und Selbstbestimmung, der unter anderen protestantischen Nationen sich auf das religiöse Gebiet beschränkt hatte, und dadurch unvollendet geblieben, in England aber durch seine Anwendung auf das Staatsleben zu vollständiger Geltung gekommen, ist durch die bürgerliche Gleichberechtigung der Katholiken weder geschwächt noch verändert worden. Daß eine so tief eingreifende Umwandelung der überkommenen Zustände, die so viele einzelne Interessen und zur anderen Natur gewordene Vorurtheile verletzte, bloß durch die Macht der Vernunft und die friedliche Entscheidung der Volksvertretung, ohne Anwendung äußerer Gewalt, ohne anderen Kampf als den des Gedankens und Wortes, hervorgebracht werden konnte, bleibt ein Ehrentitel in den brittischen Annalen, und liefert den schlagendsten Beweis für die Behauptung, daß ein Volk nur durch den Besitz einer freien Verfassung seine höchsten sittlichen Zwecke erreichen kann.

17. Spanien unter den Kortes. — Eindringen der Franzosen. — Flucht der Kortes nach Sevilla und Kadix. — Wiederherstellung des Absolutismus.

Ferdinand VII war durch den Abfall der in der Nähe von Madrid versammelten Truppen, die drohende Unzufriedenheit der hauptstädtischen Bevölkerung, und die aus den Provinzen einlaufenden Berichte, welche einen allgemeinen Aufstand gegen seine Regierung befürchten ließen, am 7 März (1820) zu der Wiederherstellung der Konstitution von Kadix gezwungen worden. Ein großer Theil des spanischen Volkes war durch die sechsjährige Willkürherrschaft des Königs und seiner Günstlinge so erbittert worden, daß ihm in jenem Augenblick jede Veränderung als eine Verbesserung erschien. Mit der allen

romanischen Nationen eigenen Beweglichkeit hofften die Spanier, daß mit der Einberufung der Kortes, welche während des ruhmwürdigen Kampfes gegen die Franzosen die oberste Gewalt in Händen gehabt, auch jetzt ein besserer Zustand eintreten würde. Diese Erwartung beruhte auf einem Irrthum. Jene Verfassung hatte an der glücklichen Führung des Krieges und dem hohen Aufschwunge des Volkes keinen wahrhaften Antheil gehabt.

In Spanien waren es nicht, wie in Frankreich 1789, die demokratischen Ideen gewesen, welche die Massen mit sich fortgerissen hatten. Die große Mehrheit des spanischen Volkes war, ohne Haß gegen die bisher bestandenen Einrichtungen, ohne Drang nach deren Zerstörung, ohne von irgend einer politischen Theorie erfüllt zu sein, einzig zur Vertheidigung seiner gefährdeten Unabhängigkeit aufgestanden. Der Nationalstolz aber nicht das Gefühl der Freiheit hatte es zu den Waffen gerufen. Dieses Gefühl war nur im Gegensatz zu einem fremden Herrscher und dessen bewaffnetem Einschreiten mächtig gewesen. Eine freisinnige Minderzahl in der Bevölkerung hatte, von der Abwesenheit des einheimischen Regentenhauses, der dadurch entstandenen Lücke im öffentlichen Leben und der großen Gährung, welche der Krieg verursachte, ermuthigt, eine Verfassung berathen und eingeführt, welche weder mit der Geschichte noch dem Bildungsstande des spanischen Volkes übereinstimmte. In einer Nation, welche seit Jahrhunderten unter dem Einflusse der Inquisition und des Mönchthums gestanden, Einrichtungen in das Leben rufen zu wollen, deren Grundzüge einem anderen wesentlich verschiedenen Volke angehörten, war ein Unternehmen, das, von außerordentlichen Umständen begünstigt, für den Augenblick gelingen, aber nicht von Bestand sein konnte. Von vielen anderen Schwierigkeiten ganz abgesehen, hatte schon darin ein Widerspruch gelegen, die politischen Ideen der Franzosen nach Spanien zu verpflanzen, während man diesen selbst einen Kampf auf Leben und Tod lieferte.

Was der liberalen Partei in Spanien, während des großen Befreiungskampfes, von England unterstützt, und bald nachher mit allen Gegnern Napoleon's im Bunde, möglich gewesen, mußte später, als die Lage der Dinge eine andere geworden, sich als unhaltbar herausstellen. Ferdinand VII hatte, ohne Widerstand zu finden, die Kortes nach seiner Rückkehr auflösen und verfolgen können. Seine Gewaltherrschaft war allmälig dem aufgeklärten Theile der Nation unerträglich geworden, und hatte auch die Massen gegen ihn gleichgültig ge-

macht. Von dem Aufstande des Heeres in Bewegung gesetzt, war 1820 Alles im ersten Augenblick scheinbar der wiederhergestellten Konstitution zugefallen. Diese war und blieb aber einem Volke fremd, das sich zwar nach einer Verbesserung seiner Zustände sehnte, aber zu einer gänzlichen Umgestaltung derselben weder geneigt noch befähigt war.

Ferdinand VII hatte, von dem gegen ihn geführten Schlage betäubt, sich anfänglich willenlos in die ihm aufgedrungene Veränderung ergeben. Das Ministerium, der Staatsrath, die Befehlshaberstellen in den Provinzen, und überhaupt alle einflußreichen Aemter wurden mit Anhängern des 1814 gefallenen Systems besetzt, von denen viele aus der Verbannung, manche sogar von den Zwangsarbeiten zurückkehrten, zu denen sie in den spanischen Festungen verurtheilt gewesen. Die Gelegenheit zu Willkür und Grausamkeit war für Ferdinand VII auf einige Jahre hinaus verloren, obgleich er sich später für diese Entbehrung schadlos halten sollte. Er mußte sich jetzt selbst in seinen persönlichen Verhältnissen manche Abhängigkeit gefallen lassen, seine meisten Hofleute entlassen und sogar seinen bisherigen Beichtvater aufgeben. Indessen blieben ihm während dieser ganzen Zeit immer geheime Verbindungen übrig, die ihn von der Stimmung des Volkes, den Absichten des Auslandes unterrichteten, ihm in diesem Falle zur Nachgiebigkeit, in einem anderen zum Widerstande riethen, und in ihm die Hoffnung unterhielten, daß er auf diese oder jene Art, durch einen Wechsel in der öffentlichen Meinung oder die Hülfe des Auslandes, in den Besitz seiner früheren Gewalt wieder eingesetzt werden würde. Die Revolution war so plötzlich und einzig durch den Aufstand eines Theiles der Armee eingetreten, bewies von Anfang an so wenig schöpferische und ordnende Macht, blieb dem Volke, ihrem Ursprung und Ziel nach, so unklar, daß es keiner tiefen Einsicht bedurfte, um nicht an ihre Dauer zu glauben.

Die Sitzungen der Kortes wurden während der ersten Jahre, ehe eine große Spannung in dem Verhältnisse zu den übrigen Mächten Europa's und die Befürchtung eines drohenden Krieges eintrat, mit Berathungen über innere Veränderungen erfüllt, welche, von einem allgemein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, Verbesserungen genannt werden konnten, aber mit den Ueberlieferungen, den Vorurtheilen, den Interessen der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht übereinstimmten. So wie der König von Spanien nach seiner Rückkehr Alles, was während der sechs inhaltsschweren Jahre seiner Gefangen-

schaft geschehen, für ungültig erklärt und wie mit einem Zauberschlage die früheren Zustände wiederhergestellt hatte, eben so thaten jetzt die Kortes. Sie wiesen hartnäckig jede selbst von befreundeter Hand vorgeschlagene Umgestaltung der Verfassung von 1812 ab. Daß sie bei dem ihnen bekannten Charakter Ferdinand VII, seinem Hange zu Treulosigkeit und Willkür, in keine Vermehrung der königlichen Prärogative einwilligen wollten, kann gerechtfertigt werden. Aber sie stießen den beiden einflußreichsten Klassen, der Geistlichkeit und dem Adel, blos um die demokratischen Principien der Konstitution von Kadix nicht zu verletzen, ohne sonstige Nothwendigkeit, vor den Kopf.

Die Aufhebung der Inquisition, als eines an und für sich verwerflichen Instituts, war unvermeidlich, und dieselbe außerdem schon seit längerer Zeit unpopulair geworden, wie sie denn auch Ferdinand VII später nicht mehr erneuerte. Aber die Partei, welche durch die Revolution wieder zur Herrschaft gekommen, erklärte die Einziehung aller geistlichen Güter und die Aufhebung der Mönchsorden, ohne an das Ansehen zu denken, in welchem die Klostergeistlichkeit bei dem Landvolke stand, aus welchem dieselbe zum Theil hervorgegangen war, welchem sie sich hülfreich erwies, und mit dem sie immer in der nächsten Berührung blieb. Die Weltgeistlichkeit wurde durch die Abschaffung des Zehnten beeinträchtigt. Für diese Einbußen wurde kein hinreichender und besonders kein regelmäßig geleisteter Ersatz gewährt.

Dem Adel, selbst dem höchsten, ward keine eigene Vertretung in den Kortes eingeräumt, und er dadurch im Bezug auf das öffentliche Leben so gut wie aufgehoben. Man schaffte die geistlichen Ritterorden: St. Johannes von Jerusalem, St. Jago, Calatrava, Alcantara und Montesa ab, welche weder mit der öffentlichen Freiheit noch der gesetzlichen Gleichheit unverträglich waren, und an denen die Erinnerungen des Adels und selbst des Volkes hingen. Die Kortes nahmen keine Rücksicht auf die uralten im Wesentlichen mit der Konstitution vereinbaren Rechte der baskischen Provinzen, und entfremdeten sich dadurch deren Bevölkerung, die als an der Grenze Frankreichs wohnend, von woher allein Spanien mit einem Angriff bedroht werden konnte, von besonderer Bedeutung war. Die durch die Revolution in der Verwaltung, der Rechtspflege, Handel und Gewerbe eingeführten Verbesserungen schienen, wenigstens im Anfange, nur auf den Vortheil der städtischen und mittleren Klassen berechnet zu sein, und konnten bei den immerwährenden inneren Unruhen überhaupt keine Früchte tragen.

Wenn die konstitutionelle Partei bei Anordnung der allgemeinen Verhältnisse keine tiefe Einsicht in die Lage der Dinge bewies, und sich mancherlei Unklugheit und Uebertreibung zu schulden kommen ließ, so muß dagegen ihre Schonung und Mäßigung gegen die Personen rühmend erwähnt werden. Viele ihrer hervorragendsten Mitglieder waren, während der unumschränkten Gewalt Ferdinand VII, den grausamsten Mißhandlungen, der Folter und dem Aufenthalt in den unterirdischen Gefängnissen von Ceuta unterworfen worden. Das Verhalten so vieler Anhänger des Königs hätte zu einer strengen Wiedervergeltung Veranlassung geben können. Gleichwohl konnte den neuen Machthabern keine Befriedigung persönlicher Rache vorgeworfen werden.

Die Kortes begnügten sich damit die sogenannten „Perser" deren Anklagen und Verleumdungen Ferdinand VII 1814 die erste Veranlassung zur Unterdrückung der Verfassung und Verfolgung der konstitutionellen Partei gegeben hatten, von allen öffentlichen Aemtern auszuschließen. Der einzige Marquis von Matafloriba, welcher die Denkschrift der „Perser" entworfen hatte, wurde zur Flucht gezwungen. Der General Elio, der damals Ferdinand's rechte Hand gewesen und so viele Grausamkeiten begangen hatte, wurde nach einer langen Untersuchung, in Valencia, dem Schauplatze seiner Unthaten, mit dem Strange hingerichtet. Die in den Provinzen gegen die absolutistische und mönchische Partei allerdings häufig verübten Gewaltthätigkeiten gingen nicht von den Kortes aus, sondern waren eine Folge der großen Erbitterung gegen das vorher bestandene System, und wurden in der Regel mehr von den Besiegten hervorgerufen als von den Siegern aus eigenem Antriebe begangen.

Eine unglückliche Begleitung der neuen Ordnung der Dinge war das noch mehr geräuschvolle und verwirrende als zerstörende und blutige Parteiwesen, und das Hervortreten der geheimen Gesellschaften, die zwar schon früher als ein im Dunkeln wirkendes Angriffsmittel gegen den Despotismus Ferdinand VII entstanden waren, jetzt aber ihr Spiel öffentlich zu treiben anfingen. Die ganze Nation theilte sich in Konstitutionelle oder Liberale und in Absolutisten oder Servile. Nach Allem was in Spanien seit Jahren vorgegangen konnte dies nicht anders sein. Weniger nothwendig und mehr ein Ausdruck extremer und isolirter Gesinnungen waren die Communeros, welche die Grundsätze der Jakobiner von 1793 theilten; die Freimaurer, die in Spanien eine rein politische Sekte geworden, und die Descamisados (Ohnehem-

den) welche, an die Pariser Kommune zur Zeit Robespierre's erinnerten. Diese Auswüchse des spanischen Liberalimus, obgleich ohne irgend eine Wurzel in dem Volke, mißbrauchten die Preßfreiheit, regten den Pöbel in den großen Städten auf, und erfreuten sich des Schutzes einzelner politischer und militairischer Parteihäupter, von denen sie zur Leitung künstlich erregter Aufstände oder zur Einschüchterung von Nebenbuhlern gebraucht wurden. Die genannten Sekten, deren Führer meist auch an der Spitze von Klubs standen, waren aus einer Uebertreibung der herrschenden Ideen entstanden, und schadeten der Sache, welcher sie dienen wollten oder wenigstens zu dienen vorgaben. Eine zu den Liberalen gehörige aber sich zu gemäßigten Grundsätzen bekennende Verbindung war die der Anilleros (so genannt von einem Ringe den sie trugen) zu welchen viele Personen aus den höchsten Klassen gehörten. Obgleich auch sie, der damals herrschenden Sitte gemäß, ihre Bestrebungen unter allerlei mystischen Zeichen verbargen, so waren sie im Grunde nichts als konstitutionelle Royalisten, konnten aber, von der Regierung nicht unterstützt, und von den Absolutisten, ungeachtet der Schranken, in welchen sie sich hielten, als Gegner angesehen, keinen Einfluß auf die Leitung der Ereignisse gewinnen.

Dieses Parteitreiben in Spanien war, wie die ganze Revolution selbst, ein matter Nachklang Dessen was einst in Frankreich von 1792 bis 1794 geschah. Allerdings befleckte das spanische Volk seine Geschichte nicht mit so vielen Gräueln, wie damals das französische, und es floß während dieser drei Jahre in ganz Spanien vielleicht weniger Blut als in den Septembertagen 1792 allein in Paris, und später nach der Einnahme von Lyon daselbst vergossen worden ist. Aber es geschah auf der anderen Seite auch nichts Großes, nichts was in dieser oder jener Richtung eine durchgreifende Bedeutung gehabt hätte. Selbst da wo die bewaffnete Machte sich einmischte, wie z. B. bei dem Kampfe zwischen einem Theile der königlichen Garde in Madrid und den Milizen und bewaffneten Klubisten am 7 Juli (1822), hatte das Zusammenstoßen mehr das Ansehen eines großen Tumultes als eines wirkichen Gefechtes. Die eine Partei griff die andere gewöhnlich nur dann an, wenn sie sich ihr an Zahl überlegen wußte, wo sich dann die schwächere bald zurückzog. Es traten nirgends große Massen wie in der Vendée gegen einander auf. Es fehlte der spanischen Revolution nicht an edlen und festen Charakteren, deren es sogar viele gab, aber an großen und unternehmenden Geistern, die wenn auch nur einen Augenblick lang Alles

mit sich fortgezogen hätten. Unter allen diesen theoretischen Politikern in und außer den Kortes konnte Niemand mit Mirabeau, selbst nicht mit den Staatsmännern zweiter Klasse, die in der französischen Revolution erschienen sind, verglichen werden. Es war kein Mangel an bedeutenden Rednern vorhanden. Arguelles, Alcala Galiano, Romero Alpuentes, Martinez de la Rosa, Torenno, durften auf diesem Gebiet für ausgezeichnet gelten. Aber es waren dies mehr litterarische als politische Talente. Sie kannten weder ihr eigenes Volk noch die Lage der Welt, ergingen sich gewöhnlich in moralischen oder historischen Allgemeinheiten, besaßen keinen praktischen Blick, und verstanden es nicht, eine große Entscheidung hervorzurufen, auch wenn die Gelegenheit sich dazu bot. Sie wurden außerdem auch von der Gleichgültigkeit und der Unklarheit der Nation selbst niedergedrückt, fühlten sich nicht, was unentbehrlich ist damit Jemand, so begabt er auch sein mag, seine ganze Kraft zu entwickeln vermag, von einem allgemeinen Aufschwunge, von einem großen Strome der Meinung oder That getragen, wie in der ersten französischen Revolution in so hohem Grade der Fall gewesen.

Ferdinand VII verstand es, die Ueberreste seiner früheren Macht zu immer größeren Schwächung der Regierung und zu immer tieferen Verwirrung der öffentlichen Zustände zu benutzen. Das Recht seine Minister zu ernennen wurde ihm nicht bestritten. Er wechselte sie alle Augenblicke, entließ die Einen, berief die Anderen unerwarteter Weise, und wußte immer einige derselben zur Nachgiebigkeit gegen seine Pläne zu gewinnen, welche dann die übrigen in ihren Unternehmungen hinderten. Er war in einer beständigen Verschwörung gegen die Verfassung begriffen, welche er öffentlich und feierlich beschworen hatte.

Besonders waren alle Vertheidigungsmaßregeln von der herrschenden Partei in einer Art vernachlässigt worden, die nur aus dem Mangel an einheitlicher Leitung und der großen Finanznoth erklärt werden kann. Die spanische Revolution hatte im Auslande viele Sympathien, aber bei den Kapitalisten kein Vertrauen erregt. Die zum Verkaufe ausgebotenen geistlichen Güter fanden keine Abnehmer oder gingen für einen Spottpreis fort. Ein so großes Land wie Spanien brachte in dieser Zeit kaum Anleihen von einigen Millionen Franken, und diese nur unter den nachtheiligsten Bedingungen zu Stande. Die Kortes wollten lange nicht an die Möglichkeit eines Angriffes von Seiten Frankreichs glauben. Sie hofften, daß die französischen Liberalen in den Kammern und der Presse die Minister Ludwig XVIII daran verhin-

dern, und daß Englands Einfluß zu Gunsten Spaniens sich in Paris geltend machen würde. Als endlich der Bruch unvermeidlich geworden, überredeten sich die Kortes, daß die Nation denselben Aufschwung, dieselbe Thatkraft wie während des Befreiungskrieges gegen Napoleon zeigen würde. Aber die Umstände hatten sich gänzlich verändert. Die Geistlichkeit, die damals die Massen zum Kampfe gegen die Franzosen begeistert, und das Landvolk, das keine Opfer gescheut hatte, waren der neuen Ordnung der Dinge entweder geradezu entgegengesetzt, oder wenigstens gegen sie gleichgültig gestimmt.

Als in Folge der auf dem Kongreß von Verona getroffenen Verabredungen, der Weigerung der Kortes in eine Veränderung der Verfassung zu willigen, und der Besorgniß der französischen Regierung vor dem Einflusse der in Spanien zur Herrschaft gekommenen Ideen der Revolution auf die öffentliche Meinung in Frankreich, der Krieg entschieden worden und der Herzog von Angouleme die spanische Grenze überschritten hatte, wurden die Machthaber in Madrid zu spät der Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigungsmittel und der Abneigung des Volkes gegen ihre Sache gewahr.

Die spanische Armee war, ohnedies nach den Befreiungskriegen sehr verringert, durch die letzte Revolution eher geschwächt als verstärkt worden. Zwar hingen die meisten Officiere und Soldaten der Konstitution an, aber die militairische Disciplin hatte durch die vielen inneren Bewegungen und Unruhen sehr gelitten. Unter den Generalen von Ruf konnten die Kortes nur auf Mina und Empecinado mit Sicherheit rechnen, aber beide waren, obgleich im höchsten Grade unternehmend und kühn, nur an den Krieg im Kleinen, in Gebirgen und Schluchten gewöhnt, und hatten nie im offenen Felde ein Heer befehligt. Im Befreiungskriege, wo der Bund mit England der Begeisterung der Spanier eine starke materielle Grundlage verlieh, hatten die bewaffneten Landleute und Hirten große Dienste geleistet. Jetzt fehlte sowohl die Hülfe des Auslandes als die Unterstützung der Massen. Nur in wenigen großen Städten waren die Nationalgarden oder Milicianos zum Anschluß an die Linientruppen bereit. Die Generale, welche an die Spitze der vorhandenen Streitkräfte gestellt wurden, O'Donell Graf von Abisbal, Morillo Graf von Cartagena, und Ballesteros, der bedeutendste unter ihnen, hatten sich im Befreiungskriege hervorgethan, aber nie ein größeres Heer geführt, und nur in untergeordneten Verhältnissen zur Ausführung von Wellington's Plänen beigetragen.

Morillo war durch seine in Südamerika begangenen Grausamkeiten übel berüchtigt, und zuletzt dort gänzlich geschlagen worden. Diese Generale waren im Stillen von der Schwäche der spanischen Revolution überzeugt, und begriffen besser als die Minister und die Kortes die Unmöglichkeit, einem wohldisciplinirten französischen Heere von 100,000 Mann, von lauter Generalen aus Napoleon's Schule befehligt, mit den zu ihrer Verfügung gestellten Vertheidigungsmitteln lange widerstehen zu können. Sie waren deshalb im voraus zum Aufgeben des herrschenden Systems geneigt, hofften aber, daß die französische Regierung nach beendigtem Kriege, durch ihren Einfluß auf Ferdinand VII, denselben zur Ertheilung einer der Charte constitutionnelle ähnlichen Verfassung bewegen würde. Mit dieser Erwartung beschönigten sie den Verrath, den sie im Herzen trugen.

Die Grenzfestungen in Katalonien hielten das französische Heer nicht auf, das ohne Widerstand zu finden auf der großen Straße nach Madrid vordrang. Am 26 April (1823) drei Wochen nach Eröffnung des Feldzuges, hielt der französische General Molitor, unter dem Jubel des Volkes, seinen Einzug in Saragossa, wo die Franzosen früher einen so großen Widerstand gefunden hatten, und ihr Name so verhaßt gewesen war. Ballesteros zog sich nach Valencia, Morillo nach Gallicien zurück. Abisbal, der in Madrid ein Heer versammeln sollte, brachte kaum 10,000 Mann zusammen. Eine provisorische Junta, aus der absolutistischen Regentschaft von Seu de Urgel gebildet, und aus Eguia, Calderon und Erro bestehend, begleitete den Herzog von Angouleme, erließ Proklamationen und Dekrete, und übte überall, wo die Franzosen sich festsetzten, im Namen Ferdinand VII die oberste Gewalt aus. Der französische Generalissimus enthielt sich sorgfältig aller Einmischung in die inneren Angelegenheiten, und erklärte, nur als Befreier des Königs von dem Joche der Revolution gekommen zu sein.

Die Kortes verließen Madrid, und zwangen den König und seine Familie sie nach Sevilla zu begleiten, wo sie den Sitz der Regierung aufschlagen wollten. Am 23 Mai wurde Madrid von den Franzosen besetzt. Die provisorische Junta löste sich auf, und die beiden obersten Behörden der alten Monarchie, der Rath von Kastilien und der von Indien, traten zu der Ernennung einer Regentschaft zusammen, an deren Spitze der Herzog von Infantado gestellt wurde, und welche während der Abwesenheit Ferdinand VII dessen Person und Macht vertreten sollte. Die Regentschaft ernannte sogleich ein aus den eifrigsten

25

Anhängern der absolutistischen und klerikalen Partei gebildetes Ministerium, das alle Liberalen von einigem Ruf, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, einkerkern und ihre Besitzungen mit Beschlag belegen ließ. Ein Theil der Grandezza, die höheren Beamten, die meisten reichen Eigenthümer, die tüchtigsten Bataillone der Madrider Nationalgarde hatten die Kortes nach Sevilla begleitet. Der Pöbel überließ sich einer ausschweifenden Freude über die eingetretene Veränderung, plünderte die Häuser der Entflohenen und mißhandelte Alle, die ihm wegen ihrer konstitutionellen Gesinnung verdächtig waren. In der Hauptstadt wie in ganz Spanien, wo die französischen Waffen hindrangen, sprach sich die öffentliche Meinung überall gegen die Konstitution aus. Indessen war es mehr die Schwäche und das Unglück der Kortes als Liebe zu Ferdinand VII was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Die unteren Volksklassen in Spanien sahen dem Gange der Ereignisse wie einem Stiergefecht zu, wo, wer siegt, beklatscht, wer unterliegt, verhöhnt wird.

Abisbal, der schon vor 1820 verschiedene Rollen spielte, und abwechselnd sich zu Ferdinand VII oder dessen Gegnern neigte, hatte, als er im Monat März (1820) überall die Truppen zur Nachahmung des auf der Isla de Leon gegebenen Beispieles bereit sah, durch sein entschiedenes Auftreten in Ocana den Sieg der konstitutionellen Partei beschleunigt. Jetzt, nach dem Vordringen der Franzosen in das Innere Spaniens, die Niederlage der Kortes bei deren schwachen Vertheidigungsmitteln voraussehend, verließ er abermals die Fahne, zu welcher er geschworen hatte. Bald nach dem Abzuge der Kortes nach Sevilla richtete er ein zur Oeffentlichkeit bestimmtes Schreiben an den General Grafen Montijo, worin er sich zwar nicht unumwunden für die Wiederherstellung des Absolutismus aussprach, sich aber tadelnd über die Konstitution von Kadix verbreitete, und eine Modifikation derselben anrieth. Er wollte damit seine Truppen auf den von ihm beabsichtigten Verrath vorbereiten. Diesmal irrte sich Abisbal. Seine Soldaten erklärten sich gegen ihn, und er ward zur Flucht in das Lager des Feindes gezwungen, mit welchem er schon vorher geheime Unterhandlungen angefangen hatte. Sein Beispiel erschütterte die ohnedies wankende Treue mehrer anderen Generale.

Die Nachricht von der Einnahme Madrids und dem Abfalle Abisbal's hatte in ganz Südspanien einen der Sache der Freiheit sehr nachtheiligen Eindruck gemacht. Sie schwächte den ohnedies lauen Eifer,

mit welchem die dortige Bevölkerung, einige größere Städte ausgenommen, sich anfänglich der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen hatte. Den Geistlichen und besonders den Mönchen, deren Einfluß auf die Menge, durch die Vertreibung aus ihren Klöstern und die erzwungene Berührung mit der Welt, noch größer als früher geworden, war es in kurzer Zeit gelungen, eine außerordentliche Veränderung in der öffentlichen Meinung hervorzubringen. Die Kortes wurden in Sevilla von den wenigen Konstitutionellen mit Trauer, als unfreiwillige Verkünder des herannahenden Unterganges ihrer Partei, von den zahlreichen Absolutisten mit dem geheimen Wunsche nach baldiger Gelegenheit zur Rache, aufgenommen. Sie setzten ihre Berathungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Verwaltung fort, während die eine Hälfte des Landes sich ihrer Herrschaft schon entzogen hatte, und die andere dies bei dem ersten Zeichen zu thun bereit war. Das unaufhaltsame Vordringen der Franzosen nöthigte die Kortes nach einem Aufenthalt von sechs Wochen Sevilla zu verlassen, und sich nach Kadix zu wenden, wo sie, noch immer auf eine Vermittlung Englands und auf den Widerstand ihrer Generale in den verschiedenen Gegenden Spaniens hoffend, die Konstitution bis auf das Aeußerste zu vertheidigen dachten.

Da Ferdinand VII sich geweigert hatte den Kortes nach Kadix freiwillig zu folgen, so war er bis zu der Ankunft daselbst seiner Gewalt entkleidet und deren Ausübung einer Regentschaft übertragen worden. Nach dem Einzuge in Kadix ward er zum Schein wieder in seine Rechte eingesetzt. Die Kortes hofften, daß die von den Franzosen zurückgedrängten Korps sich alle nach dem Süden wenden, den Feind im Rücken und auf den Seiten angreifen und Kadix entsetzen würden. Auch rechneten sie auf eine Erhebung aller Gebirgsbewohner im mittäglichen Spanien. Von dem Allen ging nichts in Erfüllung. Im Juni hatte Morillo mit dem französischen General Bourke, im Juli Ballesteros mit Molitor einen Vergleich abgeschlossen, vermöge dessen sie die Waffen niederlegten und die im Namen Ferdinand VII handelnde Regentschaft in Madrid anerkannten. Ballesteros hatte sich erst nach tapferem Widerstande und ohne seine Truppen mit den Franzosen zu vereinigen, zu diesem Schritt entschlossen, Morillo dagegen gar nichts zur Vertheidigung der ihm anvertrauten Stellung gethan, und dem Feinde sogar Vorschub geleistet.

Die Kortes hatten in Kadix nur 14,000 Mann, die ihnen aus

Madrid und einigen anderen großen Städten freiwillig gefolgten Milizen eingerechnet, zusammenbringen können. Die Festungswerke waren theils zu verfallen, theils zu ausgedehnt, als daß eine so geringe Besatzung zu ihrer Vertheidigung ausgereicht hätte. Ein französisches Geschwader, das sich vor die Stadt legte, schnitt die Verbindung mit der See ab. Am 31 August ward der Trocadero, eine befestigte Landzunge, welche den Zugang zu dem inneren Hafen vertheidigt, von den Franzosen erstürmt. Die konstitutionellen Truppen schlugen sich mit dem Muthe der Verzweiflung, mußten aber zuletzt überall der Uebermacht weichen. Das Fort Santi Petri und die Insel Leon wurden von den Belagerern genommen. Alle Versuche mit dem Herzoge von Angouleme, der die Angriffe persönlich leitete und bei vielen Gelegenheiten den kaltblütigsten Muth bewies, Unterhandlungen anzuknüpfen und Gewährleistungen für die Zukunft zu erlangen, blieben vergeblich, da derselbe eine bedingungslose Freigebung Ferdinand VII verlangte, und jede weitere Vermittlung ablehnte. Das Bombardement der Stadt begann, und die Erstürmung derselben war bei fortgesetztem Kampfe unvermeidlich geworden. Die Bevölkerung selbst erklärte sich endlich gegen einen weiteren zwecklos gewordenen Widerstand. Dies brach die Festigkeit der Kortes, und sie gaben in einer letzten geheimen Sitzung Ferdinand VII seine verlorene Macht wieder und erklärten sich für aufgelöst. Um nicht den Schein eines Aufgebens der Freiheit selbst zu haben, stellten sie sich, als glaubten sie an das von dem Könige in dieser letzten Zeit mehrmals wiederholte Versprechen, Spanien nach Beendigung des Krieges eine freie Verfassung verleihen zu wollen. Am 1 Oktober langte Ferdinand VII im französischen Lager an, wo er von dem Herzoge von Angouleme mit großen äußeren Ehrenbezeugungen, von der französischen Armee aber ohne innere Theilnahme empfangen wurde. Die Zeit vor dem Einrücken der Franzosen in Kadix und der Wiederherstellung des Absolutismus ward von den Mitgliedern der Kortes und deren vornehmsten Anhängern zu ihrer Rettung aus dem spanischen Gebiet benutzt.

Die Meisten flüchteten nach Gibraltar, und manche zogen es vor, lieber eine Zuflucht bei dem Kaiser von Marokko zu suchen, als den Verheißungen Ferdinand VII zu trauen. Dieser erließ unmittelbar nach seiner Befreiung ein Dekret, worin er alle seit dem 7 März 1820 erlassenen Gesetze und vollzogenen Regierungshandlungen für ungültig erklärte.

So ward die alte Stadt des Herkules, in deren Mauern einst Hannibal und Cäsar erschienen, das Grab einer Revolution, die daselbst mit so großer Begeisterung aufgenommen worden, nachdem sie die Wiege und das letzte Bollwerk einer freisinnigen Verfassung gewesen, die, ungeachtet aller Mängel, für besser gelten konnte als der Zustand, der ihr vorangegangen und der auf sie folgen sollte.

Unter den spanischen Generalen ersten Ranges, denen die Vertheidigung ganzer Provinzen oder der Oberbefehl über Armeekorps anvertraut gewesen, hatte nur Mina vollkommen seine Pflicht erfüllt. Nachdem er schon vor Ausbruch des Krieges die absolutistische Regentschaft von Seu de Urgel und die sogenannte Glaubensarmee zur Flucht nach Frankreich gezwungen, wußte er später dem alten und erfahrenen Marschall Moncey Herzog von Conegliano jeden Fuß Landes streitig zu machen, ihn durch für unmöglich gehaltene Märsche zu täuschen, hier zu verschwinden, dort unerwartet zu erscheinen, so daß er erst vier Wochen nach der Uebergabe von Kadix zur Niederlegung der Waffen gezwungen werden konnte. Es gab noch einige andere Generale und Festungskommandanten, wie der Marquis de los Rios, Lopez Banos, Torijos, Chapalongara, die, so lange eine Möglichkeit des Widerstandes vorhanden war, den Kampf fortsetzten. Das Verhalten der Officiere und Soldaten hatte in den meisten Fällen dem spanischen Namen Ehre gemacht. Aber ohne Leitung von Seiten der Regierung, ohne Einheit in den Plänen und Bewegungen, von den meisten Oberbefehlshabern verrathen, von der Mehrheit der Bevölkerung mit Gleichgültigkeit oder Abneigung betrachtet, hätten die konstitutionellen Truppen selbst einem weniger kriegskundigen Feinde, der sich im Besitze aller Vortheile befand, die ihnen fehlten, unterliegen müssen.

Unter den höheren Officieren, die sich beim Ausbruch der Revolution am meisten betheiligt hatten, stand Riego oben an. Man konnte dieselbe auf seine Rechnung setzen, so weit dies bei einer Begebenheit möglich ist, die so viele Theilnehmer zählte, und der anfangs die ganze Bevölkerung beistimmte. Riego war ein unternehmender Charakter, zur Ausführung eines kühnen Handstreiches geschickt, und durch sein martialisches Aeußere und seine feurige Ausdrucksweise bei den Soldaten besonders beliebt. Aber weiter ging seine Befähigung nicht. Schon bei seinem ersten Hervortreten auf Isla de Leon, am Neujahrstage 1820, hatte er mehr Ungestüm als Urtheil bewiesen. Er benutzte die Unzufriedenheit des Kriegsvolkes zu einer Schilderhebung gegen die

Regierung, ohne aber gegen diese selbst einen entscheidenden Schlag führen zu können. Er war zu früh losgebrochen. Es vergingen noch neun Wochen von seiner Rede an die Soldaten in der Kirche Las Cabezas an bis zur Annahme der Verfassung, und ohne Abisbal's Dazwischenkunft würde dieser schwankende Zustand noch länger gedauert haben. Später warf sich Riego den übertriebensten Demokraten in die Arme, unterstützte das zuchtlose Treiben der Klubs, regte die Linientruppen und Milizen zum Mißtrauen gegen die Minister und Kortes und zu unmöglich zu erfüllenden Forderungen auf, und verwirrte überall durch seine Unruhe und Maßlosigkeit die Angelegenheiten, in welche er eingreifen wollte. Auf der anderen Seite aber war Riego der Freiheit aufrichtig und von ganzer Seele zugethan, ohne eine Spur von Zweideutigkeit oder Selbstsucht in seinem Wesen, und was überhaupt in Spanien selten ist, und besonders damals selten gewesen, milden Sinnes, von Haß und Rachsucht frei, und in einer so gewaltsamen Zeit keiner einzigen grausamen Handlung schuldig.

Riego hatte Kadix verlassen, nachdem die Kortes dort angekommen, um die in Südspanien zerstreut liegenden konstitutionellen Truppen zu sammeln, und zur Vertheidigung der bedrohten Stadt herbeizuführen. Sein Plan war an dem Verrathe mehrer Generale und der herrschenden Unordnung und Rathlosigkeit gescheitert. Ueberall auf überlegene französische Streitkräfte stoßend, hatte er die von ihm zusammengebrachten Schaaren selbst entlassen müssen, um der Beobachtung des Feindes, dem er nicht widerstehen konnte, zu entgehen, und sich zuletzt in das Gebirge geworfen, um von dort aus einen Hafen zur Rettung aus Spanien zu finden. Entdeckt, gefangen, wurde er unter den Verwünschungen desselben Volkes, welches ihm früher so oft zugejauchzt hatte, nach Madrid gebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt, und mit dem Strange hingerichtet.

Die absolutistische Regentschaft in Madrid hatte von ihrem ersten Auftreten an sich gegen die Konstitutionellen Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten aller Art zu schulden kommen lassen, und war hierin von den bei Einführung der Verfassuug entlassenen und jetzt wieder angestellten Beamten und Officieren, besonders aber den Mönchen und dem Pöbel, eifrigst unterstützt worden. Die Anhänger der Kortes waren gewissermaßen für vogelfrei erklärt, und nicht blos der politische Meinungsstreit, sondern auch alle möglichen persönlichen Leidenschaften konnten sich in der gehässigsten Weise geltend machen. Diese Verfol-

gungen wurden zuletzt sogar den zur Unterdrückung der Freiheit in Spanien eingerückten französischen Truppen anstößig.

Der Herzog von Angouleme hatte deshalb, während seines Zuges von Madrid nach Kadix, in Andujar eine Ordonnanz erlassen, welche den spanischen Behörden verbot, ohne Bewilligung der französischen Militairkommandanten, gegen die Anhänger der Kortes Verhaftungen oder Geldstrafen eintreten zu lassen. Diese Beschränkung der Willkür war an und für sich gering, da es im Grunde nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theile Spaniens französische Befehlshaber und Truppen gab. Außerdem aber kehrten sich die spanischen Absolutisten an diese Verordnung nicht, und die französischen Ultras, am Hofe und in den Kammern mächtig, und von den über die Revolution in Spanien davon getragenen Vortheilen berauscht, griffen die Ordonnanz von Andujar, ungeachtet der Quelle aus der sie geflossen, heftig an, und behaupteten, daß das französische Heer blos zur Wiedereinsetzung Ferdinand VII in die ihm entrissenen Rechte bestimmt gewesen, und sich nicht in die inneren Angelegenheiten Spaniens zu mischen habe. Der Herzog von Angouleme ward gezwungen jene Verordnung förmlich zurückzunehmen. Vergebens suchte er Ferdinand VII nach dessen Befreiung zu mehr Mäßigung und Rücksicht zu bewegen. Sein Rath ward nicht befolgt. Der König von Spanien versprach nach seiner Weise Alles was von ihm, wenn er sich zur Verweigerung zu schwach fühlte, verlangt wurde, blieb aber seinem natürlichen Hange zu Willkür und Grausamkeit treu. Der Herzog von Angouleme hätte, an der Spitze eines siegreichen Heeres von 100,000 Mann stehend, wohl die Macht besessen, seinen Ansichten mehr Nachdruck zu geben. Aber dieser Prinz zeigte sich nur auf dem Schlachtfelde entschlossen, war im gewöhnlichen Leben schwach und von fremdem Einflusse abhängig. Obgleich, wie aus seinen später bekannt gewordenen Papieren hervorgeht, Ferdinand VII und seiner Minister Verfahren im höchsten Grade mißbilligend, stellte er ihnen keine weiteren Hindernisse entgegen. Mit dem Ruhme zufrieden, einen stammverwandten König aus der Gefangenschaft befreit und ihm seinen Thron zurückgegeben zu haben, verließ er Spanien so schnell als möglich, und hielt am 2 December (1823) einen feierlichen Einzug in Paris, während der größte Theil seines Heeres zur Sicherheit Ferdinand VII noch eine Zeit lang mehre spanische Provinzen besetzt hielt.

Ferdinand VII benutzte seine Wiedereinsetzung, um seinen Leiden-

schaften und Vorurtheilen ungehindert den Zügel schießen zu lassen. Er suchte jede Erinnerung an die drei Jahre, während welcher er nur dem Namen nach König gewesen, auszutilgen, und blieb ein unerbittlicher Verfolger Aller, die sich auf irgend eine Weise an der Konstitution und den Kortes betheiligt hatten. Obgleich seine Art zu herrschen nach wie vor den Charakter einer wirklichen Tyrannei an sich trug, durch die er in der Meinung der Welt nicht blos dem Hause Bourbon sondern der Monarchie überhaupt schadete, so entsprach er doch in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr den Meinungen und Wünschen der absolutistischen und klerikalen Partei in Spanien, die ihm seinen Bruder, den Infanten Don Karlos, vorzuziehen anfing. Die ganze Regierung dieses Königs war nichts als eine Mischung von roher Willkür, blutigen Unordnungen, geheimen Verschwörungen, und kann als einer der traurigsten Abschnitte der neueren Geschichte angesehen werden.

18. Portugal von der Einführung der Konstitution der Kortes an bis zu der Thronanmaßung des Infanten Don Miguel.

In Portugal war am 1 Oktober 1822 eine der spanischen nachgebildete Verfassung, ebenfalls in Folge eines Militairaufstandes und einer weitverbreiteten Unzufriedenheit, von dem Könige Johann VI angenommen und beschworen worden. In Spanien hatte das Repräsentativsystem allerdings im Volk keine tiefen Wurzeln schlagen können. Es war indessen immer stark genug gewesen, um die im Innern des Landes gegen dasselbe unternommenen Angriffe zurückzuweisen, und nur durch das Eindringen eines großen französischen Heeres gestürzt worden. In Portugal hatte die Konstitution der Kortes sich noch weniger als in Spanien in den Ueberzeugungen und Sitten des Volkes befestigen können. Es bedurfte dort zu ihrem Untergange keiner fremden Macht. Die Ränke einer Königin, die Verstellung eines Prinzen, der Ehrgeiz einiger Generale, die Wandelbarkeit der Soldaten und die Gleichgültigkeit des Volkes reichten zu ihrem Umsturz hin. Sowohl die Revolution als die Reaktion nahm unter den beiden Völkern der pyrenäischen Halbinsel einen ziemlich ähnlichen Verlauf an. Aber die größere Kraft und Würde des spanischen Nationalcharakters machte sich selbst in diesen unglücklichen Zuständen geltend, und Spanien stieg, un-

geachtet seiner Verirrungen, nicht so tief in den Schlamm der Ohnmacht und Entartung wie Portugal hinab.

Der König Johann VI war ein beschränkter und schwacher, aber milder und wohlgesinnter Fürst, und hätte die konstitutionelle Partei es allein mit ihm zu thun gehabt, so würde sich die Verfassung allmälig geläutert und vielleicht in der Nation eingebürgert haben, in keinem Falle aber eine so erniedrigende Epoche, wie die welche Portugal mehre Jahre lang durchmachen sollte, eingetreten sein. Aber seine Gemalin, die Königin Carlotta, eine Schwester Ferdinand VII, die sich in früheren Jahren durch ihren zügellosen Wandel bemerkbar gemacht hatte, war, angeblich aus Rücksicht auf die Kirche und das Königthum, in Wahrheit aber aus Selbstsucht und Hochmuth, allen Neuerungen, jeder Beschränkung der obersten Gewalt und Verbesserung der öffentlichen Einrichtungen, auf das Aeußerste entgegen. Ohne Einfluß auf ihren Gemal, von welchem sie gefürchtet aber nicht geliebt wurde, setzte sie, ohne nach seiner Meinung zu fragen, alle Mittel in Bewegung, welche ihr ihr Rang, ihr großes Vermögen, ihre Verbindungen mit dem unzufriedenen Theile des Adels, und der in Portugal eben so einflußreichen als unwissenden Geistlichkeit gewährten, um die bestehende Ordnung der Dinge zu untergraben und die früheren Zustände zurückzuführen.

Der Königin Carlotta würde, ungeachtet ihrer List und Kühnheit, dieser Versuch wahrscheinlich nicht gelungen sein, wenn sie nicht an ihrem Sohne, dem Infanten Don Miguel, einen Gehülfen und ein Werkzeug gefunden hätte. Dieser Prinz, seiner Mutter geistig wie äußerlich ähnlich, hatte von seinen Knabenjahren an einen auffallenden Hang zum Bösen gezeigt. Bei der Schwäche seines Vaters, dem verderbten Sinne seiner Mutter, dem halb mönchischen, halb sklavischen Geiste, der am portugiesischen Hofe herrschte, war ihm früh jede Zügellosigkeit gestattet, und er in der Vorstellung aufgewachsen, daß es für die Mitglieder eines regierenden Hauses weder Gesetze noch Schranken irgend einer Art gäbe. Er zeigte sich, kaum mit den nothwendigsten Kenntnissen ausgestattet und für sittliche Einflüsse unzugänglich, den Gebräuchen seiner Kirche und besonders dem Mönchsthum zugethan, obgleich er im Grunde die religiösen Interessen nur als ein Mittel zur Erhaltung des monarchischen Absolutismus ansah. Er war zugleich im höchsten Grade zur Verstellung geneigt, hartherzig, in seiner Ausdrucksweise und seinen Sitten roh und niedrig. Don Miguel konnte für

einen verjüngten Ferdinand VII gelten, nur daß er noch schlimmer als dieser war, der, an der Spitze eines großen Reiches stehend, den Augen der Welt mehr ausgesetzt, sich nicht so vollkommen wie sein Neffe von jeder moralischen und politischen Scheu losgesagt hatte.

Der höhere portugiesische Adel war, wie derselbe Stand in Spanien, der neuen Ordnung der Dinge nicht abgeneigt, die zwar seine Vorrechte geschmälert, und ihn in Bezug auf Recht und Gesetz auf dieselbe Stufe wie die übrigen Staatsbürger gestellt hatte, ihn aber dagegen auch vor der Willkür des Hofes, der er früher oft ausgesetzt gewesen, zu schützen versprach. Es gab indessen in seiner Mitte eine obwohl nicht zahlreiche Klasse, die, unter dem Einflusse der Geistlichkeit stehend, in der Verfassung eine Gefahr für die Kirche sah, und zugleich den Besitz besonderer Vorzüge der Theilnahme an der allgemeinen Freiheit vorzog. Im Ganzen war sowohl die portugiesische als spanische Aristokratie seit langer Zeit, von dem Argwohn des Hofes in Unthätigkeit und Abhängigkeit erhalten, schlaff und weichlich geworden. Alle hervorragenden Talente in diesen Ländern waren, wie besonders während des Befreiungskrieges gegen die Franzosen sich gezeigt hatte, entweder aus dem niederen Adel oder aus dem Volke selbst, hervorgegangen. Ohne Einfluß auf die Regierung und die mittleren Klassen, hatte die portugiesische Aristokratie ein großes Ansehen unter dem auf ihren ausgedehnten Besitzungen lebenden Landvolke bewahrt.

Es war den Ränken der Königin Carlotta gelungen, einen der ersten Adeligen des Landes, den Grafen von Amarante, der, ohnedies reich, von ihr noch durch große Geldsummen unterstützt wurde, zu einem Aufstande gegen die Verfassung zu veranlassen. Amarante, mit der konstitutionellen Regierung unzufrieden, die ihn nach seiner Meinung bei der Besetzung der großen Staatsämter nicht gehörig berücksichtigt hatte, ließ sich durch das Versprechen glänzender Auszeichnungen gewinnen, stellte sich an die Spitze einer auf seinen Gütern angeworbenen Schaar von Bauern und entlassenen Soldaten, und rief am 21 Februar 1823 in der kleinen Stadt Villa Real, am nördlichen Ufer des Duero gelegen, die Wiederherstellung der absoluten Monarchie aus. Bald schlugen sich zwei in der Nähe liegende Linienregimenter zu ihm. Von dem konstitutionellen General Luis de Rego mit überlegener Macht angegriffen und geworfen, entkam er nur mit Mühe über die spanische Grenze, wo er, den zwischen Spanien und Portugal bestehenden Verträgen gemäß, hätte entwaffnet werden sollen. Aber der in Gali-

cien kommandirende General Morillo, der schon damals mit Abfall und Verrath umging, ließ Amarante ruhig bis in das Innere Spaniens ziehen. Dort war unterdessen der Herzog von Angouleme eingedrungen. Das Anerbieten des flüchtigen portugiesischen Generals, sich mit den französischen Truppen zu vereinigen, ward von dem Herzoge mit der Erklärung abgewiesen, daß Frankreich und Portugal sich im Friedensstande befänden. Aber die absolutistische Regentschaft in Madrid gewährte Amarante die Mittel zur Beibehaltung seiner militairischen Organisation, um bei einer günstigen Gelegenheit von Neuem in Portugal einbrechen zu können.

Der mißlungene Aufstand des Grafen von Amarante war aber nur der erste Anfang zu einer noch größeren Bewegung gewesen. Der General Souza Sampayo, ein Verwandter Amarante's, hatte den Befehl erhalten, mit seinem Regiment Lissabon zu verlassen und nach der Grenze zu ziehen, wo ein Beobachtungskorps gegen Spanien gebildet werden sollte. In einer kleinen Entfernung von der Hauptstadt ließ Sampayo seine Soldaten Halt machen, und eröffnete ihnen (27 Mai), daß er entschlossen sei, zu einer Veränderung in der Verfassung mitzuwirken. Sie fielen ihm zu. An demselben Morgen entfernte sich der Infant Don Miguel aus dem königlichen Pallaste, stellte sich an die Spitze einiger hundert im voraus gewonnener Reiter und zog Sampayo nach, mit dem er sich gegen Abend vereinigte. Zwei Tage später verließ der größte Theil der Garnison Lissabon, wandte sich nach Villafranca, wo Don Miguel sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und stellte sich unter dessen Befehl. Der König Johann VI erkärte sich gegen seinen Sohn und dessen Unternehmen. Aber nur ein einziges Regiment war ihm und den Kortes treu geblieben. Am 2 Juni lösten sich die Kortes, von der bewaffneten Macht verlassen, auf, nachdem sie noch eine feierliche Erklärung gegen jede Abänderung der Verfassung bekannt gemacht hatten. Die hervorragendsten Mitglieder der Regierung und der Volksvertretung entflohen nach England. Am 5 Juni (1823) hielt Johann VI unter dem Rufe des Volkes: „Nieder mit der Konstitution! Es lebe der unumschränkte König!“ seinen Einzug in Lissabon, wohin er aus einem seiner benachbarten Lustschlösser zurückgekehrt war. Die seit 1822 bestandene Verfassung ward abgeschafft. Der König wollte jedoch nicht von der ihm auf solche Art übergebenen unbegrenzten Gewalt Gebrauch machen, sondern setzte eine Kommission zur Abfassung einer anderen mit dem monarchischen Princip mehr übereinstimmenden

Verfassung nieder. Da diese Kommission aber meist aus entschiedenen Gegnern aller freisinnigen Einrichtungen gebildet war, so kam das Werk nicht zu Stande, und allmälig kehrte Alles, wie in Spanien, zu dem vor 1820 bestandenen Zustande zurück. Don Miguel gewann bei dieser von ihm und seiner Mutter angestifteten Bewegung die Stelle eines Generalissimus der portugiesischen Armee, die er zur Verfolgung weiterer Pläne zu benutzen wußte.

Hätte Johann VI mehr Kraft und Einsicht besessen und das Staatsruder selbstständig zu führen vermocht, so würde jetzt, wo die Konstitution der Kortes, welche den Vorwand zu den letzten inneren Bewegungen gegeben, abgeschafft war, eine Zeit der Ruhe eingetreten sein. Aber der König schwankte zwischen verschiedenen Einflüssen hin und her, und vermochte es nicht, sich von den Parteien unabhängig zu erhalten. Seine Gemalin, sein Sohn, die Geistlichen, die Rathschläge welche er aus der Fremde erhielt, lagen ihm an, jede Spur der von der Revolution hervorgerufenen Einrichtungen zu beseitigen. Aber seine eigene Ueberzeugung und die Meinung einiger seiner Vertrauten hielten ihn von jedem zu auffallenden Rückschritt zurück. Die Verleihung einer Verfassung für Portugal, nur keiner so demokratischen wie die der Kortes, lag in seiner Absicht. Ein Theil des hohen Adels sah die englischen Institutionen, ein anderer die Charte constitutionnelle Ludwig XVIII als das einzige Mittel an, um die Nation zu befriedigen und die Rückkehr der Revolution zu verhindern.

Unter den Mitgliedern der Aristokratie, welche den König in diesem Sinne beriethen, zeichnete sich der Marquis von Loulé aus, der durch eines der großen Hofämter an seine Person gefesselt war. Zu ihnen gehörte auch der Graf nachmals Herzog von Palmella, ein erfahrener Diplomat, der Portugal auf dem Wiener Kongreß vertreten hatte, und der Graf von Subserra, einer der ersten portugiesischen Generale. Loulé war der Königin, dem Infanten, und der priesterlichen Partei, welche mit dem weltlichen Absolutismus auf das Engste verbunden war, unter allen freisinnigen Großen am Meisten verhaßt, weil man ihm den größten Einfluß auf den König zuschrieb. Er hatte diesem zu einer Amnestie für alle politischen Vergehen gerathen. Dies war es was die Gegner der Konstitutionellen besonders fürchteten. Der Marquis von Loulé wurde eines Morgens in einem der königlichen Vorzimmer ermordet gefunden. Die öffentliche Meinung bezeichnete Don Miguel als den Urheber der That, der es nicht der Mühe

werth hielt, diesen Verdacht von sich abzuwenden. Die Mönche priesen das Verbrechen als ein Gott wohlgefälliges Werk.

Johann VI, durch den Verlust dieses Vertrauten von Besorgniß für sich selbst ergriffen, willigte jetzt in eine ausdrückliche Aufhebung aller von den Kortes gegebenen Gesetze und getroffenen Einrichtungen, sogar in die Vernichtung ihres Archives und der Protokolle ihrer Sitzungen ein. Um aber nicht alle persönlichen Stützpunkte in der Regierung zu verlieren, entließ er, auf Palmella's und Subserra's Anrathen, mehre seiner mit der extremen, absolutistischen und klerikalen Partei verbundene Minister, und setzte gemäßigtere und freisinnigere Männer in ihre Stelle ein.

Diese Schwankungen Johann VI gaben der Königin Carlotta den Plan ein, durch eine Pallastrevolution ihren Gemal zur Entsagung auf den Thron zu Gunsten Don Miguel's zu bewegen, und nöthigenfalls zu zwingen. Die nächsten Umgebungen des Königs und die Leibgarde wurden in das Vertrauen gezogen und für die Ausführung gewonnen.

In der Nacht vom 29 zum 30 April (1824) begab sich Don Miguel in die Kasernen und stellte den Truppen vor, daß der König von Feinden des Altares und Thrones umgeben sei, und von ihnen zu der Wohlfahrt des Landes nachtheiligen Maßregeln veranlaßt werde. Einige hundert Verhaftungen wurden in aller Eile vollzogen. Der König wurde in seinen Gemächern bewacht, und sein Sohn erklärte ihm auf Befragen, daß diese Maßregel zu seiner Sicherheit genommen, und durch die Entdeckung eines gegen die Monarchie gerichteten Komplots nothwendig geworden sei. Der schwache Fürst zitterte für sein Leben, und ging auf Alles was man von ihm verlangte ein. Als er aber wieder etwas zu sich selbst gekommen, fand er Gelegenheit das diplomatische Korps von seiner Lage zu unterrichten. Mit Hülfe des englischen und französischen Gesandten entkam er auf ein im Tajo liegendes englisches Linienschiff. Als dies bekannt wurde schöpften die Gegner der Königin und des Infanten Muth. Einige Linienregimenter erklärten sich zu ihrer Unterstützung bereit. Donna Carlotta entfloh nach Ramalhao, und Don Miguel sah sich genöthigt, vor seinem Vater zu erscheinen und dessen Vergebung anzuflehen. Der Prinz wurde auf Reisen geschickt und begab sich über Frankreich nach Wien, wo er mehre Jahre lang bleiben sollte. Johann VI erklärte jetzt die Kortes von Lomego, nach der Stadt genannt, wo sie im zwölften Jahrhundert ein Grund-

gesetz berathen hatten, einberufen zu wollen, um ihren Rath über die in der portugiesischen Staatsverwaltung zu treffenden Verbesserungen einzuholen.

Das Alter Johann VI und seine wankende Gesundheit machten es England wünschenswerth, die Verhältnisse zwischen Portugal und Brasilien festgestellt zu sehen. Canning wollte die ehemaligen spanischen und portugiesischen Kolonien von dem Mutterlande vollkommen getrennt wissen, indem er sich von deren Unabhängigkeit große Vortheile für den brittischen Handel versprach. Die spanischen Kolonien waren Republiken geworden, in Brasilien hatte sich das monarchische Princip durch die vieljährige Anwesenheit des Hauses Braganza erhalten. Johann VI hatte bei seiner Rückkehr nach Europa seinen ältesten Sohn Don Pedro in Brasilien zum Reichsverweser ernannt. Aber kaum war dies geschehen, als die nationale Partei Brasilien für ein selbstständiges Reich und Don Pedro zu dessen Kaiser erklärte. Portugal weigerte sich mehre Jahre lang die Unabhängigkeit Brasiliens, obgleich nicht die entfernteste Aussicht zu dessen Wiedereroberung vorhanden war, anzuerkennen, bis endlich durch englischen Einfluß ein Vertrag (1825) zu Stande kam, vermöge dessen Johann VI seinen Sohn als Kaiser von Brasilien anerkannte, und sich nur für seine Lebenszeit denselben Titel als eine Erinnerung seiner früheren Herrschaft vorbehielt. Ein geheimer Artikel des Vertrages bestimmte, daß die Kronen von Portugal und Brasilien nie auf demselben Haupte vereinigt werden sollten.

Die letzten Tage Johann VI wurden durch die fortwährenden Ränke seiner Gemalin und ihrer Partei verbittert. Die Königin Carlotta wünschte die Rückkehr ihres Sohnes, die von dem Könige beharrlich verweigert wurde. Sie suchte mehrmals mit Hülfe ihres Goldes Aufstände zu bewirken, die aber vor dem Ausbruch entdeckt wurden. Man war genöthigt, die Königin eine Zeit lang im Pallast von Queluz unter genaue Aufsicht zu stellen.

Johann VI starb am 10 März 1826 und ernannte in einer letztwilligen Verfügung für Portugal eine Regentschaft unter dem Vorsitze seiner Tochter, der Infantin Maria Isabella, stellte aber nichts über die Erbfolge fest, die alsbald ein Zankapfel der Parteien wurde und später einen verheerenden Bürgerkrieg veranlaßte.

Die Regentin Maria Isabella erkannte Don Pedro, den ältesten Sohn Johann VI, als rechtmäßigen König von Portugal an, und

sandte einen der ersten portugiesischen Adeligen, den Herzog von Lafoens nach Rio Janeiro, um den neuen Souverain zu begrüßen und seine Befehle entgegenzunehmen. Die in jenem Augenblick Don Pedro umgebenden Portugiesen riethen ihm, beide Kronen auf sein Haupt zu setzen. Er scheute sich jedoch vor einer solchen Verletzung des im vorigen Jahre unter englischer Vermittelung abgeschlossenen Vertrages, entschloß sich in Brasilien zu bleiben, und trat den portugiesischen Thron an seine Tochter Donna Maria da Gloria ab, die er unter dem Namen Maria II zur Königin erklärte. Diese damals siebenjährige Prinzessin war durch ihre Mutter, die Erzherzogin Leopoldine, eine Enkeltochter des Kaisers Franz I von Oesterreich. Don Pedro hoffte den Ehrgeiz seines Bruders Don Miguel dadurch zu befriedigen, daß er ihm seine Tochter zur Gemalin bestimmte, und ihm für die Zukunft einen wenn auch nur mittelbaren Antheil an der Regierung über Portugal in Aussicht stellte. Don Pedro erließ zugleich eine freisinnige Verfassung für Portugal, mit einer Erb- und einer Wahlkammer, Preßfreiheit, Geschwornengericht, (carta de Lei genannt) bei deren Abfassung ihm die Charte constitutionnelle Ludwig XVIII als Muster vorgeschwebt hatte. Da es in Portugal keine Revolution wie in Frankreich, keine Republik, kein Kaiserreich, kurz keine mit der Herrschaft des Hauses Braganza schwer zu vereinigenden Erinnerungen gegeben, so standen der Annahme und Befestigung einer vom Throne ausgehenden zeitgemäßen Konstitution keine inneren Schwierigkeiten entgegen. Von den erleuchteten Klassen der Nation ward diese Verleihung Don Pedro's mit Hoffnung für die Zukunft und Dank gegen den Geber aufgenommen. Aber der verfinsternde Einfluß der portugiesischen Geistlichkeit auf die Massen, die Ehrsucht einiger Großen, die geheimen Ränke der Königin Carlotta und die offenbaren Gewaltthätigkeiten Don Miguel's sollten das kaum eingeführte Verfassungswerk wieder erschüttern, obgleich das portugiesische Volk auf dasselbe, als der einzig möglichen Vermittelung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, später zurückzukommen veranlaßt wurde.

Die „Carta de Lei“ ward alsbald zur Ausführung gebracht, und die Kortes, wie dem alten Brauch gemäß die beiden Kammern der Pairs und Deputirten genannt wurden, am 30 Oktober von der Regentin feierlich eröffnet. Schon vorher hatte Don Miguel in Wien die neue Verfassung unbedingt, ohne Einwendung und Vorbehalt, beschworen, und der portugiesische Botschafter am österreichischen Hofe

im Namen des Infanten beim Pabst den nöthigen Dispens, wegen zu naher Verwandtschaft mit Donna Maria da Gloria, für die Verlobung und Ehe mit derselben nachgesucht.

Die Regentin Maria Isabella war der Verfassung aufrichtig ergeben und wünschte deren Befestigung, besaß aber nicht die nöthige Kraft und Einsicht, um ihren Willen geltend zu machen. Sie und ihre Minister fürchteten mehr das Wiederaufleben der Anhänger der demokratischen Verfassung von 1822 als die absolutistische Partei der Königin Carlotta und des Infanten Don Miguel, die jedoch viel gefährlicher und unternehmender war. Die reine Demokratie in Portugal hatte am 27 Mai (1824) als die Kortes sich plötzlich, bei der Schilderhebung Don Miguel's von aller Welt verlassen sahen, eine so gründliche Niederlage erfahren, daß von ihr damals kein Angriff auf das Bestehende zu befürchten war, wogegen der im Hintergrunde lauernde monarchische Despotismus durch den Bund mit den klerikalen Interessen viel drohender dastand.

Die konstitutionelle Regierung sollte von ihrem Irrthum in dieser Beziehung sehr bald überführt werden. Es brach im Norden und Süden Portugals zu gleicher Zeit eine bewaffnete Auflehnung gegen die Anerkennung der Königin Maria II und die von Don Pedro verliehene Verfassung aus. In Traz-os-Montes erhob sich der Marquis von Chaves, (früher Graf von Amarante genannt) der schon 1823 die demokratischen Kortes zu stürzen versucht hatte, und in Algarvien der Marquis von Abrantes, und riefen Don Miguel zum Könige und seine Mutter zur Regentin während seiner Abwesenheit aus. Da Canning auf Verlangen der Regentin rasch ein englisches Hülfskorps nach Portugal sandte, und es der absolutistischen Partei, bei der weiten Entfernung Don Miguel's, an einem sichtbaren Haupt fehlte, so wurden die Aufständischen besiegt, und zur Flucht auf spanischen Boden genöthigt, wo sie, wie früher, jede Art von Unterstützung fanden (Februar 1827). Bei der Unterdrückung dieser Empörung hatte sich der Kriegsminister General Saldanha, ein Enkelsohn des berühmten portugiesischen Ministers Pombal, durch Kraft und Entschlossenheit hervorgethan. Saldanha sollte auch noch später bei den wechselnden Schicksalen seines Landes immer eine bedeutende Rolle spielen.

Don Pedro, der, seit seiner Kindheit von Portugal abwesend, die dortigen Zustände nur sehr unvollständig kannte, glaubte die entgegengesetzten Parteien einander näher bringen zu können, indem er seinen

Bruder Don Miguel zum Regenten bis zur Volljährigkeit der Königin, unter der Bedingung der Beobachtung der „Carta de Lei", ernannte. Wenn er den an und für sich ungeeigneten Plan einer Verbindung seiner Tochter mit seinem Bruder auch durchführen wollte, so hätte er doch diesem, dessen Gesinnungen ihm nicht unbekannt sein konnten, wenigstens nicht eher in Portugal eine Gewalt einräumen sollen, als bis die neue Verfassung einigermaßen Wurzeln geschlagen hatte. Durch die Uebertragung der Regentschaft bot Don Pedro seinem Bruder selbst die Gelegenheit zur Befriedigung seines Ehrgeizes, und Unterdrückung der noch wenig befestigten Institutionen dar.

Am 6 December (1827) verließ Don Miguel Wien, wo er sich so gut zu verhüllen gewußt hatte, daß seine wahre Natur unbekannt geblieben war, und begab sich über London nach Portugal. In England hatte er durch seine Gabe der Verstellung unter den dortigen Staatsmännern, selbst Canning nicht ausgenommen, wenn auch keine hohe Meinung von seinem Geist, aber doch Vertrauen auf seinen Charakter zu erregen gewußt. In Lissabon angekommen wurde am 26 Februar (1828) die Verfassung von ihm, wie schon einmal in Wien, bei Gelegenheit der Verlobung mit seiner Nichte, beschworen. Der fähigste und kräftigste unter den konstitutionellen Ministern General Saldanha ward, als er sich ihm vorstellen wollte, nicht zugelassen. Die bisherige Regentin Maria Isabella trat zurück. Don Miguel ernannte ein aus lauter Absolutisten gebildetes Ministerium, obgleich er noch immer von Aufrechthaltung der Verfassung sprach. Den bedeutendsten Einfluß auf ihn übte, außer seiner Mutter, sein Beichtvater der Pater Mazedo aus, der selbst unter seines Gleichen für übertrieben, gewaltthätig und grausam galt. Diesem Mönche schloß sich der General Tellez Jordao an, der, schon früher bei den Aufständen gegen die Kortes und die Regentin Maria Isabella hervorgetreten, jetzt die oberste Leitung der Polizei übernahm, und in dieser Stellung den berüchtigten neapolitanischen Polizeiminister Fürsten Canosa an Arglist und Unmenschlichkeit übertraf.

Sobald Don Miguel in Portugal wieder festen Fuß gefaßt hatte, wurde Alles zum Umsturz der bestehenden Einrichtungen und seiner Erhebung auf den Thron vorbereitet. Er schien den doppelten Eid, welchen er ganz freiwillig, ohne irgend einem Zwange ausgesetzt gewesen zu sein, geleistet hatte, vollkommen vergessen zu haben. Das Volk wurde von der Geistlichkeit, die Soldaten von den aus Spanien zurückgekehrten, flüchtig gewesenen Generalen im Sinne Don Miguel's

bearbeitet. Ueberall erhob sich bei seinem Anblick in den Straßen der Hauptstadt der Ruf: „Es lebe Don Miguel! Es lebe der unumschränkte König!“ — Die konstitutioneller Meinungen verdächtigen Officiere und Beamten wurden entlassen und durch andersgesinnte ersetzt. Die mittleren Klassen waren eingeschüchtert, und schwiegen. Ein Theil des hohen Adels widerstrebte den Absichten des Infanten, aber mehr indem er sich von ihm entfernt hielt, als daß er ihm entgegengetreten wäre.

Die Anhänger Don Miguel's waren so thätig, daß aus allen Theilen des Landes Adressen einliefen, welche die Verleihung einer Verfassung durch den Kaiser von Brasilien, als eines Portugal fremd gewordenen Fürsten, für eine willkürliche, und seine Entsagung zu Gunsten seiner Tochter für eine unverbindliche Handlung erklärten, und den Infanten zum Besitz des Thrones einluden. Don Miguel gab dem von ihm künstlich hervorgerufenen aber scheinbar allgemeinen Andringen nach, und berief durch ein Dekret (3 Mai 1828) die drei Stände des Königreiches, die sogenannten Kortes von Lamego, nach Lissabon, die ihm am 23 Juni die Krone zuerkannten. Diese Erklärung war ohne Berathung, ohne daß seine, seines Bruders und seiner Nichte Rechte untersucht und abgewogen worden wären, unter dem Einflusse des außerhalb des Sitzungssaales aufgestellten Militairs und dem drohenden Verlangen des Pöbels, abgegeben worden. Ein Widerstand der Behörden und der Besatzung in Oporto wurde im Entstehen erstickt. Der Pabst und Spanien erkannten den neuen König ausdrücklich an, mehre andere Mächte neigten sich im Geheimen zu ihm hin. Fünf Jahre lang sollte Don Miguel von jetzt an über Portugal in einer Art herrschen, welche die Tyrannei Ferdinand VII in Spanien noch bei Weitem übertraf.

19. Die Schweiz. — Das Königreich der Niederlande. — Dänemark. — Schweden. — Norwegen — während der Restaurationsepoche von 1815 bis 1830.

In der Schweiz trat nach Napoleon's Sturz, wie in so vielen anderen Ländern, ein Kampf zwischen dem Alten und Neuen, zwischen dem Drange der Einen die Vergangenheit zurückzurufen, und dem der Anderen der Zukunft vorzugreifen ein. Ein mit mehr oder weniger Leidenschaft geführter, aber nirgends ganz fehlender Streit, zwischen

den in Folge der französischen Revolution einander gegenübergetretenen politischen Principien regte sich während dieser Zeit fast überall, führte in Spanien, Portugal und Italien zu vergeblichen Versuchen zu einer gewaltsamen Aufhebung der überkommenen Zustände, und in Frankreich und den Niederlanden zu Parteikämpfen, die mit einer großen Umwälzung endigen sollten. In der Eidgenossenschaft waren ebenfalls bedeutende Gegensätze vorhanden. Aber das Dasein einer Menge von kleinen Staaten, welche die einen die anderen in Schranken hielten, die Rücksicht auf das Ausland, die Nothwendigkeit bei der geringen materiellen Macht den Zwiespalt nicht zu groß werden zu lassen, wenn nicht die Erhaltung des Ganzen in Gefahr gerathen sollte, legten in der Schweiz den Parteien eine mehr von den äußeren Umständen gebotene als der inneren Gesinnung eingegebene Mäßigung auf. Es ließ sich indessen voraussehen, daß ein Ausbruch der streitenden Elemente am Ufer der Seine auch in den Thälern der Alpen wiederhallen würde.

Seit der französischen Revolution war das alte europäische Staatensystem gänzlich verändert, namentlich aber die Bedeutung der kleineren Länder sehr vermindert worden. Es hatte früher in Westeuropa kein Bündniß, keinen Krieg gegeben, in welchem nicht auf die Vereinigten Provinzen als See- und auf die Schweiz als Landmacht Rücksicht genommen worden wäre. Allmälig aber hatte sich der überall eingreifende Einfluß einer Anzahl großer Staaten geltend gemacht, der schon vor der französischen Revolution nur nicht so scharf ausgeprägt bestand, aber seit Napoleon's Sturz in der Form einer Pentarchie, Alles leitend und entscheidend, hervortrat. Die Eidgenossenschaft verdankte ihre Fortdauer als eines selbstständigen Staates, ungeachtet der gefährlichen Nachbarschaft Frankreichs und Oesterreichs, außer den großen Erinnerungen ihrer Geschichte und des daraus stammenden Ansehens, der Ueberzeugung, daß die Besitznahme dieses Berglandes, das für die natürliche Citadelle Europa's gelten kann, durch die eine der angrenzenden Großmächte, die Unabhängigkeit der anderen gefährden, und außerdem für alle übrigen Staaten von bedrohlichen Folgen werden würde.

Die Schweiz war, ungeachtet sie jetzt zwei und zwanzig anstatt wie vor der französischen Revolution dreizehn Kantone zählte, ungefähr eben so ausgedehnt wie früher geblieben, indem sie für den Verlust einiger kleinen Gebiete durch die Einverleibung anderer entschädigt

worden. Die höchste Behörde für die gesammte Eidgenossenschaft bildete eine aus Bevollmächtigten aller Kantone gebildete Versammlung, Tagsatzung genannt, an deren Spitze ein Präsident mit dem Titel Landammann stand, der aber nicht mehr dieselben Rechte wie seine Vorgänger besaß. Bern, Zürich und Luzern leiteten abwechselnd die allgemeinen Angelegenheiten, und hießen Vororte. Der Vorort vertrat die Tagsatzung, wenn sie nicht versammelt war, und rief sie, außerhalb des periodischen Zusammentretens, unter dringenden Umständen ein. Die eidgenössische und vorortliche Kanzelei bestand aus einem Kanzler, einem Staatsschreiber und einem Staatskassirer. Die Gesandten bei den fremden Mächten und die obersten Führer des erforderlichen Falles zu bildenden eidgenössischen Heeres wurden von der Tagessatzung ernannt. Auf die Wehrverfassung war große Sorgfalt verwandt worden. Die Finanzverhältnisse des Bundes waren zweckmäßig geordnet, die Staatsschulden gering. Die Schweiz besaß so Manches um das der größte Theil der Völker sie hätte beneiden können, gleichwohl kam sie während dieser ganzen Epoche (1815 bis 1830) zu keiner inneren Befriedigung, und schwankte zwischen einander entgegengesetzten Richtungen ungewiß hin und her. Sie verlor eine kostbare Zeit für ihre innere Entwickelung, und setzte durch die Unsicherheit ihrer Haltung ihren Ruf bei dem Auslande auf das Spiel. Erst später sollte sie den von der Eigenthümlichkeit ihres Staates, ihren Bedürfnissen und ihrem Verhältniß zum Auslande vorgezeichneten Weg finden, dann aber um so rüstiger auf ihm fortschreiten.

Die alten Verfassungen waren nirgends in der Schweiz ganz so, wie sie früher bestanden hatten, wiederhergestellt worden. Die Bildung neuer Kantone, deren Bevölkerung sich früher in einem Verhältnisse größerer oder geringerer Abhängigkeit zu den alten Kantonen befunden, und das Hinzutreten von Landschaften, die bisher gar nicht zu der Eidgenossenschaft gehört, hatten eine Erneuerung der vor der helvetischen Republik und der Mediationsakte bestandenen Schweiz unmöglich gemacht. Aber wenn die Zustände sehr verändert worden, so waren die Parteibestrebungen dieselben geblieben, und zu den schon früher vorhanden gewesenen noch neue hinzugekommen. Die alten Kantone wollten sich nicht sobald daran gewöhnen, in ihren ehemaligen Schützlingen oder Unterhanen gleich berechtigte Verbündete zu sehen. In manchen derselben trat die Aristokratie, die früher ausschließend im Besitz der öffentlichen Gewalt gewesen, und diese Zeit zurückwünschte, und die

Demokratie, welche jede Spur der Vergangenheit ausgetilgt wissen wollte, gegen einander feindlich auf. Je enger und beschränkter die Verhältnisse waren je häufiger wurden die Reibungen.

Vor der französischen Revolution hatte es ausschließend katholische und ausschließend protestantische Kantone gegeben. Jetzt sollten zwar alle Schweizer in jedem Kanton ein Niederlassungsrecht ohne Unterschied des Glaubens besitzen, aber diese Bestimmung des neuen Bundesvertrages scheiterte in der Ausführung an den überkommenen Vorurtheilen, und die alten Schranken blieben im Wesentlichen fortbestehen. Dazu kamen noch die verschiedenen Interessen der Ackerbau- und Fabrikkantone, die sich die einen auf Kosten der anderen Vortheile zu verschaffen suchten, sich weder über eine gemeinsame Zollgesetzgebung, noch über Münzfuß, Maß und Gewicht vergleichen konnten. Viel Veraltetes, Zeitwidriges in Rechtspflege und Verwaltung blieb besonders in den Urkantonen übrig, und sogar Spuren der Roheit und Grausamkeit des Mittelalters konnten in der Gesetzgebung und den Sitten bemerkt werden. Es herrschte in dem ganzen Leben ein oft nicht nur kleiner sondern kleinlicher, nach der Ausschließung Anderer und der eigenen Bevorzugung strebender Geist vor, der zu dem Dasein und Zweck dieses auf die Idee der Freiheit und Gemeinschaft gegründeten Bundes einen schneidenden Gegensatz bildete.

Den schlimmsten Zug im öffentlichen Leben der Schweiz bildeten die religiösen Streitigkeiten, vornehmlich durch die Einführung der Jesuiten in Freiburg und Wallis angefacht, die in einer späteren Epoche in einen offenen Krieg zwischen den katholischen und protestantischen Kantonen ausarten sollten. Damals beschränkte sich der Eifer der katholischen Geistlichen und Mönche noch auf theoretische, von den Kanzeln und Schulen ausgehende Angriffe auf den Glauben ihrer protestantischen Mitbürger. Diese Fehden thaten aber dem Nationalgefühl Eintrag, da sie vom Auslande, von Rom, Paris, Wien aus angeschürt wurden. In manchen protestantischen Kantonen brach, wie in den katholischen der Fanatismus und Jesuitismus, so der Mysticismus und Pietismus in den widerwärtigsten und abschreckendsten Auswüchsen hervor.

Im Königreich der Niederlande gab es der feindlichen Gegensätze noch ungleich mehr als in der Eidgenossenschaft, deren Kern, ungeachtet der zu ihr hinzugekommenen neuen Bestandtheile eines der festesten Gemeinwesen in Europa bildete, und so tief mit dessen Geschichte ver-

wachsen war. Das Königreich der Niederlande stand dagegen als die jüngste politische Schöpfung der Gegenwart da, und entbehrte jeder historischen, nationalen und konfessionellen Grundlage. Der ruhmwürdige Kampf der nördlichen Niederlande, der Holländer und Friesen, gegen das spanische Joch im sechszehnten Jahrhundert, der zu einer vollständigen Befreiung von demselben und zu der Bildung der Republik der „Vereinigten Provinzen" führte, und die Rückkehr der südlichen Bevölkerung, der Brabanter und Flamänder, unter die fremde Herrschaft hatte in der Entwickelung der beiden Völker einen durch nichts mehr auszugleichenden Unterschied hervorgebracht. Der von den politischen Interessen gegen die Natur der Dinge unternommene Bau eines neuen niederländischen Staates mußte bei der ersten großen Erschütterung in Europa aus einander fallen. Keine noch so große Weisheit und Mäßigung hätte den Bruch für immer verhindern können, und selbst eine getrennte Verwaltung würde zu keiner dauernden Uebereinstimmung geführt haben. Das Haus Oranien, in Holland geschichtlich begründet, und ungeachtet einzelner Mißhelligkeiten im höchsten Grade volksthümlich, weil die Nation nur mit dessen Hülfe ihre Freiheit errungen hatte, war aus denselben Gründen den Belgiern fremd geworden. König Wilhelm I mochte seinen Schutz und seine Gunst noch so unparteiisch unter die beiden Völker vertheilen wollen, seine Herkunft, seine Religion, sein Name, Alles was seine und seiner Vorfahren Größe ausmachte, mußte ihn den Belgiern als aufgedrungen erscheinen lassen. Der Gegensatz zwischen den beiden Nationen lag zu tief und war zu ausgebildet, als daß eine freiwillige Annäherung möglich gewesen wäre. Beide konnten wohl eine Zeit lang in einem dritten Großen und Ganzen, wie das französische Kaiserreich aufgehen, aber nicht ohne Zwang von Außen her zu einem einigen Staate verbunden werden. Eine solche aufgedrungene Verbindung mußte aber den inneren Widerstreit vermehren, und bei dem unausbleiblichen Wechsel der europäischen Zustände zu einer gewaltsamen Trennung führen.

Wilhelm I suchte diese Hindernisse zu überwinden, indem er dem neuen Königreiche eine Verfassung verlieh, welche im Wesentlichen den Forderungen der Zeit entsprach, obgleich in ihr einige formelle Lücken bemerkt werden konnten. Die Gleichheit vor dem Gesetz, Gewissens- und Preßfreiheit, das Steuerbewilligungsrecht und die Theilnahme der Nation an der Gesetzgebung bildeten die Grundlage. Es wurden zwei Kammern, Generalstaaten genannt, eingeführt. Die Mitglieder der

ersten ernannte der König auf Lebenszeit, die der zweiten gingen aus Wahlen hervor. Das Recht zu wählen und gewählt zu werden hing von einem gewissen Vermögen und Einkommen ab. Der Krone stand in Bezug auf die Gesetzgebung ein unbedingtes Veto zu. Es gab außerdem Provinzialversammlungen, welche über die Angelegenheiten der einzelnen Landestheile beriethen. Die Meinung der zweiten Kammer mußte bei der Ernennung zu den erledigten Sitzen der Oberrechnungskammer und des obersten Gerichtshofes zugezogen werden. Die Provinzialversammlungen übten eine ähnliche Befugniß in Bezug auf die in ihren Bezirken vorhandenen Finanz- und Justizstellen aus. Die Minister waren nur dem Könige verantwortlich, und die peinlichen Anklagen wurden ohne Zuziehung von Geschwornen entschieden.

Diese Verfassung, obgleich die nothwendigsten Forderungen des Repräsentativsystems erfüllend, befriedigte weder Belgier noch Holländer, indem sie ersteren zu holländisch und letzteren zu französisch erschien. Belgien vermißte in der neuen Organisation den gleichartigen, durchgreifenden Charakter der napoleonschen Verwaltung, und Holland, so lange an im Wesentlichen republikanische Einrichtungen, an die Selbstregierung und Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden und Landschaften gewöhnt, tadelte die engen Grenzen, in welche das Volksleben durch zu viel Centralisation und Bureaukratie eingeschlossen worden.

Es erhob sich gleich von Gründung des Königreiches der Niederlande an in dessen südlichen Provinzen ein unablässiger immer mehr um sich greifender Kampf gegen die Grundsätze und Maßregeln, mit welchen Wilhelm I seine Regierung bezeichnete. Schon die an und für sich zweckmäßige Verfassung hatte dazu Gelegenheit gegeben, indem ihre Anerkennung von Seiten einer aus katholischen Belgiern bestehenden Versammlung auf etwas eigenmächtige Weise durchgesetzt worden war. Anfänglich beschränkte sich die belgische Opposition auf die Geistlichkeit und einen Theil des höheren Adels, und wurde im Volke wenig beachtet. Der Klerus, der selbst Napoleon obwohl vergeblich zu trotzen gewagt, nahm an der von der Verfassung ausgesprochenen konfessionellen Gleichberechtigung Anstoß, die ihm besonders unter einem protestantischen Monarchen gefährlich erschien. Der Adel, der unter der aus weiter Ferne wirkenden spanischen oder österreichischen Regierung einen großen Einfluß ausgeübt, fürchtete dessen Verlust, seitdem eine kraftvolle, im Lande selbst anwesende Dynastie an der Spitze stand. Von einigen der großen einheimischen Familien wurden

die Mitglieder des Hauses Oranien mehr als Gleiche denn als Höhere und mit geheimer Eifersucht betrachtet.

Allmälig wußte es die Geistlichkeit dahin zu bringen, die unteren Klassen des belgischen Volkes mit Mißtrauen und Abneigung gegen alle Schritte der Regierung zu erfüllen, die wirklich vorhandenen Uebelstände in vergrößerndem Lichte darzustellen und gegen die selbst verdienstlichsten Maßregeln derselben gleichgültig zu machen. Bald waren es praktische Gegenstände, wie die Finanzlage, Belgien hatte die große holländische Staatsschuld mitübernehmen müssen, bald der Zustand des Heeres, die neuerdings eingeführte Disciplin widerstand den unter der französischen Herrschaft an eine ehrenvolle Behandlung gewöhnten belgischen Soldaten, dann wieder mehr theoretische Fragen, wie die Verantwortlichkeit der Minister, die Grenzen in den Befugnissen der obersten Staatsgewalten, was in den Kammern und der Presse Veranlassung zum Streite gab.

Diese vereinzelten Angriffe hätten die Regierung mit keiner ernsten Gefahr bedrohen können. Es fehlte den verschiedenen Fraktionen der Opposition längere Zeit hindurch an einem gemeinsamen Ziel. Die ultramontane Geistlichkeit, der alte von spanischen und österreichischen Erinnerungen erfüllte Adel, die nach Frankreich blickenden Liberalen wurden von einander entgegengesetzten Ideen in Bewegung gesetzt. Aber es gelang endlich den Bemühungen der Geistlichkeit die Opposition zu einem Ganzen zu vereinigen und zur Verfolgung eines allgemeinen Zweckes zu veranlassen. Es war dies die Vertheidigung der belgischen Nationalität gegen die vermeintlichen Eingriffe Hollands. Wilhelm I bot dazu selbst eine Gelegenheit dar, die begierig aufgegriffen wurde. Er hatte den öffentlichen Unterricht der alleinigen Leitung der Geistlichkeit entziehen, und der Regierung einen größeren Einfluß auf denselben verschaffen wollen. Die hierauf Bezug habenden Maßregeln wurden fortan der Gegenstand des Angriffes aller Gegner des Hauses Oranien. Das Ministerium ward beschuldigt, durch die Umgestaltung des Erziehungswesens, die Eigenthümlichkeit, den Glauben, die Freiheit des belgischen Volkes zu beeinträchtigen. Die Unabhängigkeit des Unterrichts ward das Feldgeschrei der Parteien und die Fahne, um welche sie sich versammelten. Die Opposition gewann dadurch in den Augen der Massen einen nationalen Charakter, und die verschiedenen Fraktionen derselben ordneten, obgleich mehr dem Scheine als dem Wesen nach, ihre besonderen Bestrebungen der Erreichung eines gemein-

samen Zieles unter. Im Grunde erreichte nur die Geistlichkeit vollständig ihre Absichten, indem sie eine Revolution veranlaßte, durch welche die Verbindung Belgiens mit Holland aufgehoben und den katholischen Interessen ein unbegrenzter Spielraum eröffnet wurde. Der Adel sollte dadurch aber keine höhere Stellung als er bisher eingenommen erlangen, und nach wie vor ein Fürstenhaus über sich anerkennen. Den belgischen Liberalen, die sich damals in zwei Parteien schieden, wovon die eine die Vereinigung ihres Landes mit Frankreich, die andere die Einführung einer republikanischen Staatsform wünschte, wurde weder das Eine noch das Andere zu Theil. Sie mußten sich nach wie vor mit der konstitutionellen Monarchie begnügen, zu welcher Wilhelm I selbst den Grund gelegt, und deren weiterer Ausbau auch mit der Herrschaft des Hauses Oranien vereinbar gewesen wäre. Aber der belgische Klerus zeigte sich gegen die Nachkommen Derer, welche einst Holland vom Joche Spaniens und der Inquisition befreit hatten, unversöhnlich, und wußte, indem er die Erinnerungen des Adels, das Mißtrauen der Massen und die Ungeduld der Liberalen benutzte, den Sturz der trefflichen, ihrem Ursprunge und Charakter nach freisinnigsten Dynastie Europa's vorzubereiten.

Dänemark war durch den Verlust Norwegens um die Bedeutung gebracht worden, die es früher im europäischen Staatensystem besessen hatte. Ohne die Möglichkeit das Entrissene wiederzugewinnen oder sich anderswo zu entschädigen, blieb ihm nur die Bahn friedlicher Entwickelung im Innern übrig, auf der es unter dem Ministerium des Grafen Andreas Peter von Bernstorf (starb 1797) die ersten Schritte zurückgelegt hatte. Die Fesseln der Leibeigenschaft waren damals für das Landvolk gelöst, und in den städtischen Einrichtungen viele Verbesserungen eingeführt worden. Handel und Gewerbe hatten sich gehoben. Aber die fehlerhafte auswärtige Politik der dänischen Regierung hatte die Hauptstadt und die Flotte den Angriffen der Engländer ausgesetzt, und zuletzt die Abtretung Norwegens herbeigeführt. Seitdem war auch im Innern ein Stillstand eingetreten. Der König Friedrich VI hatte auf dem Wiener Kongreß die Verpflichtung übernommen, seinen deutschen Gebieten, Holstein und Lauenburg, eine landständische Verfassung zu verleihen, da die früheren Einrichtungen der Art seit der Auflösung des deutschen Reiches in Verfall gerathen waren. Die dänische Regierung zögerte mit der Erfüllung ihrer Zusage, die von den Betheiligten zuletzt obwohl vergeblich bei dem Bundestage

nachgesucht wurde. Holstein wollte zugleich seine uralte Verbindung mit Schleswig festhalten. Friedrich VI war der erste Fürst seines Hauses, der sich mehr zu der dänischen als deutschen Nationalität hinneigte, obgleich er zu letzterer durch seine Abstammung gehörte, und in ihr immer seine fähigsten und treusten Räthe gefunden hatte. Dieser Umstand sollte auf sein Verhalten gegen die Herzogthümer nicht ohne Einfluß bleiben, und zu deren allmäliger Entfremdung gegen die dänische Krone beitragen. Der Staatshaushalt, Hof und Heer eingerechnet, war auf dem Fuß glänzenderer Zeiten eingerichtet geblieben. Daraus war bei abnehmenden Hülfsquellen ein großer Steuerdruck entstanden, der selbst in Dänemark, zum ersten Mal seit langer Zeit, Klagen gegen die Regierung laut werden, und hier und da das Verlangen nach konstitutionellen Garantien auftauchen ließ. Bei der abgeschiedenen Lage des Landes, von den großen Schauplätzen der europäischen Bewegung fern, und der geringen Spannkraft des Volkes sollte es jedoch lange dauern, ehe die dort im Stillen wirkende Gährung zum Ausbruch kam.

In Schweden war Bernadotte, der Sohn eines Notarius in Pau (der Geburtsstadt Heinrich IV) durch seine Thaten Marschall von Frankreich und Fürst von Ponte Corvo, unter dem Namen Karl Johann, am 5 Februar 1818 auf den Thron der Wasa gestiegen. Karl XIII, der letzte König aus der alten Dynastie, hatte ein in der Geschichte seltenes Verhalten beobachtet, indem er einen Fremden, der mit ihm durch kein Band irgend einer Art verknüpft war, zum Nachtheil seines eigenen Neffen an Sohnes statt annahm. Karl Johann war der einzige Souverain in Europa, der nicht aus einem regierenden Hause stammte. Die tiefe Unzufriedenheit der Nation mit dem letzten legitimen Fürsten, die Besorgniß der großen Familien, die zu seinem Sturze beigetragen, in dem Sohne einst einen Rächer des an dem Vater begangenen Unrechts zu finden, machten eine Restauration in Schweden unmöglich. Die Klugheit und Festigkeit Karl Johann's, der sich abwechselnd den beiden Mächten, welche in sein Schicksal eingreifen konnten, England und Rußland, aber nie die eine über der anderen ganz vernachlässigend, zuneigte, sicherten ihn in seiner Stellung. Er machte sich um sein neues Vaterland durch Belebung des Handels und Kunstfleißes und Verbesserung des öffentlichen Unterrichts verdient. In Bezug auf die allgemeine Verfassung des Landes, das Verhältniß der Stände und die Gesetzgebung, scheute er jede Neuerung, und hielt an den überkommenen Zuständen fest.

Norwegen war unter dem Einflusse einer freien Verfassung, die es sich nach der Trennung von Dänemark in Eidsvold (Mai 1814) selbst gegeben, und die später von Schweden anerkannt worden, rasch emporgeblüht. Nicht blos das moralische Selbstgefühl der Nation, sondern auch die materiellen Hülfsmittel, Volkszahl, Ackerbau, Schifffahrt hatten sich in einer unter der dänischen Herrschaft, die mild aber kraftlos gewesen, kaum geahnten Weise gehoben. Hier hätte Karl Johann die Gewalt der Volksvertretung, Storthing genannt, gern zu Gunsten der königlichen Vorrechte gemindert, damit die norwegischen Zustände von den schwedischen nicht zu verschieden erschienen. Seine Absichten scheiterten an der Freiheitsliebe der Nation. Er mußte die Aufhebung des Adels in Norwegen geschehen lassen, sah selbst seinen Antrag auf Stiftung eines Ritterordens von den Storthings abgewiesen, und konnte es, ungeachtet aller seiner Bemühungen, nicht dahin bringen, sein suspensives Veto in ein absolutes zu verwandeln. Da er indessen die von ihm angenommene und beschworene Verfassung treu beobachtete, und, so weit seine Macht reichte, bei allen Verbesserungen hülfreich und fördernd eingriff, so wußte er sich in Norwegen wie in Schweden die Liebe des Volkes zu erwerben und seine Dynastie zu sichern.

20. Der Befreiungskampf der Griechen gegen die türkische Herrschaft bis zu der Schlacht von Navarino.

Um dieselbe Zeit, in welcher ein großer Theil Mittel- und Südeuropa's von dem Drange nach innerer Umgestaltung und den dadurch entstandenen Parteikämpfen in Bewegung gesetzt wurde, begann im türkischen Reiche die Erhebung eines lange unterdrückt gewesenen Volkes für die Wiederherstellung seiner Selbstständigkeit und die Freiheit seines Glaubens. Die Griechen hatten, ungeachtet ihnen von den Türken einst ihre politische Unabhängigkeit entrissen worden, ihre nationale Eigenthümlichkeit zu bewahren gewußt. Die unausfüllbare Kluft, welche sie durch Religion, Sprache, Sitte von ihren Drängern trennte, der Charakter der Türken, die, wie alle orientalische Eroberer, die Besiegten von sich abhängig machten, aber sie eben so wenig zu sich hinüberzogen, als sich zu ihnen hinneigten, hatte weder ein Aufgehen des einen Stammes in den anderen, noch eine Vermischung beider, aus welcher

vielleicht, wie sonst oft in der Geschichte geschehen, ein neues Volk hervorgegangen wäre, möglich gemacht. Türken und Griechen waren, ungeachtet sie seit Jahrhunderten denselben Boden bewohnten, einander innerlich so fremd wie am ersten Tage ihrer Berührung geblieben.

Die Erhebung der Griechen gegen die Türken hat, da sie vornehmlich aus dem Unterschiede des Glaubens entstanden, im Wesentlichen mit den politischen Bewegungen des Abendlandes nichts gemein gehabt, ist aber von dem durch die französische Revolution hervorgebrachten allgemeinen Umschwunge der Volksgeister geweckt und begünstigt worden. Denn die in einer gewissen Zeit sich mit besonderer Macht regenden Ideen durchzucken die Nerven selbst der verschiedensten Nationen, sobald diese nicht durch unübersteigliche Schranken von einander getrennt sind. Die Griechen waren aber, ungeachtet der fremden Herrschaft, unter welcher sie standen, mit dem übrigen Europa immer durch das Bekenntniß des Christenthums und die Erinnerung an das Alterthum verbunden geblieben. Ersteres hatte mehr auf die Griechen selbst, letzteres auf das Verhältniß des Abendlandes zu ihnen gewirkt, das seine Theilnahme einem Volke nicht versagen konnte, welches derselben Quelle entsprungen war, aus der die Gesittung der modernen Welt einen großen Theil ihres Reichthums geschöpft hat.

In so harte Fesseln auch die Türken die Griechen geschlagen hatten, es war diesen eine gewisse moralische und materielle Entwickelung möglich geblieben. Die türkische Gewaltherrschaft unterschied sich dadurch von mancher anderen, daß sie, in vielen einzelnen Fällen im höchsten Grade empörend, im Ganzen ungleichmäßig und weniger nachhaltig als das Joch war, welches zuweilen selbst christliche Völker, besonders im Mittelalter, über Besiegte ausgeübt haben. Das griechische Volk war, als Gesammtheit, nach der Eroberung ein Sklave des Islams, aber der einzelne Grieche nicht der Sklave des einzelnen Muselmannes geworden. Der Grieche befand sich nirgends in dem Zustande einer erblichen Leibeigenschaft, sondern war persönlich frei geblieben. Er hing nur vom Sultan und dessen Stellvertretern ab. Die Willkür, der er ausgesetzt sein konnte, war ein Mißbrauch, aber kein Recht. Dem Gesetz nach sollte er, wenn er sich der Kopfsteuer nicht entzog, vor jeder Mißhandlung geschützt sein. Der häufige Wechsel der türkischen Obrigkeiten und ihre sorglose Unwissenheit milderte den Druck durch die Unstätigkeit, mit welcher er ausgeübt wurde. Das Los des einzelnen Griechen konnte in vielen Fällen das traurigste sein, im Gan-

zen fand aber nicht die Verdumpfung und Hoffnungslosigkeit statt, die aus einer persönlichen und erblichen Dienstbarkeit zu entstehen pflegt. Die scharf ausgesprochene Eigenthümlichkeit des Griechen, seine Unternehmungslust, seine ausgezeichnete Befähigung für Handel und Schifffahrt, die selbst den unteren Klassen dunkel vorschwebende Erinnerung an eine ruhmvolle Vorzeit, erhob seinen Geist über die Ketten, in die er geschlagen worden, an deren Abschüttelung er nie verzweifelte.

Hierzu kam noch der Umstand, daß es einzig der Glaube und nicht die Abstammung war, welche den Griechen unter den Türken stellte, und daß alle Klassen der christlichen Bevölkerung von den muselmännischen Gesetzen mit derselben Ausschließung belegt wurden. Der Grieche, welcher gewissenhaft genug war, um sich nicht von der ihm auferlegten Last durch ein Aufgeben seiner Religion zu befreien, wurde durch den Gegensatz zum Islam nur um so fester an sie geschlossen, und fühlte sich durch ihr Bekenntniß, ungeachtet aller Leiden und Verfolgungen, getragen und gestärkt. Da der Druck gegen alle Christen derselbe war, und der Glaube die alleinige Quelle der Bevorzugung oder Unterdrückung geworden, so verschwanden unter den Griechen allmälig, mit wenigen Ausnahmen, alle besonderen Stammes- und Standesunterschiede, und die ganze Nation wuchs, den Türken gegenüber, zu einer gleichartigen Masse, zu einer großen Familie, einem Brudervolk zusammen, in welchem sich Alle am Zeichen des Kreuzes erkannten, und Jeder auf seine hellenische Abstammung stolz war.

Die Eroberung Griechenlands durch die Türken war nie ganz vollendet worden. Die Trägheit und Kurzsichtigkeit der Sieger hatte einzelne Stämme des besiegten Volkes, die Mainoten in Morea, die Sulioten in Epirus, die Sphakioten auf der Insel Kandia, die Gebirgs- und Hirtenvölker in Macedonien, so gut wie unabhängig gelassen. Diese Gegenden waren ein Zufluchtsort für Gleichgesinnte, für Verfolgte und Verbannte geworden. Dort übte sich die Nation in einzelnen Versuchen des Widerstandes, lernte den Gebrauch ihrer Kraft kennen, und bestärkte sich in der Aussicht auf eine einstige Befreiung.

Die Inselgriechen waren, lange vor der Erhebung ihrer Brüder auf dem Festlande, in eine bessere Lage gekommen. In Mitylene, Samos, Rhodus hatte sich großer Wohlstand aufgehäuft, und in Hydra, Ipsara, Spezzia gab es Seeleute, die es mit den besten unter den christlichen Nationen aufnehmen konnten.

Obgleich die Griechen aller Klassen und in allen Theilen des Reiches,

sowohl durch ihre guten als übeln Eigenschaften, eine unläugbare Verwandtschaft unter einander darlegten, so traten gleichwohl einige Unterschiede, welche sich in Folge der türkischen Eroberung unter ihnen gebildet hatten, bedeutend hervor. Es bestanden zwei Arten von Aristokratien, unter denen gewisse Vorzüge durch Brauch und Herkommen, obwohl ohne bestimmt anerkannte Rechte, allmälig erblich geworden. Es waren dies die „Phanarioten“ nach einem gewissen von ihnen vorzugsweise bewohnten Stadttheile in Konstantinopel benannt, die sich, durch ihre Geschmeidigkeit, ihre Verbindungen mit dem Auslande und Kennntniß der europäischen Verhältnisse der Pforte, bei den Unterhandlungen mit den christlichen Mächten unentbehrlich gemacht, Gelegenheit zur Erwerbung großer Reichthümer bekommen hatten, und aus welchen gewöhnlich die Statthalter (Hospodare) der Moldau und Wallachei genommen, und andere einflußreiche, den Christen zugängliche Aemter besetzt wurden. Diese standen selbst bei ihren eigenen Landsleuten in keinem besonderen Rufe, obgleich auch aus ihnen später einige der verdienstvollsten Leiter bei dem großen Befreiungskampfe hervorgehen sollten. Zwischen diesen Phanarioten und den kriegerischen Häuptlingen im Lande der Mainoten, Sulioten und in einigen anderen Gebirgsgegenden, die, ungeachtet des Gefühls der Gleichheit, mit welchem sich alle Hellenen unter einander ansahen, durch größeren Besitz und von Menschenalter zu Menschenalter sich erneuernde Thatkraft, an der Spitze ihrer Stämme standen, und den Türken bei jeder Gelegenheit einen Kampf auf Leben und Tod lieferten, war eine große Kluft vorhanden.

Die höhere griechische Geistlichkeit, von der Ernennung oder Bestätigung der Pforte abhängig, griff auch in viele weltliche Verhältnisse, in die Rechtspflege und Verwaltung ein, so weit dies ihre Glaubensgenossen betraf. Sie stand im Rufe unterrichtet und verfeinert, dagegen auch eigennützig und habsüchtig zu sein. Die niedere Geistlichkeit war arm und unwissend, aber mit dem Volke auf das Engste verbunden, und in dem Bekenntnisse ihrer Religion unerschütterlich. Die vielen in den entlegensten und einsamsten Gegenden vorhandenen Klöster erhielten die Flamme des Glaubens in dem Herzen selbst der rohsten und sonst vernachlässigsten Bevölkerungen lebendig. Dieser niedere Klerus war, und hierauf kam es im Gegensatz zum Islam vornehmlich an, die volksthümlichste und eifrigste Körperschaft der Art, welche es in der Christenheit gab. Die Welt- und Klostergeistlichen waren die festesten Stützen der griechischen Nationalität, die ohne sie

erlegen sein würde. Selbst ihre Mängel trugen zu ihrer Wirksamkeit bei. Gelehrter oder reicher, würden sie auf die Massen nicht denselben Einfluß ausgeübt haben.

Unter den Griechen hatten, theils als eine Ueberlieferung der byzantinischen Zustände, theils als eine traurige Wirkung der türkischen Gewaltherrschaft, gewisse sittliche Gebrechen, namentlich solche die sich im Verkehr mit Fremden, wie Mangel an Treu und Glauben, zu zeigen pflegen, in hohem Grade zugenommen. Ihre ausgezeichneten Seiten, wie die Reinheit ihres Familienlebens und die Bedeutung der verwandtschaftlichen Bande, waren im Auslande wenig bekannt. Im Ganzen mußten die Fehler der Griechen mehr auf Rechnung der unglücklichen Verhältnisse, von welchen sie so lange gelitten haben, als auf die innerste Natur des Volkes gesetzt werden. Was sie des Eintrittes in den Kreis der gesitteten und unabhängigen Nationen würdig machte und für denselben aufbewahrte, war ihre Anhänglichkeit an das Christenthum und das Gefühl ihrer hellenischen Abstammung, die, ungeachtet des über sie verhängten Joches, nicht nur nicht gesunken waren, sondern sich sogar gesteigert hatten.

Seitdem Rußland der Türkei furchtbar geworden, richteten die Griechen ihre Blicke nach St. Petersburg, und glaubten, daß von dort her ihre Befreiung kommen würde. Die Besetzung der Moldau und Wallachei durch Romanzow und mehr noch die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme (7 Juli 1770) durch Orlof vermehrte die Hoffnungen der Griechen. Sie trauten den Versprechungen der Russen, und ganz Morea erhob sich, als einige russische Landtruppen an der Küste ausgeschifft wurden. Aber die Kaiserin Katharina II täuschte die Griechen, und gab sie im Frieden von Kutschuk-Kainardschi der Rache der Türken preis. Morea ward von Janitscharen und Albanesen überschwemmt und in eine Wüste verwandelt. Ueber 80,000 Griechen wurden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt. Die Griechen begriffen damals und noch lange nachher nicht, daß sie von Rußland, im Falle der Eroberung der Türkei, keine Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit zu erwarten hätten. Sie würden eine unwissende, wilde, gedankenlose Gewaltherrschaft gegen ein sorgfältig berechnendes, regelmäßiges und deshalb für die Unterdrückten hoffnungsloses Joch vertauscht, und eine momentane Erleichterung mit dem Verluste ihrer nationalen Zukunft bezahlt haben. Die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Religion ist allerdings dazu geeignet, die Völker einander näher zu

bringen, hebt aber die übrigen unter ihnen vorhandenen Unterschiede nicht auf. Die Herkunft, Sinnesweise und Bestimmung einer Nation ist von noch größerer Bedeutung, und in dieser Beziehung kann nichts einander mehr Entgegengesetztes als das hellenische und moskowitische Wesen gedacht werden.

Der Drang der Griechen nach Befreiung ward von dem erfahrenen Unglück nicht geschwächt, sondern nur zu verdoppeltem Eifer angespornt. Das in Morea vergossene Blut wirkte begeisternd auf die Gleichgesinnten zurück. Man hatte sich einen Augenblick lang einer bestimmten Aussicht überlassen zu können geglaubt, und sollte dieselbe nicht mehr aus dem Geiste verlieren, so viele äußere Hindernisse sich auch entgegenstellen mochten. Von jener Zeit an ward unter allen Klassen der griechischen Bevölkerung ein größerer Umschwung sichtbar, und trat der Gegensatz zwischen dem Kreuze und dem Halbmond, dem Hellenen und dem Türken, lebhafter als je hervor. Das unterdrückte Vaterland ward nicht mehr blos als ein Gegenstand der Trauer, sondern auch der Hoffnung angesehen.

Außer der vermehrten Unternehmungslust in Handel und Schifffahrt, besonders auf den Inseln im Archipelagus, fing jetzt auch die Kunde der großen Vorzeit des griechischen Volkes eine allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen an. Von einigen gelehrten Griechen, die sich im Auslande niedergelassen, ward durch volksthümliche Behandlung des Alterthums die Geschichte der eigenen Heimath erhellt. Die zahlreichen in Triest, Livorno, Marseille, Amsterdam und London ansässigen und oft zu großem Reichthum emporgestiegenen griechischen Kaufleute trugen zu der Errichtung von Schulen in ihrem Vaterlande bei, und gaben, was unter den Griechen in der Fremde allgemein wurde, nie die Verbindung mit dem Hellenenthum und der Neigung zu seiner Befreiung beizutragen auf. Die italienischen und später auch die deutschen Universitäten wurden von der wohlhabenden Klasse immer zahlreicher besucht. Am Ende des vorigen Jahrhunderts ward in Paris von dort lebenden Griechen ein politischer Bund „Hetäria" genannt, gestiftet, der die Wiedergeburt Griechenlands zum Zweck hatte, und sich über alle Theile des Landes verbreitete. Eines seiner Häupter, der Thessalier Rhigas, ward durch seine Freiheitslieder berühmt, aber den Türken verdächtig, von Oesterreich an sie ausgeliefert, und in Belgrad grausam hingerichtet. Rhigas ist der erste unter den Griechen der neueren Zeit gewesen, der durch sein Talent und sein Mär-

tyrerthum eine allgemeine Bedeutung erwarb, und der Jugend seines Landes als ein Beispiel voranleuchtete. In Wien ward während des Kongresses die Hetäria erneuert, und sollte dem Schein nach nur für litterarische Interessen wirken, daher auch die Gesellschaft der Musenfreunde genannt, nahm aber im Stillen ihre frühere politische Tendenz wieder an, und ward der mächtigste Hebel, der für die Befreiung Griechenlands in Bewegung gesetzt wurde. In den letzten Jahren vor der Erhebung gegen die türkische Herrschaft gehörten fast alle ausgezeichneten Griechen zu diesem Bunde, und auch manche ausländische Großen steuerten zu seiner Unterstützung bei.

Vom Anfange dieses Jahrhunderts an ward der Verfall des türkischen Reiches immer sichtbarer. Die Paschas gehorchten der Pforte nur in so weit als es mit ihrem Vortheil übereinstimmte. Paßwan Oglu Pascha von Widdin und Jussuf Pascha von Bagdad hatten die Heere des Sultans mehrmals geschlagen. In Egypten war Mehemed Ali so gut wie unabhängig geworden. Die drei christlichen Provinzen, Moldau, Wallachei und Servien standen mehr unter russischem als türkischem Einflusse. Innerhalb funfzehn Monaten hatten zwei Sultane, Selim III (29 Mai 1807) und Mustapha IV (18 Juli 1808) durch Aufstände der Janitscharen den Thron verloren. Ihr Nachfolger Mahmud II behauptete sich nur dadurch, daß er die Eifersucht und den Ehrgeiz des einen Pascha gegen den anderen benutzte, denn seine unmittelbaren Befehle wurden wenig beachtet. Der sechsjährige unglückliche Krieg gegen Rußland, der durch den Frieden von Bucharest (30 Mai 1812) beendigt wurde, hatte die Pforte tief gedemüthigt. Ali Pascha von Janina war in offenem Kampfe gegen den Sultan begriffen, und trotzte, obgleich förmlich in den Bann gethan, mehren gegen ihn abgeschickten türkischen Heeren. Er hatte sich der Hülfe der Sulioten und anderer griechischer Gebirgsstämme versichert, die (December 1820) für ihn zu den Waffen griffen.

Die Hetäria war unterdessen sehr thätig gewesen, hatte eine Menge einflußreicher Personen zu Mitgliedern aufgenommen, und Geld und Waffen in Bereitschaft gesetzt. Die in Spanien, Portugal und Italien ausgebrochenen Bewegungen, obgleich von durchaus anderer Natur als die Pläne der Griechen, schienen allen politischen Neuerungen in Europa förderlich zu sein. Die Schwäche der Pforte, deren Macht sich eine Zeit lang an dem Widerstande des einzigen Pascha von Janina brach, die zunehmende Unzufriedenheit der christlichen Bevölke-

rung in mehren Provinzen der europäischen Türkei, und die Hoffnung auf russische Hülfe überredeten die Leiter der Hetäria, daß der Moment zu einer volksthümlichen Erhebung gekommen sei.

Fürst Alexander Ypsilanti, aus einer Phanariotenfamilie stammend und Sohn eines in der Verbannung gestorbenen Hospodars der Wallachei, war, wie viele seiner Landsleute seit der Zeit Katharina II, in russische Dienste getreten, hatte sich in dem letzten Kriege gegen Napoleon hervorgethan, in der Schlacht bei Dresden einen Arm verloren, und war General und Adjutant des Kaisers Alexander geworden. Eines der thätigsten Mitglieder des Geheimbundes zu Griechenlands Befreiung hatte er 1820 von Wien aus die Hetäristen nach der Moldau und Wallachei eingeladen, um dort den Aufstand gegen die türkische Herrschaft zu beginnen. Er glaubte, daß auf das von ihm gegebene Zeichen die christliche Bevölkerung überall längs der Donau und in den macedonischen und epirotischen Gebirgen zu den Waffen greifen, die Türken auf vielen Punkten zugleich beschäftigen, und die Vereinigung ihrer Streitkräfte verhindern würde. Er hatte vorher seine Entlassung aus dem russischen Militairdienst genommen, um nicht den Kaiser Alexander in Bezug auf die Pforte in Verlegenheit zu setzen, obgleich er auf Rußlands wenn auch im Anfange nur geheime Unterstützung mit Zuversicht rechnete, und diese Hoffnung weit hin verbreiten ließ.

Alexander Ypsilanti hatte in Bessarabien, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, von den russischen Behörden ungehindert, eine Schaar von Griechen und Freunden ihrer Sache um sich versammeln können. Anfang März (1821) überschritt er, von seinen Brüdern Demetrius und Nikolaus begleitet, den Pruth, und zog ohne Widerstand zu finden in Jassy ein. Der Hospodar der Moldau, Michael Suzzo, war ein Mitglied der Hetäria und hatte im Stillen alle Vorbereitungen zum Aufstande begünstigt. Die in den Donaufürstenthümern anwesenden Griechen fanden sich bei Ypsilanti ein, der aus 500 derselben, die sämmtlich Mitglieder des Geheimbundes waren, eine sogenannte „heilige Schaar" bildete, die sich durch ihre Tapferkeit dieses Namens würdig zeigte. Er vertheilte unter sein Korps, das etwa 1200 Mann betragen mochte, schwarz-weiß-himmelblaue Fahnen, mit dem weißen griechischen Kreuze in der Mitte, die von der Geistlichkeit in der Kathedrale von Jassy geweiht wurden. In seinen Proklamationen kündigte er eine Erhebung ganz Griechenlands gegen die türkische Tyran-

nei an, und forderte alle Griechen, die sich nördlich von der Donau befanden, zum Anschluß an sich auf.

Zu derselben Zeit hatte auf Veranlassung eines der begeistertsten und muthigsten Hetäristen, Giordaki, ein gewisser Theodor Wladimiresko, obgleich Wallache von Geburt ebenfalls ein Mitglied des Geheimbundes, und früher wie Ypsilanti in russischen Militairdiensten, in den Dörfern auf dem rechten Ufer der Aluta die Fahne des Aufstandes erhoben. Viele wallachische Bauern und Soldaten fielen ihm zu, glaubten aber, daß diese Unternehmung gegen die ihnen verhaßte Phanariotenregierung gerichtet sei, welche der vor Kurzem verstorbene Hospodar der Wallachei, Alexander Suzzo, zur äußersten Aussaugung des Volkes gemißbraucht hatte. Eine Unterstützung der griechischen Sache war sowohl dem Adel als der übrigen Bevölkerung in den Donaufürstenthümern fremd, die sich vielmehr von den Griechen für unterdrückt hielten. Die wallachische Regierung erklärte sich nicht für den Aufstand, wirkte ihm aber auch nicht entgegen. Die meisten Bojaren ergriffen die Flucht und eilten nach der österreichischen Grenze. Am 27. März rückte Wladimiresko in Bucharest ein, wohin ihm Alexander Ypsilanti am 28 März folgte. Ypsilanti setzte keinen Zweifel in Wladimiresko's Treue, dessen er sich durch den Beitritt zu dem Geheimbunde und die frühere Waffengenossenschaft hinlänglich versichert hielt. Wladimiresko stellte sich und seine arnautischen und wallachischen Söldlinge unter Ypsilanti's Oberbefehl.

Der Erfolg entsprach nicht den Erwartungen der Hetäristen, welche in diesem Theile des türkischen Reiches die Bewegung begonnen hatten. Es waren nur die in den Donaufürstenthümern wenig zahlreichen Griechen, welche sich zu Ypsilanti geschlagen hatten. Die einheimische Bevölkerung regte sich nicht. Der Plan, sich in Servien durch Werbungen zu verstärken, und zugleich sich durch dieses Land mit Albanien und Macedonien in Verbindung zu setzen, schlug fehl. Milosch, Fürst von Servien, ließ die Sendlinge Ypsilanti's verhaften, und verwehrte den Hetäristen den Durchzug durch sein Gebiet. Da in derselben Zeit die Revolution im eigentlichen Griechenland selbst ausbrach, so konnte von dort her keine Hülfe kommen.

Die Pforte hatte bei der Nachricht von den Vorgängen in der Moldau und Wallachei die Pascha von Ibrail und Silistria mit der Unterdrückung des Aufstandes beauftragt. Diese zogen, obwohl langsam, alle ihnen zu Gebote stehenden Streitkräfte zusammen. Die Aus-

sicht auf Beute lockte aus Bosnien und Albanien viele türkische Freiwillige herbei. Eine Abtheilung Griechen, welche Ypsilanti in Galacz zurückgelassen, wurde nach tapferer Gegenwehr niedergemacht. Um seine Verbindung mit der russischen Grenze nicht zu verlieren schickte Ypsilanti den Fürsten Georg Kantakuzenos, der ebenfalls früher in russischen Militairdiensten gestanden, nach der Moldau. Die Türken wurden geworfen und Kantakuzenos drang bis Jassy vor, wo die schon zum Abfall bereiten Bojaren von ihm wieder zur Unterwerfung unter die Hetäria gezwungen wurden. Aber die beiden Pascha rückten mit einer überlegenen Macht herbei. Ypsilanti beschloß sich nach den Gebirgen zurückzuziehen, welche die Wallachei und Siebenbürgen trennen und nahm eine feste Stellung bei Terzowist. Wladimiresko war in Bucharest mit dem Befehl zurückgelassen worden, diese Stadt gegen den Feind zu vertheidigen. Er verließ sie aber und knüpfte mit den Türken Unterhandlungen an. Besonders dem tapferen und klugen Giordaki längst verdächtig geworden, ward Wladimiresko plötzlich aufgehoben, vor ein Kriegsgericht gestellt, des Verrathes überführt und hingerichtet. Er hatte von Anfang an die Hetäria getäuscht, und sich nur deshalb der Bewegung angeschlossen, um sich in einem geeigneten Moment gegen sie erklären, und sich aus ihrer Unterdrückung bei der Pforte ein Verdienst machen zu können. Seine wallachischen und arnautischen Söldlinge gingen zu Ypsilanti über.

Es hatte sich unterdessen sowohl unter Griechen als Türken die Nachricht verbreitet, daß der Kaiser Alexander die Unternehmung Ypsilanti's in den stärksten Ausdrücken getadelt, den religiösen und nationalen Charakter derselben verkannt, und sie mit den revolutionairen Bewegungen in Spanien und Italien auf dieselbe Linie gestellt hatte. Das Fehlschlagen dieser Hoffnung brachte im griechischen Lager Bestürzung aber nicht Muthlosigkeit hervor. Ypsilanti griff die Türken bei dem Dorfe Dragetschan an, wurde aber mitten im Gefecht von den Wallachen, die zu Wladimiresko's Korps gehört hatten, verlassen und geschlagen (19 Juni 1821). Bei dieser Gelegenheit fiel die heilige Schaar, die mit der größten Unerschrockenheit focht, und sich ungeachtet der Uebermacht des Feindes nicht zurückziehen wollte. Giordaki sammelte die Ueberreste des kleinen Heeres, und schlug sich nach der Moldau durch, wo er den Kampf noch eine Zeit lang fortsetzte. Ypsilanti trat mit einigen Officieren auf das österreichische Gebiet über, wurde verhaftet und nach der Festung Munkatz gebracht, wo eine

sechsjährige Gefangenschaft seine Kraft brach, und ihm ein frühes Ende bereitete. Georg Kantakuzenos wurde nach blutigen Gefechten, in welchen der größte Theil der Seinigen gefallen, zur Flucht nach Rußland gezwungen.

Am 29 Juni fochten 500 Hellenen bei Skulani, in der Nähe von Jassy, gegen eine zehnfache türkische Uebermacht, und wurden erst nach dem äußersten Widerstande überwältigt. Endlich schlug auch Giordaki's Stunde. Er war der kühnste und entschlossenste Leiter dieser unglücklichen Unternehmung. Ueberall von überlegenen Streitkräften gedrängt warf er sich in das befestigte moldauische Kloster Sekku. Es waren ihm zuletzt nur hundert Kampfgenossen übrig geblieben. Sechs tausend Türken bestürmten die Mauern. Im Augenblick, wo sie sich des Klosters bemächtigen wollten, zündete Giordaki die Pulvervorräthe an und sprengte sich und seine Tapfern in die Luft. Sein verzweifelter Entschluß brachte einem großen Theile der Angreifenden den Tod (26 August 1821). Mit dieser heroischen That endigte der Aufstand in den Donaufürstenthümern, der durch die vielen Beweise von Unerschrockenheit und Hingebung den griechischen Befreiungskampf würdig eingeleitet hat.

Alexander Ypsilanti hatte sich geirrt, indem er die Donaufürstenthümer zum Kampfplatze wählte. Wäre er mit der heldenmüthigen Schaar, die ihm folgte, in Morea oder Epirus gelandet, so würde er mehr ausgerichtet haben. Aber er verließ sich auf die Hülfe Rußlands, und wollte diese durch die Schilderhebung an seinen Grenzen herbeirufen. Die in der letzten Zeit in den Meinungen des Kaisers Alexander vorgegangene Sinnesänderung war ihm unbekannt geblieben. Er wußte nur, daß seit Jahren am russischen Hofe von der Befreiung Griechenlands als einer der Kaiserin Katharina II ihren Nachfolgern hinterlassenen Verpflichtung die Rede gewesen war. Indessen ist Ypsilanti's und seiner Gefährten Untergang für die Sache, der sie ihr Leben gewidmet hatten, nicht verloren gewesen. Der Kampf in der Moldau und Wallachei zog die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich, und legte einen glänzenden Beweis von der Tapferkeit und Aufopferung ab, mit welcher die Griechen das Werk ihrer nationalen Wiedergeburt begannen.

An Aufstände einzelner Statthalter oder Unruhen in der mahomedanischen Bevölkerung war die Pforte so gewöhnt, daß sie ihr, ungeachtet der augenblicklichen Uebelstände, keine ernsten Besorgnisse ein-

flößten. Ein aufrührischer Pascha ward zuletzt immer bezwungen, und die Bewegungen in den Provinzen hatten nie ein Losreißen derselben zur Folge gehabt. Aber Ypsilanti's Erhebung in der Moldau und Wallachei und die Vorgänge im eigentlichen Griechenland verriethen die Absicht sich der türkischen Herrschaft ganz zu entziehen, und das Kreuz an die Stelle des Halbmondes zu setzen. Die einzigen christlichen Unterthanen der Pforte, welche ihr gefährlich werden konnten, waren die Griechen, denen, außer daß sie die Slaven, Wallachen und Armenier an Zahl übertrafen, noch der Umstand zu Hülfe kam, daß ihren Vorfahren einst fast das ganze Gebiet gehört hatte, über welches jetzt der Sultan gebot. Ihr Aufstand erschien deshalb als der Anfang zu einer religiösen und politischen Revolution, und flößte den Anhängern des Islam eben so viel Unwillen als Besorgniß ein.

Bei der ersten Nachricht von Ypsilanti's Unternehmung begnügte sich der Sultan damit, die griechische Bevölkerung in Konstantinopel entwaffnen, und durch den Patriarchen Gregorius einen feierlichen Fluch gegen Ypsilanti und seine Anhänger aussprechen zu lassen, der in allen griechischen Kirchen verlesen werden sollte. Der türkische Pöbel beging zwar gleich nach dem Einlaufen der ersten Nachrichten gegen viele einzelne Griechen Gewaltthätigkeiten, aber der Sultan ordnete keine Schreckensmaßregeln an. Als aber die Kunde von den Ereignissen in Morea sich verbreitete, ward der ohnedies heftige Sinn Mahmud II auf das Aeußerste erregt. Die gesammte muselmännische Bevölkerung der Hauptstadt wurde unter die Waffen gerufen, und dadurch das Zeichen zu der grausamsten Verfolgung gegen die Griechen gegeben. Am Ostersonntage (22 April 1821) brach ein wilder Haufe in die griechische Hauptkirche ein, riß den hochbejahrten Patriarchen vom Altare fort, und hing ihn mit mehren seiner Priester am Eingang auf. Einige der ersten Phanarioten (Kallimachi, Morusi) wurden enthauptet, und über dreihundert der reichsten griechischen Kaufleute hingerichtet. Eine bedeutende Anzahl griechischer Kirchen ward niedergerissen. Der Pöbel zog, darunter selbst viele Knaben, bewaffnet in den Straßen umher, und ermordete was ihm von Griechen in den Weg kam. In Adrianopel wurden ähnliche Gräuel begangen.

Die Bevölkerung in dem eigentlichen Griechenland hatte nicht erst auf das von Ypsilanti in den Donaufürstenthümern gegebene Zeichen gewartet, um sich gegen die türkische Herrschaft zu erklären, und wurde später von dem unglücklichen Ausgange jener Unternehmung nicht nie-

dergeschlagen. Die höheren Klassen waren während der letzten Jahre mit den Grundsätzen der Hetäria vertraut, und die Massen von der Geistlichkeit auf den Ausbruch des Kampfes vorbereitet worden. Die Inselgriechen glühten von demselben Eifer wie die auf dem Festlande.

Es trat jetzt für die Griechen der feierlichste Moment im Leben eines Volkes, der Anfang einer großartigen Erhebung gegen eine ihnen seit Jahrhunderten auferlegte Gewaltherrschaft ein. Es handelte sich dabei sowohl um die Religion als die Nationalität, zwei Interessen die seit langer Zeit in Europa nicht mehr so eng mit einander verbunden gewesen. Die dem für sein Dasein kämpfenden Volke entgegenstehenden inneren und äußeren Hindernisse machten eine vollkommene Erreichung des ihm vorschwebenden Zieles unmöglich. Indessen ward damals, durch den Heldenmuth vieler Einzelnen und die Hingebung der Menge, wenigstens die Möglichkeit einer einstigen allgemeinen Befreiung des christlich-hellenischen Stammes von dem Joche des Islams und des Orients angebahnt.

Auf manchen Punkten in Morea ward die Neigung der Griechen zum Widerstande gegen die Türken schon im März fühlbar. Am 2 April bemächtigte sich der begeisterte und kriegerische Bischof Germanos der Stadt Kalabryta und zwang die türkische Besatzung zur Uebergabe. Wenige Tage später griff er Patras selbst an. Die Türken mußten sich in die Citadelle einschließen. Jetzt breitete sich der Aufstand mit außerordentlicher Schnelligkeit über die ganze Halbinsel aus. Die Mainoten, die für Nachkommen der alten Spartaner gelten, stiegen unter Führung ihres erblichen Fürsten Pietro Mauromichalis von den Höhen des Taygetus herab, und machten die Türken, welche sich nicht in die festen Plätze retteten, nieder. In Kalamata trat eine provisorische Regierung zusammen, welche alle Hellenen zur Theilnahme an dem Befreiungswerke aufrief. Bei Valtezza und Doliana wurden die Türken in offenem Felde geschlagen, wobei sich zwei später berühmt gewordene Häuptlinge, Kolokotronis und Nikitas, zum erstenmal hervorthaten. In der Nacht vom 6 zum 7 April war Athen von den Griechen eingenommen und die türkische Besatzung auf die Akropolis beschränkt worden. Am 13 April ging Theben über. Der Aufstand verbreitete sich in den Gebirgen des Oeta und drang bis nach Thessalien und Macedonien ein.

Auf den Inseln griff die Bewegung mit derselben Kraft um sich. Hydra, Ipsara, Spezzia versahen ihre Handelsschiffe mit Geschütz und

die ganze waffenfähige Bevölkerung begab sich an Bord. Jakomaki Tombasis und eine reiche Wittwe Namens Bobolina zeichneten sich durch ihre Geldopfer und ihre persönliche Betheiligung aus. Sie besuchten die Inseln im Archipelagus und riefen die Bevölkerung überall zum Kampfe auf. Die Flotte des Sultans richtete nichts gegen sie aus, und mußte nach den Dardanellen zurückkehren.

Am Ende des Jahres (1821) waren die meisten festen Plätze in Morea in die Gewalt der Griechen gefallen. Tripolizza, der Sitz des Pascha, wurde erstürmt, wobei der Bischof Germanos einer der ersten war, der, mit dem Kreuze in der Hand, die Verschanzungen erstieg. Die türkischen Heerführer mühten sich damals noch vergeblich gegen Ali Pascha von Janina ab, dessen Hauptstütze ebenfalls Griechen, die tapferen Sulioten, waren. Ihr Anführer Markos Bozzaris brachte den Türken große Verluste bei. Der vom Sultan zur Bezwingung Griechenlands abgeschickte Omer Vrione Pascha errang zwar hier und da einige Vortheile über die Griechen, und entsetzte die Akropolis von Athen. Aber ein Korps von 5000 Mann, welches ihm von Thessalien aus zu Hülfe kommen sollte, ward von Odysseus, damals einem der kühnsten Verfechter der griechischen Freiheit, die er später verrieth, bei den Thermopylen nach einem großen Blutbad auseinandergesprengt, und Omer Vrione selbst zum Rückzug gezwungen. Die Griechen waren jetzt überall im Vortheil. Wäre der Kampf von ihnen später eben so einmüthig und nachhaltig, wie er begonnen, fortgesetzt worden, so würde er größere Ergebnisse geliefert haben.

Demetrius Ypsilanti war schon im Sommer 1821 mit ansehnlichen Geldmitteln in Morea erschienen. Sich auf die Verdienste seines Bruders Alexander um die griechische Sache stützend, suchte er als Vermittler zwischen den Ansprüchen der verschiedenen Häupter des Aufstandes aufzutreten, und in die ganze Bewegung mehr Einheit und Ordnung zu bringen. Eine Zeit lang fanden seine Rathschläge Gehör und Beachtung. Aber bald regte sich der Parteigeist und machte sich der Widerstand gegen ihn bemerkbar. Um dem zu begegnen veranstaltete er die Einberufung eines Nationalkongresses nach Argos, und hoffte, daß ihm von demselben eine höhere Gewalt beigelegt werden würde. Aber Demetrius besaß, obwohl wie sein Bruder Alexander unerschrocken und aufopfernd, eben so wenig wie dieser die zu der Leitung so schwieriger Verhältnisse nöthige Einsicht und Festigkeit. Außerdem hatte sein militairischer Ruf in der letzten Zeit sehr gelitten, indem ein von ihm auf

die Citadelle von Napoli di Romania unternommener Sturm mißlungen, und er von den Türken mit großem Verlust zurückgeschlagen worden war. Der Kongreß, der sich in Folge dieses verfehlten Angriffes in Argos nicht sicher genug glaubte, war im December 1821 nach Piada, unweit des alten Epidaurus, übergesiedelt. Es war unterdessen ein Mann auf dem Schauplatz erschienen, welchem sowohl Ypsilanti als die meisten übrigen griechischen Anführer an Scharfblick und Erfahrung weit nachstanden. Es war dies der Phanariot Fürst Alexander Maurokordatos, der lange im Auslande gelebt, mit europäischer Civilisation und Politik vollkommen vertraut geworden, und bei der Nachricht von dem Ausbruch der Revolution sich dem bedrängten Vaterlande zur Verfügung gestellt hatte.

Der Kongreß ernannte Maurokordatos zu seinem Präsidenten, unter dessen Einfluß eine Verfassung berathen und angenommen, und zugleich der Anfang zu einer regelmäßigen Verwaltung in den, theils schon befreiten, theils im Aufstande begriffenen, Theilen Griechenlands gemacht wurde. Diese Verfassung „das organische Gesetz von Epidaurus“ genannt, ruhte auf einer republikanischen Grundlage, da es nicht möglich gewesen wäre, in jener Zeit unter dem vom ersten Sturm des Gefühles für Unabhängigkeit ergriffenen Volke die Monarchie einführen zu wollen. Auch hätte es an einem Kandidaten zu einer Krone gefehlt, die noch erst erobert werden sollte. Mehre Mächte, namentlich Oesterreich, benutzten diesen Umstand, um der griechischen Erhebung ihren religiösen und nationalen Charakter abzusprechen, und sie als ein Werk unruhigen und ehrgeizigen Parteitreibens hinzustellen.

Vermöge der neuen Verfassung wurde die gesetzgebende Gewalt einer aus 70 Abgeordneten bestehenden Nationalversammlung, und die Vollziehung der beschlossenen Maßregeln einem Ausschusse von fünf Mitgliedern übertragen. Beide sollten jährlich wechseln. Es war dies der erste Versuch zu einer Konstituirung Griechenlands, der später mancherlei Abänderungen erfuhr. Einige liberale Principien: wie die Gleichheit vor dem Gesetz — Preßfreiheit — Wahlrecht — verschwanden jedoch nicht mehr von dem Boden, der einst die Heimath der europäischen Freiheit gewesen, und gingen in die definitive Organisation Griechenlands über. Ehe die Nationalversammlung sich auflöste, stellte sie Maurokordatos an die Spitze der vollziehenden Gewalt. In dem ersten Ministerium saßen mehre Männer, die lange eine bedeutende Stel-

lung in den griechischen Angelegenheiten einzunehmen bestimmt waren, wie Kolettis, Metaxas und Negris.

Maurokordatos war, außer Capo d'Istria, der aber erst viel später in das Schicksal Griechenlands eingreifen sollte, der einzige Mann seines Volkes, der dessen Lage vollkommen begriff, und im Stande gewesen wäre, unter günstigeren Umständen die Revolution durch die sie umgebenden Klippen in den Hafen zu führen. Auch besaß er, obwohl mehr Diplomat als Militair, einen allen Gefahren trotzenden Muth, wie, unter Anderem, seine standhafte Vertheidigung Messolunghi's beweist. Aber die gleich nach den ersten Erfolgen sich einstellende Uneinigkeit unter den Griechen, der wilde Freiheitssinn der Einen und die verschlagene Selbstsucht der Anderen, besonders aber die Einmischung der fremden Mächte, welche zuletzt die Entscheidung über Griechenland allein an sich nahmen, verhinderte Maurokordatos das reiche Maß von Einsicht und Kraft, das ihm von der Natur verliehen worden, in vollständiger Weise zur Anwendung zu bringen.

Im Jahre 1822 wurde von den Griechen mit abwechselndem Erfolg gefochten, obwohl sie am Ende im Vortheil blieben. Die türkischen Streitkräfte, die zur Bezwingung Ali's Pascha von Janina abgeschickt worden, konnten jetzt, da dieser kühne Mann durch Verrath umgekommen (5 Februar 1822), gegen den griechischen Aufstand verwandt werden. Es wurden von beiden Seiten während dieses Kampfes viele Grausamkeiten verübt, zu denen jedoch die Türken das erste Zeichen gegeben hatten.

Die Insel Chios hatte sich im Februar gegen die türkische Herrschaft erhoben, aber sich weder selbst zur Vertheidigung der errungenen Freiheit gerüstet, noch eine griechische Besatzung erhalten. Im April erschien der Kapudan Pascha (Großadmiral) vor der Insel, und setzte ungehindert seine Landungstruppen aus, die durch zahlreiche vom asiatischen Festlande herbeigekommene Freiwillige verstärkt waren. Diese raub- und mordlustigen Schaaren begingen an den wehrlosen Einwohnern selbst in einem so wilden Kriege bisher noch nicht dagewesene Gräuel. Fast die ganze männliche Bevölkerung fiel unter dem Schwerdte der Türken. Was von Frauen und Kindern nicht in der ersten Wuth aufgeopfert worden, gerieth in Sklaverei, und wurde nach Kleinasien und Egypten geschickt, um dort verkauft zu werden. In wenigen Tagen sollen 25,000 Personen umgekommen und 45,000 fortgeschleppt worden sein. Es wurden dann die Wein- und Oelpflanzungen ver-

wüstet, und das herrliche Eiland in eine Wüste verwandelt. Die in Chios begangenen Grausamkeiten regten die öffentliche Meinung in Europa noch mehr, als bisher der Fall gewesen, zu Gunsten der Griechen auf. Das tapfere Seevolk in Ipsara und Hydra nahm es auf sich, die unglücklichen Landsleute an den Türken zu rächen. Unter der Anführung des Andreas Miaulis suchte die griechische Flotte die türkische, ungeachtet der großen Ueberlegenheit dieser letzteren, furchtlos auf. Das Gefecht blieb unentschieden. Aber in der Nacht vom 18 zum 19 Juni führten Konstantin Kanaris von Ipsara und Georg Papinis von Hydra zwei Brander unter die türkische Flotte, von der ein Theil zerstört wurde. Der Kapudan Pascha kam mit 3000 seiner Leute um. Diese kühne That rief die Inselgriechen zu noch größeren Anstrengungen auf. Es sah aus, als könne die Freiheit der Hellenen, wie schon einmal zu Themistokles Zeit, von Neuem zur See errungen werden.

Aber auch zu Lande blieben die Griechen nicht müßig, obgleich sie dort mit keinem so entschiedenen Erfolge fochten. Churschid Pascha, der bisher den Oberbefehl gegen Ali Pascha von Janina geführt hatte, sollte jetzt den griechischen Aufstand überwältigen. Aber die Begeisterung der Griechen, die sich auf allen Seiten erhoben hatten, die gebirgige Beschaffenheit des Landes und die Schwierigkeit der Zufuhr zwangen ihn seine Macht zu theilen, und setzten der Ausführung seiner Pläne große Schwierigkeiten entgegen. Unter Churschid standen Mahmud Pascha von Drama und Omer Brione Bey, die vorher mit Auszeichnung gegen Ali gedient hatten.

Maurokordatos war mit einem kleinen aber ausgesuchten Korps, unter welchem sich Markos Bozzaris mit seinen Sulioten und eine Abtheilung nach europäischer Art eingeübter Soldaten, Taktiker genannt, befanden, nach dem westlichen Livadien, dem alten Akarnancien, gezogen, um die Türken von dort zu vertreiben. Anfänglich waren die Griechen im Vortheil. Aber am 16 Juli kam es bei Peta zu einem Kampfe, in welchem die Türken, von dem Verrathe eines albanesischen Häuptlings Namens Gogo, der mitten im Gefecht seine Stellung verließ, begünstigt, einen vollständigen Sieg erfochten. Mehre tausend Griechen fielen. Zu diesen gehörte die tapfere Schaar der Griechenfreunde oder Philhellenen, Freiwillige, die aus verschiedenen Ländern, namentlich aus Deutschland, dem kämpfenden Griechenland zu Hülfe gekommmen waren. Ihr Anführer, der frühere würtembergische Ge-

neral Normann wurde bei Peta schwer verwundet. Dieses Korps der Philhellenen ward bei mehren Gelegenheiten aufgerieben, aber immer wieder durch neuen Zuzug verstärkt.

Mahmud Pascha sollte jetzt Morea unterwerfen. Korinth, Theben und Napoli di Romania fielen in seine Gewalt. Aber Demetrius Ypsilanti vertheidigte Argos mit rühmlicher Ausdauer, und Kolokotronis und Nikitas gewannen dadurch Zeit um ihre Streitkräfte zu vereinigen. Am 8 August wurden die Türken in der Nähe von Argos gänzlich geschlagen. Was nicht in den Gefechten umkam, ward von Hunger und ansteckenden Seuchen hingerafft. Mahmud Pascha selbst erlag. Von seinem 30,000 Mann starken Heere blieb wenig übrig.

Omer Vrione Bey war nach der Schlacht von Peta gegen Messolunghi aufgebrochen. Maurokordatos, der die große Wichtigkeit dieses Platzes erkannte, warf sich in denselben und vertheidigte ihn mit äußerster Anstrengung. Dieses Bollwerk des westlichen Griechenlands wurde von Omer Vrione zu Lande, von Jussuff Pascha zur See belagert, und schien verloren zu sein. Aber es gelang der griechischen Flotte dem bedrängten Platze Lebensmittel zuzuführen. Die Türken wurden von Entbehrungen und Krankheiten geschwächt. Die Bergvölker im westlichen Livadien bedrohten, ungeachtet der Niederlage bei Peta, den Rücken der türkischen Stellung. Um diesen Verlegenheiten zu entgehen wagte Omer Vrione am 6 Januar 1823 einen Sturm auf Messolunghi, der von den Griechen, denen die Türken, ungeachtet der erlittenen Verluste, an Zahl noch immer sehr überlegen waren, mit großer Tapferkeit abgeschlagen wurde. Bald darauf trat Omer Vrione den Rückzug an, auf welchem sein Heer fast ganz aufgerieben wurde. Kurschid Pascha, der in Epirus zurückgeblieben, vermochte kaum die Citadelle von Arta gegen die Griechen zu behaupten und richtete sonst nichts aus.

Jetzt fing der Kampf auf beiden Seiten zu ermatten an. Der innere Hader zwischen der Partei der Politiker (Maurokordatos, Demetrius Ypsilanti, Kolettis u. s. w.) und der militairischen Häuptlinge, Kapitanis genannt, (Kolokotronis, Mauromichalis, Nikitas u. s. w.) hinderte die Griechen an größeren Unternehmungen, und den türkischen Heerführern fehlte es an militairischem Geschick, an Geld und zuletzt auch an Mannschaft. Der Sultan Mahmud, der den Janitscharen nicht traute und schon damals mit deren Abschaffung umging, hielt die wenigen regelmäßigen Truppen, über die er verfügen konnte, in Kon=

stantinopel und den Donaufestungen zurück. Die albanesischen und bosnischen Freiwilligen, mit welchen meist der Krieg in Griechenland geführt worden, gewahrten bald, daß dort nur wenig Beute und viel Gefahr zu finden sei. Sie kamen entweder gar nicht oder verliefen sich schnell. Vom ersten Ausbruch der Revolution an, war, bei den unaufhörlichen und auf allen Seiten sich erhebenden Kämpfen, ein türkisches Heer nach dem anderen verschwunden.

Aber wenn der Krieg im Großen, im Vergleichen zu den beiden ersten Feldzügen, vom Jahre 1823 an zu erlahmen begann, so konnte gleichwohl der Sultan an eine Beendigung desselben mit eigenen Mitteln nicht denken. Die Griechen fühlten sich zu erschöpft, um, wie sie anfangs erstrebt, Thessalien, Macedonien, Epirus zu sich hinüberzuziehen, aber im Herzen der Bewegung, in Morea und Livadien, zog man einen gänzlichen Untergang der Unterwerfung vor. Dort glühte der religiöse und nationale Haß gegen die Türken in seiner ganzen Stärke fort. Von einzelnen Helden und ihrem Anhange wurden Thaten verrichtet, die an die Thermopylen und Salamis erinnern, und wenn sie auch in der Geschichte nicht dieselbe allgemeine Bedeutung haben können, wenigstens den tiefen Freiheitsdrang beweisen, von welchem die Griechen erfüllt waren. Die Unternehmung des Markos Bozzaris, der sich mit seinen Getreuen im Voraus dem Tode weihte, in das türkische Lager stürmte, und dort ein furchtbares Blutbad anrichtete, bis er selbst fiel, wäre des Leonidas nicht unwürdig gewesen. Der Krieg zur See unter Miaulis, Sachthuris, Kanaris u. s. w. kann, wenn man die geringen Mittel, mit denen er geführt, und die bedeutenden Erfolge, die häufig davon getragen wurden, in Betracht zieht, dem Größten in der Geschichte an die Seite gesetzt werden. Selbst der Untergang ganzer Bevölkerungen, wie auf Chios, Ipsára und in Messolunghi, erschreckte die Griechen nicht, die den Kampf überall, wo eine Möglichkeit des Widerstandes vorhanden war, unablässig fortsetzten. Das griechische Volk empfing in jenen Jahren die Bluttaufe, der sich in einem gegebenen Moment keine unterdrückte Nationalität entziehen darf, wenn sie sich nicht für immer aufgeben will.

Die Begeisterung und Ausdauer, welche die Griechen unter oft so verzweifelten Umständen an den Tag legten, hatte allmälig eine allgemeine Theilnahme für sie zu erregen angefangen. Es trat jedoch hierin, wie in so vielen anderen Beziehungen, ein den Geist der Zeit charakterisirender Unterschied hervor. Die Regierungen waren meist gleich-

gültig, und wie z. B. die österreichische selbst feindselig gegen den Aufschwung Griechenlands gesinnt, während die Völker ihn mit zunehmender Bewunderung betrachteten. Von Anfang an waren Freiwillige aus den verschiedensten Ländern zur Unterstützung des Kampfes gegen die Türken herbeigeeilt, und der erste Grund zu einer regelmäßigen Kriegsmacht sollte von solchen Fremden gelegt werden. Aber eine besondere Weihe erhielt die Sache der Griechen dadurch, daß ein Mann, der damals durch seine Persönlichkeit wie durch sein Genie unter allen Zeitgenossen die größte Aufmerksamkeit auf sich zog, Lord Byron, sein Vermögen, seine Ruhe und zuletzt sein Leben Griechenland zum Opfer brachte. Materiell hat Byron den Griechen, da er schon wenige Monate nach seiner Ankunft daselbst starb, keine großen Dienste leisten können, aber moralisch ist sein Anschluß an sie von großer Bedeutung gewesen. Die öffentliche Meinung wurde durch das von diesem außerordentlichen Manne gegebene Beispiel noch mehr als vorher für die Befreiung Griechenlands gewonnen. Besonders in England trat nach Byron's Vorgange eine viel tiefere und thätigere Theilnahme als früher hervor. In hohem Grade anerkennenswerth waren auch die von dem Könige Ludwig von Bayern zu diesem Zweck gemachten Anstrengungen, worin er unter seines Gleichen einzig dastand. Eynard, ein Schweizer, in Genf ansässig, wirkte mit großem Eifer in demselben Sinne und hat sich um Griechenland ein unvergeßliches Verdienst erworben. Ueberall wurden, im Gegensatze zu dem Verhalten der Regierungen, von Privatpersonen Gesellschaften zur Unterstützung der griechischen Sache gestiftet. Es war dies ein schöner Zug in den Gesinnungen der Zeit, da er aus einer rein menschlichen Quelle floß, und mit dem religiösen und politischen Parteitreiben nichts gemein hatte.

Der Sultan, zur Unterwerfung der Griechen aus eigener Macht sich zu schwach fühlend, forderte jetzt Mehemed Ali Pascha, der über Egypten mit fast unumschränkter Gewalt regierte, zur Absendung eines Heeres nach Morea auf. Der Charakter des Vicekönigs von Egypten, wie Mehemed Ali in Eurpa gewöhnlich genannt wurde, konnte hinlänglich aus der treulosen und verrätherischen Behandlung erkannt werden, mit welcher er sich in Kairo der Ueberreste der Mameluken entledigt hatte. Aber er besaß eine unter den Türken immer seltener werdende Befähigung für alle Kriegs- und Friedensgeschäfte, hatte seine Einkünfte sehr vermehrt, mit Hülfe europäischer Land- und Seeofficiere eine regelmäßige Armee, eine Marine geschaffen, und stand als die

zweite Person im türkischen Reiche da. Sein Streben ging offenbar dahin sich von dem Sultan ganz unabhängig zu machen. Später scheint er sogar die Absicht gehegt zu haben, sein Haus an die Stelle der Nachkommen Othman's zu setzen, und wurde nur durch die europäischen Mächte daran gehindert. Zu der Ausführung solcher Pläne war jedoch die Zeit noch nicht gekommen, und Mehemed Ali gehorchte in diesem Falle den Befehlen der Pforte, die ihm eine Vermehrung seines Paschaliks durch die Einverleibung der Inseln Cypern und Kandia mit demselben versprach. Auch hoffte er durch die Bekämpfung der Griechen seinen Ruhm und sein Ansehen unter den Bekennern des Islams zu vergrößern, was ihm zur Verfolgung weiterer Zwecke unentbehrlich war.

Ibrahim Pascha, Mehemed Ali's Sohn, der sich im Kriege gegen die Wechabiten durch Muth und Einsicht, aber auch durch Begehung vieler Grausamkeiten bemerkbar gemacht, hatte im Sommer 1824 mit einem Heer, aus regelmäßigen Truppen und zahlreichem Geschütz bestehend, den Hafen von Alexandrien verlassen, und zunächst seinen Lauf nach dem Archipelagus gerichtet, um den Kapuda Pascha bei seinen Unternehmungen gegen mehre griechische Inseln zu unterstützen. Die Griechen fürchteten jedoch diese Vermehrung der Macht ihrer Feinde nicht, und setzten, ungeachtet ihrer inneren Streitigkeiten, ihren Widerstand auf allen Punkten fort. Die türkische Flotte wurde im Juli, August und Oktober von Miaulis geschlagen, und die ägyptische Seemacht erfuhr im Oktober und November in den Gewässern der Inseln Kos und Kandia erhebliche Verluste. Zu Lande trugen in jenem Jahre (1824) weder Türken noch Griechen bedeutende Erfolge davon. Es ward überall aber ohne Entscheidung gekämpft.

Nachdem aber Ibrahim Pascha im Februar und März (1825) mit seiner bis auf 20,000 Mann vermehrten und mit 150 Kanonen versehenen Streitmacht in Morea gelandet war, nahm der Krieg alsbald eine für die Griechen nachtheilige Wendung an. Ungeachtet die hadernden griechischen Häuptlinge sich in diesem Augenblick der Gefahr aussöhnten und die Bevölkerung nach wie vor den größten Muth bewies, so war die Uebermacht des Feindes zu groß geworden, um ihr auf die Länge widerstehen zu können. Das durch seinen Hafen und seine Befestigungen für die Griechen wichtige Navarino wurde von den Egyptern erstürmt. Bei dieser Gelegenheit fiel der tapfere und edle Santa Rosa, dessen in diesem Werke bei der Schilderung der piemontesischen Revolution ge-

dacht worden ist (Seite 285). Maurokordatos, der sich ebenfalls bei der Vertheidigung Navarino's hervorthat, rettete sich nur mit äußerster Mühe vor der Gefangenschaft.

Es war unterdessen ein türkisches Heer unter Reschid Pascha über den Isthmus von Korinth in Morea eingedrungen. Auf sich beschränkt würden die Türken jetzt eben so wenig wie früher viel ausgerichtet haben, durch die Vereinigung mit den Egyptern wurden sie aber unwiderstehlich. Ibrahim durchzog, alle Angriffe der Griechen zurückschlagend, brennend und mordend, Morea seiner ganzen Breite nach, und vereinigte sich mit Reschid, um Messolunghi einzunehmen.

Die Griechen hatten sich seit Ibrahim's Landung überzeugt, daß selbst die größten Anstrengungen sie nicht mehr vor dem Untergange retten könnten, sobald sie in dem Kampfe gegen ihre Unterdrücker allein gelassen würden. Die egyptischen Truppen, von französischen Officieren aus Napoleon's Schule sorgfältig ausgebildet, vereinigten die wilde Tapferkeit der Türken mit den Vortheilen der europäischen Disciplin. Die griechische Regierung beschloß (August 1825) die Hülfe oder wenigstens die Vermittlung Englands anzugehen. Der Charakter Canning's ließ die Erfüllung einer solchen Hoffnung als möglich erscheinen. Die Anerkennung der von den Griechen ausgesprochenen Blokaden (Ende 1824) war das erste Zeichen seiner inneren Theilnahme für ihre Sache gewesen. Canning, der, wie damals kein anderer Staatsmann, mit seinem großen politischen Talent eine tiefe Sympathie für Freiheit und Menschenwürde verband, war entschlossen, jede Gelegenheit zur Rettung des am Rande des Verderbens stehenden heldenmüthigen Volkes zu benutzen. Aber er konnte in der Ausführung seiner Absichten nur langsam vorschreiten, da die Rücksicht auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und der Macht Englands die erste seiner Pflichten blieb. Es war schon damals klar, daß eine zu große Schwächung der Türkei die ehrgeizigen Absichten Rußlands begünstigen würde, und der Gesittung und Unabhängigkeit Europa's gefährlich werden könnte. Der Beschluß der griechischen Nationalversammlung von Kastri, daß Griechenland eine konstitutionelle Monarchie unter einem fremden Fürsten bilden solle, benahm Oesterreich den Vorwand sich gegen die Griechen als Republikaner zu erklären, und flößte der französischen Regierung mehr Hoffnung auf Griechenlands Zukunft ein. Woran Canning zunächst dachte war die Beendigung des die Griechen mit Vernichtung bedrohenden Kampfes. Die endliche Feststellung ihres Schicksals mußte von

abhängen, die Forderungen der Menschlichkeit gegen Griechenland mit den Rücksichten auf die Selbstständigkeit der Türkei, Rußland gegenüber, vereinigen zu können.

Die Griechen hatten unterdessen einen neuen großen Unfall erlitten. Messolunghi war nach einer langen Belagerung von den Egyptern und Türken erstürmt worden (22 April 1826). Ein Theil der Einwohnerschaft und der Besatzuug hatte sich durch die türkischen Reihen durchgeschlagen. Die Uebrigen vertheidigten sich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Die Entschlossensten sprengten sich, wie es die Griechen in diesem Kriege oft gethan, wenn alle Kraft der Vertheidigung erschöpft war, mit den noch vorhandenen Pulvervorräthen in die Luft. Es war dies ein heroisches Mittel, um sich vor den Mißhandlungen der Türken zu schützen, und diese zugleich in den eigenen Untergang zu verwickeln.

Die Bemühungen Canning's für die Beendigung des verheerendsten und grausamsten Kampfes neuerer Zeit hatten, ungeachtet der Hartnäckigkeit der Türken und des geheimen Widerstandes Oesterreichs, bei Rußland und Frankreich Unterstützung gefunden. In die Stelle des mit Tode abgegangenen Kaisers Alexander, der, geistig und körperlich erschöpft in den letzten Jahren Metternich's Ideen zu vielen Einfluß auf sich zugestanden, war der junge und kraftvolle Nikolaus I getreten, der sich nicht überreden ließ, daß der Aufstand der Griechen gegen die Herrschaft der Türken von derselben Art sei, wie die Militairrevolutionen in Madrid und Neapel. König Karl X von Frankreich, dem die unter den Griechen während der ersten Jahre ihres Befreiungskampfes herrschend gewesenen republikanischen Meinungen mißfallen hatten, war von den jetzt mehr der Monarchie zugewandten Ideen derselben zu ihren Gunsten gestimmt worden, und geneigt in ihnen „die Vendée des Christenthums" zu sehen. Eine englisch-französisch-russische Flotte zog sich langsam im Mittelmeer zusammen, um nöthigenfalls die Friedensvermittlung mit Waffengewalt zu unterstützen. Zwei Verträge zwischen England und Rußland (4 April 1826 und 6 Juli 1827) waren in diesem Sinne abgeschlossen worden. Frankreich stimmte bei. Die verbündeten Mächte stellten an die Pforte das Verlangen gegen Griechenland ein ähnliches Verhältniß wie gegen die Moldau und Wallachei einzugehen, und dessen innere Unabhängigkeit gegen Erlegung eines jährlichen Tributes anzuerkennen.

Ibrahim Pascha wurde jetzt von den Admirälen der drei vereinigten Geschwader: Sir Edward Codrington, der den Oberbefehl über die gesammte Flotte, im Fall einer Schlacht, übernommen hatte, dem französischen Admiral Rigny und dem russischen Admiral Heyden zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert. Ibrahim ging auf dies Verlangen ein, obgleich die Griechen während dieser Zeit die Türken zu Lande so viel als möglich beunruhigten. Als aber die christliche und die türkisch-egyptische Seemacht einander in der Bucht von Navarino gegenüber lagen, brach, ungeachtet aller Zögerungen und Bedenklichkeiten, der Kampf dennoch aus. Die in ganz Europa zu Gunsten der Griechen herrschende Stimmung hatte auf die Admiräle und die Flotte zurückgewirkt. Codrington war kurz vorher von dem Herzoge von Clarence, nachmaligen Könige Wilhelm IV, der damals die Stelle eines Lord Groß-Admirals von England bekleidete, in einer Depesche zu verstehen gegeben worden, daß ein Zusammenstoß mit dem Feinde nicht übel gedeutet werden würde. Man weiß nicht, von wem der erste Anfang gemacht worden, aber am 20 Oktober (1827) kamen die beiden Flotten an einander. Navarino wurde für die Türken ein anderes Lepanto. Nach einem vierstündigen Kampfe war fast ihre ganze Seemacht vernichtet. Canning hatte dieses Ergebniß seiner Pläne für Griechenland nicht mehr erlebt. Er würde es wahrscheinlich über seine Wünsche hinausgehend gefunden, und an neue Sicherstellungen gegen die, Rußland aus dieser Niederlage des Sultans, erwachsenden Vortheile gedacht haben.

Als im August des folgenden Jahres (1828) ein französisches Korps unter dem General nachmaligem Marschall Maison in Koron landete, mußte Ibrahim die von ihm seit drei Jahren mit Blut überschwemmte Halbinsel des Pelops für immer verlassen. Die türkische Besatzung des Kastells Kawak Morea wollte sich nicht sogleich ergeben. In dem bei dieser Gelegenheit statt gefundenen Gefecht fielen die letzten Kanonenschüsse dieses langen Krieges. Durch welchen Wechsel von Ereignissen, Beweisen unvergleichlichen Muthes und unerhörter Grausamkeit war nicht der Befreiungskampf der Griechen, von den einsamen Ufern der in Siebenbürgen entspringenden Aluta und der ersten Niederlage der Hetäristen an, bis zu dem europäischen Seesiege in der prachtvollen Bucht des messenischen Navarino, im Angesicht der alten Insel Sphakteria, hindurchgegangen! Viele Namen, die seit Jahrhunderten nur noch der Sage und Dichtung angehört hatten, waren wiederum in die Geschichte eingetreten. Es war in der Nähe des alten Delphi, am

Fuße des Parthenon, auf dem ägeischen und jonischen Meere gefochten worden. Aus so vielen überstandenen Gefahren, so großen dargebrachten Opfern sollte allerdings nur die Befreiung eines kleinen Theiles der Griechen und die Bildung eines in unverhältnißmäßig engen Grenzen eingeschlossenen Staates hervorgehen. Aber es ward dadurch immer der Grund zu einem neuen mit den größten Erinnerungen geschmückten nationalen Dasein gelegt, und die Hoffnung des hellenischen Stammes auf eine dereinstige vollständige Emancipation vermehrt.

21. Rußland und die Türkei von dem Wiener Kongreß an bis zu dem Frieden von Adrianopel.

Rußland, welches schon seit Peter dem Großen die Augen der Welt auf sich zu ziehen angefangen, und unter Katharina II ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale des Völkergeschickes geworfen, war, wie alle Kontinentalstaaten, eine Zeit lang durch die Größe und den Glanz des französischen Kaiserreiches verdunkelt worden. Nach Napoleon's Sturz trat es wieder um so bedeutender hervor. Obgleich England und Oesterreich eine größere Ausdauer im Kampfe gegen den Eroberer bewiesen, und das Beispiel einer volksthümlichen Erhebung gegen ihn von Spanien ausgegangen, so hatte der Umstand, daß das Sinken des napoleonschen Glückes auf russischem Boden begann, daß dort sein gewaltiges Heer unterging, Rußland das Ansehen verliehen, das Meiste zu der großen Wendung der Dinge beigetragen zu haben. Ohne zu prüfen, ob es die russische Thatkraft und Staatskunst oder von derselben unabhängige Ursachen gewesen, durch welche Napoleon's Macht den ersten Stoß erlitten, hatte der Brand von Moskau in den Augen der Völker für das Zeichen ihrer Befreiung gegolten. Napoleon's Sturz war so bald auf die in Rußland erlittenen Verluste erfolgt, daß, von einer gewissen Ferne aus betrachtet, das Ende dieser Katastrophe mit deren Anfange zusammenzufallen schien. Es war dies eine Täuschung. Die Alles entscheidenden Schläge waren dem Eroberer nicht an der Beresina, sondern bei Leipzig, am Fuß des Montmartre, und zuletzt auf der Ebene von Waterloo versetzt worden. Aber die öffentliche Meinung sagte sich nur allmälig von dem zuerst empfangenen Eindrucke los, und Rußland galt eine Zeit lang für den stärk-

sten Hebel, der zu dem großen Werke der Erhebung Europa's gegen den allgemeinen Dränger in Bewegung gesetzt worden.

Dieser von den Zeitverhältnissen gegebenen günstigen Stellung Rußlands entsprach die Persönlichkeit seines Herrschers, des Kaisers Alexander, der alle Eigenschaften besaß, durch welche besonders der unumschränkte Fürst eines mächtigen Reiches die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Welt auf sich ziehen kann. Er bewies in der Ausübung seiner Gewalt große Mäßigung, und in seinem allgemeinen wie besonderen Walten eine seltene Milde der Gesinnung, war dabei geistreich, fein, von dem rühmlichen Verlangen nach der Liebe der Völker und dem Beifalle ausgezeichneter Geister erfüllt, und trug schon in seiner Erscheinung als Mensch, von seiner hervorragenden Stellung abgesehen, das Gepräge einer ausgezeichneten Natur an sich.

Diese glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften waren aber auch von erheblichen Mängeln begleitet. Es fehlte Alexander I an festen Grundsätzen. Er hing mehr von äußeren Eindrücken als inneren Ueberzeugungen ab, besaß mehr Reichthum des Gefühls als Stärke des Willens, und neigte sich, selbst nicht vollkommen aufrichtig, zum Mißtrauen gegen Andere hin. Er war unter den Augen seiner Großmutter, der Kaiserin Katharina II, die seinen Eltern nur wenig Einfluß auf ihn gestattete, von dem Wadtländer Laharpe, einem entschiedenen Republikaner, erzogen worden. Obgleich bei einem russischen Thronerben die demokratischen Ideen noch weniger praktische Anwendung als bei anderen Prinzen finden konnten, und Katharina II dieselben nur als einen moralischen Zügel bei Ausübung einer unumschränkten Macht betrachten mochte, so hatten sie doch die üble Wirkung, daß Alexander I den russischen Zuständen in mancher Beziehung fremd wurde, ohne daß er die Kraft besessen hätte, sie nach seinen Ueberzeugungen umzuwandeln. Er fühlte das Bedürfniß der Religion, wurde aber, als er später eine dem Sinnenreiz hingegebene Jugend abbüßen wollte, auf mystische und pietistische Abwege geführt. Seine vorherrschende Gefühlsrichtung machte ihn den Verlockungen der Schwärmerei zugänglich. Eine gewisse Oberflächlichkeit und Unbeständigkeit in seinem Wesen ließ ihn mehr die Schale als den Kern der Dinge in Betracht ziehen. Er kann, als Herrscher, je nachdem man seine früheren oder späteren Jahre hervorhebt, zu den verschiedenartigsten Beurtheilungen Stoff bieten. Aber als Mensch ist er sich in gewissen edlen Zügen, in dem Streben nach Wahrheit und in dem Verlangen zu der Beglückung

der Völker beizutragen, stets gleich geblieben, obgleich er nicht immer die für diesen Zweck geeigneten Mittel zu wählen verstanden hat.

Die große thatenreiche Epoche im Leben des Kaisers Alexander war mit dem Sturze Napoleon's beschlossen, der ihn, wie so viele andere Fürsten, lange in beständiger Bewegung erhalten hatte. Der friedliche Theil seiner Regierung zeichnete sich anfänglich durch mancherlei Verbesserungen in der Gesetzgebung und Verwaltung aus, war aber später vornehmlich auf die Bekämpfung der Revolution und Dessen, was in den Augen der Reaktion dafür galt, ihrer Meinungen und Thaten, in der Nähe und Ferne, gerichtet.

Die ersten Bemühungen Alexander I nach wiederhergestelltem Frieden waren der Verbesserung der Landeskultur und der Finanzverhältnisse zugewandt. Es wurde eine Leih- und Handelsbank zur Unterstützung der Gutsherren und Kaufleute gegründet, und die während des Krieges eingeführte Einkommensteuer aufgehoben. Durch unter günstigen Bedingungen abgeschlossene Anleihen, durch bedeutende Einfuhr edler Metalle und Verringerung des Papiergeldes ward dem Staatskredit aufgeholfen. Die während des kurzen aber verheerenden Einfalles der Franzosen entstandenen Ruinen waren bald bis auf wenige Spuren verschwunden, und durch neue Schöpfungen ersetzt worden.

Alexander I hatte schon in den ersten Jahren seiner Regierung viel für den öffentlichen Unterricht, namentlich die höheren Lehranstalten, durch Berufung fremder Gelehrten, durch Stiftung von Bibliotheken und Museen gethan, und fuhr in dieser Weise nach Beendigung des Krieges fort. Aber allmälig ward in ihm, zum Theil aus eigener Bewegung, mehr aber noch durch fremde Einflüsterung, die Meinung vorherrschend, daß das Bestehen der gesellschaftlichen Ordnung und die Sicherheit der Throne von der Verbreitung der Aufklärung und Begünstigung freier Forschung untergraben werden könne. Kaum waren die ersten Zeichen dieser im Gemüthe des Kaisers beginnenden Umwandelung erschienen, als die Feinde des Lichts und der Freiheit sie zur Verfolgung ihrer Zwecke zu benutzen verstanden. Der Eingang der fremden Bücher und Zeitungen wurde in Rußland fortan sehr erschwert, ihr Inhalt einer strengen Prüfung unterworfen, und an alle geistige Produktion der Maßstab des religiösen und politischen Despotismus gelegt. Der Plan der Regierung, die Zustände der Massen zu verbessern, um dieselben auf die einstige Erlangung der Freiheit vorzubereiten, ward jetzt nicht mehr mit demselben Eifer wie früher ver-

folgt, und der vorher in den höheren Klassen begünstigte intellektuelle Aufschwung mit Argwohn betrachtet. Es kündigte sich in Allem eine Epoche des Stillstandes, und hier und da selbst des Rückschrittes an.

Ganz und auf einmal ließ sich jedoch der Alexander I früh eingepflanzte Trieb nach Beglückung und Veredelung der Menschen, der ihn auf dem Wiener Kongreß zu einer lebhaften Erklärung gegen den Sklavenhandel veranlaßt hatte, nicht unterdrücken. In den Jahren 1816 und 1817 setzte er die Aufhebung der Leibeigenschaft in den Ostseeprovinzen durch, was ein von ihm längst gehegter Wunsch gewesen, dessen Ausführung aber von dem letzten großen Kriege unterbrochen worden. Obgleich er auch in dem eigentlichen Rußland dem Landvolke einige Erleichterungen seiner dort noch viel härteren Knechtschaft gewährte, so besaß er doch nicht die Kraft und den Muth, hierin eine durchgreifende Veränderung vorzunehmen, obgleich eine solche von ihm abgehangen hätte, und jeder Widerstand des Adels gegen die Befreiung der Hörigen, bei Anwendung des nöthigen Nachdruckes, leicht zu überwinden gewesen wäre. Selbst auf den von dem Kaiser unmittelbar abhängigen Reichsdomainen, auf welchen viele Millionen leben, blieb die Bevölkerung im Zustande der Leibeigenschaft, obwohl unter allerdings milderen Bedingungen als auf den Privatbesitzungen. Alexander ließ sich überreden, auf den Reichsdomainen statt der Emancipation die Militairkolonisation einzuführen, als ob die Dressur und Disciplin ein Ersatz für die Vorenthaltung der Freiheit und Gesittung sein könnte.

Die russischen Monarchen hätten sich mit mehr Recht als die deutschen Kaiser der letzten drei Jahrhunderte: „allezeit Mehrer des Reiches“ nennen können. Schon die alten Zaaren waren, kaum von der Herrschaft der Mongolen befreit, den Nachbarstaaten gefährlich geworden. Von Peter dem Großen an hatte Rußland beständig seine Gränzen erweitert, und Alexander I dazu durch seine Siege über Türken, Perser und Schweden beigetragen. Die wichtigste Veränderung die jedoch in der äußeren Stellung Rußlands vorgegangen, war die Errichtung eines mit ihm unter demselben Oberhaupte vereinigten Königreiches Polen, wodurch es dem Herzen Europa's näher als bisher trat, und seinen Einfluß auf Oesterreich, Preußen und überhaupt auf Deutschland vermehrte.

Den Polen hatte auf dem Wiener Kongreß einen Augenblick lang die Hoffnung geleuchtet, ihr Vaterland unter einer selbstständigen Regierung, in unabhängiger Gestalt wiedererstehen zu sehen. Schwer

oder unmöglich zu überwindende Hindernisse waren der Ausführung dieses von England und Oesterreich gehegten Planes entgegengetreten. Nur ein kleiner Theil der weiten Monarchie der Piasten und Jagellonen ward unter dem früher so berühmt gewesenen Namen wiederhergestellt.

Alexander I hatte, sowohl um die Bevölkerung des Herzogthums Warschau, das auf dem Wiener Kongreß in ein Königreich Polen umgebildet worden, zu gewinnen, als auch um einen ihm rühmlich dünkenden und zugleich, wie er glaubte, gefahrlosen Versuch eines freien Staatslebens anzustellen, diesem Lande eine Verfassung verliehen, die allen Forderungen entsprach, welche an eine konstitutionelle Monarchie gestellt werden können. Mit Ausnahme des Instituts der Geschwornen, waren alle von Ludwig XVIII in der Charte constitutionelle gewährten Garantien auch in der polnischen Konstitution enthalten. Der Kaiser von Rußland führte in Polen den Titel König, und beschwor die Verfassung, durch die er allein regieren zu wollen erklärte. Die beiden Kammern, Senatoren und Landboten, mußten bei der Abfassung der Gesetze zugezogen, und es konnten ohne ihre Zustimmung keine allgemeinen Bestimmungen getroffen werden. Die Aemter des öffentlichen Dienstes standen nur geborenen oder naturalisirten Polen offen. Eine eigene Armee, ein besonderer Schatz, eine von der russischen durchaus getrennte Verwaltung vollendeten dieses Bild eines selbstständigen Daseins, mit welchem es dem Kaiser so sehr Ernst war, daß er eine Zeit lang daran dachte, die früher unmittelbar mit Rußland vereinigten Provinzen des alten Polens derselben Einrichtungen theilhaftig zu machen.

Aber Alexander I, der in solcher Weise über Erwarten viel für die Polen gethan, beging den unglücklichen Mißgriff, an die Spitze des polnischen Heeres seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, zu stellen. Dieser konnte und wollte den despotischen Launen und Gewohnheiten, die ihm zur anderen Natur geworden, nicht entsagen, und seine Willkühr artete zuweilen in eine wirkliche Tyrannei aus. Als Bruder des Kaisers und muthmaßlichem Thronerben wagte Niemand ihm zuwiderzuhandeln. Obgleich ohne politische Autorität, da er nur mit dem Militairkommando bekleidet war, griff der Großfürst beliebig in alle Verhältnisse ein, beging zahllose Ungerechtigkeiten und selbst Grausamkeiten, und sah deren Verübung seinen Günstlingen und Vertrauten nach. Einige Russen, die der Form nach in Polen naturali-

sirt worden, regierten, indem sie sich auf den Großfürsten stützten, das Land, und ließen dem Statthalter Zajonczeck, einem mit den Staatsgeschäften unbekannten und vom Alter geschwächten Krieger aus Kosziusko's Zeit, kaum einen Schatten von Gewalt.

Der Kaiser, dem die rohe und wilde Natur seines Bruders nicht unbekannt sein, und der sie, da er selbst ein durchaus anderer war, unmöglich billigen konnte, legte indessen dem Großfürsten keinen Zügel an, indem er es für eine nothwendige Sicherheitsmaßregel hielt, denselben an der Spitze der bewaffneten Macht in Polen zu lassen, und zugleich damit die Absicht verband, ihn durch eine hervorragende Stellung auszuzeichnen. Außerdem mochte selten Etwas von seines Bruders Handlungsweise zu seiner Kenntniß kommen, da eine Anklage dieses letzteren mit großen Gefahren verknüpft gewesen wäre. Aber er nahm auf diese Art mit der einen Hand die Wohlthaten wieder zurück, die er mit der anderen ausgetheilt hatte, was übrigens auch in manchen anderen Fällen an ihm bemerkt werden konnte, und trat der Erfüllung seiner eigenen Absichten, die auf das Wohl Polens gerichtet waren, hemmend entgegen.

Außer der Unmöglichkeit die polnische Nationalität, welche ein Menschenalter vorher noch ein unabhängiges Reich ausgemacht hatte, durch die Wiederherstellung eines kleinen Theiles ihres früheren Gebietes mit ihrem Schicksal auszusöhnen, waren es vornehmlich die Eingriffe des Großfürsten Konstantin in die Verfassung, was die tiefe Unzufriedenheit der Polen mit Rußland und den Wunsch nach einer gänzlichen Umgestaltuug der Verhältnisse hervorrief. Gegen ihn, und seine häufig selbst an Personen von Verdienst und Rang verübte Willkühr und Gewaltthätigkeit, gab es keinen Schutz und kein Recht. Zu den offenen Ausbrüchen seines Despotismus kam noch ein von ihm und seinen Vertrauten gelegtes Netz geheimer Kundschaft und Angeberei hinzu, dessen Schlingen über das ganze Land verbreitet waren. Dieser Druck erregte in der Bevölkerung einen immer mehr um sich greifenden Unwillen, der sich auf mehren Reichstagen in dem Widerstande gegen die meisten von der Regierung ausgehenden Vorlagen und Entwürfe aussprach. Auch entstanden hier und da geheime Gesellschaften, welche sich die Abschüttelung des russischen Joches zur Aufgabe setzten, und ward in den höheren Klassen überhaupt das Streben sichtbar, durch Belebung der nationalen Erinnerungen den Glauben an eine bessere Zukunft zu erhalten. Die dem Kaiser hierüber zu-

kommenden Berichte, einseitig, die Wahrheit entstellend oder übertreibend, nahmen ihn gegen die Polen ein, indem er die gegründeten Ursachen ihrer Unzufriedenheit nicht anerkennen wollte, und sie der Undankbarkeit und des Parteitreibens beschuldigte.

Ungeachtet des Verdachtes revolutionairer Sympathien, welche die Haltung der Polen und ihr Dringen auf Vollziehung aller in der Verfassung enthaltenen Gewährleistungen, namentlich der Preßfreiheii, in der schwankenden, von verschiedenartigen Meinungen und Eindrücken bewegten Sinnesweise des Kaisers Alexander häufig erregen mußte, so war er doch zu keiner wesentlichen Schmälerung, am wenigsten aber zu einer Zurücknahme der ihnen verliehenen Rechte geneigt. Der einzige allerdings große Fehler, welchen er gegen Polen beging, war die Duldung der von seinem Bruder Konstantin begangenen Ueberschreitungen und Ungerechtigkeiten. Von ihm selbst ward die Verfassung sorgfältig beobachtet. Er eröffnete in Person die alle drei Jahre zusammentretenden Reichstage, und schien, obwohl er die Senatoren und Landboten vor dem Mißbrauche ihrer Rechte warnte und auf die ihnen gesteckten Grenzen hinwies, an der freieren Regsamkeit, welche ihm in Polen, im Gegensatz zu Rußland, entgegentrat, wie an einem Schauspiele Geschmack zu finden, das, ungeachtet einiger fremden Zusätze, sein eigenes Werk war. Die eigenthümliche Stellung, im Mittelpunkte seiner Macht unumschränkt zu sein, und in einem verhältnißmäßig kleinen Nebenlande eine Volksvertretung zur Seite zu haben, mußte ihn hier und da in Widersprüche verwickeln, an denen aber mehr die Umstände als sein Wille schuld waren. Die Nachwelt wird es immer rühmend anerkennen, daß ein Fürst, der in seinem Stammlande eine despotische Gewalt besaß, einem eroberten Volke aus eigener Bewegung eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit gestattete.

Alexander I war geneigt, im Königreich Polen ein freies Staatsleben, so lange es sich in den von der Verfassung vorgeschriebenen Kreisen bewegte, anzuerkennen und gewähren zu lassen. Er hatte in Frankreich nicht nur bei Ertheilung der Charte constitutionnelle mitgewirkt, sondern später Ludwig XVIII immer zu deren Beobachtung, als dem einzigen Mittel zur Befestigung des Königthums, gerathen. Auch das niederländische Grundgesetz hatte seine Billigung erhalten, und die Unabhängigkeit der Schweiz auf dem Wiener Kongreß einen Fürsprecher an ihm gefunden. Die in Deutschland nach Napoleon's Sturz entstandene politische Bewegung, deren Spitze Kotzebue's Ermordung ge-

wesen, der, was seine gesellschaftliche Stellung betrifft, mehr Rußland als Deutschland angehörte, war dem Kaiser als ein gefährliches Zeichen und eine äußerste Verletzung von Recht und Sittlichkeit erschienen, weshalb er auch Sand's Hinrichtung, ungeachtet derselbe ohnedies bald vom Tode hätte ereilt werden müssen, für nothwendig gehalten hatte. Da unter den Deutschen das Streben nach Freiheit von dem nach größerer nationaler Einheit unzertrennlich ist, letztere aber den Einfluß des Auslandes beschränken würde, so wurde ein volksthümlicher Aufschwung Deutschlands, von Rußland, wie übrigens von fast allen fremden Mächten, mit Mißtrauen betrachtet. Indessen ließ sich bald erkennen, daß die in Deutschland herrschende Unruhe nicht um sich greifen, und kein bestimmtes Ziel erreichen würde. Aber einen ganz besonderen Widerwillen erregten in Alexander I die rasch auf einander folgenden Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Piemont, die durch die bewaffnete Macht vollbracht waren. Schon seine äußere Stellung machte ihn zu einem Gegner dieser Ereignisse. Eine Revolution im wahren Sinne des Wortes, wie z. B. 1688 in England, 1789 in Frankreich, war in Rußland undenkbar. Die gewaltsamen Thronveränderungen, welche es dort seit der Entsetzung Iwan III (1741) gegeben, waren stets vom Militair ausgegangen. Selbst bei der letzten Begebenheit der Art, dem Tode Paul I, hatten nur Generale und Officiere sich thätig betheiligt.

Bei der unruhigen Stimmung in einem großen Theile Europa's, bei der nahen Berührung, in welche die liberalen Ideen, selbst unter den verschiedensten Völkern, zu einander getreten, konnten die Vorgänge in Madrid und Neapel einen früher unmöglich gewesenen Einfluß auf ihnen räumlich sehr fern liegende Zustände ausüben. Aus der Besorgniß vor einer solchen Verbreitung entstand der Eifer, mit welchem sich der Kaiser Alexander auf den Kongressen in Troppau, Laibach und Verona gegen die im Westen und Süden Europa's eingetretenen politischen Veränderungen erklärte. Seit dem Jahre 1813 hatte dieser Monarch bei allen größeren Ereignissen einen überwiegenden Einfluß ausgeübt. Indem er jetzt, um die Revolution so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, anderen Mächten, wie Oesterreich in Italien, Frankreich in Spanien, bei deren Bekämpfung die Vorhand ließ, verminderte er, sowohl in den Augen der übrigen Völker als seines eigenen, die Vorstellung von seiner Bedeutung und Ueberlegenheit, was nicht ohne Folgen für die Lage Europa's blieb, und

namentlich England Gelegenheit gab, seinen Einfluß auf dem Kontinent, der in den letzten Jahren etwas gesunken war, wiederherzustellen.

Bei seiner Verwerfung der Militairrevolutionen in Spanien und Italien ließ sich Alexander I von der Rücksicht auf seine eigene Lage und allgemeinen Regeln der Staatsklugheit leiten. Ein solches Beispiel konnte der Sicherheit aller Souveraine gefährlich werden, da in vielen Ländern, und in Rußland selbst, die bewaffnete Macht fast die alleinige Grundlage der öffentlichen Ordnung geworden. Ihr Anspruch, der Regierung Gesetze vorzuschreiben, hätte, von einem dauernden Erfolg gekrönt, zu einem Janitscharenregiment führen müssen. Obgleich es rühmlicher gewesen wäre, wenn der Kaiser von Rußland seinen großen Einfluß dazu benutzt hätte, um die in ihre Rechte wiedereingesetzten Könige von Neapel, Sardinien und Spanien zu einem gerechteren Verhalten gegen ihre Völker zu bestimmen, so konnte die stillschweigende Billigung ihrer Gewaltherrschaft aus der Besorgniß vor neuen Umwälzungen, wenn sie die Zügel sanfter führten, bis auf einen gewissen Grad erklärt werden.

Aber die Art, wie Alexander I die Erhebung der Griechen gegen die Türken auffaßte, und sich zu ihr verhielt, widersprach den ihm von der Politik, Religion und Humanität auferlegten Pflichten. Der Kampf, den sich in seinem Wesen Licht und Finsterniß schon seit Jahren lieferten, hatten sich endlich zu Gunsten der letzteren entschieden. Seine rasch abnehmende geistige Kraft machte ihn in diesem Falle zu einem Werkzeuge fremder, namentlich österreichischer und englischer Interessen, die im Orient zu denen seines Reiches und Volkes im offenbarsten Gegensatz standen. Er verließ die ihm von seinen beiden größten Vorgängern auf dem Thron, Peter I und Katharina II, vorgezeichnete Bahn, durch die Rußland so hoch gestiegen, und ließ sich von den Meinungen und Rathschlägen derer bestimmmen, welche die natürlichen Gegner der russischen Machtentwickelung waren.

Seit Napoleon's Sturz hatte sich eine, in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger zahlreiche, aber fast überall verzweigte, absolutistisch-theokratische Partei gebildet, welche auf Wiederherstellung der vorrevolutionairen Zustände und Aufgeben aller mit so großen Opfern für die Menschheit errungenen Vortheile hinarbeitete, und welche den Rückschritt als eine Bedingung des Heiles und der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft aufstellte. Diese Partei hatte sich des Kaisers

Alexander, als er auf dem Höhenpunkt des Glückes und Ruhmes stand, zu bemächtigen gewußt, und ihn zu der Stiftung des heiligen Bundes veranlaßt, dessen Anhänger, unter der religiösen Hülle, rein endliche Zwecke, die Befestigung des Despotismus und der Privilegien, wo sie noch bestanden, und deren Wiederherstellung, wo sie von dem Geiste der neuen Zeit besiegt worden, verfolgten. Die Reaktion war, ungeachtet der in ihr bestehenden konfessionellen Unterschiede, in ganz Europa von demselben Geiste beseelt, da nicht die Religion sondern die Politik ihren wesentlichen Inhalt ausmachte.

Der Fürst von Metternich, nächst Talleyrand, der gewandteste und feinste Diplomat jener Zeit, war weit davon entfernt, in seinem Innern die in der Urkunde des heiligen Bundes ausgesprochenen Ueberzeugungen zu theilen, hielt sie aber für ein geeignetes Mittel zur Ausführung seiner Pläne, und pflichtete ihnen deshalb scheinbar eifrig bei. Von der Natur mit einem umfassenden Blick, einer seltenen Schärfe und Klarheit des Verstandes ausgerüstet, begriff er besser als Andere die Hohlheit und Vergeblichkeit des Strebens, die Politik, die eine Erfahrungswissenschaft ist und sich immer nach den Umständen richten muß, auf ursprüngliche, allgemeine, unbedingte Grundsätze zurückführen zu wollen. Er wußte aber auch, daß es vortheilhaft sein kann, gewisse Meinungen wie einen Vorhang zu brauchen, hinter welchem man seine wahren Absichten verbirgt. Metternich hegte keine anderen Ueberzeugungen, kannte keine anderen Rechte und Pflichten, als die, welche sich auf die Größe des Staates bezogen, dessen Geschicke er leitete. Zur Erreichung dieses Zweckes waren ihm alle Mittel recht. Mit großer Kunst wußte er die Schwächen des Kaisers Alexander zu benutzen, und denselben mit den Folgerungen der im heiligen Bunde ausgesprochenen Grundsätze so zu fesseln, daß dieser mächtige Monarch, der dem Anschein nach an der Spitze von Europa stand, während der letzten Jahre seines Lebens ein Werkzeug der metternichschen Politik war. Dies war in der italienischen und spanischen Frage der Fall gewesen, zu welcher Rußland keineswegs in demselben Verhältniß wie Oesterriich und Frankreich stand, und sollte noch viel mehr bei Gelegenheit Griechenlands hervortreten, wo das russische Interesse dem österreichischen entgegengesetzt war, und deshalb auch eine verschiedene Behandlung nöthig gemacht hätte. Alexander ließ sich nicht nur von einer Unterstützung der griechischen Sache abhalten, sondern auf dem Kongreß von Verona zu einer ausdrücklichen Erklärung gegen dieselbe

bewegen. Es war dies eine Folge der schwankenden, vieldeutigen und im Wesentlichen irrigen Meinungen, die in der Stiftungsurkunde des heiligen Bundes ausgesprochen waren, zu deren Vollstreckung sich Alexander berufen glaubte. Dieser Irrthum war die Konsequenz eines falschen Princips, welchem das den Influenzen des Mysticismus zugängliche Gemüth des Kaisers von Rußland erlag.

Es hat in Wahrheit nie eine Politik der Ideen, sondern immer nur der Interessen gegeben, obgleich letztere sich in gewissen Epochen mehr als in anderen in ein ideelles Gewand hüllen. Der heilige Bund ist kein Staatsvertrag im üblichen Sinne des Wortes, sondern eine „monarchische Utopie“ gewesen, wie deren früher philanthropische oder republikanische, in mehr oder weniger romantischer Gestalt, hervorgetreten sind. Der hohe Rang der Urheber der Erklärung vom 26 September 1815 hat die Welt eine Zeit lang veranlaßt, derselben eine größere Bedeutung beizulegen, als sie in der Wirklichkeit besessen hat. Politische Fiktionen dieser Art werden von denen, welche die Form vom Inhalt zu unterscheiden wissen, gewöhnlich zu ihrem eigenen Vortheil und der Täuschung Anderer ausgebeutet. Metternich verfolgte unter dem Scheine allgemeiner Grundsätze ausschließend die besonderen Interessen seines Hofes.

Es wäre nicht nöthig gewesen, daß Alexander I, um dem Christenthum und der Humanität einen Dienst zu leisten, die Erhebung der Griechen zu einer selbstsüchtigen Dazwischenkunft, zur Ausführung von Eroberungsplänen gegen die Türkei, benutzt hätte. Er durfte nur, wozu ihm die bestehenden Verträge ein Recht gaben, von der Pforte die Einstellung der gegen die griechische Kirche erhobenen Verfolgungen, die Bestrafung der an der Geistlichkeit begangenen Frevel, den Wiederaufbau der niedergerissenen Gotteshäuser verlangen, und diese Forderungen im Weigerungsfalle mit Waffengewalt unterstützen. Eine feierliche Erklärung im Angesicht Europa's, daß dies allein seine Absicht sei, daß er keine Gebietsvergrößerung bezwecke, hätte damals allgemeinen Glauben gefunden, und keine Regierung würde, bei der Kraft, mit welcher sich die öffentliche Meinung für die Griechen aussprach, gewagt haben, Rußland in diesem Falle ernste Hindernisse entgegenzustellen.

Alexander I würde auf solche Weise, ohne die Bahn des strengen Rechts zu verlassen, die Befreiung der Griechen gefördert haben. Statt dessen ließ er sich von Metternich und dessen politischem Anhange über-

reden, daß der Volks- und Glaubenskampf der Hellenen derselben Quelle wie die Militairrevolutionen in Spanien und Italien entsprungen wäre, wiewohl die Beweise des Gegentheils vor Augen lagen. Er nahm zuletzt, obwohl nach einigem Widerstreben, die Meinung an, daß der Sultan ein Mitglied der europäischen Herrscherverbrüderung sei, und in der Ausübung seiner Rechte von den übrigen Fürsten unterstützt werden müsse, obgleich dies schon dem Wortsinne, wie viel mehr noch dem Geiste, in welchem die Stiftungsurkunde des heiligen Bundes abgefaßt war, widersprach. Die Pforte gehörte allerdings in den Kreis der Regierungen, deren Dasein zu der Erhaltung des politischen Gleichgewichts in Europa nöthig sein kann. Eine Emancipation der Griechen unter dieser oder jener Form hinderte aber, wie die Folgezeit bewiesen, nicht die Unabhängigkeit der Türkei, so lange diese überhaupt noch lebensfähig ist. Das Verhalten Alexander's während der griechischen Erhebung, die das bedeutendste Ereigniß seiner letzten Jahre ist, hat in den Augen der Zeitgenossen die Verdienste verringert, welche er sich um die Befreiung Europa's in den Jahren 1812 bis 1814 erwarb, und seinen Ruf bei der Nachwelt verdunkelt. Er ließ die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, seine Laufbahn auf eine seiner würdige Art beschließen.

Die Veränderung, welche allmälig in den Ueberzeugungen des Kaisers Alexander vorgegangen war, trat nicht blos in seinen Beziehungen zum Auslande, sondern auch in den inneren Verhältnissen hervor. Der geringste Verdacht freisinniger Meinungen zog Verfolgungen, Entlassung bei Einheimischen, Verbannung bei Fremden zu. Selbst die obersten Beamten und nächsten Umgebungen des Kaisers wechselten häufig, und in der Regel war es ein wirklicher oder vermeintlicher Mangel an religiösen und monarchischen Ueberzeugungen, was eine solche Ungunst veranlaßte. Auch in dem persönlichen Wesen Alexander's war ein großer Wechsel sichtbar geworden. Seine frühere Anmuth und Liebenswürdigkeit hatten einer einsamen und verschlossenen Stimmung Platz gemacht. Er zog sich auf eine sonst bei Souverainen unerhörte Weise von jeder nicht durchaus nothwendigen Berührung, selbst von dem Umgange mit seiner Familie zurück. Ein düsterer Lebensüberdruß, mit einer bitteren Geringschätzung der Welt und der Menschen verbunden, schien sich seiner früher so offenen und edlen Natur bemächtigt zu haben. Eine heftige Reizbarkeit wechselte in ihm mit einer tiefen Abspannung. Während er die auswärtigen Zustände mit

gespanntem Blick, und in der Voraussetzung überall Spuren der Revolution anzutreffen, verfolgte, ließ er die Zügel in der Leitung der inneren Angelegenheiten fallen, in welche er nur stoß- und ruckweise, nach Laune und Belieben, eingriff. Eine stumme aber im Stillen um sich greifende Unzufriedenheit regte sich in der Nation über das von dem Monarchen befolgte Regierungssystem, das Rußland zum Werkzeug einer fremden Politik machte, und den bisherigen Entwickelungsgang aufzuhalten drohte.

In der großen Mehrheit des russischen Volkes hatte das Aufgeben der für ihren Glauben und ihr Dasein kämpfenden Griechen Tadel gegen den Kaiser erregt. So unbedingt auch die unteren Stände in Rußland sich ihrer Regierung in allen weltlichen Dingen unterworfen fühlen, in Bezug auf die Religion sind sie von einer gewissen Selbstständigkeit des Gefühls erfüllt. Der Zaar durfte sich nicht, ohne Gefahr für ihn, dem Verdacht des Mangels an Rechtgläubigkeit aussetzen. In den Augen der Russen galten die Griechen nicht nur für Glaubensgenossen, sondern, den Türken gegenüber, selbst für Landsleute. Die Kunde von der Hinrichtung des Patriarchen von Konstantinopel, dem Opfertode so vieler Geistlichen, den Grausamkeiten gegen die Gefangenen und Wehrlosen, war bis in die ärmsten Hütten in Rußland gedrungen. Die Art, wie Alexander in diesem Falle der Politik seiner Vorgänger entsagte und dem Instinkt seines Volkes zuwider handelte, ward von den höheren Klassen als eine Schwäche, was sie in der That auch war, von der Menge als eine Gleichgültigtigkeit gegen den Glauben angesehen.

Diese stille Unzufriedenheit wäre jedoch nie zum Ausbruch gekommen, und wie so viele andere Klagen spurlos verhallt, wenn sie nicht in den Reihen des Heeres einen festen Halt gewonnen hätte. Die Armee nimmt in Rußland die Stelle der Nation ein, und in dieser Armee sind es wiederum nur die Officiere, welche in Betracht kommen. Der letzte große Krieg hatte einem Theile des Adels Gelegenheit gegeben, längere Zeit in Deutschland und Frankreich zu weilen, und Vergleiche zwischen der Heimath und dem Auslande anzustellen. Ein Korps von funfzigtausend Russen hatte einen Theil von Frankreich drei Jahre lang besetzt gehalten. Außerdem war das Reisen, und zwar immer in den am meisten vorgeschrittenen Ländern Europa's, viel häufiger als früher geworden. Bald nach den Feldzügen waren in St. Petersburg Gleichgesinnte, sämmtlich dem höheren Militair- und Civilstande,

mitunter den ersten Familien des Landes angehörig, zu geheimen Gesellschaften zusammengetreten, die anfänglich keine eigentliche revolutionaire sondern nur reformatorische Zwecke, Abstellung der vielen Mißbräuche, der unbeschränkten Gewalt der Einen, der grenzenlosen Knechtschaft der Anderen, verfolgten, allmälig aber in ihren Plänen zu einer entschiedenen Opposition gegen die vorhandenen Zustände übergingen. Die Form dieser geheimen Gesellschaften war ursprünglich, wie fast überall, der Freimaurerei nachgeahmt. Als die Organisation der Karbonaria bekannter geworden, ward dieselbe auch in Rußland von den Unzufriedenen zum Vorbild genommen. Ein großer Theil des Kontinents war damals von einem den bestehenden Einrichtungen entgegengesetzten Geiste erfüllt. In Polen, Deutschland, Frankreich war, da die materielle Macht den Regierungen zu Gebot stand, und gegen diese auf offenem Wege nichts ausgerichtet werden konnte, der Trieb erwacht, durch geheime Verbindungen eine andere Ordnung der Dinge vorzubereiten. Die wenn auch vorübergehenden aber für den Augenblick großen Erfolge, welche die geheimen Gesellschaften in Spanien und Italien davon getragen, hatten auch auf Rußland eingewirkt. Besonders war es der Umstand, daß in jenen Ländern Alles von der Armee entschieden worden, was den Ehrgeiz und den Wetteifer vieler russischen Officiere erregte.

Der Kaiser Alexander hatte in einer Zeit (Ende 1821), wo die Pforte die russischen Forderungen auf Beobachtung der gebrochenen Verträge, auf Räumung der Moldau und Wallachei, auf Ernennung von Hospodaren für diese Provinzen, auf Wiederaufbau der zerstörten griechischen Kirchen verwarf, große Truppenmassen zusammengezogen, von denen ein Theil, selbst nachdem durch Oesterreichs und Englands Vermittelung der Krieg abgewandt worden, an der Südgrenze stehen geblieben war. Hier fanden die Gründer der geheimen Gesellschaften, bei der Freiheit des Lagerlebens, und dem Einflusse des Beispiels, Gelegenheit ihre Grundsätze zu verbreiten und Theilnehmer für ihre Zwecke zu gewinnen.

Die geheimen Gesellschaften hatten sich in zwei große Gruppen getheilt, den nördlichen und den südlichen Bund. Die Leiter des ersteren hatten ihren Sitz in St. Petersburg, die des letzteren in Kiew und Tultschin, weil diese sämmtlich Militairs waren, und zu den beiden Armeen unter Osten-Sacken und Wittgenstein gehörten, deren Hauptquartiere sich in den genannten beiden Städten befanden. Die

beiden Verbindungen glichen sich insofern, als sie eine gänzliche Veränderung in den bestehenden Einrichtungen des russischen Reiches anstrebten. Der Nordbund war jedoch zur Beibehaltung der Monarchie geneigt, wenn dieselbe sich gewissen Beschränkungen unterwerfen wollte, während der Südbund an eine den Vereinigten Staaten von Nordamerika ähnliche Verfassung dachte. An der Spitze des nördlichen Bundes stand der Gardeoberst Fürst Sergius Trubetzkoi, der aber, ohne Charakter und Talent, nur seinen bekannten Namen hergegeben hatte. Der eigentliche Leiter war ein junger vom Dienst zurückgetretener Officier Namens Rylejeff, der von einer aufrichtigen aber urtheilslosen Vorliebe für demokratische Einrichtungen beseelt war. Die Seele des südlichen Bundes war der Oberst Paul von Pestel, Adjutant des Generals Grafen von Wittgenstein, der eine große Menge von Officieren für die Gesellschaft gewann. Pestel war der Sohn eines wegen Nachlässigkeit und Unterschleifes 1822 entlassenen General-Gouverneurs von Sibirien, und hatte von 1812 bis 1814 mit Auszeichnung gegen die Franzosen gefochten. Pestel besaß alle Eigenschaften, welche, je nach ihrer Anwendung, dem Menschen eine glückliche oder unglückliche Bedeutung verleihen. Er galt für das fähigste und entschlossenste Mitglied des ganzen Bundes, und übte durch seine Beredsamkeit und Thätigkeit den meisten Einfluß aus. Sein persönlicher Ehrgeiz blieb, so sehr er ihn verbergen, und mit dem Vorwande allgemeiner Zwecke umhüllen mochte, nicht unbemerkt, und erregte unter den Eingeweihten häufig Neid und Uneinigkeit. Nach ihm trat der Oberstlieutenant Murawiew-Apostol, der zu der Armee unter Osten-Sacken gehörte, am meisten hervor.

Es wurde endlich beschlossen, eine große von dem Kaiser Alexander im Mai 1826 bei Belaja Tscherkow in Südrußland abzuhaltende Truppenmusterung, zur Ausführung der so lange genährten Entwürfe d. h. der Ermordung des Monarchen und dem Umsturze der bisherigen Regierungsform zu benutzen. Es waren in diese Verschwörung nach und nach eine Anzahl von Männern eingetreten, deren Familien zu den ältesten und berühmtesten des russischen Reiches gehörten, wie: Trubetzkoi, Wolkonsky, Obolensky, Narischkin, Bestuscheff, Orlow, Bariatinsky u. s. w.

Auffallend ist die geringe Anzahl von Civilpersonen, welche sich bei den geheimen Gesellschaften betheiligte, die einen vorherrschend militairischen Charakter angenommen hatten. Unter den Theilnehmern

von Bedeutung in dieser Kategorie kann nur der Staatsrath Turgenieff genannt werden, der sich später in das Ausland gerettet, und durch sein schriftstellerisches Talent bekannt gemacht hat.

Der Südbund trat mit den im Königreich Polen bestehenden geheimen Gesellschaften in Berührung, die aber zu ausschließend nationale Zwecke verfolgten, um auf die russischen Pläne einzugehen. Eine in Lithauen, Volhynien und Podolien entstandene Verbindung, der Bund der vereinigten Slaven genannt, schloß sich dem russischen Südbunde an, war aber wenig zahlreich, und übte auf den Gang der Ereignisse keinen Einfluß aus. Diese Verbindung, welche sich den Zweck vorgesetzt hatte, alle slavischen Völker von Rußland bis nach Dalmatien hin, zu einem großen Föderativstaat zu vereinigen, ist nur dadurch bemerkenswerth, daß sich in ihr zum ersten mal die Idee des Panslavismus geregt hat, während vorher die slavischen Stämme von keinem gemeinsamen Gedanken beseelt gewesen.

Es waren dem Kaiser Alexander einzelne Winke und Warnungen über die nicht blos die Ruhe des Reiches, sondern sein eigenes Leben bedrohenden Absichten der geheimen Gesellschaften zugekommen. Die angestellten Verhaftungen und Untersuchungen hatten aber auf keine bestimmte Spur geführt. Die Kunde von diesen Umtrieben und Gefahren vermehrte sein Mißtrauen und seine Schwermuth, und trug zu der Absonderung und Einsamkeit bei, denen er sich in den letzten Jahren seines Lebens hingegeben. Im Spätsommer 1825 trat er, um sich von seiner inneren Trauer durch den Wechsel neuer Eindrücke zu befreien, und zugleich durch eine mildere Luft seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, eine Reise nach den südlichen Gegenden seines Reiches an. Düstere Ahnungen erfüllten ihn, als er auf einer Anhöhe bei St. Petersburg seinen Wagen anhalten ließ, und die Stadt noch einmal betrachtete, von der ihm eine innere Stimme sagte, daß er sie nicht mehr wiedersehen werde. Eine Zeit lang schienen ihn die malerischen Gegenden an der taurischen Küste zu erheitern. Das Uebel saß aber zu tief, um einer äußeren Zerstreuung zu weichen. Zu seinen moralischen Leiden gesellte sich ein körperliches Uebelbefinden, welches er sich durch eine Erkältung auf einem Spazierritt am Meeresufer zugezogen hatte. In der Stadt Taganrog, am asowschen Meer gelegen, traf er mit seiner Gemalin zusammen, die er lange vernachlässigt hatte, zu der er sich aber jetzt wieder hingezogen fühlte. Sein Uebelbefinden artete bald in ein Gallenfieber aus, von dem er, ohne den krank-

haften Eigensinn, mit welchem er anfänglich jeden ärztlichen Beistand ablehnte, hätte befreit werden können. In den letzten Tagen äußerte er zuweilen, daß er Rußland fremd geworden, und die Regierung niederzulegen entschlossen sei. Als er sein Ende heranahen fühlte, stellten sich seiner erschreckten Einbildungskraft die Umstände dar, welche den Tod seines Vaters, des Kaisers Paul, begleitet hatten, an dem er zwar keine Schuld trug, mit dessen Urhebern er sich aber zu leicht ausgesöhnt hatte. Am 1 December (1825) gegen elf Uhr Morgens starb Alexander I in einem entlegenen Orte seines unermeßlichen Reiches, von dem Mittetpunkte seiner Macht entfernt, von blutigen Erinnerungen verfolgt und inneren Vorwürfen gepeinigt, nachdem er ein hervorragender Theilnehmer an den größten Begebenheiten des Jahrhunderts gewesen, und nach Napoleon's Sturz eine Zeit lang als der Lenker der europäischen Geschicke da gestanden hatte.

Die Nachricht von dem Tode des Kaisers Alexander brachte in Europa einen großen Eindruck hervor, aber mehr in Erinnerung des früher von ihm geübten Einflusses. Denn in den letzten Jahren seines Lebens war seine Wirksamkeit wenig gefühlt worden. Seine Vorzüge traten, wie dies gewöhnlich nach dem Abscheiden ausgezeichneter Persönlichkeiten der Fall ist, seine Mängel überwiegend, hervor. Die sein Walten näher beobachtet, kamen darin überein, daß er seine Macht selten gemißbraucht hatte, was bei einem Fürsten in seiner Lage und Stellung, und der an der Spitze eines Volkes wie das russische steht, nicht wenig sagen will. Die Leiter der gegen ihn bestehenden Verschwörung, die noch auf den ganzen Winter zur Vorbereitung auf ihr Unternehmen gerechnet hatten, dessen Ausbruch von ihnen erst auf den Mai des kommenden Jahres bestimmt worden, erschraken, indem sie bei der unerwarteten Thronveränderung jetzt auf der Stelle einen Entschluß zu fassen gezwungen waren. Die Entscheidung mußte in St. Petersburg fallen und von dem Nordbunde ausgehen, in welchem der schwache Sergius Trubetzkoi die erste Stelle einnahm. Die kühnsten Theilnehmer an der Verschwörung, wie Pestel, Murajew-Apostol, waren von der Hauptstadt abwesend.

Dem Erbrecht nach hätte jetzt der Großfürst Konstantin den Thron besteigen müssen. Derselbe hatte aber im Jahre 1822, bei Gelegenheit seiner Vermälung mit einer jungen Polin Namens Johanna von Gruczinska, welche den Titel Fürstin von Lowicz erhielt, auf die Krone Verzicht geleistet. In der von ihm in dieser Beziehung an seine Mut-

ter und seinen Bruder erlassenen Erklärung gab er als Grund dieses Entschlusses die Ueberzeugung an, daß es ihm an den für die Regierung nöthigen Fähigkeiten fehlte. Ohne Zweifel hatte er hierin recht. Indessen waren es wohl noch andere Umstände, wie die ungleiche eheliche Verbindung, seine Kinderlosigkeit, und seine Vorliebe für den Aufenthalt in Warschau, die ihn bewogen, das sorgenfreie Leben eines Prinzen von Geblüt der Last eines großen Herrscheramtes vorzuziehen. In den meisten anderen Staaten würde ein so wichtiges Ereigniß, wie die Verzichtleistung des muthmaßlichen Thronerben, dem Volke und den fremden Mächten mitgetheilt, und dadurch zu einer unzweifelhaften Thatsache gemacht worden sein. In Rußland schien die Dynastie dies wie eine zunächst nur sie selbst betreffende Angelegenheit anzusehen, und die von dem Großfürsten Konstantin ausgestellten Urkunden wurden in der Kathedralkirche zu Moskau und den Archiven der obersten Reichsbehörden niedergelegt, aber nicht veröffentlicht.

Der Großfürst Nikolaus sah die Verzichtleistung seines in Warschau weilenden Bruders Konstantin, da sie nicht feierlich erklärt und zu einem Staatsgesetz erhoben war, als eine Handlung an, die nichts Bindendes hatte, und zurückgenommen werden konnte. Um seine Ehrfurcht vor dem monarchischen Recht zu beweisen, und in der Thronfolge keine Lücke zu lassen, leistete Nikolaus, gleich nachdem ihm das Abscheiden Alexander's bekannt geworden, an der Spitze der Garden Konstantin den Eid der Treue, und befahl allen Truppenkorps und den geistlichen und weltlichen Behörden im ganzen Reiche ein Gleiches zu thun. Zugleich erließ er ein Schreiben an Konstantin, worin er denselben als Kaiser begrüßte, und zu persönlichem Erscheinen in St. Petersburg einlud.

Die Nachricht vom Tode Alexander I war in Warschau zwei Tage früher als in St. Petersburg eingetroffen. Konstantin hatte alsbald den Entschluß, auf seiner Verzichtleistung zu beharren, erneuert, und den damals in Warschau anwesenden Großfürsten Michael, den jüngsten unter Paul I Söhnen, mit einer Erklärung der Art nach St. Petersburg abgeschickt. Aber selbst jetzt noch zögerte Nikolaus den Thron in Besitz zu nehmen, und wollte die Wirkung seines an Konstantin gesandten Schreibens abwarten. Als dieser die Verzichtleistung nochmals wiederholte, und seinen Bruder ausdrücklich als Kaiser anerkannte, glaubte letzterer vollkommen in seinem Recht zu sein, und erließ am 24 December (1825) ein Manifest an das russische Volk, worin er dem-

selben seine Thronbesteigung ankündigte, alle auf die Entsagung seines Bruders Konstantin Bezug habenden Schriftstücke mittheilte, und jeden Zweifel über das Vorgefallene zerstreute. Der 26 December wurde zur Ablegung des Eides an den neuen Kaiser bestimmt.

Die in St. Petersburg anwesenden Mitglieder der Verschwörung waren, durch den unerwarteten Tod des Kaisers Alexander für den Augenblick rathlos geworden, dem Beispiel des Großfürsten Nikolaus gefolgt, und hatten Konstantin den Eid der Treue geschworen. Als dieser aber die Krone zurückwies, und sein Bruder mit deren Annahme zögerte, glaubten die Mitglieder des Nordbundes diese Zwischenzeit, wo das Reich ohne anerkanntes Oberhaupt war, zur Ausführung ihrer Pläne benutzen zu müssen. Sie versammelten sich während mehrer Nächte bei dem Obersten Fürsten Sergius Trubetzkoi, und beschlossen an dem für die Eidesleistung an den Großfürsten Nikolaus bestimmten Tage loszubrechen. Ihre Absicht war diesen zu ermorden, für den Augenblick eine Regierung aus ihrer Mitte zu bilden, und dann Konstantin gegen Annahme einer von ihnen entworfenen Verfassung den Thron anzubieten. Einige unter ihnen schlugen eine Ausrottung der gesammten kaiserlichen Familie vor. Es herrschte übrigens unter den Verschworenen keine vollkommene Uebereinstimmung. Sie hatten seit Alexander's Abscheiden noch nicht Zeit gehabt, mit ihren Genossen im Südbunde, wo sich die eigentlichen Urheber der ganzen Unternehmung befanden, bestimmte Verabredungen zu treffen.

Da es nicht möglich gewesen wäre, russische Soldaten für irgend eine politische Idee zu gewinnen, so wurde ihnen von den zu dem Geheimbunde gehörigen Officieren vorgestellt, daß Konstantin der rechtmäßige Kaiser, und seine Entsagung eine Erfindung seines Bruders sei, um die Krone widerrechtlich an sich zu reißen. Die ungewöhnliche Thätigkeit der Verschworenen und besonders die häufigen Zusammenkünfte in den Kasernen waren nicht unbemerkt geblieben, und hatten am Hofe eine Ahnung von dem bevorstehenden Sturme erregt. Die Betheiligten hatten sich indessen so gut zu verhüllen gewußt, daß ihre eigentlichen Absichten bis auf den letzten Augenblick unbekannt blieben, und man bei Gelegenheit der Eidesleistung wohl einzelne Weigerungen und einen Tumult, aber keine offene Rebellion besorgte.

Der neue Kaiser hatte, von der unter einem Theile der Truppen vorhandenen Gährung unterrichtet, verordnet, daß die Regimenter in ihren Kasernen den Eid leisten sollten, um sie nicht in Masse auf einem

der großen Plätze der Stadt versammeln zu müssen. Die Regimenter aber, deren Officiere zu den Verschworenen gehörten, kehrten sich nicht an diesen Befehl, sondern verließen die Kasernen mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, und zogen nach dem Isaaksplatz, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellten. Mehre vom Kaiser abgesandte Officiere, die sie zum Rückzug bewegen sollten, wurden niedergestreckt. Einige Truppenkorps, wie die Gardegrenadiere und das Regiment Moskau waren fast vollständig, von den meisten anderen einzelne Abtheilungen erschienen. Von der seit Alexander's Tode herrschenden Ungewißheit über die Besetzung des Thrones unruhig gemacht, von Mißtrauen gegen die von oben her erlassenen Erklärungen erfüllt, oder von dem Hange zu Ausschweifungen und Verbrechen in Bewegung gesetzt, hatte sich eine große Menge niederen Volkes den Truppen zugesellt, und war geneigt, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen.

Der General-Gouverneur von St. Petersburg Graf Miloradowitsch suchte die Empörer durch begütigende Vorstellungen zur Unterwerfung zu bringen, kam aber bei diesem Versuche um. Als der Kaiser sich zeigte, wurde er mit drohendem Geschrei empfangen, und seine Bemühungen sich Gehör zu verschaffen waren vergeblich. Die aufrührischen Truppen erwarteten den Befehl zu einem allgemeinen Angriff, der ihnen glücklicher Weise nicht gegeben wurde. Der Fürst Sergius Trubetzkoi, der, nach den getroffenen Verabredungen, den Aufstand leiten sollte, kam nicht zum Vorschein. Man hatte gehofft, daß sein Name und seine Person auf die Soldaten und das Volk Eindruck machen würden. Dieser Hebel fehlte jetzt. Rylejeff, der die Seele des Nordbundes war, suchte Trubetzkoi, konnte ihn aber nirgends finden, worüber eine kostbare Zeit verloren ging. Rylejeff selbst vermochte nichts auszurichten, da er der Menge unbekannt war. Es hatten sich unterdessen einige Regimenter um den Kaiser versammelt, der eine Zeit lang den Empörern fast allein, von wenigen Generalen und Officieren umgeben, getrotzt hatte. Seine feste Haltung begeisterte die Seinigen, und blieb auch auf die Gegner nicht ohne Eindruck. Endlich erfolgte ein heftiger aber ungleicher und kurzer Kampf. Die Aufständischen hatten Vierecke gebildet, besaßen aber weder Geschütz noch Reiterei. Die Jahreszeit drängte zu einer Entscheidung, deren Verzögerung bei der früh hereinbrechenden Nacht gefährlich werden konnte. Der Kaiser ließ eine Batterie auffahren, deren Feuer die Vierecke in Unordnung brachte. Mehre Kavallerieregimenter der Garde waren herbeigerufen

worden. Die Kuirassiere drangen in die durch den Kartätschenhagel erschütterten Reihen der Empörer, die, ohne Führung geblieben, sich auflösten, in den breiten Straßen von der nachsetzenden Reiterei leicht ereilt, und gefangen genommen oder niedergemacht wurden. Einige der Häupter des Aufstandes fielen alsbald in die Gewalt der Verfolger. Ihre Aussagen führten auf die Spur der Uebrigen, deren man sich meist noch in derselben Nacht bemächtigte. Einige Wenige entkamen nach Kronstadt, und retteten sich auf fremden Fahrzeugen in das Ausland. Die Leichname der Gefallenen wurden während der Nacht in die Newa geworfen. Am anderen Morgen war das Vorgefallene nur noch an den Beschädigungen, welche einige Häuser von den Kugeln erlitten, und an den auf dem Pflaster gebliebenen Blutspuren zu erkennen, was aber auch bald verschwand.

Der von dem Nordbunde in St. Petersburg erregte Aufstand war nach kurzem Kampfe vollkommen besiegt worden. Die vom Südbunde beabsichtigte Bewegung sollte, obgleich derselbe nach einem noch größeren Maßstabe angelegt war, und unternehmendere Mitglieder besaß, noch leichter erstickt werden. Ein von Pestel in die Verschwörung aufgenommener Officier hatte, sei es aus Reue oder Furcht, dem bei der Südarmee stehenden General Roth von dem Vorgefallenen Anzeige gemacht. Letzterer sandte alsbald einen Eilboten an den Kaiser Alexander ab, um in dieser Angelegenheit Verhaltungsbefehle einzuholen. Aber Alexander starb gerade um diese Zeit.

Die Mitglieder des Südbundes waren von dem Tode des Kaisers eben so wie ihre Gesinnungsgenossen im Norden überrascht worden. Nach einigem Bedenken faßten sie den Entschluß, am 1 Januar (1826) loszuschlagen. Der Aufstand sollte damit anfangen, daß Pestel den kommandirenden General Grafen Wittgenstein verhaften, und alle Generale und Officiere, von denen man wußte, daß sie sich zu dem Bunde entgegengesetzten Grundsätzen bekannten, niedermachen ließ. Pestel, der früher im Generalstabe gestanden, war neuerdings zum Kommandeur eines ihm unbedingt ergebenen Regiments ernannt worden.

Als die Nachricht von der unter der Südarmee verbreiteten Verschwörung in Taganrog ankam, war, wie gesagt, Kaiser Alexander nicht mehr am Leben. Aber der daselbst weilende General von Diebitsch, der des Verstorbenen Adjutant und Vertrauter gewesen, nahm es über sich, der drohenden Gefahr auf eigene Verantwortlichkeit zuvorzukommen. Auf seine Veranlassung wurden an demselben Tage, wo

der Aufstand in St. Petersburg ausbrach, in dem Wittgensteinschen Armeekorps zwölf, in dem unter Osten-Sacken sechs Obersten und viele Officiere unteren Grades verhaftet, und damit in den folgenden Tagen fortgefahren. Pestel war einer der ersten, die dieses Schicksal getroffen hatte.

Das Haupt der Verschwörung in dem unter Osten-Sacken stehenden Armeekorps, der Oberstlieutenant Murawiew-Apostol, war durch einen Zufall der Verhaftung entgangen, hatte sich verborgen, war entdeckt, gefangen, und von einer Abtheilung ihm anhänglicher Soldaten wieder befreit worden. Dieser kühne Mann, der noch nicht Alles für verloren hielt, sammelte, von der in jener Gegend (Gouvernement Kiew) damals herrschenden Verwirrung begünstigt, einige Bataillone, ward aber von dem General Geismar bei dem Flecken Ustinowka umzingelt, durch zwei empfangene Wunden wehrlos gemacht, und gefangen genommen. Dieses Gefecht (15 Januar 1826) war die letzte Zuckung des ersterbenden Aufstandes. Auf allen Punkten des Reiches leisteten jetzt die Truppen dem Kaiser Nikolaus I den Eid der Treue, und von überall her wurden der Theilnahme an der Verschwörung Verdächtige nach St. Petersburg gebracht.

Auf Befehl des Kaisers ward ein außerordentlicher Gerichtshof zur Untersuchung und Aburtheilung der Schuldigen niedergesetzt, der aus Mitgliedern der drei höchsten Behörden, dem Senat, dem Reichsrath und der heiligen Synode bestand, und bei welchem der Justizminister die Stelle des Generalprokurators vertrat. Nach einer langen Untersuchung sprach dieser Gerichtshof am 24 Julius (1826) das Erkenntniß über die Angeklagten aus. Fünf derselben wurden zum Tode durch Viertheilung, ein und dreißig zur Enthauptung, siebenzehn zu lebenswieriger Zwangsarbeit in den Bergwerken zu Nertschinsk, drei und funfzig zu einer mehrjährigen Strafe derselben Art und außerdem zu immerwährender Verbannung nach Sibirien, und eine Anzahl Anderer zur militairischen Degradation oder zeitweiligem Exil verurtheilt. Sehr viele unter den Verhafteten, deren Schuld nicht ganz erwiesen war, wurden entlassen, manche der minder Betheiligten in den nachfolgenden Jahren begnadigt. Das Schicksal der zu den beiden ersten Kategorien gehörigen Verurtheilten ward insofern gemildert, als die Strafe der Viertheilung in die des Stranges, und die Enthauptung in lebenslängliche Zwangsarbeit verwandelt wurde. Zu dieser letzten Klasse gehörte der Fürst Sergius Trubetzkoi, der dem Namen nach an der

Spitze des Nordbundes gestanden, am 26 December von Schrecken ergriffen, statt auf dem Kampfplatze zu erscheinen, sich zu seinem Schwager, dem österreichischen Botschafter Grafen von Lebzeltern, geflüchtet, am anderen Tage sich zur Untersuchung gestellt, und durch seine Angaben zur Habhaftwerdung seiner noch nicht entdeckten Mitschuldigen beigetragen hatte. Bei der Feigheit dieses Mannes hätte seine Hinrichtung keinen Eindruck gemacht, und die Schonung seines Lebens konnte für gefahrlos gelten.

In der Nacht vom 24 zum 25 Juli wurden auf dem Glacis der Citadelle Peter Paul in St. Petersburg fünf Galgen errichtet, an welchen Pestel, Murawiew=Apostol, Bestuscheff, Rylejeff und Kachowsky, am anderen Morgen um vier Uhr, den Tod erlitten. Pestel und Murawiew umarmten sich, ehe sie das Schaffot bestiegen. Alle starben mit der größten Standhaftigkeit, und schienen von der Gerechtigkeit ihrer Sache bis zum letzten Augenblick überzeugt zu sein. Die Regimenter, welche am Aufstande des 26 December Theil genommen hatten, wurden nach dem Kaukasus geschickt.

Diese Verschwörung konnte dem Kaiser Nikolaus als ein trauriges Vorzeichen bei seiner angehenden Regierung erscheinen, ist ihm aber in der That nützlich gewesen. Sie verschaffte ihm, der während der Regierung seines Bruders wenig hervorgetreten war, eine im In- und Auslande allgemeine Aufmerksamkeit erregende Gelegenheit, die beiden hervorragendsten Züge seines Charakters, Unerschrockenheit und Festigkeit, zu zeigen. Auch war es ein Glück für ihn, daß die in dem Heere und in gewissen Schichten der russischen Gesellschaft entstandene Gährung auf einmal hervorbrach, und im Ganzen erdrückt werden konnte. Es sollte sich auf lange Jahre hinaus von Neigung zu Verschwörungen und Aufständen im eigentlichen Rußland keine Spur zeigen.

Die Verschwörung, welche am 26 December in St. Petersburg zum Ausbruch kam, hatte zwar in ganz Europa ein großes Aufsehen erregt, war aber alsbald von der öffentlichen Meinung nicht nur als ein verbrecherisches, sondern zielloses Unternehmen verworfen worden. Wenn man nicht die Verblendung in Betracht zieht, welche der Fanatismus, der nichts als die unbegrenzte Herrschaft einer alles Andere ausschließenden Meinung ist, selbst in begabten Persönlichkeiten hervorzubringen vermag, so wäre es schwer zu begreifen, daß Männer von Talent, wie Pestel, Murawiew=Apostol und andere Leiter der Verschwörung, glauben konnten, in Rußland durch einen Militairauf=

stand die konstitutionelle Monarchie oder gar eine Republik einzuführen. Eine gewaltsame Thronveränderung war, wie die Geschichte zeigt, dort leichter als anderswo, hat aber immer nur in einem Wechsel der Personen und nicht des Systems bestanden. Auch waren solche Veränderungen entweder von einem Mitgliede des regierenden Hauses ausgegangen, oder ein solches wenigstens bereit gewesen, den leer gewordenen Herrschersitz einzunehmen. Die Verschworenen hatten in solchem Falle nie in ihrem oder der Nation Namen gehandelt, sondern immer nur für Werkzeuge eines fremden Willens gegolten. Solcher Natur waren die Thronrevolutionen gewesen, durch welche Elisabeth und Katharina II die Krone an sich rissen. Welche Beweggründe persönlicher Rache auch die Mörder Paul I leiten mochten, sie hatten im Grunde nur Alexander I vorgearbeitet, der eine eben so unbeschränkte Gewalt wie sein Vater überkam. Die konstitutionelle Monarchie durch eine Revolution gründen zu wollen, setzt entweder, wie in England, das Dasein einer politischen Aristokratie, oder, wie in Frankreich, den Drang des Volkes nach gesetzlicher Gleichheit voraus, und in Rußland fand weder das Eine noch das Andere statt.

In Rußland eine Föderativrepublik, wie in Nordamerika einzuführen, was von einigen Häuptern der Verschwörung beabsichtigt wurde, war eben so unmöglich wie die konstitutionelle Monarchie, da die Sklaverei in den Vereinigten Staaten eine Ausnahme in dem gesellschaftlichen Zustande, in Rußland aber die Regel und Grundlage ist. Der russische Adel, dessen großer Mehrheit alle allgemeinen Interessen fremd sind, der über eine unermeßliche Landstrecke zerstreut lebt, und an die tiefste Abhängigkeit von seiner Regierung gewöhnt ist, wäre außer Stande einen Staat ohne monarchischen Mittelpunkt zu bilden, und die Monarchie wird dort, so lange die Sklaverei des Landvolkes besteht, immer die Form der Despotie haben. Wenn es den Empörern am 26 December gelang, sich des Kaisers und seines Bruders Michael, der ihren Streichen ebenfalls ausgesetzt gewesen, zu entledigen, so wäre allerdings für den Augenblick eine furchtbare Verwirrung ausgebrochen. Es würden aber ohne Zweifel zuletzt die früheren Einrichtungen wiederhergestellt, und im Nothfalle selbst eine fremde Dynastie, wie schon einmal in der Person Peter III geschehen, auf den Thron gerufen worden sein. Die eigenthümlichen Uebelstände des russischen Volkslebens, wie die Leibeigenschaft der Massen und die unumschränkte Gewalt des Monarchen, mit der dadurch bedingten und mehr

oder weniger in allen Verhältnissen herrschenden Willkühr, würden durch die unvermeidliche Anarchie, welche dem momentanen Gelingen der Verschwörung folgen mußte, nicht nur nicht aufgehoben, sondern mit verdoppelter Stärke zurückgeführt worden sein.

Der Fürst, welcher jetzt den russischen Thron bestieg, war, wie dies so oft unter den nächsten Verwandten, ungeachtet der Aehnlichkeit der äußeren Verhältnisse, statt findet, von seinem Vorgänger sehr verschieden, und seine Regierung sollte in mancher Beziehung mit einem anderen Gepräge bezeichnet sein.

Nikolaus I theilte weder die Vorzüge noch Mängel seines Bruders. Er war von beschränkterem Geist und kälterem Gefühl, aber festeren und klareren Sinnes. Ohne Empfänglichkeit für die aus der Welt der Ideen entspringenden Einflüsse, aber auch von Illusionen der Art frei, sah er nur auf den materiellen Werth und die äußere Nützlichkeit der Dinge. Seine Jugend war nicht, wie die Alexander's, von der Gewalt so außerordentlicher Erscheinungen, wie die französische Revolution und die ersten Thaten Napoleon's, getroffen worden. Seine geistige Entwickelung fiel in die Epoche des Erbleichens des napoleonschen Gestirns, und kam unter den Einwirkungen der europäischen Reaktion zur Reife. Von weniger wohlwollender Natur und geringerer innerer Beweglichkeit als sein Bruder, wurde er weder von philanthropischen und liberalen Bestrebungen, die Alexander's erste Regierungsperiode bezeichnen, ergriffen, noch sollte er später, wie dieser, mystischen und pietistischen Influenzen ausgesetzt sein. Alexander hatte, wenigstens in seiner guten Zeit, vor Allem, nach der Liebe der Menschen gestrebt. Nikolaus zog es vor gefürchtet zu werden. Eine gewisse kalte argwöhnische Strenge in seinem Wesen bewies die hohen Ansprüche, welche er an die Ehrfurcht Anderer gegen ihn machte, aber auch daß er derselben nicht immer gewiß war. Der Aufstand beim Anfange seiner Regierung, die Gefahr, welche ihn bedroht hatte, die Festigkeit, mit der er ihr widerstanden, der Schrecken, den, in den höheren Klassen, die an den Schuldigen vollzogenen Straferkenntnisse erregt, entschieden über die Art, mit welcher er fortan die Regierung führen sollte. Unbedingte Herrschaft im Innern und schonungslose Unterdrückung jeder widerstrebenden Richtung, möglichste Vermehrung des Einflusses auf das Ausland bei Erhaltung des Scheines von Mäßigung; Gleichgültigkeit und selbst Mißtrauen gegen intellektuellen und moralischen Fortschritt, aber unausgesetzte Vervollkommnung des stehenden Heeres, als

der einzigen sichern Stütze für den Despotismus in neuerer Zeit, mit sorgfältiger Ueberwachung der Anführer; dies waren die leitenden Grundsätze, welche dem Nachfolger Alexander I bei Uebernahme der Regierung vorschwebten, und die er, ohne zu wanken, unverrückt verfolgt hat. Erst viel später, als er seines Glückes und seiner Macht zu sicher geworden, vergaß er der Vorsicht, welche er sonst in seiner Stellung zu den übrigen Großmächten beobachtet hatte.

Alexander I hatte in seinen letzten Jahren sich wenig um die Einzelheiten der Regierung bekümmert, und seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf die auswärtigen Verhältnisse gerichtet. Dadurch waren die ohnedies unvermeidlichen Mängel in der Verwaltung eines so ausgedehnten Reiches noch vermehrt worden. Bei vorkommenden Fällen, wo die Klagen über Ungerechtigkeit und Willkühr bis zum Ohre des verstorbenen Kaisers gelangen konnten, war von demselben zuweilen mit äußerster Strenge, wie dies in einem despotischen Lande nothwendig ist, durch Untersuchung und Bestrafung ganzer Kategorien von Beamten, eingeschritten worden. Im Wesentlichen aber hatte er keine ununterbrochene Wachsamkeit bewiesen. Das Princip der Furcht, welches unter einem Volke, wo die Bevorzugung der Einen und die Unterdrückung der Anderen in den Staatseinrichtungen selbst liegt, das mangelnde Gefühl für Recht und Ehre ersetzen muß, war von Alexander in Bezug auf die von ihm ernannten Behörden nicht lebendig genug erhalten worden. Sein Bruder fand bei seiner Thronbesteigung eine ungeheuere Menge von Mißbräuchen jeder Art vor: Verschwendung in der Hofhaltung, Unterschleife in der Verwendung der öffentlichen Gelder, Bestechlichkeit der Richter, beliebige Anwendung der Gesetze oder offenbare Rechtsverweigerung. Nikolaus I war durch die Untersuchung gegen die Theilnehmer an den geheimen Gesellschaften und dem Aufstande vom 26 December über eine Menge von Dingen aufgeklärt worden, die seinem Vorgänger vollkommen unbekannt geblieben waren. Die meisten Verschworenen hatten, als Erklärung oder Entschuldigung ihres Unternehmens, die in der Verwaltung herrschenden Uebelstände und das Verlangen nach deren Abstellung angegeben. Der Kaiser, der von der Größe seines Berufes durchdrungen und von einer festen Gesundheit unterstützt, sich der Staatsgeschäfte mit einem seltenen Eifer, und im ersten Anfange bevor er sich in sie hineingearbeitet hatte, mit Aufopferung aller Zeit und Kraft annahm, führte in den Zweigen des öffentlichen Dienstes wenigstens so viel Ordnung und Regelmäßigkeit

ein, als von dem Bestehen des Ganzen unzertrennlich ist, wenn auch im Einzelnen nach wie vor viele Ungehörigkeiten und Mißbräuche bestehen bleiben mochten. Um dem Monarchen die persönliche Beaufsichtigung der Verwaltung zu erleichtern, ward eine eigene Behörde unter dem Namen „Kanzelei des Kaisers" errichtet, die unter seiner unmittelbaren Leitung stand. Die Minister erhielten Adjunkten, um sie zu unterstützen und nöthigen Falles zu vertreten.

Das unter Alexander I eingeführte Prohibitivsystem ward, um die einheimische Industrie zu beleben, obwohl viele sachkundige Stimmen widersprachen, beibehalten. Die Gegner behaupteten, daß Rußland, durch seine Lage und Beschaffenheit auf Ackerbau und Erzeugung von Rohprodukten angewiesen, nicht mit anderen Staaten in Hervorbringungen des Kunstfleißes wetteifern könne, und daß die Erhöhung der Eingangssteuern auf fremde Fabrikate nur einzelne Klassen bereichern, dem Ganzen aber Schaden bringen würde.

Außer dem materiellen Prohibitivsystem, ward die geistige Sperre gegen das Ausland mit noch mehr Schärfe als unter der vorigen Regierung gehandhabt. In der Absicht den Einfluß der liberalen Ideen des Occidents von Rußland abzuhalten, wurde die Einführung fremder Bücher und Zeitungen sehr erschwert, die Censur mit äußerster Strenge verwaltet, und jeder Ausdruck einer freien Regung des Gedankens und der Meinung mit Mißtrauen betrachtet und möglichst niedergedrückt. Rußland, in welchem ohnedies so Vieles an den Orient, aber mehr an dessen dunkle als lichte Seiten, erinnert, schien, wie China und Japan, den moralischen Einfluß des Occidents von sich abweisen, zugleich aber in dessen politische Verhältnisse entscheidend eingreifen zu wollen. Eine solche Stellung war voller Gefahren für Europa, an dessen Fuß sich Rußland wie ein Bleigewicht anhing, und über dessen Haupt es wie ein Schwerdt schwebte, aber auch zu unnatürlich, um nicht zuletzt zu einer gewaltsamen Gegenwirkung Veranlassung geben zu müssen.

Indessen sollten die ersten Verwickelungen mit dem Auslande dem Kaiser Nikolaus von Osten her erstehen. Seit dem letzten zwischen Rußland und Persien in Tiflis abgeschlossenen Vertrage (15 September 1814) bestanden zwischen beiden Reichen Grenzstreitigkeiten, zu deren Schlichtung in den letzten Zeiten des Kaisers Alexander Bevollmächtigte zusammengetreten waren. Als jedoch die Nachrichten von dem Tode dieses Monarchen und den Unruhen beim Regierungsantritt

seines Nachfolgers am Hofe in Teheran einliefen, wollte der Schah Feth Ali, der Rußland von inneren Kämpfen zerrissen glaubte, die von ihm abgetretenen Provinzen wiedererobern. Er ließ die Unterhandlungen abbrechen, und der Thronfolger Abbas Mirza, der kriegerisch und einigermaßen mit europäischer Taktik und Disciplin bekannt war, erhielt Befehl in das russische Gebiet einzufallen. Die Russen wurden von dem unerwarteten Angriffe überrascht. Die zahlreiche persische Reiterei brach wie ein Strom in Süd-Georgien ein, wo die russische Herrschaft neu und schwach befestigt war. Der in den transkaukasischen Provinzen kommandirende General Yermoloff hatte, auf keinen Krieg vorbereitet, dem ersten Andringen des Feindes nicht widerstehen können. Als er jedoch einige Streitkräfte zusammengebracht hatte, schlug er die Perser aus Georgien heraus, und schickte sich zur Verfolgung der erlangten Vortheile an, als ihm der Oberbefehl abgenommen wurde. Yermoloff, der einer der talentvollsten russischen Generale war, besaß eben deshalb viele Neider am russischen Hofe, die ihn der Willkühr in seinen Anordnungen, der Ueberschreitung seiner Vollmachten, und sogar der Absicht beschuldigten, sich in der ihm anvertrauten Provinz unabhängig machen zu wollen. So unwahrscheinlich Letzteres auch war, nach den Gesinnungen, die sich in einem Theile der Armee beim letzten Regierungswechsel gezeigt, schien Alles möglich zu sein und befürchtet werden zu können. Eine gewisse Selbstständigkeit des Charakters und Freimüthigkeit des Urtheiles, die in Rußland selten ist, hatte Yermoloff, gegen den sonst kein begründeter Vorwurf erhoben werden konnte, in den Verdacht der Vorliebe für liberale und selbst revolutionaire Ideen gebracht.

Zu Yermoloff's Nachfolger wurde der General Paskewitsch ernannt, der bis dahin, obwohl er nicht mehr jung war, keine Gelegenheiten zu besonderen Thaten gefunden, aber bei Allen, die ihn näher kannten, für einen ausgezeichneten Militair galt. Paskewitsch bewies bei seiner Kriegsführung eben so große Berechnung als Kühnheit, und überwand alle Schwierigkeiten, welche ihm die wilde Beschaffenheit des Landes, der Mangel an Zufuhr, und die feindliche Gesinnung eines Theiles der einheimischen Bevölkerung entgegensetzten. Zugleich verstand er die gegenseitige Eifersucht der tartarischen Häuptlinge, ihre Abneigung gegen die persische Herrschaft, und die Hinneigung der armenischen Bevölkerung zu Rußland trefflich zu benutzen. Die für uneinnehmbar gehaltene und von den Persern mit äußerster Hartnäckig-

keit vertheidigte Festung Sardar-Abad ward von den Russen erstürmt, und das alte berühmte Eriwan entging einem gleichen Schicksale nur dadurch, daß es den Siegern die Thore öffnete. Abbas Mirza, dem es nicht an Muth und Thätigkeit gefehlt, der aber oft in seinem eigenen Lager Verräther gefunden hatte, und dessen Truppen der russischen Disciplin nicht widerstehen konnten, sah sich in dem Flecken Dechargan (zwischen Tauris und Masagna gelegen) zur Eingehung eines vorläufigen Vertrages mit dem russischen Feldherrn genöthigt, vermöge dessen das ganze Khanat von Eriwan diesseits und jenseits des Araxes, desgleichen das Khanat von Nachitschewan an Rußland abgetreten, eine Kriegskontribution von 18 Millionen Silberrubeln erlegt, und außerdem alle in den früheren Friedensschlüssen Rußland gemachten Zugeständnisse (die ausschließende Befahrung des kaspischen Meeres durch russische Kriegsschiffe, der freie Handel mit Persien u. s. w.) erneuert wurden. Schah Feth Ali, der unterdessen von der Wahrscheinlichkeit eines Bruches zwischen Rußland und der Pforte unterrichtet worden, weigerte sich den Vertrag zu vollziehen, und befahl die Erneuerung der Feindseligkeiten. Aber Paskewitsch entschlossene Maßregeln, der sich sogleich der wichtigen Festung Ardebil bemächtigt hatte, schüchterten den Hof von Teheran so ein, daß der Präliminarvertrag von Dechargan am 22 Februar 1828 in dem definitiven Traktat von Turmantschai bestätigt, und dadurch dem Kriege ein Ende gemacht wurde. Paskewitsch, dessen Ruf in dem fernen Armenien und am Ufer des Araxes begonnen, an welchem einst Römer und Parther so lange um die Herrschaft über Innerasien gestritten, und später an der Weichsel und in Ungarn sich bewähren sollte, ward von seinem Monarchen, außer einer glänzenden Dotation, mit dem Titel eines Grafen von Eriwan belohnt.

Die eine Zeit lang schwankend gebliebenen Beziehungen des russischen Kabinets zu der Pforte hatten sich unterdessen einer drohenden Entscheidung genähert. Es ist bereits (Seite 433) der beiden unter Canning's Einfluß zwischen Rußland und England mit Frankreichs Zustimmung am 4 April 1826 und 6 Juli 1827 abgeschlossenen Verträge gedacht worden, die aus einem Theile des alten Griechenlands einen besonderen Staat, unter türkischer Hoheit stehend, zu bilden beabsichtigten. In diesem emancipirten Griechenland sollten die Türken weder Besatzungen halten noch sich daselbst niederlassen dürfen, und die Verwaltungsstellen nur mit Eingebornen besetzt werden. Dem

Sultan wurde ein jährlicher Tribut, die Zuziehung bei Ernennung der obersten griechischen Beamten, und den ausgewiesenen türkischen Eigenthümern eine Entschädigung vorbehalten. Was den Vertrag vom 6 Juli vornehmlich von dem vom 4 April unterschied, war die Uebereinkunft der drei Mächte, alsbald eine Einstellung der Feindseligkeiten zwischen Griechen und Türken zu veranlassen, und solche im Nothfall mit Waffengewalt zu erzwingen. In Folge dessen war die Schlacht von Navarino geliefert worden.

England und Frankreich hatten sich ohne Nebenabsichten die Rettung der kämpfenden Griechen angelegen sein lassen, denn das rein politische Interessen dieser beiden Staaten hätte sie von jeder Verminderung der türkischen Macht abhalten sollen. Gründe der Menschlichkeit und Rücksicht auf die öffentliche Meinung waren für die Fassung ihrer Beschlüsse zu Gunsten Griechenlands entscheidend gewesen. Aber das russische Kabinet, welches am lautesten von seinen religiösen Sympathien für die unterdrückten Glaubensbrüder sprach, wollte diese Gelegenheit nur zur Schwächung der Türkei benutzen. Für Rußland bot die türkisch-griechische Frage zwei Seiten dar, einmal die Beendigung des zwischen den beiden Völkern schwebenden Kampfes, und die Errichtung eines eigenen griechischen Staates, worin es, als seinem Vortheil entsprechend, mit England und Frankreich übereinstimmte, und dann die Feststellung seiner besonderen Verhältnisse zu der Pforte, die es mit dieser allein, jede fremde Einmischung abweisend, zu bewerkstelligen dachte. Nikolaus I hatte dies dem zur Abschließung des Vertrages vom 4 April nach St. Petersburg abgesandten Herzoge von Wellington ausdrücklich erklärt, und demselben in dieser Beziehung nicht die geringsten Zugeständnisse gemacht.

Canning, der die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Rußland und der Türkei voraussah, und davon eine Störung des europäischen Gleichgewichts besorgte, war schon damals (1826) mit dem erst jetzt (1854) ausgeführten Gedanken hervorgetreten, die Integrität der Pforte von allen Großmächten garantiren zu lassen, wogegen sich aber das russische Kabinet auf das entschiedenste erklärt, und was, außer bei Oesterreich, überhaupt keinen Anklang gefunden hatte. Canning, welcher der Zustimmung Rußlands zur Emancipation der Griechen bedurfte, ließ diesen Plan fallen, würde aber, bei längerem Leben, wahrscheinlich ein ähnliches Bündniß zum Schutze der Türkei, wie

neuerdings durch die Wiener Konferenz gebildet worden, herbeigeführt haben.

Für Rußland hatten die Beziehungen zu der Moldau und Wallachei, die ihm so nahe liegen, und zu denen es in bestimmten Vertragsverhältnissen stand, mehr Bedeutung als die Gründung eines von seinen Grenzen weit entfernten griechischen Staates, die ihm nur insofern wünschenswerth sein konnte, als sie auf Kosten der Türkei geschah. Seine Staatskunst hatte dadurch einen glänzenden Erfolg davon getragen, daß ein ehemaliger russischer Minister, Graf Capo d'Istria, von der Nationalversammlung in Trözene, am 11 April 1827, auf sieben Jahre zum Präsidenten von Griechenland und Haupt der vollziehenden Gewalt ernannt worden war. Aber so sehr sich auch Rußland in Griechenland geltend machen mochte, es konnte von dort aus die Türkei nicht angreifen. Dies war nur durch die Besetzung der Donaufürstenthümer möglich. Es hatte deshalb von Katharina II an in denselben festen Fuß zu fassen gesucht.

Die russische Politik hatte in Bezug auf die ihr zunächst liegenden orientalischen Interessen, seit dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus eine gänzliche Veränderung erfahren. Dieser Monarch, obgleich seinem persönlichen Charakter nach weniger freisinnig als Alexander I, ließ sich nicht, wie dieser, von einer Unterstützung der Griechen durch Legitimitätstheorien, mit Anwendung auf den Sultan, abhalten, sondern hatte, als die Pforte hartnäckig die in Folge des Vertrages vom 4 April an sie gestellten Forderungen verwarf, durch seinen Botschafter in Konstantinopel, Marquis von Ribeaupierre, erklären lassen: die bewaffnete Dazwischenkunft zu Gunsten Griechenlands werde durch drei, durch zwei, oder selbst nur durch eine einzige Macht vollstreckt werden. Nikolaus hielt den Zeitpunkt zu einem Kriege gegen die Türkei günstig, indem er zu England und Frankreich, bei den gemeinsamen Bemühungen für die Griechen, auf einem freundschaftlichen Fuße stand, und deshalb auf eine Einsprache Oesterreichs keine Rücksicht nehmen zu dürfen glaubte. Er wußte ferner, daß bei der feindlichen Stimmung, die damals in ganz Europa gegen die Türken herrschte, jede Unternehmung gegen dieselben als ein Beitrag zur Befreiung der Griechen, und eine Rache für die an ihnen verübte Unterdrückung angesehen werden würde.

Das russische Kabinet trat, um die Pforte zu drängen, und Vorwand zu einem Bruch zu finden, mit den schon unter Alexander I an sie gestellten, von ihr aber entweder gar nicht oder immer sehr unvoll-

ständig erfüllten Forderungen hervor. In der Moldau und Wallachei sollten die vertragsmäßig zugesagten Einrichtungen, so wie sie vor dem Aufstande der Hetäristen bestanden, wieder hergestellt, diese Provinzen von den Truppen des Sultans gänzlich geräumt, und den russischen Unterthanen für ihre durch die Maßregeln türkischer Behörden seit 1821 erlittenen Einbußen voller Schadenersatz gewährt werden. Die Pforte, welche einen Krieg gegen Rußland für unvermeidlich hielt, denselben aber, um Zeit für ihre Rüstungen zu gewinnen, so weit als möglich hinausschieben wollte, war den Vertrag von Akjerman (25 September 1826) eingegangen, dessen Bedingungen so gestellt waren, daß die Donaufürstenthümer nur dem Namen nach vom Sultan abhingen, und der Kaiser von Rußland jeden Augenblick Gelegenheit zu einer Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten, und dadurch zu Streitigkeiten mit der Türkei finden konnte. Das Wesentlichste in der in den Donaufürstenthümern, vermöge des genannten Vertrages, einzuführenden Ordnung der Dinge war die Bestimmung, daß die Hospodaren zwar von der Pforte ernannt, aber von ihren Stellen, ohne Zustimmung des russischen Kabinets, nicht entlassen werden sollten. Es war natürlich, daß sie fortan ihre Blicke noch mehr als vorher nach St. Petersburg richteten, von wo sie Alles zu hoffen, während sie in Konstantinopel nichts mehr zu fürchten hatten.

Die Russen dachten nur daran, wie sie die ihnen gemachten Zugeständnisse ungebührlich ausdehnen, die Türken wie sie die geleisteten Versprechungen möglichst unerfüllt lassen könnten. Zwischen diesen beiden Mächten war nur der Form nach von Recht und Gewissen die Rede. In Wahrheit konnte unter ihnen, die durch Religion, Politik und Tradition zu unversöhnlichen Gegnern geworden, nur die Gewalt entscheiden. Eine bedenkliche aber unvermeidliche Verkettung von Umständen veranlaßte die beiden großen Vertreter der Gesittung und die Stützen der liberalen Ideen in der alten Welt, England und Frankreich, indem sie den Griechen beistanden, die Türken zu schwächen, und dadurch Rußland, dem gefährlichsten Feinde der Freiheit und des Fortschrittes, mittelbar Vorschub zu leisten.

Die Nachricht von der Schlacht von Navarino hatte auf die Pforte einen außerordentlichen Eindruck, aber im ersten Augenblick mehr den der Rache als der Furcht gemacht. Der Sultan Mahmud schien einige Tage lang zu den gewaltsamsten Maßregeln gegen die in Konstantinopel anwesenden Christen, und darunter besonders die Griechen, geneigt

zu sein. Der österreichische Internuntius von Ottenfels suchte, obwohl vergeblich, eine Verständigung herbeizuführen. Die Türken verlangten, außer einem Ersatz für die erlittenen materiellen Verluste, auch eine moralische Genugthuung für den ihrer Meinung nach ungerechten Angriff, und weigerten sich, in eine auch noch so bedingte Unabhängigkeit Griechenlands zu willigen. Die Gesandten von England, Frankreich und Rußland bestanden dagegen auf einer augenblicklichen Annahme des Vertrages vom 6 Juli, und verließen Konstantinopel. Die Pforte hatte sich lange nicht an den Wechsel gewöhnen können, der in der europäischen Politik durch Canning's Ministerium und Nikolaus I Thronbesteigung eingetreten war. Es war in der That auch eine unerwartete Erscheinung, die drei Großmächte, deren jede sich zu der Türkei in einer von den anderen verschiedenen Stellung befand, in der griechischen Frage gemeinsam handeln zu sehen. Nach der Entfernung der Gesandten erschrack die Pforte über ihre Isolirung, und suchte durch Anknüpfung von Unterhandlungen mit Rußland den Ausbruch des Krieges möglichst zu verzögern. Aber ein in dieser Absicht von dem Großvezir an den russischen Minister des Auswärtigen, Grafen Nesselrode, erlassenes Schreiben ward nicht einmal beantwortet.

Die Türkei befand sich in einer gefährlichen Lage. Seit mehren Menschenaltern war ihre innere Zerrüttung mit der nach jedem Friedensschlusse verminderten äußeren Macht Hand in Hand gegangen. Die Thatkraft des türkischen Stammes, der einst so viele Völkerschaften zu einem Reiche verbunden, das zur Zeit seiner Größe von den armenischen Gebirgen bis zum Atlas und vom Euphrat bis zum Borysthenes, gereicht hatte, machte sich nur noch in den häufigen Aufständen der Statthalter, ihrem Streben nach Unabhängigkeit, der wilden Zuchtlosigkeit des Kriegsvolkes, und den daraus entstehenden Unruhen geltend. Die einzelnen Gebrechen der Verwaltung traten, seitdem der Schwung, welcher das Ganze eine Zeit lang emporgetragen, aufgehört hatte, immer unverhüllter hervor. Die früheren Hebel der Größe waren allmälig Ursachen des Verfalles geworden. Die Janitscharen, einst der Schrecken der Christenheit, jagten jetzt dem Sultan mehr Furcht als seinen Feinden ein. Ihre Taktik und Disciplin war nicht nur längst hinter dem europäischen Kriegswesen zurückgeblieben, sondern auch in sich selbst verfallen. Sie hatten schon seit längerer Zeit sich mehr bei Aufständen als in Schlachten hervorgethan. Die Sultane Selim III und Mustapha IV waren, wegen ihrer Versuche die Janitscharen durch

eine zweckmäßiger eingerichtete Wehrkraft zu ersetzen, unter deren Streichen erlegen. Während des sechsjährigen Krieges gegen Rußland, der mit dem Frieden von Bucharest endigte, war die Unzulänglichkeit der türkischen Militairorganisation unverkennbar gewesen. Dennoch wollten die Janitscharen von keiner Veränderung hören.

Mahmud II hatte aus den Unterredungen mit seinem Oheim Selim III, mit welchem er, in der Zeit zwischen des letzteren Entsetzung und Ermordung, im Serail eingeschlossen gewesen, die Ueberzeugung gewonnen, daß, ohne eine Umgestaltung des Heerwesens, das türkische Reich einer unausbleiblichen Auflösung entgegenging. Diese Gesinnung war den Janitscharen nicht unbekannt geblieben. Sie hatten erfahren, daß der Sultan die von Selim und Mustapha vergebens begonnenen Reformen wieder aufnehmen wollte. Eine Reihe vorbereitender Maßregeln deutete auf eine solche Umgestaltung hin. Die geringen Erfolge der türkischen Waffen im Kampfe gegen die Hellenen wurden von den Anhängern des Alten, deren Kern die Janitscharen bildeten, der Unfähigkeit des Sultans und seiner Minister zugeschrieben. Im November 1822 brach in Konstantinopel ein Aufstand aus, und Mahmud II war genöthigt, seinen vertrautesten Rathgeber Khalet Effendi, und sogar mehre seiner Frauen, denen man einen besonderen Einfluß auf ihn zuschrieb, dem Verdachte und der Rache der Janitscharen preis zu geben.

Jetzt kannte der Uebermuth dieser Miliz, von deren Meinung und Laune die Ein- und Absetzung der ersten Würdenträger abhing, keine Grenzen mehr. Nichts durfte ohne die Zustimmung ihrer Führer geschehen. Bei früheren Kriegen hatten die Janitscharen der ganzen Bevölkerung als Muster vorangeleuchtet, und sich zuerst nach den bedrohten Grenzen begeben. Es war ihnen wenig von diesem Feuer übrig geblieben, und sie standen bei den übrigen Klassen nicht mehr in demselben Ansehen wie sonst. Die Janitscharen in Konstantinopel und der Umgegend waren, anstatt gegen die Griechen aufzubrechen, entweder ruhig in ihren Wohnsitzen geblieben, oder hatten es vorgezogen lieber bei der Niedermetzelung der wehrlosen Chioten mitzuwirken, als die gefährlichen Mainoten, Sulioten u. s. w. zu bekämpfen.

Das Rachegefühl des Sultans gegen die Janitscharen, die sich nicht blos seinen politischen Plänen widersetzt, sondern die ihn und seine Günstlinge auch persönlich durch Spottlieder und satyrische Maueranschläge angegriffen hatten, überwog zuletzt jede Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit. Er glaubte außerdem durch den Vertrag von

Akjerman den Krieg mit Rußland hinausgeschoben, und dadurch Zeit zur Bildung einer neuen Streitmacht, als Ersatz für die aufzuhebenden Janitscharen, gewonnen zu haben. An eine bewaffnete Dazwischenkunft zu Gunsten Griechenlands glaubte er irriger Weise nicht. Die Erfolge, welche Ibrahim Pascha damals mit europäisch ausgebildeten Truppen in Morea davon trug, überzeugten ihn und die meisten seiner Großen von der Nothwendigkeit einer ähnlichen Einrichtung für das ganze Reich. Es war der Pforte gelungen, durch schlaue Begünstigung der Topschis oder der stehenden Kanoniere Eifersucht zwischen diesen und den Janitscharen zu erregen. Die übrige Bevölkerung war letzteren, wegen ihrer Anmaßung und Neigung zu Unruhen allmälig abhold geworden. Die Janitscharen standen um diese Zeit, so zahlreich sie auch waren, vereinsamt in der Hauptstadt da. Der Mufti und die Ulema wurden für die Veränderung gewonnen. Am 28 Mai (1827) erschien ein großherrlicher Hattischerif, durch welchen die Janitscharen zwar nicht aufgehoben, aber die Errichtung eines regelmäßigen Fußvolkes angeordnet, und den Janitscharen befohlen wurde, von jeder Orta (Bataillon) 150 Mann zur Einstellung in die neuen Truppen abzugeben, zu denen das Versprechen eines erhöhten Soldes alsbald viele Freiwillige herbeizog.

Die Janitscharen begriffen, daß dies der Anfang zu ihrer gänzlichen Beseitigung wäre. Da sie sich, obwohl mit Unrecht, für eine der Grundlagen des türkischen Reiches hielten, und auf ihre früheren Erfolge gegen die Sultane bauten, so glaubten sie zu den Waffen greifen zu müssen. Am Abend des 14 Juni (1827) begann der Aufstand damit, daß einzelne Haufen in die Palläste mehrer ihnen besonders verhaßter Großen eindrangen, um sie niederzumachen. Diese waren entflohen, aber ihr Eigenthum ward geplündert oder zerstört. Während der Nacht trafen die Anführer der Janitscharen die Verabredung, am anderen Morgen mit ihrer ganzen Macht auf dem großen Platze Etmeïdan, der alten byzantinischen Rennbahn, zu erscheinen. Aber auch der Sultan hatte seine Maßregeln getroffen. In Voraussetzung Dessen was jetzt geschah, waren zuverlässige Truppen in einem Uebungslager bei Konstantinopel versammelt worden, die mit Tagesanbruch gegen den Etmeïdan vorrückten. Die Topschis kamen mit zahlreichem Geschütz an, das den Janitscharen gänzlich fehlte. Der Sandschak scherif oder die heilige Fahne des Propheten wurde aus dem Serail geholt, und vor der Mosche des Sultans Achmed aufgepflanzt, wo sich das Hauptquartier des Groß-

herrn befand. Der Mufti sprach über die Janitscharen den Fluch aus, und in allen Straßen, auf allen Plätzen forderten öffentliche Ausrufer die Gläubigen auf, zur Bekämpfung und Ausrottung der Empörer herbeizueilen. Die Janitscharen waren ohne oberste Leitung geblieben, denn ihr Aga hatte sich auf die Seite des Sultans geschlagen. Ueberall von Kartätschen niedergeschmettert, warfen sie sich in ihre Kasernen, wo sie eine Zeit lang einen entschlossenen Widerstand leisteten, bis dieselben in Brand geschossen wurden. Was nicht im Kampfe gefallen oder in den Flammen umgekommen, ward jetzt dem Beile des Henkers übergeben. Acht Tage lang dauerten die Hinrichtungen. Am 17 Juni wurde ein Ferman des Sultans bekannt gemacht, der die Abschaffung des Instituts der Janitscharen erklärte, und jeden mit dem Tode bedrohte, der es wagen würde, fortan noch deren Namen und Kleidung zu tragen. Gegen einige mit den Janitscharen immer verbunden gewesene Körperschaften, selbst gegen den Mönchsorden der Begtaschi, deren Stifter Hadschi Begtasch das Korps der Janitscharen bei dessen Errichtung eingeweiht hatte, wurde mit derselben Strenge eingeschritten. Die Oberen wurden hingerichtet, die Uebrigen nach Asien verwiesen. Die Janitscharen hatten über vier hundert Jahre lang gedauert, und früher in vielen Schlachten den Ausschlag gegeben, waren aber zuletzt ausgeartet, und ihre Abschaffung ließ, nachdem die erste dadurch verursachte Bewegung vorübergegangen, keine Lücke zurück. Man hat damals und auch noch später den Sultan Mahmud einer leidenschaftlichen Verblendung angeklagt, indem er sich in den Janitscharen der einzigen organisirten Kriegsmacht beraubte, die er seinen auswärtigen Feinden entgegensetzen konnte. Aber die Janitscharen hatten seine beiden Vorgänger aufgeopfert, und würden gegen ihn, wenn er ihnen nicht zuvorgekommen wäre, dasselbe gethan haben. Er mußte entweder allen Reformplänen entsagen, und sein Reich immer tiefer sinken lassen, oder sich dieser Vertheidiger der alten Mißbräuche um jeden Preis entledigen. Die Lage der Dinge war eine so verzweifelte geworden, daß ihm keine andere Wahl übrig blieb.

Von Mahmud II, der, ungeachtet einer schon neunzehnjährigen Regierung, erst bei der Vernichtung der Janitscharen eine selbstständige Kraft und Haltung an den Tag gelegt hatte, geschah jetzt alles Mögliche, um ein auf europäischem Fuß eingerichtetes Heer in kurzer Zeit aufstellen zu können. Er wohnte regelmäßig den betreffenden Uebungen bei, und legte selbst die von der früheren ganz verschiedene Kleidung

seiner Soldaten an. Eine Menge fremder Officiere, besonders viele Franzosen, die nach Napoleon's Sturz ihr Glück im Orient versucht hatten, fand sich in Konstantinopel ein, und unterstützte den Sultan bei seinem Werk. Da die Türken von Hause aus ein sehr kriegerisches Volk sind, und einzig diesem Zuge ihres Wesens ihre Bedeutung in der Geschichte verdanken, so wurden die Vortheile der neuen Taktik und Disciplin von ihnen ziemlich schnell begriffen. Es verging jedoch einige Zeit, ehe ihre religiösen und nationalen Vorurtheile beseitigt, und besonders der Anstoß gehoben werden konnte, Christen als Muster und Lehrmeister ansehen zu müssen.

Die Hindernisse, auf welche die Pforte bei ihrem Streben nach einer Verbesserung des Kriegswesens stieß, machten ihr die Erhaltung des Friedens mit Rußland wenigstens auf so lange hin wünschenswerth, bis sie auf diesem Wege ein gewisses Ziel erreicht haben würde. Das russische Kabinet suchte dagegen um jeden Preis einen Bruch herbeizuführen, um den Türken keine Zeit zur Vermehrung ihrer Widerstandsmittel zu lassen. Es betrieb die Unterhandlungen mit England und Frankreich über Gründung eines griechischen Staates mit mehr Eifer als früher, während es seine besonderen Forderungen an die Pforte erneuerte. England und Frankreich wären unter den gegenwärtigen Umständen allerdings nicht zu einem weiteren Einschreiten gegen die Pforte zu bewegen gewesen, sondern hätten selbst die Schlacht von Navarino gern ungeschehen gemacht. Aber Rußland konnte während der zwischen den Westmächten und der Pforte herrschenden Spannung darauf rechnen, von ersteren an einem Kriege gegen letztere nicht gehindert zu werden, und dies war es worauf es ihm ankam.

Die griechische Frage hatte für die Pforte jetzt nicht mehr dieselbe Bedeutung wie im Anfange des Aufstandes, wo ein Losreißen aller von Griechen bewohnten Provinzen besorgt werden konnte. Man wußte in Konstantinopel, in welche enge Grenzen der neue hellenische Staat eingeschlossen, und daß ihm überhaupt keine vollkommene Unabhängigkeit von dem türkischen Reiche zugestanden werden sollte. Der Gedanke an den, nach der Schlacht von Navarino und der Abreise des russischen Botschafters, unvermeidlich gewordenen Krieg mit Rußland, war jetzt in den Vordergrund getreten.

Der Großvezir erließ am 20 December (1827) im Namen des Sultans ein Rundschreiben an alle Statthalter und höheren Befehlshaber, in welchem sie aufgefordert wurden, ihre Kontingente bereit,

und auf das erste Zeichen zum Aufbruche marschfertig zu halten. Auch wurde darin ausdrücklich erklärt, daß es sich bei dem bevorstehenden Kampfe nicht um den Besitz oder Verlust dieses oder jenes Gebietes, sondern um das Dasein des Glaubens und die Unabhängigkeit des Reiches handle. Die Rüstungen wurden mit aller möglichen Kraft und Eile betrieben, und alle nicht durchaus zur Besetzung der Hauptstadt und des Innern unentbehrlichen Truppen nach den Donaufestungen und den Balkanpässen geschickt.

Die Russen waren unterdessen nicht müßig geblieben. Der Feldmarschall Graf von Wittgenstein ward an die Spitze aller in Europa gegen die Türkei zu verwendenden Streitkräfte gestellt, während der, durch den glücklichen Feldzug gegen die Perser, bekannt gewordene General Paskewitsch Graf von Eriwan, von Georgien aus das türkische Armenien angreifen sollte. Obgleich das russische Kabinet längst zum Kriege entschlossen gewesen, so entsprachen, bei der Unbehülflichkeit des russischen Heerwesens, und den großen Entfernungen, aus denen die Truppen herbeigezogen werden mußten, die gemachten Vorbereitungen nicht der Höhe des vorgesteckten Zieles.

In ihren Kriegsmanifesten überboten sich die beiden Mächte in gegenseitigen Anklagen und Beschwerden, wobei jedoch die Wahrheit von den Türken weniger als von den Russen verletzt wurde. Nikolaus I erklärte, keine Eroberungen machen, sondern die Pforte nur zur Beobachtung der von ihr seit dem Frieden von Kainardschi mit Rußland eingegangenen Verträge zwingen zu wollen. Eine Gebietsvergrößerung war von russischer Seite nicht nöthig, um der Türkei einen neuen Stoß zu versetzen. Hierzu reichten einige von den Russen gewonnene Schlachten und der Uebergang über den Balkan hin, wodurch die Schwäche der Pforte der Welt und ihren eigenen Unterthanen mehr als je kund werden mußte. Die Hauptsache für Rußland war, die christliche Bevölkerung des türkischen Reiches für sich zu gewinnen, in derselben eine zunehmende Unzufriedenheit und Hoffnung auf Befreiung zu erhalten, dadurch den Boden der ottomannischen Macht zu untergraben, und endlich in einem geeigneten Augenblicke, wenn die übrigen Großmächte anderweitig beschäftigt sein würden, unter diesem oder jenem Vorwande, über die Türkei herzufallen, auf eine Theilung derselben anzutragen, und das größte und beste Stück, wie einst bei dem alten Polen, für sich zu nehmen.

Mahmud I gestand in seiner Kriegserklärung seinen tödtlichen Haß

gegen Rußland mit einer Freimüthigkeit ein, welche weniger der sittlichen Würde, die von der üblichen diplomatischen Phraseologie oft auf das ärgste verletzt wird, als den europäischen Begriffen von dem unter den Kabineten gegen einander zu beobachtendem öffentlichen Anstande entgegen war. Er läugnete es nicht, den Vertrag von Akjerman nur in der Absicht abgeschlossen zu haben, um Zeit zu Rüstungen für den Krieg zu gewinnen.

Am 7 Mai (1828) überschritten die Russen den Pruth, und nahmen die Moldau und Wallachei ohne Widerstand zu finden ein. Die Hospodare unterwarfen sich nach kurzem scheinbaren Widerstreben, und blieben an der Spitze der Verwaltung ihrer Provinzen. Obgleich die russische Hauptmacht unter Wittgenstein (kaum 70,000 Mann) viel schwächer war, als man von einem so großen Reiche, welches damals mit der ganzen übrigen Welt in Frieden stand, hätte erwarten sollen, so war sie doch den Türken sehr überlegen, die in der Nähe von Konstantinopel ein Lager gebildet, und, nach Abzug der Festungsbesatzungen, kaum vierzig tausend Mann zu freier Verfügung übrig behalten hatten. Erst Ende Mai kam Hussein Pascha in Schumla an, und noch später, im August, setzte sich der Großvezir mit der Hauptarmee in Bewegung. Die Langsamkeit der türkischen Kriegsführung konnte aus dem Umstande erklärt werden, daß der Sultan, seit der Schlacht von Navarino ohne Flotte, seine Hauptstadt und andere verwundbare Stellen an der Küste zu decken hatte, wo der Feind sonst hätte landen können. Auch bestand sein Heer fast aus lauter Neulingen, da die alte Streitmacht, die ihren Schwerpunkt in den Janitscharen gehabt, im vorigen Jahre aufgelöst worden war. Außerdem ging das türkische Reich eben aus einem sechsjährigen, blutigen und kostspieligen Kriege gegen die Griechen hervor. Aber von den Russen, die sich seit Jahren auf diesen Kampf ungestört hatten vorbereiten können, ward in diesem Feldzuge ein auffallender Mangel an Kraft und Einsicht an den Tag gelegt. Zu der Einnahme der kleinen Donaufestungen Isaktschi, Braïlow u. s. w. ward ungewöhnlich viel Zeit gebraucht, und Varna ging, ungeachtet der Kaiser Nikolaus bei der Belagerung persönlich erschien, erst am 10 Oktober, und nur durch den Verrath des türkischen Gouveneurs, der sich durch Geld bestechen ließ, über. Die Absicht der Russen, das verschanzte türkische Lager bei Schumla einzuschließen, mißlang, und aus mehren einzelnen Gefechten gingen die Türken sogar als Sieger hervor. Die Maßregeln für Verpflegung

und Zufuhr waren bei der russischen Armee so schlecht getroffen worden, daß unter den Soldaten ansteckende Krankheiten entstanden und die Pferde in Masse fielen. Die Russen hatten in diesem Feldzuge so wenig ausgerichtet, daß nur ein kleiner Theil ihres Heeres auf dem rechten Donauufer zurückblieb, die Hauptmacht aber die Winterquartiere in der Moldau und Wallachei bezog.

In Asien war von Paskewitsch, der ein kühnerer und glücklicherer Feldherr als Wittgenstein war, mit mehr Ruhm und Erfolg gefochten, und, unter Anderem, die wichtige Festung Kars, im türkischen Armenien gelegen, von ihm eingenommen worden. Aber die Streitkräfte, über welche er gebot, waren zu gering, um etwas Entscheidendes leisten zu können. Die großen Verluste, die er, ungeachtet der davon getragenen Vortheile erlitten, die schwierige Beschaffenheit des Bodens, und der in jenen Gegenden früh hereinbrechende Winter zwangen ihn sich bereits im Oktober nach Georgien zurückzuziehen.

Keinen der damaligen Staatsmänner hatte der Krieg zwischen der Pforte und Rußland mit so lebhafter Besorgniß wie den Fürsten Metternich erfüllt. Von jedem der Türkei versetzten Schlage wurde Oesterreich mitgetroffen. Rußlands Uebergewicht im schwarzen Meer und am Bosphorus konnte dem englischen Handel nachtheilig werden, aber anderweitige üble Folgen lagen damals zu fern. Für Frankreich schien die Nothwendigkeit einer Einmischung noch weniger vorhanden zu sein. Karl X neigte sich mehr zu Rußland als zu England hin, und der österreichische Einfluß in Italien ward von dem französischen Kabinet mit mehr Ungunst als das russische Umsichgreifen im Orient angesehen. Aber auf Oesterreich drohte das Gewicht der russischen Macht in demselben Maße zu lasten, als die Kraft der Türkei abnahm. Die Erklärung des Kaisers Nikolaus bei diesem Kriege keine Gebietsvergrößerung zu bezwecken, konnte Metternich's Besorgnisse für die Zukunft nicht zerstreuen. Selbst die für Rußland geringen Ergebnisse dieses ersten Feldzuges veränderten die Lage der Dinge im Ganzen nicht, da, bei der militairischen und financiellen Schwäche der Pforte, eine Fortsetzung des Krieges zuletzt zu ihrem Nachtheile ausschlagen, ihre ohnedies geringen Hülfskräfte erschöpfen, und ihre Auflösung vorbereiten mußte. Metternich wollte deshalb eine Dazwischenkunft der vier Großmächte zu Gunsten der Türkei herbeiführen, konnte aber diesen Plan nicht ausführen, da England damals von seinen inneren Angelegenheiten im höchsten Grade in Anspruch genommen wurde, Frank-

reich sich entschieden für Rußland erklärte, und Preußen in kein Bündniß gegen dasselbe zu treten geneigt war.

Der Kampf zwischen den Russen und Türken brach demnach im folgendem Jahre von Neuem aus, und ward diesmal von größerem Erfolge für die russischen Waffen gekrönt. Dem russischen Heere, welches während des Winters sehr vermehrt und auf wenigstens 150,000 Mann gebracht worden, konnte die Pforte kaum 50,000 Mann regelmäßig eingeübter Truppen entgegensetzen. Die zahlreichen Freiwilligen, die aus allen Theilen des türkischen Reiches zusammengeströmt waren, konnten wohl einzelne Gefechte gewinnen, aber dem Feinde in keiner offenen Feldschlacht widerstehen. In die Stelle des Feldmarschalls Grafen von Wittgenstein, der sich in den letzten Feldzügen gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, aber seitdem sehr gealtert war, erhielt der General von Diebitsch den Oberbefehl über das russische Heer. In Asien kommandirte nach wie vor Paskewitsch. Diebitsch, ein geborener Preuße, war 1805 in russische Dienste getreten und schnell befördert worden. Er hatte indessen bisher mehr als Adjutant, Generalstabsofficier und Diplomat geglänzt, sollte aber in diesem Feldzuge auch die Eigenschaften eines Oberbefehlshabers entwickeln.

Die Russen trugen jetzt einen Vortheil über den anderen davon. Am 11 Juni (1829) schlug Diebitsch den Großvezir bei Kulawtscha, in der Nähe von Schumla. Den 18 Juni ging Silistria über, das im vorigen Jahre vergebens belagert worden. Am 20 Juli überstieg Diebitsch den Balkan, und erhielt für diese, bisher von keinem russischen Feldherrn, vollbrachte That, den Grafentitel mit der Bezeichnung: Sabalkanski. Am 20 August zogen die Russen in Adrianopel, der zweiten Hauptstadt des türkischen Reiches, ein. In derselben Zeit hatte Paskewitsch in Asien große Erfolge errungen, und die Hauptstadt des türkischen Armeniens, das schon zu den Zeiten der Römer berühmte Erzerum (arx Romanorum) eingenommen. Die Kraft des Sultans schien endlich gebrochen zu sein. Ganz Europa erwartete in jenem Augenblick die Besetzung Konstantinopels durch die Russen, die, jedenfalls zu einem solchen Unternehmen zu schwach, außerdem durch die Vorstellungen der fremden Diplomatie von jedem weiteren Vorrücken abgehalten wurden.

Eine Eroberung der Türkei lag damals nicht in den Absichten des Kaisers von Rußland, und würde, hätte er sie in das Werk setzen wollen, alle Großmächte gegen ihn vereinigt haben. Der Friede, den er

der Pforte bewilligte, und der am 14 September (1829) in Adrianopel abgeschlossen wurde, legte derselben, im Vergleich zu dem unglücklichen Ausgange des Krieges, keine übergroßen materiellen Opfer auf, schwächte aber ihr moralisches Ansehen, und gewöhnte die Welt daran Rußland als den Schiedsrichter in den türkischen Angelegenheiten anzusehen. Der Sultan trat die Städte Achalzik und Achalkalaki sammt ihren Gebieten ab, die bisher zu dem türkischen Armenien gehört hatten, und jetzt zu dem russischen Gouvernement Grusino-Imiretien geschlagen wurden, versprach innerhalb 18 Monaten 1,500,000 Dukaten, als Entschädigung an russische Privatleute, für seit dem Anfange des griechischen Befreiungskrieges durch die türkischen Behörden erlittenen Verluste, und 10,000,000 Dukaten als Ersatz für die Kriegkosten zu bezahlen. Der Sultan nahm den von ihm vorher immer verworfenen Vertrag vom 6 Juli in Betreff Griechenlands an. In Bezug auf die Donaufürstenthümer wurden die früheren Verträge erneuert, wodurch Rußland ein Recht der Einmischung in deren innere Verwaltung, und Gelegenheit zu Beschwerden und Forderungen an die Pforte erhielt. Außerdem ward aber, um den Einfluß des Sultans auf die Hospodare der Moldau und Wallachei noch mehr als bisher zu beschränken, festgesetzt, daß dieselben fortan auf Lebenszeit ernannt werden sollten.

Von dem Vertrage von Adrianopel an sollte eine lange Reihe von Jahren vergehen, während welcher die Pforte Rußlands Ueberlegenheit stillschweigend anzuerkennen genöthigt war, und einmal sogar dessen Hülfe gegen einen aufrührischen und übermächtigen Vasallen, den Vicekönig von Egypten, annehmen mußte. Aber Mahmud II arbeitete unterdessen mit einer seltenen Beharrlichkeit an der Vollendung der neuen Heereseinrichtungen, als der einzigen Möglichkeit der Rettung für ein Volk, das nur durch die Waffen groß geworden war, und nur durch deren vervollkommneten Gebrauch seine Unabhängigkeit bewahren konnte. Sein Sohn und Nachfolger, Abdul Medschid, setzte dieses Werk fort, und ließ sich außerdem die Verbesserung der Gesetzgebung und Verwaltung angelegen sein. Welche heilsamen Früchte diese von mancherlei Hindernissen durchkreuzten, aber folgerecht fortgesetzten Bestrebungen getragen, hat sich jetzt (1854) bei der letzten großen Prüfung gezeigt, welche von Rußlands Ehrgeiz über die Türkei verhängt worden ist.

22. Frankreich von der Intervention in Spanien an bis zu der Julinsrevolution.

Mit der glücklichen Beendigung des Krieges gegen die spanischen Kortes schienen die letzten Regungen des revolutionairen Geistes in Europa erstickt zu sein. Die auf den Kongressen in Troppau, Laibach und Verona zur That gewordenen Grundsätze des heiligen Bundes hatten ihre Früchte getragen, und die unumschränkte Monarchie in Italien, Spanien und Portugal wiederhergestellt. Die Reaktion herrschte von St. Petersburg bis Lissabon, und sprach offen die Absicht aus, Alles was in der Welt von 1789 bis 1814 geschehen, so viel als möglich aufzuheben. Jeder Schritt, der in die Vergangenheit zurückgethan wurde, zog einen anderen nach sich, aber es war nicht klar, wo eigentlich das Ziel dieser retrograden Bewegung lag. Die französische Revolution, nach der Meinung der Anhänger des Alten, die Wurzel alles Uebels in der Welt, war nicht plötzlich, wie ein Blitz bei heiterem Himmel, erschienen, sondern die letzte Wirkung einer langen Kette von Ursachen gewesen. Um folgerecht zu sein, hätte die Reaktion weit über das Jahr 1789 zurückgehen müssen. Die phantastischen und abstrakten Theoretiker dieser Partei träumten von einer Verbindung aller feudalen, absolutistischen und theokratischen Elemente unter einander, um daraus einen Damm gegen die revolutionaire Strömung zu errichten, ohne zu bedenken, daß eine Vereinigung so verschiedener Principien in der Wirklichkeit nie bestanden hatte, und daß sich aus so widerstrebenden Ingredienzen kein Trank zur Heilung der kranken Zeit zusammensetzen ließ. Die praktischen Leiter dieser Richtung, der Fürst von Metternich an der Spitze, gaben sich allerdings nicht solchen Illusionen hin, obgleich sie dieselben als ein Mittel zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes mit Wohlgefallen aufnahmen, sondern wollten vor Allem die durch die französische Revolution und deren Nachhall entstandene Bewegung zum Stillstande bringen, und sich dann, je nach den Umständen, über eine neue Einrichtung der europäischen Zustände entscheiden. Metternich wußte sehr wohl, daß das liberale Princip, ungeachtet der Niederlagen, welche es erfahren, im Herzen der Völker nicht erstorben war. Er hoffte aber, daß bei dem Nachdrucke, mit welchem die Regierungen jeder Regung der Freiheit im öffentlichen Leben entgegentraten, allmälig eine Verzweiflung an der Möglichkeit, die politischen Ideale der Gegenwart zu verwirklichen, entstehen, und vermöge einer

inneren Lähmung der Geister die äußere Ruhe erhalten werden würde. Er konnte sich schmeicheln dieses Ziel, da wo er seinen Einfluß unmittelbar geltend zu machen im Stande war, fast erreicht zu haben, ließ sich aber den Irrthum zu schulden kommen, die Welt und die Zeit mit der besonderen Natur eines einzelnen Staates und einer vorübergehenden Epoche zu verwechseln.

Die in dem Feldzuge von 1823 gegen die spanische Demokratie davon getragenen Erfolge hatten die französischen Ultraroyalisten, welche nicht den gefährlichsten aber geräuschvollsten Theil der europäischen Reaktion ausmachten, mit den kühnsten Hoffnungen auf Erreichung ihrer Absichten erfüllt. Besonders war es der Umstand, daß die Restauration jetzt auf eine Armee zählen konnte, die ihre Pflicht unter der weißen wie früher unter der dreifarbigen Fahne zu erfüllen geneigt war, was die Anhänger der Legitimität über alle Bedenklichkeiten erhob. Sie vergaßen aber, daß auf den französischen Soldaten im Innern nicht so unbedingt wie gegen das Ausland zu rechnen war, wenn das Volk und besonders der Theil in ihm, welcher den Uebergang zu dem stehenden Heere bildet, die Nationalgarde, wegen Verletzung der Verfassung oder Verkennung der aus der Revolution stammenden Rechte, der Regierung feindlich gegenüber treten sollte.

Von der Ermordung des Herzoges von Berry und dem Sturze des Ministeriums Decazes an hatten die liberalen Ideen unter den mittleren Klassen, zu denen die Mehrheit der Wähler gehörte, aus Besorgniß vor neuen revolutionairen Bewegungen, an Boden verloren. In den Massen, unter den vermöge der zunehmenden Industrie immer zahlreicher werdenden städtischen Arbeitern, und unter den kleineren ländlichen Besitzern lebten die Erinnerungen an die Revolution und das Kaiserreich ungeschwächt fort, übten aber, wegen des Census, auf die Wahlen zu der Volksvertretung keinen Einfluß aus. Die glückliche materielle Lage des Landes, wo Handel und Gewerbe im größten Aufschwunge waren, deren Flor man wenigstens zum Theil auf Rechnung der Regierung setzen konnte, und der Waffenruhm, den sich die Restauration durch die Wiederherstellung der Monarchie in Spanien erworben, wirkten auf die Wahlen zu der Deputirtenkammer dergestalt ein, daß 1824 nur wenige Namen von entschieden liberaler Färbung, wie de la Fayette, Lafitte, Sebastiani, Casimir Perier, Benjamin Constant u. s. w. aus der Wahlurne hervorgingen. Die große Mehrheit der Deputirten bestand aus Anhängern der Legitimität, obgleich

allerdings nicht aus lauter Ultraroyalisten, aber doch aus Männern, welche an den Vorrechten der Krone hingen, und die Partei, welche um jeden Preis, selbst mit Verletzung der Konstitution, das Königthum zu erhöhen und zu befestigen geneigt war, hatte seit 1815 nicht mehr so viele Anhänger als 1824 in der Deputirtenkammer gezählt.

Dieser Umstand flößte dem Ministerium den Wunsch ein, eine solche Kammer länger als es das bisherige Wahlsystem erlaubte, unverändert beibehalten zu können. Bisher hatte alljährig ein Fünftheil der Deputirten ausscheiden und durch neue Wahlen ersetzt werden müssen. Jetzt ward von Corbiere, Minister des Innern, ein Gesetzesvorschlag eingebracht, vermöge dessen die Deputirtenkammer, ohne Ausscheiden und Ergänzung, sieben Jahre lang dieselbe bleiben, und dann zu allgemeinen Wahlen geschritten werden sollte. Von Royer Collard, der an der Spitze der konstitutionellen Partei stand, ward dieser Antrag mit seltener Kraft und Schärfe bekämpft. Er wies darauf hin, daß die alljährige Erneuerung eines Theiles der Kammer für die Regierung ein Mittel sei, die in der Stimmung des Landes eintretenden Veränderungen, auf eine zuverlässigere Weise, als durch die parteiische Darstellung der Tagespresse, in Erfahrung zu bringen. Auch machte er auf die große Aufregung aufmerksam, welche allgemeine Wahlen in Frankreich verursachen würden. Diese und ähnliche Vorstellungen blieben vergeblich. Der Antrag wurde mit großer Mehrheit in beiden Kammern angenommen. Was Royer Collard vorausgesagt sollte einige Jahre später wirklich eintreffen, und die allgemeinen Wahlen 1827 und 1830 eine außerordentliche und für die Restauration unglückliche Bewegung hervorrufen, was bei einer theilweisen Ergänzung der Deputirtenkammer nicht in diesem Maße stattgefunden haben würde.

Villele, welcher der Gunst der Royalisten bedurfte, um sich in seiner Stellung zu erhalten, obgleich er sich vor jeder Uebertreibung des angenommenen Systems hütete, und zwischen den Parteien, so viel an ihm lag, jeden gewaltsamen Zusammenstoß zu verhindern suchte, schlug eine Herabsetzung der Interessen der Staatsschuld von fünf auf vier Procent vor, und dachte mit dem dadurch erlangten Ueberschusse die während der Revolution ihres Eigenthums beraubten Ausgewanderten zu entschädigen. So hoch auch die antirevolutionaire Strömung für den Augenblick ging, so kam dieser Antrag doch zu früh, ward in der Deputirtenkammer nur mit einer mäßigen Stimmenmehrheit angenommen, in der Pairskammer aber entschieden verworfen.

Um diese Zeit ging in dem Ministerium eine Veränderung vor, die später der Restauration nachtheilig werden, und deren Schwierigkeiten vermehren sollte. Chateaubriand, der während des Krieges gegen Spanien die auswärtigen Angelegenheiten mit Geschick und Erfolg geleitet hatte, sah sich nach dessen glücklicher Beendigung nicht so anerkannt und geehrt, wie er es für seine der Restauration geleisteten Dienste beanspruchen zu können meinte. Verstimmt und unzufrieden, hielt er sich, mit Ausnahme der unvermeidlichen amtlichen Berührungen, von seinen Kollegen entfernt, und weigerte sich, bei den Berathungen über den Antrag auf Herabsetzung der Zinsen für die Staatsschuld im Sinne des Ministeriums, zu welchem er gehörte, in den Kammern das Wort zu nehmen. Er wurde für diesen Mangel an Fügsamkeit und Uebereinstimmung plötzlich, ohne weitere Rücksprache und Vorbereitung, in der schroffsten Form, seiner Stelle enthoben. Seine Weigerung in diesem Falle sich der Politik seiner Kollegen anzuschließen, war indessen mehr der Vorwand als der Grund seiner Entfernung, zu der man, in Ermangelung dieser Gelegenheit, auch eine andere benutzt haben würde. Chateaubriand überschritt durch die Höhe seines Talents und die Unabhängigkeit seines Charakters zu sehr das an einem Hofe und in einem Ministerium, unter gewöhnlichen Umständen, geduldete Maß von Bedeutung, um nicht lästig zu werden, und Anstoß zu geben. Es lag in seinem Wesen, wie dies zuweilen bei dem Genie, in dessen persönlichen Berührungen der Fall ist, für Andere etwas Fremdartiges und Verletzendes, das weniger ausgesprochen als empfunden wurde. Chateaubriand, der mit Recht eine hohe Meinung von seinem eigenen Werth besaß, und außerdem äußerst reizbar war, schritt von diesem Augenblicke an, als Publicist und Redner in der Pairskammer, zu einem Angriff auf das herrschende System, der anfangs nur das Ministerium traf, aber allmälig der Restauration selbst fühlbar wurde, durch die Lockung eines so großen Beispieles viele ihrer bisherigen Anhänger zweifelhaft oder abwendig machte, und, obwohl ohne dies zu beabsichtigen, zu der Katastrophe beitrug, in welcher die legitime Monarchie 1830 unterging.

Ludwig XVIII, der unterdessen an der dunkeln Pforte des hohen Alters angekommen, ging seit der letzten Eröffnung der Kammern sichtbar seinem Ende entgegen. Der Einfluß des Grafen von Artois auf den Gang der Regierung nahm in demselben Maße zu, als die Kraft seines Bruders zu verfallen anfing. Villele schlug dem Könige keine

erhebliche Anordnung vor, ohne sie vorher mit dem Grafen von Artois verabredet zu haben, der wiederum darüber mit einigen seiner Vertrauten, namentlich einer Anzahl aus der Verbannung mit ihm zurückgekehrter geistlicher Würdenträger und Gewissensräthe zu berathen gewohnt war. Der Graf von Artois ging nicht, wie es die Gegner der Restauration so oft behauptet haben, planmäßig und von Hause aus, auf eine Zerstörung der Charte constitutionnelle aus, deren Nützlichkeit und selbst Nothwendigkeit er damals eingestand, die er aber so angewandt und vollzogen wissen wollte, daß sie nicht blos den Parteien Gelegenheit zu Angriffen auf die Krone, sondern dieser auch Mittel zu ihrer Vertheidigung bot. Villele machte aus seiner Verbindung und seinen Berathungen mit dem Thronfolger kein Geheimniß, und war dazu vom Könige selbst aufgefordert worden. Er war zugleich der Vertraute Ludwig XVIII und des Grafen von Artois, der unentbehrliche Vermittler zwischen einer sinkenden und einer sich erhebenden Regierung. Der König wußte, daß dieser erfahrene und besonnene Mann in allen entscheidenden Dingen sich innerhalb der Schranken der Verfassung halten, und der Thronfolger war eben so überzeugt, daß der erste Minister seines Bruders nicht die Stützen des Königthums untergraben lassen würde. Villele würde sich nie, nicht einmal zum Theilnehmer, geschweige denn zum Vollzieher eines Staatsstreiches hergegeben haben.

Ludwig XVIII suchte nicht sich selbst, denn er besaß eine nicht gewöhnliche Stärke des Charakters, aber wohl das Publikum über sein herannahendes Ende zu täuschen. Auch hierin empfand er wie ein König. Er fürchtete nämlich, daß eine genauere Kunde von seiner Hinfälligkeit auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten, und besonders den Stand der Rente, wovon der Wohlstand vieler Tausende unter seinen Unterthanen abhing, einen nachtheiligen Einfluß ausüben könnte. Als er nicht mehr auszufahren im Stande war, ließ er zu der gewöhnlichen Stunde einige seiner Hofleute in die königlichen Wagen steigen, damit das Volk glaubte, daß er noch stark genug wäre, um sich Bewegung zu verschaffen. An seinem letzten Namensfeste (25 August) nahm er, obgleich schon die Flügel des Todes über ihm schwebten, auf seinem Throne sitzend, die Huldigungen seines Hofes und der obersten Behörden entgegen, wurde aber während dieser seine Kräfte erschöpfenden Ceremonie gezwungen, die Augen zu schließen, so daß die letzten Rei-

hen in dieser langen Procession der Glückwünschenden, vor dem schlafenden Könige, wie vor einem Phantom, vorüberzogen.

Dieser König, der äußerlich, bei allen öffentlichen Veranlassungen, den Formen seiner Kirche genügt hatte, war innerlich in seinen Beziehungen zu ihr mehr unentschieden als überzeugt geblieben. Während seiner langen Krankheit schob er eine der wichtigsten Handlungen seiner Religion, die Beichte, bis zum letzten Augenblicke, unter dem Vorwande auf, daß sein Volk dadurch beunruhigt werden würde. Seine Familie, die im höchsten Grade an ihrem Glauben hing, besorgte, daß der Bruder und Oheim, ohne die Sterbesakramente empfangen zu haben, das Heil seiner Seele auf das Spiel setzend, in eine andere Welt übergehen könne. Auch schien ein solches Verhalten einen Flecken auf den Namen und Ruf des allerchristlichsten Königs und seines Hauses zu bringen. Aber alle Vorstellungen blieben eine Zeit lang vergebens.

Es gelang endlich einer Frau, der Gräfin von Caylus, die durch ihren Geist und ihre Anmuth Ludwig XVIII in den letzten Jahren seines Lebens unentbehrlich gewesen, und die er mit der Zärtlichkeit eines Vaters und der Aufmerksamkeit eines Freundes behandelt hatte, durch ihre Bitten seinen Widerstand zu überwinden.

Am 15 September 1824 vollzog der König, wie es schien mit Ergebung und Eifer, die ihm von seiner Kirche auferlegten Pflichten. Gegen Abend versammelten sich seine Verwandten und vertrautesten Diener um sein Sterbelager. Er hatte, ungeachtet seiner körperlichen Schwäche, sein volles Bewußtsein behalten, erwähnte der Schicksale seines Hauses, welches nach so langem Unglück und tiefem Falle wieder emporgekommen, und sagte sich zu seinem Bruder wendend: „Sehen Sie die von mir verliehene Verfassung als den besten Theil meiner Hinterlassenschaft an, beobachten Sie dieselbe, und Sie werden wie ich im Schlosse unserer Väter sterben! Vergessen Sie nicht, daß Sie die Krone für Ihren Sohn und Ihren Enkel zu bewahren haben!“ — Am 16 September, mit Tagesanbruch, griff der erste Arzt des Hofes, Portal, nach dem Pulse des Königs, der still stand, verneigte sich vor dem Grafen von Artois und rief: „Der König ist todt! Es lebe der König!“ — Alle Anwesenden huldigten dem neuen Herrscher, den der ebenfalls anwesende Herzog von Orleans mit Wärme umarmte.

Ludwig XVIII starb im siebenzigsten Lebensjahre, mit dem Rufe, wenn auch nicht einer der größten, aber einer der staatsklügsten Fürsten seines Stammes und Landes gewesen zu sein. Er war allerdings,

ohne eigenes Zuthun, durch die Siege der Verbündeten über Napoleon, in den Besitz der Krone gekommen. Aber es gab damals vielleicht keinen anderen Regenten in Europa, der, in gleich gefährlicher Lage, sich durch eine so glückliche Mischung von Festigkeit und Nachgiebigkeit, auf einem so tief erschütterten Throne zu erhalten gewußt hätte. Wie alle von der Natur begabten Persönlichkeiten, die von den tragischen Ereignissen der französischen Revolution berührt worden, hatte auch Ludwig XVIII durch sie an Klarheit des Geistes und Stärke des Willens gewonnen.

Der König, welcher jetzt unter dem Namen Karl X auf den Thron stieg, stand schon im sieben und sechzigsten Lebensjahre, konnte aber seinem ganzen Wesen nach für viel jünger gelten. Das Alter hatte ihm, der in seiner Jugend durch Schönheit der Züge und der Gestalt, durch Geschicklichkeit in allen körperlichen Uebungen, durch Feinheit und Leichtigkeit des Betragens und Ausdruckes in hohem Grade ausgezeichnet gewesen, viel von diesen Vorzügen übrig gelassen. Aber wenn sein Aeußeres von der Last der Jahre weniger, als sonst gewöhnlich ist, gelitten hatte, so war dagegen sein Geist zu keiner vollständigen Reife gekommen. Er gehörte durch seine Vorstellungen und Neigungen der Vergangenheit an. Obgleich er in manchen Dingen der Zeit und ihren Forderungen nachzugeben bereit war, so geschah dies doch mit Bedauern und Ueberwindung, ohne tiefe Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit und Unvermeidlichkeit solcher Zugeständnisse, mehr aus Zwang als freier Wahl. Das innerste Wesen dieses Fürsten war der Gegenwart fremd geblieben. Es trat außerdem in ihm ein Widerspruch hervor, der unter den französischen Großen seines Alters häufig war, in seiner Stellung aber gefährlich werden konnte. Er verband mit einer an die Starrheit der Greisenalters erinnernden Anhänglichkeit an veraltete religiöse und politische Meinungen, in der Anschauung und Behandlung der lebendigen, laufenden Verhältnisse, eine Oberflächlichkeit, die sonst nur der Jugend eigen ist, sah Alles so an, wie es seinen Hoffnungen gefiel, und glaubte immer, daß die Umstände die ihm wünschenswerthe Wendung nehmen würden. Mit seltenen Vorzügen des Herzens, wie Güte, Großmuth, Aufrichtigkeit begabt, fehlte es ihm an der in seiner Lage unentbehrlichsten aller Eigenschaften, an der Fähigkeit seine Zeit und sein Volk zu begreifen, und sein Verhalten dieser Erkenntniß gemäß einzurichten.

Der Anfang der Regierung Karl X hätte glückliche Erwartungen

für die Zukunft erregen können. Die edle äußere Erscheinung des Königs, der sich gern öffentlich zeigte, während sein Vorgänger bei seinen körperlichen Leiden selten sichtbar geworden, der in seiner Person vereinigte Ausdruck von Hoheit und Anmuth, das unverkennbare Wohlwollen, das in seinem Blick und seinen Bewegungen lag, erregten die Bewunderung der Menge, der außerdem in der Regel fast jeder Thronwechsel gefällt. Als Karl X (27 September 1824), nach der für den verstorbenen König in St. Cloud abgehaltenen Hoftrauer, seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, war die Theilnahme und Freude so groß, daß er sich in die besten Zeiten der Monarchie zurückversetzt fühlte. Seine im Mai des folgenden Jahres in Reims erfolgte Krönung fand, durch die dabei dargelegte Pracht, ebenfalls großen Beifall, obgleich die alten Gebräuche, welche bei dieser Gelegenheit erneuert wurden, dem Volke ganz unverständlich geworden waren.

Diese günstige Stimmung, die der neuen Regierung entgegenkam, ging bald vorüber. Schon während der ersten Session der Kammern, welche im December (1824) eröffnet wurde, trat der unversöhnliche Gegensatz zwischen der legitimistischen und liberalen Partei, zwischen den Anhängern der vor 1789 bestandenen Ordnung der Dinge, und denen, welche Alles von der Revolution her leiten wollten, mit einer Heftigkeit hervor, die in jeder Legislaturepoche zunehmen sollte. Ludwig XVIII hatte, obwohl er sein Regierungsrecht auf die Principien der alten Monarchie stützte, die Revolution in ihren bedeutendsten Resultaten durch die Verleihung der Charte constitutionelle anerkannt. Karl X suchte die Grundlage des neuen Zustandes zu erschüttern, ein Bestreben, das eine Zeit lang, von den Umständen begünstigt, zu glücken schien, zuletzt aber die Restauration an den Abgrund führte. Es wäre jedoch ein Irrthum und eine Uebertreibung, wenn man Karl X die Absicht zuschriebe, sich in Frankreich, wie seine Stammverwandten in Spanien und Neapel gethan, unumschränkt zu machen. Er war vollkommen aufrichtig gewesen, als er bei seiner Krönung in Reims die Konstitution zu halten beschwor, wollte dieselbe aber in zweifelhaften Fällen, und bei unausgleichbaren Meinungsverschiedenheiten, im Sinne der königlichen Prärogative ausgelegt wissen. Auch glaubte er, daß der vierzehnte Artikel dieser Verfassung, der Krone in außerordentlichen Fällen, eine von den Kammern unabhängige Gewalt beilegte, die aber von ihm selbst als vorübergehend angesehen wurde. Nie hat er aber, selbst als er zu Maßregeln griff, die seinen

Sturz herbeiführten, die absolute Monarchie wiederherstellen, die Abgaben nach eigenem Ermessen bestimmen, in die Rechtspflege beliebig eingreifen, oder überhaupt seine Regierung jeder Kontrolle von Seiten der Nation entziehen wollen.

Villele, der, ungeachtet der royalistischen Kammermajorität begriff, daß der Geist der Revolution in den Massen vorherrschte, und daß das Legitimitätsprincip in ihnen schwach begründet war, meinte das Königthum durch eine besondere Berücksichtigung seiner natürlichen Anhänger, des Adels und der Geistlichkeit, stärken zu müssen. Er hielt die Herrschaft der älteren Linie der Bourbonen mit rein demokratischen Einrichtungen, zu denen die französische Gesetzgebung ohnedies hindrängte, für unverträglich. Hierin hatte Villele recht, ließ sich aber, von dem Einflusse des Hofes, der kirchlichen Würdenträger und der großen Grundbesitzer verführt, zu Maßregeln bestimmen, durch welche einige der wesentlichen Errungenschaften der Revolution verletzt wurden. Er bemerkte wohl die im französischen Volke fortdauernde Gährung, bedachte aber nicht, daß die Massen, von zu auffallenden Rückschritten gereizt, sich durch die Gegner der Restauration zu einer Bewegung hinreißen lassen könnten, als deren erstes Opfer die Dynastie selbst fallen würde.

Das Ministerium verlangte von den Kammern eine außerordentliche Bewilligung von ein tausend Millionen Franken, womit alle diejenigen entschädigt werden sollten, welche von 1789 an, in Folge der revolutionairen Gesetzgebung, ihres Eigenthums beraubt worden, und dasselbe nicht, wie dies in vielen einzelnen Fällen unter dem Konsulat und dem Kaiserreich geschehen war, bereits zurückerhalten hatten. Die Maßregel war gut und gerecht. Denn durch eine solche Entschädigung sollten die sogenannten Nationalgüter, an deren Erwerbung bisher ein Flecken gehaftet, und die für keinen vollkommen sicheren Besitz gegolten, dem übrigen Eigenthum gleich gestellt werden, was auch wirklich erreicht wurde. Die ehemaligen Nationalgüter gingen von jetzt an ohne Schwierigkeit aus einer Hand in die andere, und wurden nicht mehr unter ihrem Werthe verkauft. Das Einzige was gegen diesen mit großer Stimmenmehrheit angenommenen Antrag mit Recht eingewandt werden konnte, war, daß der Zeitpunkt für ihn nicht glücklich gewählt zu sein schien. Er hätte nicht beim Anfange einer Regierung, sondern erst dann eingebracht werden sollen, wenn der König den gegen seine politischen Gesinnungen in der Nation herrschenden Argwohn beseitigt, und sich in deren Vertrauen festgesetzt

haben würde. Ohnedies beschäftigten die Fragen über die Rechtmäßigkeit der Revolution, über das Verhältniß der Ausgewanderten zu ihr u. s. w. die Gemüther auf das Lebhafteste. Das Entschädigungsgesetz mußte die Leidenschaften, welche sich an die Erörterung dieser Fragen knüpften, zur Flamme anfachen.

Ein anderer Antrag, gegen Heiligthumsschändung gerichtet, gewöhnlich das Sakrilegiengesetz genannt, setzte die Strafe des Vatermordes (Abhauen der rechten Hand vor der Enthauptung) auf den Mißbrauch mit den geweihten Hostien, den einfachen Tod auf Entweihung der Meßgefäße, und andre schwere Strafen auf jede Verletzung der Kirchen und des Gottesdienstes. Dieser Gesetzesvorschlag, von den geistlichen Umgebungen Karl X ausgegangen, und Villele gegen dessen eigene bessere Ueberzeugung aufgezwungen, rief die rohsten und finstersten Zeiten des Mittelalters zurück, wo zwischen Religion und Recht, zwischen Glauben und Moral kein Unterschied gemacht wurde, und verletzte im höchsten Grade die von der Revolution eingeführte und von der Charte constitutionelle bestätigte gesetzliche Unabhängigkeit der Confessionen von einander, und damit die Gewissensfreiheit selbst. Denn auf diese Art sollten Protestanten, Juden u. s. w. vorkommenden Falles nach den Grundsätzen des Katholicismus gerichtet werden. Der Antrag ward, von Royer Collard in einer meisterhaften Rede beleuchtet und bekämpft, von Bonald mit Sophismen und Phrasen vertheidigt, von einer Majorität angenommen, die, so wie sie damals zusammengesetzt war, auch allenfalls die Unfehlbarkeit des Pabstes oder die Einführung der Inquisition, zum Gesetz erhoben hätte. Das Sakrilegiengesetz war die erste schwere Wunde, welche sich die Restauration selbst beibrachte. Damit verglichen, konnte jeder andere bisher gethane Rückschritt für unbedeutend gelten. Unter allen Ergebnissen der Revolution war die Trennung des Dogma's von der Politik, der geistlichen von der weltlichen Gesetzgebung, am tiefsten in das Bewußtsein des französischen Volkes eingedrungen.

In der folgenden Kammersession brachte der Justizminister Peyronnet, der sammt Villele und Corbiere den Grafentitel erhalten, einen Gesetzesvorschlag auf Bevorzugung der Erstgebornen bei testamentarischen Bestimmungen ein. Es war damit allerdings nicht die Einführung von Majoraten gemeint, sondern es sollte den Familienhäuptern nur freistehen, ihre ältesten Söhne bei den letztwilligen Verfügungen vor ihren übrigen Kindern zu begünstigen. Dieser Antrag

hätte in manchen anderen Ländern für freisinnig gelten können. In Frankreich aber, wo die gleiche Vertheilung der Erbschaften seit der Revolution für die Grundlage des Familienlebens, für ein Schutzmittel gegen zu große Vereinigung des Eigenthums in derselben Hand, und für ein Bild der gesellschaftlichen Gleichheit galt, brachte dieser Antrag eine außerordentliche Bewegung hervor. Er ward, unter dem Beifall der großen Mehrheit der Nation, von der Pairskammer verworfen.

Den meisten Widerstand gegen das jetzt herrschende System erregten die Anmaßungen der Geistlichkeit und deren Einmischung in alle öffentliche Verhältnisse. Es ward dies von der Hauptstadt an bis zu den kleinsten Dorfgemeinden hinab fühlbar. Der thätigste und eifrigste Theil des Klerus war zu einer Verbindung, Kongregation genannt, zusammengetreten, in welche auch gleichgesinnte Weltliche aufgenommen wurden. Die innere Einrichtung dieser Gesellschaft war der sogenannten heiligen Ligue nachgeahmt, die unter den letzten Valois zu der Vertheidigung des Katholicismus von den Jesuiten errichtet worden. Man glaubte, daß die Kongregation ebenfalls unter der obersten Leitung dieses Ordens stand. Die unwahrscheinlichsten und abentheuerlichsten Gerüchte, wie daß Karl X selbst im Geheimen Jesuit geworden, wurden von den Gegnern der Dynastie verbreitet, und vom Volke begierig aufgefaßt.

Bei der Besetzung aller Aemter, selbst in der Armee, wollte man die Hand der Kongregation erkennen. Die am Hofe lebenden Prälaten überwachten die Minister, die Bischöfe in den Provinzen die höheren Civil- und Militairbeamten, die Pfarrer die Maires. Wer auf irgend eine Begünstigung von oben her rechnen, oder von der Regierung abhängig war, und sich in seiner Stellung erhalten wollte, mußte mit der Geistlichkeit gut stehen. Ueberall wurden Processionen abgehalten, unter freiem Himmel gepredigt, Missionskreuze aufgepflanzt. Die Kanzeln tönten von Angriffen auf die Revolution, die Verfassung, die glorreiche und den Massen werthe Epoche des Kaiserreiches, und von der Nothwendigkeit wieder, die Macht des Altares und des Thrones zu erhöhen. Diese den Ueberzeugungen der großen Mehrheit der Nation entgegengesetzte Richtung erregte besonders in den mittleren Kreisen der Bevölkerung, zu welcher die meisten Wähler gehörten, Mißbilligung, und ward, nicht ohne Uebertreibung, vornehmlich dem Könige Schuld gegeben. Aber Karl X, der wohl in manchen Einzelheiten seinen persönlichen Willen durchsetzen konnte,

war im Ganzen mehr von der Geistlichkeit als diese von ihm abhängig, und weder durch Talent noch Charakter befähigt, der Erfinder oder Leiter eines Systems zu sein. Er glaubte nicht an den Widerwillen der Nation gegen die herrschende Ordnung der Dinge, und wollte in den Angriffen auf dieselbe nur das Treiben einer revolutionairen Faktion sehen. In seinen persönlichen Berührungen auf einen kleinen Kreis von geistlichen und weltlichen Hofleuten beschränkt, fehlte es ihm an Gelegenheit und natürlichem Scharfblick, um die große in der öffentlichen Meinung vorgehende Veränderung zu erkennen.

Nächst dem Könige wurde am meisten Villele der Absicht auf Umsturz der Verfassung und Beförderung der Reaktion angeklagt. Die übrigen Minister und die Majorität der Deputirtenkammer galten für seine Werkzeuge, obgleich dies keineswegs der Fall war. Villele hoffte durch das Entschädigungsgesetz die Ultraroyalisten befriedigt zu haben, die aber dadurch nur zu neuen Ansprüchen ermuthigt worden. Von den Einen für einen Verräther an der Konstitution gehalten, wurde er von den Anderen der Lauheit und Zweideutigkeit in der Vertheidigung der Monarchie beschuldigt. Um sich der Angriffe seiner Gegner zu erwehren, wollte er ein verschärftes Preßgesetz vorschlagen, fand aber damit bei allen Parteien Widerstand. Es bildeten sich zwei Oppositionen in den Kammern, eine liberale und eine reaktionaire, die sich gegen Villele zu vereinigen anfingen. Chateaubriand, der früher der erste Romantiker in seiner Sprache gewesen, war unter der Restauration der erste Publicist und Journalist geworden, und griff Villele, bald sich auf den Boden der Verfassung, bald auf den des Königthums und der Kirche stellend, mit allen Waffen an, die ihm sein großes Talent bot, und seine Polemik die von jeder Partei Etwas in sich enthielt, fand bei allen Parteien Wiederhall. Die Unzufriedenheit ward besonders in der Hauptstadt so allgemein, daß Karl X bei einer Musterung der Nationalgarde auf dem Marsfelde (im Mai 1827), mit dem Ruf: „Es lebe die Verfassung! Nieder mit den Ministern!“ empfangen wurde, was ihn zu dem übereilten Entschlusse einer Auflösung dieses Korps veranlaßte, das, bisher dem Könige anhänglich, ihn jetzt mit seinen Ministern in dasselbe Verdammungsurtheil einzubegreifen anfing. Villele schleppte die Last der Geschäfte, unter den Bedenklichkeiten des Hofes, der über die Unpopularität des Ministeriums stutzig wurde, und den offenen Angriffen seiner Gegner, bis zum Ende des Jahres mühsam fort.

Bei den Wahlen zur Deputirtenkammer (November 1827) erklärten sich alle Parteien, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen, so einstimmig gegen das Ministerium, daß die Opposition selbst über ihren Sieg erstaunte, und der König, welcher damals noch an keinen Staatsstreich dachte, besorgt gemacht wurde. Villele, der jetzt zurücktreten mußte, ist, ungeachtet seiner Fehlgriffe, der politisch begabteste Minister gewesen, den die Restauration in den Reihen der Royalisten gefunden hat. Ohne die Art, wie er durch seine treffliche Finanzverwaltung, die materiellen Interessen förderte, und dadurch die revolutionairen Leidenschaften eine Zeit lang anderweitig beschäftigte, würde schon früher ein gewaltsamer Konflikt zwischen der Legitimität und dem Liberalismus ausgebrochen sein.

Das neue Ministerium, dessen ausgezeichnetstes Mitglied der Vicomte von Martignac, früher Advokat in Bordeaux, und während des Krieges in Spanien Civilkommissarius im Hauptquartier des Herzogs von Angouleme d. h. Organ der Politik und der Interessen des französischen Kabinets gewesen, war aus lauter Männern von Namen und Erfahrung, wie Roy, Portalis, de la Ferronnays u. s. w. aber ohne entschiedene politische Färbung zusammengesetzt. Der Hof glaubte, daß ein solches Ministerium bei keiner Partei auf einen systematischen Widerstand stoßen, und zwischen ihnen eine Ausgleichung herbeiführen würde. Da bei dem damaligen Stande der öffentlichen Meinung das Ministerium des Innern die meiste Bedeutung besaß, so übernahm Martignac dasselbe, der unter seinen Kollegen durch Beredsamkeit, Kenntniß der Personen und Zustände, durch Anmuth und Gewandtheit des Betragens hervorragte. Chateaubriand, dessen Opposition gegen Villele diesem so nachtheilig gewesen, und den Martignac zugleich gewinnen und entfernen wollte, erhielt die Botschafterstelle in Rom. Royer Collard, dessen Namen aus sieben Wahlurnen hervorgegangen, wurde zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt.

Das Ministerium Martignac war die letzte Schranke, welche sich zwischen der monarchischen Reaktion und der liberalen Opposition erhob. Diese Schranke fortgenommen, so war ein feindlicher Zusammenstoß unvermeidlich. Anfänglich ließ sich Karl X zu mehren Zugeständnissen an die öffentliche Meinung bewegen. Er unterzeichnete die Ordonnanz, welche den Jesuiten die Ertheilung von Unterricht verbot, die Zahl der geistlichen Seminarien beschränkte, und willigte in den Entwurf eines freisinnigen Gemeindegesetzes ein. Aber er traute

dem gegenwärtigen Kabinet nicht die Kraft zu, die Rechte seiner Krone gegen die immer lauter sich erhebenden Ansprüche der parlamentarischen Partei zu vertheidigen, welche offen die Absicht aussprach, den Gang der Regierung von den Abstimmungen in den Kammern abhängig zu machen. Das Ministerium Martignac, aus dem bald mehre Mitglieder (de la Ferronnays, Chabrol) ausschieden, konnte sich in den Kammern nicht das gebührende Gewicht verschaffen. Es wurde von den Liberalen und den Ultras eben so wie Villele zurückgewiesen, und hatte außerdem noch die Anhänger dieses Ministers gegen sich.

Karl X, der gehofft hatte, die Opposition durch die Ernennung eines freisinnigen Ministeriums zu befriedigen, und dagegen einen immer heftigeren Widerstand gegen alle von der Krone ausgehenden Anträge und Maßregeln fand, fürchtete, von Zugeständniß zu Zugeständniß gedrängt, seine Stellung zuletzt ernstlich gefährdet zu sehen. Von der irrigen Voraussetzung ausgehend, daß sein Bruder Ludwig XVI einzig dadurch zu Grunde gegangen, daß er die Stöße seiner Feinde, anstatt selbst anzugreifen, abgewartet hatte, glaubte er seinen Thron nur durch ein kühnes Vorgehen retten zu können. Am 6. August 1829 entließ er das bisherige Ministerium, und ernannte ein neues, dessen drei bekannteste Namen, Polignac, Bourmont und de la Bourdonnaye, im In- und Auslande den Verdacht erregten, daß der König sich von dem verfassungsmäßigen Wege, auf welchem er bisher gegangen, entfernen wolle.

Der Fürst Julius von Polignac stammte aus einer alten Familie, die aber erst unter der Regierung Ludwig XVI, durch die Gunst, die sie am Hofe genoß, allgemein bekannt geworden war. Die Mutter des neuernannten Ministers war die vertrauteste Freundin der Königin Marie Antoinette gewesen, und in deren Proceß vor dem Revolutionstribunal mehrmals genannt worden. Julius von Polignac hatte seine Erziehung im Auslande unter den Augen des jetzigen Königs erhalten, und bei der royalistischen Verschwörung gegen den ersten Konsul sein Leben für die Bourbonen auf das Spiel gesetzt. Nach der Rückkehr der königlichen Familie verweigerte er den Eid auf die Verfassung wegen der in ihr ausgesprochenen Religionsfreiheit. Polignac war seit mehren Jahren Botschafter in London, als er den Vorsitz im neuen Ministerium und das Departement des Auswärtigen erhielt. Die ihn näher kannten, haben behauptet, daß er, durch die Anschauung des englischen Verfassungslebens aufgeklärt, nichts weniger

als absolutistisch gesinnt, sondern nur darauf bedacht gewesen, das aristokratische Element der brittischen Konstitution, so viel als möglich, nach Frankreich zu verpflanzen. Wie dem auch gewesen sein mag, in den Augen des Volkes galt Polignac für einen geschworenen Feind der Freiheit, für einen Vertreter der Emigration und Anhänger der Theokratie. Karl X hätte auf der langen Liste der ehemaligen Ausgewanderten keinen unpopulaireren Namen als den Polignac's wählen können. — Bourmont war, nachdem er während der hundert Tage, ein Kommando bei Napoleon nachgesucht, am Vorabend einer Schlacht, zum Feinde übergegangen. Karl X bewies eine in das Unglaubliche gehende Verblendung, indem er einen solchen Mann als Kriegsminister an die Spitze der Armee stellte. — De la Bourdonnaye, der zum Minister des Innern ernannt wurde, war der Führer der ultraroyalistischen Opposition in der Deputirtenkammer gewesen, und hatte immer die äußerste Abneigung gegen die neuen Zustände an den Tag gelegt. Er gab aber seine Stelle bald auf, indem er mit Polignac um den vorherrschenden Einfluß im Kabinet stritt, und für die Staatsgeschäfte, ungeachtet seiner Rednergabe, durchaus unbrauchbar gefunden wurde.

Um diese Zeit ward in Frankreich ein großes kriegerisches Unternehmen vorbereitet, das unter anderen Umständen die öffentliche Aufmerksamkeit ausschließend beschäftigt hätte, jetzt aber von dem Parteitreiben den inneren Angelegenheiten untergeordnet wurde. Der Dey von Algier, Hussein Pascha, behauptete eine Geldforderung an Frankreich zu haben, und führte, da diese nicht anerkannt wurde, belästigende Maßregeln gegen die in seinen Häfen landenden französischen Schiffe ein. Als der französische Konsul Deval dagegen Vorstellungen erhob, ging der Dey so weit, demselben bei einer öffentlichen Gelegenheit einen Schlag mit dem Fliegenwedel zu versetzen. Das französische Ministerium, Polignac an der Spitze und der neu ernannte Marineminister d'Haussez, ordnete die kräftigsten Maßregeln an, um für diese Verletzung des Völkerrechts Rache an dem Dey und seinem Raubstaate zu nehmen. Eine Flotte, wie sie Frankreich seit dem Zuge nach Egypten (1798) nicht mehr gesehen hatte, und ein Landungsheer von 30,000 Mann wurden ausgerüstet. Bourmont, der sich den Marschallstab verdienen wollte, übernahm den Oberbefehl über die ganze Expedition, und gab für diese Zeit das Kriegsministerium an Polignac ab. Dieser Umstand sollte, wie so vieles andere, im entscheidenden

Augenblicke Karl X großen Nachtheil bringen, da Bourmont nicht nur ein ausgezeichneter General, sondern auch der einzige wahrhaft energische Charakter im gegenwärtigen Ministerium war.

Die Zeit der Entscheidung des von Karl X durch die Ernennung des Ministeriums Polignac hervorgerufenen Kampfes rückte unterdessen näher heran. Am 2 März (1830) fand die Eröffnung der Kammern statt. Die Art, wie der König in seiner Rede auf die seinem Ministerium entgegenstehenden Schwierigkeiten und den in einem Theile der Bevölkerung herrschenden Geist anspielte, konnte für eine Drohung gegen die Verfassung gelten. Die Thronrede wurde von der Deputirtenkammer (221 gegen 181 Stimmen) in einem Tone beantwortet, der eine unversöhnliche Opposition gegen die Regierung ankündigte. Guizot und Berryer, die damals ihre parlamentarische Laufbahn begannen, zeichneten sich, obwohl in entgegengesetzten Lagern, bei den Debatten über diese Adresse zum erstenmal als Redner aus. Die Kammern wurden vertagt (19 März), die Deputirtenkammer am 16 Mai aufgelöst, neue Wahlen angeordnet, und die Eröffnung der neuen Session auf den 3 August festgesetzt.

Der Gedanke an eine gewaltsame Lösung des über die Grenzen der königlichen und parlamentarischen Gewalt entstandenen Streites drängte sich immer mehr auf. Mehre Minister schieden aus. Peyronnet, der sich, unter Villele's Ministerium, als Siegelbewahrer durch eine bis zur Verwegenheit gehende Zuversicht hervorgethan hatte, erhielt jetzt das Innere, Chantelauze, ein höherer Gerichtsbeamter, zu Joseph de Maistre's und Bonald's politischer und religiöser Schule gehörig, die Justiz. Villele, der sich nach Toulouse zurückgezogen hatte, erschien plötzlich in Paris, in der Hoffuung durch seinen Eintritt in das Ministerium, in Polignac's Stelle, eine Versöhnung möglich zu machen, ward aber von Karl X als ungelegen und lästig abgewiesen, und entfernte sich bald.

Das Ministerium hatte darauf gerechnet, daß die Nachricht von der glücklich ausgeführten Landung in Afrika und der Eroberung Algier's auf die öffentliche Meinung einwirken, und aus den Wahlen eine monarchisch gesinnte Deputirtenkammer hervorgehen würde. Diese Hoffnung ward gänzlich getäuscht. Ungeachtet der Sieg der französischen Waffen in Afrika von dem Hofe mit außerordentlicher Freude aufgenommen, und von den Behörden überall feierlich begangen wurde, blieb das Volk dagegen gleichgültig, einzig mit dem Gedanken an die

Entscheidung über die inneren Verhältnisse beschäftigt. Eine Proklamation Karl X an die Franzosen, worin er dieselben zur Einigkeit unter einander und zum Vertrauen gegen ihn aufforderte, blieb unbeachtet. Außer den zweihundert ein und zwanzig Deputirten, welche für die Antwort auf die letzte Thronrede gestimmt hatten, waren diesmal noch viele andere Gegner des Ministeriums in die Kammer gewählt worden.

Karl X, mit der Stimmung der Massen unbekannt, von übertriebenen Vorstellungen über die Anhänglichkeit der Truppen an ihn und sein Haus erfüllt, durch die von einigen seiner Minister und seinem Hofe zur Schau getragene Sicherheit getäuscht, that jetzt den unglücklichen Schritt sich von seinem Ministerium für unzertrennlich zu erklären, und der Nation den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Einige seiner Anhänger, die nicht alle Besonnenheit verloren hatten, riethen ihm, bevor er ein Aeußerstes unternehme, die Session der Kammern, wie er außerdem ausdrücklich versprochen hatte, am 3 August zu eröffnen, den Deputirten für das Volk nützliche Gesetzesentwürfe vorlegen zu lassen, und erst, wenn sie dieselben aus systematischer Feindseligkeit verwerfen sollten, zu ihrer Auflösung zu schreiten. Es wäre möglich, daß die Kammer noch anderen Sinnes werden, oder das Volk von deren Parteigeist überzeugt werden würde. Der König hätte auf diese Art das Gehässige des Angriffes vermieden, und das Ansehen gehabt, sich nur zu vertheidigen.

Aber Karl X, der sonst im gewöhnlichen Leben mild und nachgiebig war, wurde über die ihm entgegengesetzten Hindernisse und den langwierigen Streit endlich von Zorn und Ungeduld ergriffen. Er überredete sich, daß der Artikel 14 der Charte constitutionelle, der dem Könige das Recht beilegte, in außerordentlichen Fällen, ohne Zuziehung der Kammern, durch selbst beschlossene Verordnungen und Maßregeln, für die Sicherheit des Staates zu sorgen, auf die gegenwärtigen Lage angewandt werden könne. Am 25 Juli unterzeichnete er in St. Cloud, nicht ohne inneren Kampf im letzten Augenblick, drei Ordonnanzen, von denen die erste die letzten Wahlen für nichtig erklärte, die noch gar nicht zusammengetretene Deputirtenkammer auflöste, neue Wahlen und die Eröffnung einer neuen Kammer für den 13 September bestimmte; die zweite Ordonnanz das Wahlgesetz dergestalt abänderte, daß, um den der Mehrheit nach monarchisch gesinnten größeren Grundbesitz zu begünstigen, nur die Departements, aber nicht die Arrondissements wählen sollten, wodurch die Zahl der Deputirten von 430 auf

258 vermindert, und den kleineren Wählern ihr Wahlrecht ganz entzogen wurde; die dritte Ordonnanz die Journale unter Censur stellte.

Als die Ordonnanzen am andern Tage im Moniteur erschienen, erregten sie unter den gebildeten Klassen stummes Erstaunen über die herausfordernde Kühnheit des Hofes, wurden aber vom Volke ihrer ganzen Tragweite nach anfänglich gar nicht begriffen. Einige Tagesblätter, die sich der Censur nicht unterwerfen wollten, und deren Pressen von der Polizei mit Beschlag belegt wurden, gaben das erste Zeichen eines obwohl nur gesetzlichen Widerstandes, indem sie sich an die betreffenden Gerichtsbehörden um Schutz für ihr Eigenthum wandten.

De Belleyme, Präsident des Handelsgerichts, war der erste Mann von Bedeutung in Paris, der öffentlich die Ungesetzlichkeit der Ordonnanzen aussprach. Am Abend versammelten sich die Redaktoren mehrer liberalen Blätter, und verfaßten eine Proklamation an das Volk, in welcher sie sich über die von der Regierung durch die eigenmächtige Wiederherstellung der Censur begangene Rechtsverletzung beklagten. Die Menge wurde erst durch diese Ansprache über den Sinn und die Bedeutung der königlichen Ordonnanzen aufgeklärt. Am anderen Morgen entließen die meisten Fabrikanten, Druckereibesitzer, Waarenhändler und andere bedeutende Geschäftsleute ihre Angestellten und Arbeiter, mit der Erklärung, daß der Eingriff in die Verfassung für den Augenblick alle Unternehmungen unmöglich mache. Die größeren Werkstätten wurden sämmtlich geschlossen. Es waren wenigstens dreißigtausend meist kräftige und unternehmende Leute, denen die Folgen der vom Könige erlassenen Verordnungen alsbald fühlbar wurden. Sie konnten als die natürliche Miliz der sich vorbereitenden Revolution angesehen werden. Die Fonds an der Börse fielen. Ungewißheit und Schrecken waren die ersten Empfindungen, welche die eingetretene Veränderung erregte, die aber bald dem Entschluß zum Widerstande um jeden Preis, bei den Einen aus empörtem Freiheitsgefühl, bei den Anderen aus Haß gegen die Legitimität entstanden, Raum geben sollten.

Die Minister hatten in halb leichtsinniger, halb hochmüthiger Verblendung keine außerordentlichen Vorkehrungen getroffen. Sie thaten, als seien die Ordonnanzen eine gewöhnliche Verwaltungsmaßregel, die weder Aufsehen noch Widerstand erregen könne. Die Pariser Garnison, aus höchstens 12000 Mann bestehend, war nicht verstärkt worden, obgleich sich bei St. Omer ein Uebungslager befand, dessen Truppen mit Leichtigkeit hätten herbeigezogen werden können. Der Polizei-

präfekt Mangin kannte die Stimmung der Hauptstadt so wenig, daß er sich mit seinem Kopfe für die Erhaltung der Ruhe verbürgte. Polignac erkärte dem Könige, daß keine Bewegung von Seiten des Volkes zu besorgen wäre. Karl X war so ruhig und sicher, daß er am 27 Juli, wie gewöhnlich, dem von ihm leidenschaftlich geliebten Vergnügen der Jagd nachging.

Von 1789 an hatte es in Frankreich viele gewaltsame Veränderungen gegeben, von denen die meisten ihren Urhebern geglückt waren. Insurrektionen von den Parteien, Staatsstreiche von der öffentlichen Gewalt ausgehend, waren an der Tagesordnung gewesen. Die Pariser Kommune hatte am 10 August 1792 das Königthum gestürzt. Die Verfassung von 1793, welche von der Nation mit großer Stimmenmehrheit angenommen, war vom Konvent bis nach eingetretenem Frieden außer Wirksamkeit gesetzt worden. Das Direktorium hatte zweimal einen großen Theil der Wahlen für nichtig erklärt, und einmal eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern der Volksvertretung ausstoßen und deportiren lassen. Napoleon hatte sich durch einen Staatsstreich des Ruders bemächtigt, und manche andere Willkühr verübt, und selbst Ludwig XVIII im Jahre 1816 das Wahlgesetz durch eine Ordonnanz verändert. Dies Alles war aber, wenn auch nur dem Anschein nach, immer im Interesse der Freiheit und Gleichberechtigung, und unter dem Einfluß der gerade im Augenblick herrschenden Ideen geschehen, oder in einer Zeit eingetreten, wo die Parteien und das Volk in sich selbst uneinig, über die einzuschlagende Bahn zweifelhaft, und von langen inneren oder äußeren Kämpfen erschöpft gewesen waren. Aus ähnlichen Ursachen sollte später der Aufstand vom 24 Februar 1848 und der Staatsstreich vom 2 December 1851 gelingen.

Aber im Juli 1830 verhielt sich Alles anders. Karl X galt für den Repräsentanten der alten Monarchie, des Absolutismus, der Theokratie und der Privilegien. Er stand in den Augen der Menge als die verkörperte Tradition feudaler und klerikaler Zustände, als der entschiedenste Gegner der Gegenwart und ihrer Rechte da. Daß er für das Volkswohl besorgter, und für seine Person weniger selbstsüchtig, als die meisten aus der Revolution hervorgegangenen Machthaber war, wurde nicht begriffen oder nicht beachtet. Der Strom der öffentlichen Meinung floß damals in der Richtung für Verfassung, unbeschränkte Berathungsfreiheit, Gleichberechtigung, mit derselben Kraft, mit welcher er in anderen Epochen einen entgegengesetzten Lauf angenommen hat.

Das Volk war 1830 weder erschöpft, noch ungewiß, noch in sich zerrissen. Jedermann glaubte zu wissen was er wollte. Es gab im Grunde nur eine große Partei, die nämlich, in welcher die Grundsätze von 1789 sich erhalten hatten, oder wieder aufgelebt waren. Alles Andere war ohnmächtig. Ein Angriff auf diese in jenem Augenblick mit großer Begeisterung erfaßten Ideen mußte deshalb mißglücken, auch wenn er mit mehr Einsicht und Macht unternommen worden wäre. Der Kampf hätte unter anderen Umständen länger dauern können, der Anspruch die Krone über die Verfassung zu stellen, wäre aber zuletzt besiegt worden.

Am 27 Juli gegen Abend kam es zu den ersten Kollisionen zwischen dem Volk und den Truppen. Am folgenden Tage wurden alle Läden, Magazine und Depots, in welchen sich Waffen befanden, erbrochen. Am Montage waren die Ordonnanzen bekannt gemacht worden, und am Donnerstage standen gegen hundert tausend junge Leute aus allen Klassen, Fabrikarbeiter, Handwerker, Kaufleute, Studirende, darunter viele ehemalige Militairs, zur Vertheidigung der bedrohten Verfassung unter den Waffen. Die Schönheit und Wärme der Jahreszeit kam dem Eifer und der Begeisterung des Volkes entgegen.

Der Marschall Marmont Herzog von Regusa war an die Spitze der Truppen gestellt worden, welche den Aufstand besiegen sollten. Marmont hatte seinen Abfall von Napoleon nur dadurch rechtfertigen zu können geglaubt, daß Frankreich durch die Rückkehr der Bourbonen eine freie Verfassung erhielt, was unter dem großen Despoten nicht möglich gewesen wäre. Sobald diese Verfassung fortfiel, so mußte Marmont als ein Verräther gegen seinen Kaiser und Wohlthäter, und die Restauration als eine Demüthigung für die Nation erscheinen. Voller Geringschätzung gegen Polignac und dessen Kollegen, hatte der Marschall das Kommando nur auf ausdrückliches Verlangen Karl X übernommen, dem er, im aktiven Dienste stehend, nicht den Gehorsam verweigern konnte. Aber mit zu geringen Streitkräften versehen, war er genöthigt eine Stellung in der Stadt nach der andern aufzugeben, und sich auf St. Cloud zurückzuziehen, wo Karl X, seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hingegeben, bis zum letzten Augenblicke in der Erwartung stand, Paris bald zu seinen Füßen zu sehen. Ein Theil der Truppen war noch vor Marmont's Entfernung zum Volke übergegangen. Nur die Garderegimenter waren den Einladungen zum Abfall unzugänglich geblieben, und die Schweizerregimenter,

vom Volke als fremde Söldner gehaßt, hatten sich mit Erbitterung gegen dasselbe geschlagen.

Schon vor dem Abzuge der Truppen war auf dem Stadthause eine Municipalkommission zusammengetreten, in welcher der Deputirte und Journalist Baude den meisten Einfluß besaß, welche in einer Proklamation an das Volk der Regierung den Gehorsam aufkündigte, die dreifarbige Fahne aufpflanzen ließ, und die Nationalgarde zusammenrief. Nachdem sich die Opposition vom zweiten Tage des Aufstandes an in der Wohnung ihrer Führer mehrmals versammelt hatte, ward zuletzt in einer bei Casimir Perier gehaltenen Versammlung die Errichtung einer provisorischen Regierung beschlossen, und de la Fayette, der, wie funfzehn Jahre vorher zu Napoleon's Sturz, so jetzt zu dem Karl X mitzuwirken entschlossen war, der Oberbefehl über die Nationalgarde übergeben.

Die Ereignisse überstürzten sich jetzt in noch stürmischerer Eile, als einst während der ersten Revolution der Fall gewesen. Zwischen der Einnahme der Bastille und der Entsetzung Ludwig XVI waren über drei Jahre verflossen, zum Sturze Karl X reichten wenige Tage hin.

Polignac und seine Kollegen, die Paris hatten verlassen müssen und in St. Cloud angekommen waren, konnten dem Könige nicht länger die wahre Lage der Dinge verbergen, und boten ihre Entlassung an. Das nicht entmuthigte aber geschwächte Aussehen der Garde- und Schweizerregimenter, die von dem mehrtägigen Gefecht und den erlittenen Entbehrungen erschöpft waren, sprach noch vernehmlicher als die Worte der Minister. Karl X entschloß sich endlich zur Nachgiebigkeit, nahm die Ordonnanzen zurück, und ernannte ein neues Ministerium, in welchem der Herzog von Mortemart, aus einer alten und großen Familie stammend, der aber unter Napoleon gedient hatte und für freisinnig galt, den Vorsitz und das Aeußere, der General Gerard das Departement des Krieges und Casimir Perier das Innere übernehmen sollten. Aber voll Widerwillens gegen diese von der Nothwendigkeit gebotene Veränderung und auf irgend einen plötzlichen Wechsel in der öffentlichen Meinung und den eingetretenen Zuständen hoffend, so unmöglich dies auch war, ließ der König vier und zwanzig Stunden vorübergehen, bevor er die Ernennung des neuen Ministeriums vollzog, und den Herzog von Mortemart mit der Nachricht davon und weiteren Vergleichsvorschlägen an die Führer

der Opposition und die Leiter des Aufstandes abschickte. Diese Verzögerung entschied über Karl X und seiner Familie Geschick.

Viele der einflußreichsten Parteihäupter wie Casimir Perier, Sebastiani, Gerard, Bertin, Guizot u. s. w. waren bis dahin gegen Zurücknahme der Ordonnanzen zu einer Aussöhnung bereit gewesen. Aber die Hartnäckigkeit des Königs und die in der Menge zunehmende Abneigung gegen ihn bewirkte, daß selbst die, von welchen anfänglich nur der Eingriff in die Verfassung bekämpft worden, sich jetzt gegen die Legitimität erklärten. Lafitte und de la Fayette hatten sich der obersten Leitung der Bewegung bemächtigt. Sie beschlossen die Umstände zum Sturz der Restauration zu benutzen. Aber für Sicherheit und Eigenthum fürchtend, wenn die Republik erklärt würde, warf Lafitte seine Augen auf den Herzog von Orleans, um ihn an Karl X Stelle zu setzen, und de la Fayette willigte, nach einigem Bedenken, unter der Bedingnng ein, daß der neue Thron eben so viele Freiheit wie die Republik gewähren, und allen Ansprüchen, Erinnerungen und Sinnbildern der alten Monarchie entsagen würde. Dem Herzoge von Mortemart gelang es nicht einmal bis in die Nähe der neuen Machthaber im Stadthause zu dringen. Die Zugeständnisse Karl X, die ein Freund Mortemart's überbrachte, wurden ohne Weiteres verworfen. Der Bruch war unheilbar geworden.

Der Herzog von Orleans konnte von diesem Augenblick an für den einzig möglichen Kandidaten für die Monarchie gelten, welche sich auf den Trümmern der Legitimität erheben sollte. Die einflußreichsten, vermögendsten, thätigsten Notabilitäten des Liberalismus waren seiner Erhebung geneigt, um die Revolution in gewisse Grenzen einzuschließen, die sonst Alles zu erschüttern und zu überschwemmen drohte. Der Pariser Bürgerstand war leicht für ihn zu gewinnen. Der Herzog wurde, ungeachtet seiner hohen Abkunft, als ein Geistesverwandter und Verbündeter der Klassen angesehen, welche durch die Revolution emporgestiegen waren. Seine häuslichen Tugenden, sein großes Vermögen, seine Sparsamkeit machten ihn zum Ideal der Bourgeoisie. Das eigentliche Volk neigte sich allerdings nicht zu den Orleans hin, aber die Menge ist, sobald die ersten Ausbrüche des Zornes oder der Verzweiflung vorüber sind, immer und überall lenksam und leicht zu täuschen. Es gab eine kleine aber unternehmende Partei, welche an die Republik dachte, und weder von den Bourbonen der älteren noch

der jüngeren Linie etwas wissen wollte. Aber dieselbe bestand meist aus jungen unbekannten Männern, ohne tiefe Wurzeln in der Gesellschaft, ohne äußere Macht, von dem Volke durch ihre Bildung, von den Reichen durch ihre Meinungen getrennt. Man dachte die Biegsameren und Feineren darunter durch Ertheilung von Aemtern und andere Begünstigungen für die neue Regierung zn gewinnen, die Unbeugsamen und Hartnäckigen unschädlich zu machen, bei Seite zu schieben und im Nothfalle zu erdrücken.

Ludwig Philipp von Orleans hatte von jeher eine zweideutige Rolle gespielt, und war, je nach den Umständen, seinen königlichen Verwandten bald näher bald ferner getreten. So einfach und arglos er sich auch darstellen mochte, die Eifersucht seines Stammes auf die Vorzüge und Größe der älteren Linie lebte in ihm fort. Er besaß ausgezeichnete Talente, nur keinen großen, weiten Blick, und schätzbare Eigenschaften des Charakters, nur keine vollkommene Aufrichtigkeit.

Der Herzog von Orleans war von Karl X mit Wohlthaten überhäuft worden. Der König hatte die Wiederherstellung der orleansschen Apanage, ungeachtet des Widerstrebens der Ultraroyalisten, von den Kammern sanktioniren, und in demselben Gesetzesentwurf mit der Errichtung seiner Civilliste vorlegen lassen, so daß beide zugleich angenommen oder verworfen werden mußten. Er hatte ihm und seiner Familie den Titel: Königliche Hoheit beigelegt, während die Prinzen von Geblüt früher nur das Prädikat: Hoheit führten.

Der Herzog von Orleans hatte seinen königlichen Verwandten bis zum letzten Augenblick getäuscht. Die oben erwähnte Proklamation, welche Karl X um die Zeit der letzten Wahlen an die Franzosen erließ, war von Ludwig Philipp in Gegenwart des Königs sehr gelobt, und dieser, der von seines Vetters Einsicht eine hohe Meinung hegte, dadurch zur Verfolgung der von ihm eingeschlagenen Bahn ermuntert worden. Er sandte, als schon Alles zu seiner Erhebung und dem Sturze Karl X vorbereitet war, noch ein Schreiben an letzteren, worin er ihn seiner Treue und Ergebenheit versicherte.

Während des Kampfes zwischen dem Pariser Volke und den königlichen Truppen, hatte sich der Herzog von Orleans, ungewiß über den Ausgang, und um nicht zu einer bestimmten Parteinahme gezwungen zu werden, ganz allein nach seinem im Walde von Bondy gelegenen

Landhause Raincy zurückgezogen. Nur seine Schwester, die Prinzessin Adelaide von Orleans, kannte seinen Aufenthalt, und theilte die Nachricht davon zu gelegener Zeit Thiers und einigen anderen Führern der Opposition mit. Unterdessen war der Herzog, besonders auf Lafitte's und Thiers Veranlassung, zum Generalstatthalter des Königreiches ernannt worden. Jetzt erhielt er von seinen Vertrauten die Aufforderung nach Paris zu kommen, indem die Stunde der Entscheidung heran gekommen. Am späten Abend langte er daselbst unerkannt an (30 Juli). Am anderen Tage erklärte er die ihm dargebotene Würde annehmen zu wollen, begab sich nach dem Stadthause, wo ihn de la Fayette empfing, der durch seine Zustimmung die Menge für ihn gewann, und erließ eine Proklamation an das Volk, in welcher das Abzeichen der alten Monarchie, die weiße Kokarde, welche in diesen Augenblick noch fast das ganze Heer trug, ausdrücklich verboten wurde. Am 3 Aug. eröffnete der Generalstatthalter die Session der Kammern, die aus ungefähr achtzig Pairs und zweihundert Deputirten bestanden. In der von ihm bei dieser Gelegenheit gehaltenen Rede wies er auf einige zeitgemäße und nothwendig gewordene Abänderungen der Verfassung hin. Nach seiner Entfernung stellte der Abgeordnete Berard den Antrag, ihm die Krone zu übertragen, nachdem er die von einer Kommission zu revidirende Verfassung angenommen haben würde.

Die Charte constitutionelle wurde dahin abgeändert, daß der Eingang zu derselben (préambule), in welchem Ludwig XVIII ihre Verleihung, der Form nach, als ein Werk seiner königlichen Machtvollkommenheit hinstellte, ganz verschwand, im Artikel 6 aber die katholisch-apostolisch-römische Religion nicht mehr als Staatsreligion, sondern nur als die Religion der Mehrheit der Franzosen erwähnt wurde. Zu dem Artikel 7, welcher die Preßfreiheit verhieß, ward der Zusatz gemacht, daß die Censur nie mehr eingeführt werden dürfe. Der Artikel 14, auf welchen Karl X sein Recht zu einer willkührlichen Abänänderung der Verfassung gestützt hatte, ward gestrichen, und erklärt, daß der König fortan nie eine andere als die ihm von dem Grundgesetz ausdrücklich verliehene Gewalt in Anspruch nehmen dürfe. Außerdem wurde der Titel: König von Frankreich und Navarra — in den: König der Franzosen — verwandelt, beiden Kammern das Antragerecht beigelegt, bei der Pairskammer die Oeffentlichkeit der Sitzungen

eingeführt, und die Legislaturepoche der Deputirtenkammer, statt der unter Villele eingeführten Siebenjährigkeit, auf fünf Jahre bestimmt.

Am 7. August wurde diese Reform der Konstitution von beiden Kammern angenommen, von den Pairs mit 89 gegen 24, von den Deputirten mit 219 gegen 33 Stimmen der Thron dem Recht und der That nach für erledigt erklärt, und dem Herzoge von Orleans und seinem Stamme zuerkannt. Beide Kammern begaben sich noch an demselben Abend nach dem Palais royal, wo der Herzog, nachdem Pasquier die Erklärung der Pairs- und Lafitte die der Deputirtenkammer vorgelesen hatte, die revidirte Verfassung mit der Versicherung annahm, daß die darin ausgesprochenen Grundsätze die Ueberzeugung seines ganzen Lebens gewesen, und ihm als Richtschnur bei der Regierung dienen würden. Am 9 August beschwor der bisherige Generalstatthalter, in Gegenwart beider Kammern die Verfassung, und wurde hierauf unter lebhaftem Zuruf der Anwesenden und großem Jubel der Pariser Bevölkerung, zum Könige ausgerufen. Die legitime Monarchie war demnach innerhalb vierzig Jahren dreimal gestürzt worden.

Das Geschick der älteren Linie der Bourbonen ging jetzt rasch seiner letzten Entwickelung entgegen. Karl X hatte in St. Cloud vergeblich auf die Rückkehr des Herzogs von Mortemart gewartet. Da er in diesem der Hauptstadt nahe gelegenen Lustschlosse für seine und seiner Familie Sicherheit und Freiheit fürchten konnte, so begab er sich nach Trianon, von wo ihn aber die feindliche Gesinnung der Bevölkerung des benachbarten Versailles bald verscheuchte, und zuletzt nach dem weiter entfernten Rambouillet. Seine Garde, 12000 Mann mit 40 Stück Geschütz, war ihm gefolgt. Er gedachte in Rambouillet die Verstärkungen, welche aus den Uebungslagern von St. Omer und Luneville herbeigerufen waren, zu erwarten, und sich nach den royalistisch gesinnten Departements des Westens zu begeben. Am 1 August richtete er ein Schreiben an den Herzog von Orleans, worin er die Zurücknahme der Ordonnanzen wiederholte, die Eröffnung der Kammern für den 3 August genehmigte, und seinen Vetter zum Generalstatthalter des Königreiches ernannte, der unterdessen diese Würde schon von Seiten der siegreichen Revolution empfangen hatte. Aber die Umstände gestalteten sich für den König immer ungünstiger. Auf die Nachricht von dem sich in allen benachbarten Departements ver-

breitenden Aufstande und dem zunehmenden Abfalle der Truppen, faßte Karl X endlich den Entschluß, durch ein großes persönliches Opfer den Haß seiner Feinde zu besänftigen. Er hoffte dadurch die Krone in seinem Hause erhalten zu können. In dieser Absicht kündigte er am 2 August dem Herzoge von Orleans seine Niederlegung der Regierung und die Verzichtleistung seines Sohnes, des Dauphin, an, und forderte ihn auf, seinen Enkelsohn, den Herzog von Bordeaux, unter dem Namen Heinrich V, als König anerkennen zu lassen.

Der Herzog von Orleans und die Partei, welche ihn auf den Thron setzen wollte, fühlten sich durch die Anwesenheit Karl X in Rambouillet, an der Spitze eines Korps ausgesuchter Truppen, welches jeden Augenblick Verstärkung erhalten konnte, bedroht. Es ward deshalb eine aus drei Mitgliedern, dem Marschall Maison, dem Deputirten Odilon Barrot, Sekretair der Municipalkommission, und dem Deputirten von Schonen, einem vertrauten Freunde de la Fayette's, bestehende Kommission nach Rambouillet geschickt, um Karl X zur Entfernung aus Frankreich zu bewegen, und ihn bis zu diesem Augenblick zu begleiten. Um dieser Aufforderung mehr Nachdruck zu geben, ward eine aus Nationalgarden und Pariser Freiwilligen gebildete Expedition gegen Rambouillet ausgerüstet.

Karl X gab, von der Nothwendigkeit gedrungen, diesem Verlangen nach, hoffte aber in jedem Augenblick die Nachricht zu erhalten, daß der Herzog von Orleans seinen Enkelsohn zum König erklärt habe. Am 4 August entließ er seine Garde, und behielt nur seine Haustruppen, das Regiment Garde du Corps, bei sich, welches ihn bis an den Ort seiner Einschiffung, wozu Cherbourg bestimmt war, begleiten sollte. Er dachte zunächst in England eine Zuflucht zu suchen. Er reiste sehr langsam, denn er wollte dem Generalstatthalter und den Kammern Zeit zur Anerkennung des Herzoges von Bordeaux lassen. Selbst als er die Nachricht von der Errichtung eines neuen Thrones erhielt, glaubte er noch eine Zeit lang an die Treue seines Vetters, des Herzoges von Orleans, und war der Ueberzeugung, derselbe habe nur gezwungen der Revolution nachgegeben, und werde seine Macht dazu anwenden, um die Krone für den rechtmäßigen Erben aufzubewahren.

Am 16 August kam Karl X in Cherbourg an, wo ein von der französischen Regierung gemiethetes amerikanisches Schiff auf ihn wartete, um ihn nach England überzuführen. Er durchschritt langsam die

Reihen des Regiments Garde du Corps, das am 5 und 6 Oktober (1789) in Versailles Ludwig XVI und Marie Antoinette gegen die Wuth des Volkes vertheidigt hatte, und jetzt bei ihm bis zum letzten Augenblick ausharrte. Diese Truppe, welche schon unter Karl VII errichtet worden, hatte seit Jahrhunderten bei allen freudigen und traurigen Veranlassungen die königliche Familie umgeben. Die Soldaten bekleideten Officiers- die Hauptleute Generalsrang. Als sie ihm ihre Feldzeichen übergaben, denn die Entfernung Karl X war zugleich ihre eigene Auflösung, da es unter der neuen Ordnung der Dinge keine mehr privilegirten Truppenkorps geben sollte, so sagte der König: „Ich empfange diese Fahnen in einem traurigen Augenblick, hoffe aber, daß ihr sie von der Hand dieses Kindes" auf den Herzog von Bordeaux zeigend „in einer besseren Zeit wiedererhalten werdet. Eure Namen sind in dem Archive meines Hauses verzeichnet, um für immer von meinem Unglück und Eurer Treue Zeugniß abzulegen!" Eine tiefe Rührung war auf allen Gesichtern zu lesen. Selbst das zuschauende Volk gab durch lautlose Stille seine Theilnahme kund. Hierauf begab sich die königliche Familie nach dem Schiffe. Die Dauphine, Tochter Ludwig XVI, war so erschüttert, daß ihr wankender Gang unterstützt werden mußte. Der König ließ Alle vorangehen, und schied als der Letzte unter den Seinigen von dem französischen Boden.

Karl X war von Natur so wohlwollend und liebenswürdig, daß selbst die, welche am meisten zu seinem Sturze beigetragen haben, in ihm nur den König aber nicht den Menschen verwerfen konnten. Er ließ sich allerdings ein schweres Unrecht zu schulden kommen, indem er in einem wenigstens zweifelhaften Falle, wie sein Recht die bestehende Verfassung umzuändern, zur Anwendung von Gewalt schritt. Aber er fürchtete, von Zugeständniß zu Zugeständniß, zuletzt an einen Abgrund gedrängt zu werden, und wollte lieber einen Kampf versuchen als widerstandslos untergehen. Was in dieser Meinung über seine Stellung Irriges und Uebertriebenes lag, kann seinem befangenen und beschränkten Urtheil, aber nicht seinem Herzen zur Last gelegt werden, das nicht nur im gewöhnlichen Leben von Güte und Großmuth gegen Andere erfüllt war, sondern auch, wie der Feldzug gegen Algier beweist, für Frankreichs Ruhm und Größe schlug. Er würde in einer ruhigeren Zeit ausreichende Kräfte zur Regierung besessen haben, und hätte überhaupt ein besseres Schicksal verdient.

Die Julisrevolution ist, wenn auch im Vergleich zu der ersten Revolution, mit geringen Mitteln und nach kurzem Kampfe vollbracht, eine Begebenheit von unermeßlicher Wichtigkeit gewesen. Die Hoffnung, welche die Restauration erregt hatte, die zwischen einer alten und neuen Zeit vorhandenen Gegensätze auf dem Wege freier Berathung und friedlicher Entwickelung auszusöhnen, ward hierdurch vernichtet, und Frankreich, wie ein Schiff dessen Masten vom Sturm zerbrochen sind, von Neuem auf das gefahrvolle Meer einer ungewissen Zukunft getrieben.



Druck von Gebr. Unger in Berlin.